

Die Töchter des Vatican.

Roman in 6 Büchern.

von

Ernst Willkomm.

Leipzig, 1860.

ERSTES BUCH. DER SEILTÄNZER.

ERSTES KAPITEL. NACH DEM BRANDE.

Die Feuersbrunst hatte den ganzen Tag gewüthet und einen ansehnlichen Theil der Stadt in Asche gelegt. Von der Hitze des Julitages und lebhaftem Winde unterstützt, war den gefräßig um sich greifenden Flammen kein Einhalt zu thun. Erst gegen Abend, als ein rettender Gewitterregen niederging, gelang es, das entfesselte Element wieder zu bändigen und dem Brande bestimmte Grenzen zu setzen. Die untergehende Sonne, der gegenüber im Osten ein farbig glänzender Regenbogen stand, beschien nur rauchende Trümmer, rothe, aus Gluthhaufen emporzüngelnde Flammen und eingestürzte Mauern, zwischen denen noch halb verbranntes Gebälk glimmte.

Während der Dauer des Brandes hatte Jeder nur an sich und die Seinigen gedacht, jetzt, wo man sich sagen konnte, daß die Gefahr vorüber sei, richteten Viele ihr Augenmerk auf den Ort, wo zuerst die verderbliche Lohe bemerkt worden war.

Die Stadt gehörte zu jenen schlecht gebauten, größtentheils mit Schindeln gedeckten Mittelstädten Deutschlands, deren es noch jetzt eine beträchtliche Anzahl gibt. Sie war wohlhabend, stark bevölkert und nährte sich vornehmlich durch die lebhafteste Fabrikthätigkeit ihrer strebsamen Einwohner. Tuchwebereien, Nadel- und andere Fabriken gaben ihr von Weitem ein ganz stattliches Ansehen. Gerade zwischen einigen dieser hochstockigen, ganz aus Holz aufgeführten Gebäude war das Feuer in einer

Scheuer ausgebrochen, hatte schnell die nächsten Häuser ergriffen, dann den schräg gegenüber stehenden, mit roth gemalten Schindeln bedeckten Thurm der alten Spitalerkerche erfaßt und so der ganzen Stadt den Untergang gedroht.

Die erwähnte Scheuer gehörte zu einem stark besuchten Gasthofe, in welchem vorzugsweise Frachtfuhrleute verkehrten. Vor Kurzem hatte sich in demselben für unbestimmte Zeit eine Gesellschaft reisender Seiltänzer einlogirt, welche mit Erlaubniß der hohen Obrigkeit eine Reihe von Vorstellungen geben wollte. Der Chef oder Director dieser Gesellschaft stand noch in Unterhandlung mit der Behörde eines Kunststückes wegen, das den wackern Bürgern, in deren Händen die Zügel der städtischen Regierung lagen, gar zu halsbrecherisch und deshalb bedenklich erschien. Es sollte nämlich ein sogenanntes Thurmseil aufgespannt werden. Als einen geeigneten Anknüpfungspunkt für dasselbe bezeichnete der Director das oberste Giebelfenster des Marstalles und Kornschüttbodens, eines sehr großen, massiven Gebäudes, das ziemlich im Mittelpunkte der Stadt lag. Das Seil mußte, um nicht gar zu steil von der Erde zur Giebelhöhe erwähnten Gebäudes aufzusteigen, quer über die niedrigen Häuser einer Straße gezogen werden.

Es kostete dem Director der Gesellschaft, der ein stattlicher Mann mit auffallend feinen Manieren war, nicht geringe Ueberredungskünste, ehe es ihm gelang, die weisen Häupter des Rathscollegiums von der Ungefährlichkeit seines Kunststückes zu überzeugen. Die Erlaubniß

zur Aufspannung ward gegeben, und noch an demselben Abend beschäftigte sich die Gesellschaft der reisenden Künstler in der leer stehenden Scheuer mit Entrollung des mächtigen Seiles und mit Durchsicht ihrer Garderobe, die sie in Kisten und Koffern mit sich führte.

Spät Abends war der Director Frontelli in eigener Person mit einer großen Laterne aus dem Thor der Scheuer getreten und hatte diese verschlossen. Einige Stunden später schlugen die Flammen aus dem Dache und schon bei Sonnenaufgang brannte der schlanke Thurm der Spitalerkirche.

In der ersten Aufregung und im wilden Durcheinander der Rettenden, Flüchtenden, Jammernden dachte Niemand an die Entstehungsursache des entsetzlichen Unglückes, das Hunderte obdachlos, Viele wohl auch für längere Zeit brodlos, wo nicht gar zu Bettlern machte. Um so lauter aber deutete man nach Beseitigung der Gefahr auf die wahrscheinlichen Urheber des Brandes. Es leuchtete Allen ein, daß nur die unnützen Seiltänzer in ihrer Fahrlässigkeit die Scheuer in Brand gesteckt haben mußten. Wenige gingen noch weiter, indem sie die dreiste Behauptung aufstellten, das fremde Volk habe aus Bosheit, aus Rachsucht oder sonst einem Grunde das mit Stroh bedeckte Gebäude angezündet. Lag nun auch dieser letzteren Aufstellung nichts Haltbares zu Grunde, so war doch die Annahme mehr als wahrscheinlich, daß strafbarer Leichtsinns den Brand veranlaßt habe.

Schon zur Beruhigung der aufgebrachtten Gemüther war eine Vernehmung des Directors Frontelli und seiner Gefährten geboten. Diese ergab indeß nichts Gravierendes. Frontelli läugnete nicht seine späte Anwesenheit in der Scheuer, dagegen konnte er nachweisen, daß das Feuer drei Stunden später erst ausgebrochen war und zwar auf dem Boden der Scheuer, den er selbst und seine Leute nicht betreten durften. Irgend ein unglücklicher Zufall mußte demnach das Unglück veranlaßt haben, nur daß eine böswillige Absicht dabei im Spiele gewesen sein sollte, schien mehr als unwahrscheinlich. Die Seiltänzer-gesellschaft hatte ihre ganze Habe, alle Garderobestücke und Utensilien, deren sie bei ihren Vorstellungen bedurfte, verloren, und war unter den vom Brande Betroffenen jedenfalls am meisten mit zu beklagen.

Obwohl im Hinblick auf das betrübende Ereigniß die Gesellschaft selbst nicht daran denken konnte, sogleich die Vorstellungen beginnen zu lassen, verfehlte der Director doch nicht, dem Stadtrathe die Bitte um Gestattung eines längern Aufenthaltes vorzutragen. Frontelli's Gewandtheit und angenehmem Wesen gelang es auch wirklich, die Herzen der Väter der Stadt zu erweichen, und die ihm und seiner Gesellschaft vor Ausbruch des Feuers bewilligt Frist wurde großmüthig auf das dreifache Maß verlängert.

Ungern unter den Rathsherren sah diesen Beschluß seiner Collegen nur Herr Mathias Grant, ein sehr begüterter Mann und Inhaber der größten Wollenspinnfabrik,

die jetzt leider in einen glühenden Schutthaufen verwandelt war. Er hatte gegen eine Verlängerung der Erlaubniß des Aufenthaltes gestimmt, wie er auch am längsten das Thörichte des Unternehmens hervorzuheben sich bemühte, das er in der Besteigung des Thurmseiles erblickte.

Er sah dem fremden Manne, der einen geborgten Rock trug, finster nach, als dieser die große, dunkle Rathsstube verließ.

»Werther Herr Grant,« sprach Senator Dobbert, sich freundlich seinem grollenden Nachbar zuwendend, »gestatten wir den armen Menschen den Aufenthalt nicht, so müssen sie entweder den Gensdarmen als bettelnde Vagabunden in die Hände fallen oder wir müssen sie ernähren. Nackt und blos sie auf der Straße liegen zu lassen, wäre unchristlich.«

»Sehr wahr, Herr Senator,« erwiderte Grant, »wir büden uns nur gar zu viele zweifelhafte Subjecte auf einmal auf. Ich würde nicht weiter davon sprechen, lebten wir still und zufrieden wie sonst. Blüht das bürgerliche Geschäft, so geniren ein paar herumlungernde Schmarotzer mehr oder weniger gar nicht, wenn aber Alles stockt, wie es nach dieser Calamität kaum anders sein kann, dann hat man heilige Pflichten gegen seine Nächsten mehr als zu viel zu erfüllen. Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß die beiden Gypsarbeiter aus Lucca, die schon vor drei Monaten um Erlaubniß anhielten, bis Mitte Herbst dieses Jahres hier ihre Künstlerwerkstatt aufschlagen zu dürfen, gleiches Loos mit so vielen unserer Mitbürger trifft. Die armen Teufel sind auch abgebrannt. Ihre Nachbildungen

älter und neuerer Kunstwerke liegen verkohlt, zerbrochen im Schutt, und was wird die Folge davon sein? Daß die Brüder morgen oder übermorgen mit einer Bittschrift vor uns hintreten und ebenfalls um verlängerten Aufenthalt ansuchen, damit sie den gehabten Schaden wieder einholen können.«

»Den Lucchesen haben Sie doch selbst das Wort geredet,« warf ein jüngeres Rathsmittglied ein.

»Allerdings,« versetzte Grant. »Nachdem ich die Arbeiten der Leute in Augenschein genommen und mich überzeugt hatte, daß sie etwas zu leisten vermöchten, glaubte ich ein gutes Werk zu thun, wenn ich sie empföhle. Die Mehrzahl unserer Mitbürger versteht wenig genug von Kunst, obwohl sie schlechte oder doch sehr mittelmäßige Bilder in Menge kauft. Da dachte ich, das Betrachten gelungener Nachbildungen anerkannter Meisterwerke der Sculptur könne bildend auf den Geschmack der Aufgeweckteren, Urtheilsfähigeren wirken. Bildung des Geschmackes aber halte ich, wie überhaupt alle Bildung, für einen großen Fortschritt. Wo sich der Kunstsinn im Volke entwickelt findet, da braucht man vor der Zukunft nicht bange zu sein. Es ist das weit besser, als manches Andere, worauf sehr respectable Leute so großen Werth legen!«

Grant's Auge streifte bei den letzten Worten ein älteres Rathsmittglied, den Senator Unstätten, der es oft ausgesprochen hatte, daß er in allen künstlerischen Erzeugnissen nur die Ueberbleibsel heidnischer Liebhabereien erblicke.

»Man weiß, daß unser Herr College eine Scheu vor jedem Kreuze hat,« sprach Unstätten, den stechenden Blick des Fabrikherrn mit einem noch stechenderen erwidernnd.

»Namentlich wenn es uns von fremder Hand unerbeten auferlegt wird,« entgegnete Grant. »Des Kreuzes gibt es wahrlich genug im Leben, man braucht nicht erst lange danach zu suchen, gute Büsten und Statuetten aber sind selten, und doch gewähren sie Jedem, der ein gesundes Auge hat und Sinn für das Schöne in Kunst und Natur, einen reinen geistigen Genuß.«

Unstätten lächelte cynisch, erwiderte aber nichts.

»Der geehrte Herr College muß das besser verstehen, als wir,« fiel Senator Dobbert ein. »Von einer Römerfahrt muß man doch Früchte mit nach Hause bringen.«

»Ich denke, Sie kennen meine Gesinnungen,« sprach Grant. »Zu Schwärmereien lasse ich mich nicht mehr fortreißen.«

»Das heißt,« unterbrach ihn Unstätten, »Sie werden abermals als Freund der Gypsarbeiter auftreten, wenn die Lucchesen mit dem angedeuteten Gesuche vor uns erscheinen sollten.«

»Ich werde thun, was ich für meine Pflicht halte, und meine Ansichten jederzeit, und zwar durch Gründe erläutere, darlegen.«

Unstätten verbeugte sich, indem er gelassen erwiderte:

»In einem Collegium, wie das unsrige, ist männlicher Freimuth immer zu schätzen.«

Mathias Grant wollte eine gereizte Erwiderung geben, besann sich aber noch zu rechter Zeit, da er sich ja sagen

mußte, daß der hart betroffenen Stadt und deren Bürgern nichts mehr Noth thue, als einiges Handeln der Obrigkeit. Er ließ deshalb die letzte Bemerkung seines immerwährenden Antagonisten unbeachtet, indem er sich an das jüngere Rathsmitglied mit der Frage wandte:

»Finden Sie denn auch, daß dieser gewandte Seiltänzer, der Häuser und Thürme mit fabelhafter Sicherheit auf kaum zwei Zoll breitem Seile erklimmen soll, ein interessanter Mann ist?«

Der Gefragte zuckte die Achseln, indem er erwiderte:

»Darüber müßte man das Urtheil von Frauen einholen.«

»Von Jugend auf,« fuhr Grant fort, »kann der noch junge Mann unmöglich einer so entsetzlichen unwürdigen Beschäftigung sich hingeeben haben. Er hat zu viel Tournüre, zu viel Gewandtheit im Ausdruck. Wer weiß, welche Verhältnisse, welche trüben Schicksale ihn eine Laufbahn zu betreten zwangen, die er vielleicht selbst gering schätzt.«

»Um so mehr thun wir unsere Pflicht als christliche Obrigkeit,« fiel Unstätten wieder ein, »wenn wir dem Manne Gelegenheit geben, über sich, seine Lage, sein Leben und Wirken nachzudenken. Gott kann noch Großes mit ihm vorhaben, und darum ließ er über ihn und seine Gefährten dies Unglück kommen.«

Mathias Grant schob seinen Sessel zurück und erhob sich.

»Vielleicht könnte man auch sagen,« fügte er spöttisch hinzu, »der liebe Gott hat anderthalbhundert Häuser in

Rauch und Flammen aufgehen und fünfhundert Personen größtentheils um all das Ihrige kommen lassen, um einen kräftigen Menschen mit gesunden Gliedmaßen, die er wie ein Affe zum Springen und Klettern benutzt, zur Erkenntniß seines jämmerlichen Lebenswandels zu bringen. In der That, ich finde diese Auffassung so einzig und groß, daß ich mich selbst bedaure, weil ich so ungläubig bin und da oft noch dicke Finsterniß sehe, wo man hell brennende Kerzen pyramidalisch gerade vor mich hin stellt.«

Senator Unstätten schlug die Augen zum Himmel auf, als wolle er sagen: der Mann ist und bleibt ein Heide, Mathias Grant aber, dem sich Dobbert zugesellt hatte, empfahl sich dem präsidirenden Bürgermeister und verließ mit seinem Collegen den Rathssaal.

Als beide Männer die Mitte der alterthümlichen, mit einem kunstvoll geschnitztem Geländer umgebenen Wendeltreppe erreicht hatten, blieb Mathias Grant stehen und sagte zu seinem Begleiter:

»Wissen Sie, was ich in diesem Augenblicke von Grund der Seele bedaure, Herr College?«

»Ich kann es mir denken,« erwiderte Dobbert. »Es wäre Ihnen wie wohl auch Andern lieber, die Bürger hätten einen etwas freisinnigeren Mann, als gerade diesen starr orthodoxen Katholiken, in den Rath gewählt.«

»Jedenfalls würde das Gemeinwesen sich besser dabei stehen und der beschwingte Fuß des Zeitgeistes nicht mit schweren Hemmschuhen belastet werden,« sagte Grant.

»Den Wunsch indeß, der sich in meinem Herzen regt, haben Sie damit nicht bezeichnet. Eigentlich ist es schlecht, daß man sich von solchen Gedanken an's Leitseil legen lassen kann, ich gebe es zu, und dennoch wird jeder Verständige, welcher die Zeitereignisse richtig auffaßt, ihn verzeihlich finden. Mit einem Worte: ich wollte, die katholische Kirche wäre von dem Feuer bis auf den Grund zerstört worden!«

Die Rathsherren traten eben aus der Thür des alten Rathhauses, und gerade vor ihnen erhoben sich Trümmer der gewaltigen Brandstätte, geborstene, von Rauch geschwärzte Mauern, verkohltes Gebälk von gelblichem Rauch umbrodelt, hin und wieder auch rothe Lohen, in grellem Glühen aus wüsten Schutthaufen aufzuckend. Hoch empor aus diesem Chaos, der Zerstörung ragte unversehrt das hochgiebelige Dach der katholischen Kirche. Ein Thurm zierte das kaum vierzig Jahre alte Gebäude nicht, aber aus der hohen, nach Osten gekehrten Giebelseite blitzte ein stark vergoldetes Kreuz bald im sanften Dämmerlicht des Mondes, der durch wolliges Gewölk flimmerte, bald stärker leuchtend in der rothen Gluth der Flammen, die wie böse Geister über der Brandstätte schwebten.

»Verlassen Sie sich darauf, Herr College,« fuhr Mathias Grant lebhafter fort, da Senator Dobbert ihm auf seine Bemerkung jede Antwort schuldig blieb, »dieser Zufall, der sich ganz natürlich durch die Richtung des Windes und durch den Zug, welchen die Flammen nehmen mußten, erklären läßt, wird von der Schaar jener frommen

Finsterlinge, die seit einer Reihe von Jahren auch bei uns leider nur zu viele Anhänger gefunden haben, zu ihren geheim gehaltenen Zwecken sehr geschickt ausgebeutet werden. Die alte Spitalerkirche, eine der ersten, in denen die Lehre des Reformators siegreich ihren Einzug hielt, muß gleich zu Anfange des Brandes Feuer fangen und als rechte Brandfackel die Stadt vollends anzünden, und an dem massiven Gebäude der katholischen Kirche, wo der Windzug die fürchterliche Feuerwohle in zwei Arme spaltete, bricht sich die Gewalt der Flammen, sie umzingeln, umbrausen sie, ohne sie ernstlich zu beschädigen, und vereinigen sich dann wieder in dem Holzgerümpel alter Häuser zu neuer verheerender Thätigkeit! Wie gesagt, dem Vernünftigen erklärt sich das Geschehene ganz von selbst, die Blinden im Geiste aber, die immer mit Anderer Augen sehen, durch Anderer Gedanken die eigenen wecken oder vielmehr einschläfern lassen, werden nicht viel weniger als ein offenbares Wunder darin erblicken wollen!«

»Nach meiner Ansicht wird Niemand davon sprechen,« meinte Dobbert. »Es wäre ja höchst unklug, denn eine Aeufßerung dieser Art würde eine sehr ärgerliche Spannung zwischen Protestanten und Katholiken hervorrufen, bei welcher die Letzteren sich doch nur im Nachtheile befänden.«

»Das glauben Sie, Herr College?« versetzte Grant. »Dann kennen Sie die Stimmung sehr schlecht, die sich in den letzten zwei bis drei Jahren hier wie allerwärts

festgesetzt hat. Unstättens wird es schon anzuzetteln wissen, daß gewisse Leute davon reden. Ich sah ihm das an den Augen an. Der Seiltänzer, der ihm als Repräsentant einer untergeordneten, brodlosen Kunst nicht bloß gleichgiltig, sondern wahrscheinlich auch zuwider ist, wird nur deshalb von ihm protegirt, weil er an den Pater Lorchheimer eine Empfehlung mitgebracht hat und sehr regelmäßig die Frühmesse besucht. Meine beiden Gysmodellirer aus Lucca sind ungleich weltlicher gesinnt oder besitzen weniger Uebung im Heucheln. Sie tanzen lieber oder klimpern auch selbst gelegentlich eines ihrer einfachen Stückchen auf der schlecht gestimmten Leier, die sie aus ihrer schönen Heimath mitgebracht haben. Das ist's, was dem frommen Herrn von der rechten Altgläubigkeit nicht behagt, und darum wird er und sein Anhang den schönen Satz aufstellen: der schreckliche Brand sei eine Strafe gewesen für die Ungläubigen, die Ketzer, die Spötter und Abtrünnigen, die Gläubigen aber und ihr Gotteshaus habe Christus selbst durch seine unsichtbaren Boten in Schutz genommen!«

»Sie ereifern sich über ein Phantom,« versetzte der verstandeskälte Dobbert. »Früher waren Sie ganz anders, toleranter, möchte ich sagen, obwohl man Sie jetzt noch weniger als sonst für einen Heiligen halten möchte. Wie kommt das, Herr College? Sollte Ihre Reise nach Italien, von der Sie so lange sprachen, schuld daran sein?«

»Ich will und kann nicht widersprechen,« sagte Mathias Grant, lebhaft neben Dobbert fortschreitend, dessen Wohnung in einer von dem Feuer zur Hälfte zerstörten

Straße lag, »daß ich seit meiner Rückkehr aus jenen paradiesischen Gefilden alle kirchlichen und religiösen Angelegenheiten mit ganz anderm Auge betrachte, als vor meiner Reise. Ich verhehle Niemand, daß ich im Glauben äußerst schwach bin, daß ich die regelmäßigen Kirchengänger nicht liebe, und daß ich jeden Versuch unterlassen werde, der von entschlossenen Köpfen gemacht wird, der Verdummung des Volkes durch Priesterwort und was daran hängt, Grenzen zu setzen. Ohne Religion kann die Menge nicht sein, das sehe ich ein, es ist aber eine Abscheulichkeit, die Religion zum Deckmantel schlechter Zwecke zu machen, und zu diesem Behufe Lehren zu erfinden, an welche der Stifter des Christenthums ganz gewiß nicht gedacht hat. Aus diesem Grunde, mein werther Herr College, habe ich mich von allem kirchlichen Zwange losgesagt und bin ein Vertheidiger derer geworden, die sich zu einer neuen Gemeinschaft zusammenthun, in der sie Gott dienen, ohne sich systematisch in solchem Dienste zu verdummen.«

»Sie werden heftig, lieber Freund,« versetzte der sehr conservativ gesinnte Dobbert. »Vorerst gibt das Unglück, von dem wir betroffen worden sind, Allen so viel zu thun, daß sie sich nur um zunächst liegende Dinge kümmern können. Inzwischen bekommt die Welt wieder einen neuen Ruck, der sie wohlthuend zusammenschüttelt und Alles ohne Zuthun schwacher Menschenhände wieder in Ordnung bringt.«

»Harmlose Hoffnungen eines Optimisten!« spöttelte Grant.

»Sind Sie glücklicher in Ihrem Pessimismus!«

»Gewiß! Er regt mich auf, er zwingt mich zum Nachdenken!«

Dobbert zeigte auf die rauchende Brandstätte, in deren Nähe sich jetzt durch eine drückend heiße, brenzlich riechende Luft in unangenehmster Weise bemerkbar machte.

»Diese Schutthaufen geben uns dazu Stoff für viele Jahre,« sagte er. »Und es ist doch wohl am Richtigsten, wenn wir im eigenen Hause erst Ordnung herstellen, ehe wir dem Allgemeinen unsere Aufmerksamkeit zuwenden.«

»Ein ächt deutscher Gedanke!« rief Mathias Grant verdrießlich aus. »Ueber den kleinlichen Einrichtungen im Hause vergessen wir das Große, das uns als Nation selbst groß machen würde! Aber bewahre! Lieber unterducken, in faulem Frieden leben und brav Geld einsacken, als den Kopf hoch, den Nacken steif tragen und jede Drohung gleich mit einem Faustschlage beantworten! In dieser Beziehung könnten wir am meisten von denen lernen, vor denen wir als unsern Widersachern stets auf der Hut sein müssen.«

ZWEITES KAPITEL. DIE FAMILIE DES RATHSHERRN.

Mathias Grant hatte mit der letzten Bemerkung sehr genau die schwache Seite Dobberts getroffen, der wirklich stets zum Frieden rieth, sich mit aller Welt vertragen wollte und darum nicht selten auch dem Gegner ohne

Noth Recht gab. Es lag nicht in der Absicht des friedliebenden Mannes, sich mit seinem Collegen in eine Debatte einzulassen, die seiner Ansicht nach völlig resultatlos bleiben mußte. Deshalb zog er es vor, Mathias Grant, der noch immer ein sehr aufgeregtes Wesen zeigte, zu verlassen.

»Ein andermal mehr davon,« sprach er, dem Fabrikbesitzer die Hand zum Abschiede reichend. »Es ist schon ziemlich spät, und daheim wird man auf Sie, wie auf mich warten.«

Grant hielt die Hand des Collegen fest, während sein Auge in die qualmenden Rauchwirbel blickte, die ein leiser Wind oftmals zertheilte und aufjagte, so daß die züngelnden Flammen in der Tiefe der zusammengestürzten Gebäude momentan sichtbar wurden.

»Können das Menschen sein?« sagte er dann, nach dem in den verschiedensten Farben spielenden heißen Rauch deutend. »Die Wächter und Löschmannschaften wagen sich nicht so weit vor, schon aus Liebe zu sich selbst, es können mithin nur aus einem Versteck erst spät Gerettete jetzt dort herumirren, oder ein paar freche Diebe haben die unverschämte Dreistigkeit, auf einem Boden, der buchstäblich unter ihren Füßen brennt, nach Geld und Kostbarkeiten zu suchen. Geschwind, lassen Sie uns Lärm machen!«

Dobbert wollte den lebhaften Mann beruhigen, dieser aber war nicht zu halten. Ohne auf die Gefährlichkeit

des Weges Rücksicht zu nehmen, den er einschlug, betrat Mathias Grant die eigentliche Brandstätte, den nächsten Wachen zurufend, sie möchten sich ihm anschließen. Wirklich fanden sich auch Einige, die seinem Rufe folgten. Noch ehe diese aber den entschlossenen Mann erreichen konnten, vernahmen sie schon ein herzhaftes Lachen, und gleich darauf gewahrten sie den wohlbekannten Rathsherrn unter brodelndem Rauche zwischen zwei etwas kleineren Männern, von denen jeder eine Spitzhaue trug.

»Kinder,« sprach Grant heiter, »da macht Ihr Euch ganz nutzlose Arbeit. Wenn Eure Götter und Göttinnen, Eure Adonis, Venus und Grazien in dieses verstürzte Gewölbe hinuntergestiegen sind, bekommt Ihr im glücklichsten Falle nur Scherben davon wieder zu sehen. Steht also ab davon und denkt mit Eurem großen Landsmann: *Lasciate ogni speranza!*

»Aber unsere Instrumente, Padrone!« erwiderte Giacomo Maffei. »Was sollen wir beginnen ohne sie? Wovon sollen wir unser Leben fristen? Eure Polizei ist streng, Padrone, und wenn wir uns nicht zu ernähren wissen, wird man uns früh genug aus dem Thore weisen! O, Signore, fügte er mit südlicher Lebhaftigkeit und in wehklagendem Tone hinzu – *siamo miseri! Moriramo di fame!*«

»Ihr seid weder dem Elende nahe, noch sollt Ihr verhungern,« erwiderte Grant, rasch die Stelle wechselnd. »Uebrigens habt Ihr den besten Ort ausgesucht, um möglichst schnell umzukommen! Da Ihr eben so wenig unverbrennbar seid, wie ich, eine Eigenschaft, die nur bei

Heiligen vorkommt, so habt die Güte und begleitet mich! Ich habe Euch früher schon unterstützt, ich werde auch jetzt meine Hand nicht von Euch abziehen. Im Hintergebäude meines Hauses kann ich einen Raum entbehren, der sich zu Euern Arbeiten vielleicht passend einrichten ließe. Kommt morgen oder wann Ihr wollt, zu mir und seht Euch die Localität an, und kann ich sonst noch mit Etwas dienen, so seid offen gegen mich. *Sono il vostro amico! – Felicissima notte!*«

Die Gebrüder Maffei, vor Kurzem noch der Verzweiflung nahe, brachen bei diesen Zusagen ihres vermögenden Gönners in so lebhaftige Danksagungen aus, daß Mathias Grant beinahe ärgerlich darüber geworden wäre. Er konnte es nicht ertragen, daß Menschen sich erniedrigten. Darum ließ er Cesare Maffei, den jüngeren der beiden Brüder, ziemlich hart an, als er gewahrte, wie der vor Glück plötzlich ganz außer sich gerathene Italiener wiederholt seinen Rock mit wahrer Inbrunst küßte.

»Morgen also, wenn es Euch genehm ist,« wiederholte er nach dem in italienischer Sprache hingeworfenen Verweise, und trennte sich am Rande der Brandstätte von den Lucchesen.

Senator Dobbert hatte die Rückkehr seines Collegen nicht abgewartet. Wer konnte wissen, ob ein Zusammen treffen mit zweideutigen Subjecten, die sich ja stets, wie Geier und Raben in der Nähe von Schlachtfeldern, an Orten, die das Unglück geweiht hat, einfinden, nicht zu Weiterungen führte, die seine Bequemlichkeit empfindlich stören mußten. Schlimm genug, daß die entsetzliche

Feuersbrunst jedem Bürger Opfer auferlegte! Als Rathsmitglied durfte er sich nicht weigern, in das Unterstützungscomite zu treten, und dieses Comite wollte schon vom nächsten Tage an täglich zweimal, kurz vor Tische und Abends, Sitzungen halten!

»Den Grant kann ich doch nicht begreifen,« sprach Dobbert zu sich selbst, als er allein seines Weges ging. »Was jedem andern ehrlichen Manne verhaßt ist, was er zu vermeiden sich angelegen sein läßt, das sucht der Mensch mit wahrer Leidenschaft auf! – Mit dem Superintendenten, einem prächtigen alten Herrn, der jedem versteckten Sünder die Hölle heiß zu machen weiß, hat er sich verfeindet, weil er so weit ging, dem gelehrten Doctor in's Gesicht zu behaupten, er predige nur für alte Weiber und junge Betschwestern! Im Rathscollegium macht er sich unliebsam durch seine consequente Opposition und durch die Manier, die er erst seit Kurzem aufgebracht hat, seine eigene Privatmeinung als besonderes Votum schriftlich abzugeben! – Und nun bindet er mit verlaufenen Strolchen an und pfuscht sogar der hohen Polizei in's Amt! Wenn das immer gut geht, will ich nicht als Senator sterben! Ich seh' es kommen, er spricht sich noch fest, und was er in früheren Jahren, wo ihn Jeder als einen ruhigen, nur seinem Geschäft lebenden Bürger kannte, verdient hat, kann er loswerden, ehe noch ein grauer Schimmer auf sein Haar fällt!« –

Von den Unterhandlungen in der Rathsstube und dem Gespräche mit seinem Collegen noch immer aufgeregt, betrat Mathias Grant sein geräumiges Wohnhaus, das in

dem vom Feuer verschont gebliebenen Stadttheile lag. Schon auf der Flur kam dem Vater seine Tochter Felicia entgegen mit der Nachricht, ein fremder Herr habe zwei Mal in seiner Abwesenheit nach ihm gefragt und werde alsbald zum dritten Male wiederkommen.

Dem Fabrikherrn fiel das nicht auf, da Fremdenbesuch zu den täglichen Vorkommnissen gehörte, nur war es ihm in dieser drangvollen, unruhigen Zeit nicht lieb, auch noch von Fremden in Anspruch genommen zu werden.

»Sonst ist nichts vorgefallen?« fragte er Felicia, die dem Vater die breite Treppe voran ging, welche durch das hereinflallende Mondlicht erleuchtet ward.

Die Tochter, ein eben der Schule entwachsenes Mädchen, verneinte, fügte aber dann, sich besinnend, und dem Vater ihr rundes rosiges Gesicht zuwendend, hinzu:

»Fräulein Emerentia von Seidenblatt hat hergeschickt und der Mutter sagen lassen, daß sie sehr gern bereit sei, mich unter ihre Schülerinnen mit aufzunehmen. Meine Schulfreundin Semele wird auch Theil nehmen an den Sprachstunden. Ich freue mich schon darauf, Papa, denn das Fräulein soll so unterhaltend, so spaßhaft sein!«

»So, soll es?« erwiderte Grant, die Thür zum Vorplatz öffnend, wodurch ein heiser rasselnder Schellenapparat in Bewegung gesetzt wurde, der kein so unangenehmes Geräusch machte wie das schrille Gebimmel der gewöhnlichen Hausglocken. »Nun, mich soll es freuen, wenn Du von dem altfränkischen Fräulein in Sprachen etwas Ordentliches profitirst. Nur laß Dich sonst nicht von ihr beschwatzen! Sie ist bigott, wenigstens sagt man es, und

alle bigotten Leute sind unduldsam und bekehrungssüchtig. In meinem Hause und meiner Familie soll aber, so lange ich zu befehlen habe, der Grundsatz des großen Friedrich Geltung behalten, daß Jeder nach seiner Façon selig werden könne.«

»Das versteh' ich nicht, Papa,« entgegnete Felicia mit dem unschuldigen und doch neugierigen Lächeln eines Kindes.

»Dann wirst Du es nächstens verstehen lernen,« sagte Grant. »Vernünftiger wäre es freilich, man spräche von dergleichen Dingen überhaupt nicht; denn etwas Gutes läßt sich doch nicht darüber sagen, ohne daß man sich halb und halb lächerlich macht. Wie geht es der Mutter?«

Felicia öffnete die Thür des Wohngemaches und ließ den Vater voranschreiten, während sie auf dessen Frage antwortete.

»Mama hat ein paar Stunden geschlafen und dann lange andächtig in dem Buche gelesen, das sie vom Herrn Pfarrer am letzten Ostern geschenkt erhielt. Der böse Kopfschmerz quält sie nicht mehr so arg, wie heute Vormittags.«

Mathias Grant brummte einige unverständliche Worte vor sich hin, stellte den Stock zwischen Schrank und Pendeluhr in die Ecke und ergriff den Klingelzug, um zu schellen.

»Licht!« befahl er dem Bedienten, »und dann die Zeitung, wenn sie angekommen ist!«

Er nahm Platz in der Sophaecke und streckte sich, indem er halb mit sich selbst sprechend, halb zu seiner jungen Tochter gewandt fortfuhr:

»Man weiß kaum mehr, wie es in der Welt aussieht! Ich habe kein Blatt angesehen seit dem unglücklichen Morgen, wo die Sturmglocke den entsetzlichen Brand einläutete! Man ist aber nur ein halber Mensch, wenn man nicht weiß, was Hüben und Drüben, Unten und Oben, Vernünftiges und Unvernünftiges vorgeht!«

Der Bediente kehrte zurück und stellte eine hell brennende Astrallampe von schon veralteter Form auf den runden Tisch von Nußbaumholz, dann ließ er die Rouleaux nieder und entfernte sich mit der Frage: ob der Herr sonst noch etwas zu befehlen habe?

»Melde meiner Frau, daß ich aus der Rathssitzung zurückgekommen bin,« sagte Mathias Grant trocken, die Hand nach der Zeitung ausstreckend, welche der junge Mensch neben der Lampe auf den Tisch gelegt hatte.

Während nun der ermüdete Fabrikherr in der Zeitung zu blättern begann, stieg Felicia auf einen Stuhl, um ihre Kanarienvögel, deren sie drei in einem großen, etwas hoch hängenden Bauer hegte, zu füttern und mit den zahmen, anschmiegsamen Thierchen zu schmeicheln und zu plaudern. Die niedlichen Vögel waren auch allerliebste. Felicia durfte nur ihren kirschrothen, kleinen Mund spitzen, so schüttelten sie ihr hellgelbes glänzendes Gefieder schon vor Vergnügen, hüpfen an das Gitter und pickten dann aus der kleinen Hand ihrer Pflegerin das dargebotene Futter.

»Papa, nächstens soll ich doch eine Nachtigall bekommen,« sprach das Mädchen, in ihrer kindlichen Beschäftigung fortfahrend. »Der alte Sprenkel-Adam hat mir versprochen, eine recht schön schlagende für mich zu besorgen.«

»Ja,« fiel Grant ein. »Liebes Kind, im Juli pflegen die Nachtigallen sich nicht mehr hören zu lassen. Sprenkel-Adam muß feinere Ohren haben, als andere Leute, wenn er im Juli die besten Sänger unter den Nachtigallen herausfindet.«

»Er sieht's, Papa!«

Mathias Grant lachte, Felicia murrte ein klein wenig beleidigt: »Er hat es aber doch gesagt!« stieg herab vom Stuhle und trug diesen an den Tisch, um hier dem Vater gegenüber Platz zu nehmen.

Gleichzeitig trat die Gattin des Fabrikherrn ein. Leontine war ihrer Jugend eine Schönheit gewesen. Jetzt konnte ihr das Niemand mehr ansehen. Sie war sehr hager geworden, hatte ein kränkliches Aussehen und fingirte wohl zuweilen auch mehr als nöthig gewesen wäre, ein leidendes Wesen. Als junges Mädchen, dem eine nicht unbedeutende Erbschaft bevorstand, war sie stolz, hochfahrend, übermüthig und häufig sogar abstoßend aufgetreten. Dies Ensemble unliebenswürdiger Eigenschaften verscheuchte die Anbeter, welche die begehrenswerthe Schöne in den Jahren der ersten bestechenden Jugendblüthe umschwärmten, und bald sah sich Leontine zu ihrem Schrecken vereinsamt, verlassen. Der Gedanke, die Männer verschmähten sie, machte sie erbeben, und um

diesem Schicksal zu entgehen, beschloß sie, den Ersten, der ihr Aufmerksamkeiten erweisen würde, durch Aufbieten aller ihr zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeiten festzuhalten.

Dieser Plan Leontinens gelang, nur freilich viel später, als das einst übertrieben stolze und von jeher gefallsüchtige Mädchen vermuthet hatte. Mathias Grant, ein stattlicher, aufgeweckter und kenntnißreicher Mann, fand Gefallen an Leontine, und da ihm bei seiner Geschäftstätigkeit ein Vermögenszuschuß gar nicht unerwünscht war, hielt er um sie an. Leontine sagte sehr gern zu, obwohl sie Mathias im Alter fast gleich war. Erst nach der Verlobung erfuhr sie, daß ihr Bräutigam Protestant sei, während sie von streng katholischen Aeltern abstammte. Diese Entdeckung berührte Leontine zwar unangenehm, konnte sie jedoch nicht veranlassen, die Verlobung wieder rückgängig zu machen, da sie persönlich in religiösen Dingen von jeher ein wenig Indolenz zur Schau getragen hatte. Indeß mußte dieser an sich wichtige Punkt doch zwischen beiden Verlobten zur Sprache gebracht werden, damit man sich gleich von Anfang an über gewisse Fragen, die erst später Bedeutung erhalten konnten, verständige.

Mathias Grant kam seiner Braut mit bezaubernder Liebenswürdigkeit entgegen und stieg dadurch bedeutend in Leontinens Achtung. Er gab die feierliche Erklärung ab, daß er ganz so wie sie selbst denke, und das kirchliche Bekenntniß für ihn als denkenden Menschen von gar keiner Wichtigkeit sei. »So lange die Herren Patres

nur nicht in unser Haus kommen,« äußerte er halb im Scherz, halb im Ernst, »soll und wird kein Mensch ahnen, daß unsere Ehe eine gemischte ist.«

Damit war Leontine vollkommen einverstanden. Das Paar ward zweimal kirchlich getraut, erst nach lutherischem Ritus, dann in der katholischen Kirche, und da Mathias ein durchaus liberaler Mann war, so gab er ohne viel Bedenken auch dazu seine Einwägung, daß die aus ihrer Ehe etwa entspringenden Kinder in der Religion der Mutter erzogen werden sollten. Er that dies mehr Leontine zu Gefallen, als weil er es für gut hielt, im Stillen aber mochte er wohl voraussehen, daß eines Tages die Kinder, die ihm Gott etwa schenken dürfte, in Folge der Fortschritte in Cultur und Humanität wohl aus eigenem Nachdenken zu der Ansicht kommen würden, daß das religiöse Bekenntniß Menschen von Geist und Herz niemals trennen könne. Leontine aber fühlte sich durch dies entgegenkommende Nachgeben ihres Bräutigams wahrhaft glücklich.

Die einzige Frucht dieser Mischehe war Felicia, das ganze Ebenbild des Vaters. Nur den moquanten Zug um die fein geschnittenen Lippen, der dem Kinde einen eigenthümlichen Liebreiz verlieh, hatte sie von der Mutter geerbt.

Leontine begrüßte ihren Gatten auffallend kühl, während sie Felicia mit mütterlicher Wärme an sich drückte, indem sie das blonde Lockenhaar des Kindes aus dessen blendend weißer Stirn strich.

»Du bist wieder wohl, hör' ich?« sagte Mathias, das Zeitungsblatt senkend und einen forschenden Blick auf seine Lebensgefährtin werfend. »Danken wir Gott, daß der Schreck der letzten Tage Dir nicht eine ernsthafte, langwierige Krankheit zugezogen hat!«

»Gott und der heiligen Jungfrau!« sprach Leontine, einen Blick zum Himmel sendend, welcher die Pupille im Auge fast ganz verschwinden machte.

Auf den Gesichtsmuskeln des Fabrikherrn zeigte sich eine vibrirende Bewegung.

»Nun meinethwegen auch der heiligen Jungfrau, die jedenfalls von Deinem Befinden eben so wenig weiß wie von der Entstehungsursache des Brandunglücks, das unsere Stadt betroffen hat,« erwiderte Mathias, offenbar gereizt. Um jedoch keine Erörterung über verschiedene Glaubensansichten in Gegenwart der Tochter aufkommen zu lassen, fragte er seine Gattin lebhaft nach dem Fremden, der schon zweimal vergebens in's Haus gekommen sei.

»Ich weiß von Nichts,« versetzte Leontine, ihren kühlen Ton beibehaltend. »Du siehst es ja auch seit einiger Zeit nicht sehr gern, wenn ich mich um Geschäftsangelegenheiten kümmerge.«

»Sehr richtig,« sagte Mathias Grant. »Ich wünsche die Einmischung einer zweiten Person, und wäre es die meiner eigenen Frau, deshalb nicht, weil das leicht zu Collisionen und Confusionen führen kann. Dagegen werde ich es stets gern sehen, wenn Du, wie früher, einiges Interesse für das Geschäft zeigst. Es könnte dies jetzt, wo

die Spinnfabrik niedergebrannt ist, nur gut sein. Aber Du hast für solche grob materielle Dinge in neuerer Zeit keinen Sinn mehr.«

Leontine zuckte vornehm die Achseln und sagte leise für sich hin: »Wie man's treibt, so geht's!«

Matthias wußte sehr genau, was seine Frau mit diesen Worten sagen wollte. Er zuckte zusammen, hielt aber aus Rücksicht gegen die Tochter mit einer schon auf der Lippe schwebenden Antwort zurück. Glücklicherweise ließ sich in diesem Augenblick das heisere Rasseln des Schellenwerkes an der Treppenthür hören.

Grant horchte auf, vernahm die Stimme eines Mannes und verließ seinen Sitz auf dem Sopha.

»Das ist ganz sicher der Fremde,« sagte Felicia nach der Thür hüpfend. »Ich kenne den Herrn schon an der Stimme. Soll ich ihm sagen, daß Du jetzt zu Hause bist?«

Diese Anzeige war nicht nöthig, indem der Bediente seinem Herrn eine Visitenkarte überreichte. Diese trug den Namen Maria Emanuele Frontelli, ohne jede nähere Bezeichnung.

»Frontelli!« sprach Mathias Grant nachdenklich. »Sollte das ein Bruder unseres Seiltänzers sein? Ich muß doch hören, was der Mann von mir begehrt.«

DRITTES KAPITEL. EINE WICHTIGE NACHRICHT.

Leontine lehnte sich zurück in's Sopha und legte, während sie zerstreut dem Geplauder der muntern Tochter zuhörte, ihre fast durchsichtigen Hände eine Zeit lang

über die Augen. Ohne das leichte Zittern der langen, zarten Finger würde man geglaubt haben, die Ruhende sei entschlummert. Sie wachte aber und war ganz vertieft in einen Gedanken, der sie seit dem unglücklichen Brande fast ausschließlich beschäftigte. Sie grübelte über die Zukunft Felicia's nach, die ihr viel zu schaffen machte. Zu einem Entschlusse aber konnte die Mutter noch nicht kommen, und da das Geplauder der Tochter, das bisweilen auch in eine Frage überging, doch einen störenden Einfluß auf Leontine übte, so gab sie es zuletzt auf, ergriff das Zeitungsblatt, das Mathias auf dem Tische zurückgelassen hatte, und begann darin zu lesen.

Als Katholikin interessirte sich Leontine in der Politik vorzugsweise für alle Länder, welche ausschließlich oder doch größtentheils von Katholiken bewohnt sind. Es ging das ganz natürlich zu, da die seltsamen Bewegungen im Schooß der Mutterkirche, zu denen die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier den ersten Anstoß gab, nur völlig Indolenten gleichgiltig sein konnten. Gerade diese Ausstellung und was sich daran knüpfte, hatten Mathias Grant zu Aeüßerungen veranlaßt, die Leontine trotz ihrer kirchlichen Lauheit doch verletzten. Es kam zwischen beiden Gatten zu Erörterungen, die man lieber hätte vermeiden sollen. Denn nun sie einmal angeregt waren, dienten sie nur dazu, eine Meinungsverschiedenheit, die stets vorhanden gewesen war, nähren und groß ziehen zu helfen, welche je nach Umständen sogar den Frieden einer sechszehnjährigen glücklichen Ehe trüben, vielleicht ganz zerstören konnte.

So weit war es nun zwischen Leontine und Mathias noch nicht gekommen, eine unangenehme Spannung aber, die sich in einer an Kälte streifenden Gemessenheit kund gab, bestand seit jener ersten Erörterung und hatte in den letzten Wochen bedeutend zugenommen. Beide Gatten fühlten, daß ihre Herzen durch sich widersprechende Glaubensansichten mehr und mehr erkalteten, und wer weiß, ob nicht Beide stille Trennung einem gezwungenen Zusammenleben, dem alle Harmonie fehlte, vorgezogen hätten, wäre einem so entschiedenen Vorgehen nicht Felicia hinderlich gewesen.

An diesem Kinde hingen Vater und Mutter mit gleicher Liebe. Felicia selbst würde es gewiß schwer, wo nicht unmöglich geworden sein, eine Wahl nach ihrem Herzen zwischen Vater und Mutter zu treffen. Beide Gatten sahen ein, daß das geistige Wohl ihres Kindes ihnen höher stehen müsse, als das eigene Lebensglück, und so lebten Beide, seelisch geschieden, in der Tiefe des Herzens sich grollend und die Stunde heimlich verwünschend, welche ein unzerreißbares Band um sie geschlungen, neben einander fort, ohne sich offen gegen einander auszusprechen, ohne sich das Elend, ja die Gefahren eines solchen Lebens vollkommen klar zu machen.

Von Zeit zu Zeit auf die Fragen der harmlos plaudernden Tochter kurze Antworten gebend, vertiefte sich Leontine mehr und mehr in die Lectüre des Zeitungsblattes. Es mußte ein höchst interessanter Gegenstand sein, welcher

die für geistige Beschäftigung nicht gerade sehr eingenommene Dame so lange fesselte, an dem häufigen Stirnrunzeln aber und der fliegenden Röthe, die sich über die hageren Wangen legte, ließ sich errathen, daß Leontine mit dem, was sie las, wenig einverstanden war.

Beinahe eine Stunde verging in solcher Weise. Dann klang abermals die rasselnde Schelle und unmittelbar darauf trat Mathias Grant wieder in's Wohnzimmer. Er sah froh, fast begeistert aus, und seinen leuchtenden Augen konnte es Jeder ansehen, daß ihm eine recht erfreuliche Nachricht überbracht worden sein mußte.

»Liebes Kind,« sprach er zu Felicia, »Du könntest Dich wohl nun zur Ruhe begeben. Der fremde Herr hat mich ziemlich lange aufgehalten, was Dir wohl ganz entgangen ist. Schlaf' wohl, mein Kind, und laß Dir 'was Schönes träumen!«

An Gehorsam gewöhnt, packte Felicia die Näharbeit, mit der sie sich beschäftigt hatte, sogleich zusammen, trug sie fort und wünschte dann den Aeltern herzlich gute Nacht.

Mathias schritt im Zimmer auf und nieder, bis die Tochter sich entfernt hatte. Nun erst setzte er sich neben Leontine, die mit halb geschlossenen Augen, das Zeitungsblatt auf ihrem Schooße, in der Sophaecke lehnte.

»Mich dünkt, liebe Leontine,« begann Mathias, »es würde für uns Beide besser und angenehmer sein, wenn wir der Vergangenheit gedenken und, diese nachahmend, auf die Gegenwart übertragen wollten.«

Leontine blinzelte nur ein paar Mal mit den Augen, Antwort gab sie nicht.

»Felicia tritt in das Alter, wo junge, aufgeweckte Mädchen gern scharf zu beobachten pflegen,« fuhr der Fabrikherr fort. »Es dürfte kaum möglich sein, dem guten Kinde immer zu verbergen, daß ihre Aeltern nicht so harmoniren, wie es doch eigentlich nöthig ist und verlangt wird. Eine solche Wahrnehmung muß aber das arme Kind betrüben und uns Beide in seiner Achtung herabsetzen. Beides möchte ich vermeiden, damit wir uns nicht später noch gerechte Vorwürfe zu machen haben. Darum, liebe Leontine, laß das Vergangene auch vergessen sein! Ich biete Dir hiemit die Hand zu dauernder Versöhnung und bitte Dich, nimm sie an und vergib mir, wenn ich Dir vielleicht einmal Unrecht gethan habe!«

»Vielleicht!« sagte Leontine und ihre Stimme klang indignirt. »Vielleicht!« wiederholte sie. »Es freut mich, daß Du Dein Unrecht einsiehst, von wirklicher Einigkeit aber kann zwischen uns doch so lange nicht die Rede sein, als Du Irrthümer für Wahrheiten, das allein Wahre, Gute, Herrliche für Irrthum erklärst!«

»Wenn ich nun aber aus freiem Entschlusse zugebe, daß ich mich geirrt habe,« versetzte Grant lächelnd, »könntest Du auch dann noch den Muth haben, mir Deine Hand vorzuenthalten?«

Leontine blickte jetzt ihrem Gatten in das strahlende Auge und legte darauf ihre Hand in die seinige.

»Du vergibst mir also?« rief Mathias frohbewegt. »Du willst mir wieder sein, was Du mir früher warst?«

»Ich will hören, was Du zu Deiner Rechtfertigung vorbringst,« sprach Leontine noch immer sehr gemessen, »und welchem Zufall ich diese rührende Anwandlung von Zärtlichkeit zu danken habe, die ich schon so lange schmerzlich vermißte.«

Mathias küßte wiederholt mit aufwallender Gefühlswärme die Hand seiner Gattin. Dann sprach er:

»Seit einer halben Stunde habe ich eine ganz andere Weltanschauung bekommen. Die Unterredung mit dem Fremden werde ich fortan den schönsten Erinnerungen meines Lebens beizählen.«

»So Wichtiges hat er Dir mitgeteilt?« warf Leontine ungläubig ein. »Kannte er Dich denn?«

»Er hat mir Grüße, mündliche Grüße von Freunden im Süden überbracht, fuhr Mathias fort,« und nebenbei mir das wichtigste Ereigniß der Zeit mitgeteilt, das schon deshalb einzig in der Geschichte dasteht, weil ich und mit mir gewiß Millionen es für unmöglich, für undenkbar gehalten haben.«

»Und ein so wichtiges Ereigniß konnte Dir verborgen bleiben?«

»Im Drange und in der Aufregung der letzten Tage war es erklärlich, daß wir uns nur mit dem Nächsten beschäftigten,« fuhr der Fabrikherr fort. »Seit acht Tagen habe ich keine Zeitung angesehen, und gerade in dieser Zeit ist die ganze civilisirte Welt von dem Außerordentlichen überrascht worden, das sich in der Hauptstadt der Christenheit zugetragen hat.«

»In Rom?« rief Leontine lebhaft aus, und wieder bedeckte fliegende Röthe ihre Wangen. »Sprichst Du von dem, was ich so eben hier in diesem Blatte gelesen habe?«

»Wenn Du bereits unterrichtet bist, wirst Du meine Freude theilen und wissen, daß meine an Dich gerichtete Bitte aus einem froh bewegten Herzen kommt!«

Leontine entzog ihrem Gatten langsam die Hand, indem sie erwiderte:

»Was Dich mit Freude erfüllt, hat mich erschreckt.«

»Erschreckt?« rief Mathias Grant aus. »O geh', geh', Leontine! Das kann nie und nimmer Dein Ernst sein! Der erste und mächtigste Geistliche der Welt, der Mann, welcher sich selbst den Stellvertreter Christi auf Erden nennt, zerbricht aus freiem Antriebe die Fesseln, die seit undenklicher Zeit Millionen drückten, und die eine so allgemeine Erbitterung gegen Alles hervorriefen, was aus Rom kam! Nein, meine gute Leontine, es ist nicht möglich, daß Du traurig sein kannst über diese Nachricht! So lange es Päpste gibt, ist etwas Aehnliches von keinem derselben versucht worden. Und doch liegt es so nahe, daß der Bevorzugteste, der Glücklichste auf Erden die Standarte des Fortschrittes ergreift und sie hochhält, im Wirrsal der Zeit, um damit anzudeuten, daß es nur eines männlichen Entschlusses bedarf, um Großes zu schaffen. Durch die Handlungsweise Pius IX. erscheint das Papstthum in einem verklärenden Lichte. Der Hohepriester der Kirche Christi wird zugleich auch der Hohepriester der ganzen Menschheit, der wahren Freiheit, und sühnt

durch diese großsinnige That die Frevel vieler Jahrhunderte!«

»Du sprichst über den Entschluß des heiligen Vaters als Protestant und urtheilst als abtrünniger Sohn der Kirche,« versetzte Leontine.

Mathias aber ließ seine Gattin nicht aussprechen.

»Genug davon!« fiel er ihr in's Wort. »Der Glaube sei frei zwischen uns, die Meinung ungebunden! Dich hat diese weltbewegende Nachricht, welche die Säulen des Absolutismus mit einem Schlage zertrümmert, nicht weniger überrascht, wie Alle. Das beunruhigt Dich, denn es verstößt gegen das Herkömmliche. Dennoch wird die ganze Welt darüber triumphiren, und wenn Segenswünsche gute Vorsätze und edle Entschließungen wirklich zu fördern vermögen, so dürfte Pius IX. der beneidenswerteste Sterbliche sein, den gegenwärtig die Erde trägt. Der Segen, der von des Papstes Munde der Welt ertheilt wurde, kehrt jetzt von dieser zurück zum Träger der dreifachen Krone, damit er Kraft erhalte, das begonnene große Werk auch glücklich zu Ende zu führen! – Der Papst als Reformator – verzeihe, Leontine, daß dieser Gedanke mich rührt und begeistert und mich Alles um mich her vergessen läßt.«

Mathias Grant war wirklich ergriffen. Sein choleric-sanguinisches Temperament erblickte die Zukunft in schimmerndem Lichte. Er glaubte bestimmt, ein neuer, herrlicher Tag sei in der Weltgeschichte angebrochen, und jene unselige Spaltung der Geister, hervorgerufen durch Meinen und Glauben, durch Lehre und Forschung,

werde endlich ausgeglichen werden, wenn der Inhaber des Stuhles Petri laut aller Welt verkünde: ich, der Erwählte des vom heiligen Geist inspirirten Conclave, will der Apostel der politischen und religiösen Freiheit sein! Leontine schwieg, erschreckt oder doch eingeschüchtert durch die leidenschaftliche Wärme ihres Gatten, der noch vor wenigen Tagen im Papst den Antichristen erblicken wollte, und in seiner Heftigkeit so weit gegangen war, bei der Kunde von dem Ableben Gregor's XVI. in Beisein der eigenen orthodox katholischen Gattin auszurufen: er wünsche, das Papstthum und die ganze römische Clerisei möge mit dem Leichnam des Verstorbenen für immer begraben werden! Leontine griff stets zu diesem letzten Mittel der Opposition, das ihren Gatten freilich nicht ändern Sinnes machte, sie aber doch überhob, einen Streit weiter fortzuführen, der gar kein Ende absehen ließ.

Nach einigen Gängen durch's Zimmer trat Mathias Grant wieder zu seiner Frau.

»Signor Maria Emanuele Frontelli wird mich nach einigen Tagen abermals besuchen,« sprach er. »Er ist Dein Glaubensgenosse und, wie ich Ursache habe anzunehmen, ein durch und durch religiöser Mann. Mit ihm, der von den Vorgängen in Rom mehr weiß, als ich und als die Zeitungen erzählen, kannst Du Dich aussprechen und Dir mittheilen lassen, was Du von ihm zu erfahren wünschen magst. Ihm, hoffe ich, wird es gelingen, Dich ändern Sinnes zu machen und meinen aufrichtigen Wunsch zu erfüllen. Denke an unsere Tochter! Sie theilt mit Dir den Glauben, ihre Liebe aber gehört, Gott Lob, mir eben

so gut, wie Dir! Der Glaube soll nach meinem Dafürhalten binden und beglücken, nicht trennen und Feindschaft stiften. Damit das Erstere eine Wahrheit werden könne für Alle, hat der milde, humane, freisinnige Nachfolger des finstern, bigotten Gregor XVI. über dem Grabe des Apostel Petrus die Fahne des zeitgemäßen Fortschrittes entfaltet!«

Auch diese Aeußerung nahm Leontine stillschweigend hin, und Mathias, der sich mit überquellendem Herzen seiner Gattin genähert hatte, war genöthigt, sie zu verlassen, ohne die Zusicherung von ihr erhalten zu haben, daß sie von Neuem in Friede und Einigkeit neben einander durch's Leben gehen wollten!

VIERTES KAPITEL. EMERENTIA VON SEIDENBLATT.

Emerentia von Seidenblatt hielt in dem geräumigen Garten ihres alten Hauses die gewöhnliche Morgenpromenade. Um nicht von der Sonne incommodirt zu werden, trug sie einen breitrandigen Strohhut mit sehr verblichenem blauen Bande. In allen Dingen ungemein pünktlich, war es dem alten Fräulein sehr fatal, wenn sie die gleiche Eigenschaft an Andern vermißte. Ihre ganze Tageszeit war gewissenhaft bis auf jede Viertelstunde eingetheilt. Diese Accuratesse setzte Emerentia in den Stand, stets über ihre Zeit verfügen zu können, weshalb sie denn auch mehr zu beschaffen vermochte, als viele andere Leute, die auch nicht gerade müssig gingen.

Die Morgenpromenade, die bei gutem wie bei schlechtem Wetter, bei Schneegestöber, im Sturmgebraus und

unter Donnergeroll abgehalten wurde, dauerte stets eine halbe Stunde. In dieser Zeit konnte das Fräulein die verschiedenen ziemlich verwachsenen Gänge des Gartens bequem einmal durchwandern und dann die beiden querlaufenden, die in der Mitte an einem verfallenen Steinbassin wieder zusammen trafen, entlang gehen, wenn sie nicht etwa ein paar Minuten an einem sonnigen Wassertümpel verweilte, der mit einem Drahtgitter bedeckt war.

Fräulein von Seidenblatt galt für eine ungemein kluge Persönlichkeit und ward schon aus diesem Grunde nicht von Allen geliebt. Gelernt hatte sie allerdings sehr viel, da ihr Wissensdrang sich gar nicht vollständig befriedigen ließ. Die Summe der Kenntnisse, die sie sich meistentheils durch Selbststudium erworben hatte, wollte sie aber nicht in sich vergraben, und deshalb ward Emerentia die Gründerin eines Cursus für junge Mädchen, welche Lust und Talent hatten, Französisch und Englisch zu lernen. Wie aber das wohlhabende alte Fräulein in allen Dingen sich durch originelle Einfälle auszeichnete, machte sie auch bei Errichtung ihres Cursus eine wunderliche Bedingung, der jede Theilnehmerin sich fügen mußte, falls sie überhaupt Aufnahme finden wollte. Die jungen Mädchen mußten nämlich versprechen, die Methode nicht bekannt werden zu lassen, nach welcher Fräulein von Seidenblatt unterrichtete, und außerdem noch geloben, über die Hauseinrichtung und was ihnen etwa darin auffällig erscheinen möchte, ihren Aeltern und Angehörigen nichts zu erzählen.

Diese Vorschriften waren seit Jahren von allen Theilnehmerinnen am Cursus gehalten worden, nur freilich fehlte es nicht an spöttischen Blicken und andern Zeichen, aus denen man schließen konnte, daß Emerentia noch mehr Wunderlichkeiten im Hause verberge, als sie deren schon außer dem Hause sichtbar werden ließ. Zugleich aber hatte dies Schweigen der bei dem alten Fräulein aus- und eingehenden jungen Mädchen für Emerentia das Gute, daß sich immer mehr Theilnehmerinnen aus reiner Neugierde meldeten.

Eben hatte diese originelle Persönlichkeit den weiten querlaufenden Gang bis zum verfallenen Bassin abgeschritten, das ein zersprungener Triton noch immer reichlich mit Wasser speiste, als eine Glocke dreimal scharf angezogen wurde.

Emerentia machte sofort Kehrt und ging mit langen Schritten ihrer Behausung zu. Die Schläge der Glocke zeigten an, daß ihre Schülerinnen bereits angekommen waren und ihrer harreten.

Unter diesen befand sich heute zum ersten Male Felicia Grant. Das vierzehnjährige Mädchen hatte das Haus des adligen Fräuleins, von dessen Wunderlichkeiten die ganze Stadt sprach, ohne dessen Vorzüge zu verkennen, mit bänglichen Gefühlen betreten. Zagend stieg sie die breite, dunkle Treppe hinauf und noch zaghafter klopfte sie leise an die einzige Thür, welche die Inschrift ›Cursuszimmer‹ trug.

Felicia fand in diesem Zimmer noch einige andere Mädchen ihrer Bekanntschaft. Beim Anblick derselben

verlor sich ihre Bangigkeit. Die Mädchen begrüßten sich heiter, umarmten einander und sahen sich dann im Zimmer um. –

Die Einrichtung desselben war weder geschmackvoll noch modern. In einer ganz einfachen Bürgerwohnung gab es mehr Glanz, als das Fräulein um sich duldete. Für die Schülerinnen standen einige schräge Tischpulte von Föhrenholz an der roth und braun getüpfelten Kalkwand. Zu Sitzen dienten den jungen Mädchen hohe, kurzleh-nige Schemel, deren Beine durch Querhölzer verbunden waren, welche die Schülerinnen zugleich als Stiege und Fußhalter benutzten.

Emerentia von Seidenblatt als Lehrerin hatte sich an der Fensterseite einen Tisch herrichten lassen, welcher die Eigenschaften eines Schreibpultes und Nähtisches in sich vereinigte. Ein Rohrstuhl mit hoher Lehne nahm das Fräulein auf, mochte sie nun Unterricht ertheilen oder sich auf sonst eine Weise mit Studiren oder Handarbeiten beschäftigen.

Ein Repositorium mit einer beträchtlichen Anzahl Bücher fiel seitwärts von diesem Katheder der neugierigen Felicia vorzugsweise in die Augen.

»Was bedeuten denn die vielen grünen Gläser zwischen den Büchern?« fragte sie Semele Guttmann, die ein Jahr mehr als Felicia zählte, groß und voll war und eine Schönheit zu werden versprach, nur daß ihr Gesichtsschnitt die Nationalität, welcher sie angehörte, icht verläugnen konnte. »Sammelt denn Fräulein von Seidenblatt Thiere und bewahrt sie diese in Spiritus auf?«

Semele lächelte schalkhaft.

»Das ist eben das Geheimniß, das Niemand ausplaudern darf,« erwiderte sie. »Fräulein von Seidenblatt wird Dich schon selbst instruiren. Sieh Dich nur ja vor, daß Du nie über irgend einen Schmerz zu klagen hast! Du würdest Dich wundern wie seltsam sich dann Fräulein von Seidenblatt verändert; wie ihre großen, grauen Augen leuchten; wie sie Leben und Feuer wird! In solchem Falle hilft kein Widerstreben, kein Flehen, kein Seufzen! Du mußst Dich von ihr behandeln lassen, als wäre sie der Hausarzt Deiner Aeltern!«

Felicia mochte es gern, wenn ihre Freundinnen einen Scherz machten. Ihr selbst kam es nicht darauf an, Jemand gelegentlich etwas aufzubinden. Daher glaubte sie, Semele Guttman wolle sich revanchiren, und dieser Versuch, den sie auf der Stelle zu durchschauen vermeinte, amüsirte das fröhliche Mädchen göttlich.

»Also Fräulein von Seidenblatt doctert!« sprach sie scheinbar verwundert. »Und das darf natürlich der Physikus nicht erfahren.«

»Du würdest schön ankommen, wenn Du davon sprechen wolltest!« fiel Semele warnend ein.

»Schweigt Ihr denn wirklich Alle?« forschte Felicia weiter. »Könnt Ihr das denn?«

»Gewiß!« versetzte Semele. »Fräulein Emerentia hat eine göttliche Manier, jungen Mädchen die Neigung zur Schwatzhaftigkeit abzugewöhnen.«

»Das zu erfahren, bin ich wirklich höchst begierig,« sagte Felicia.

In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke hören, die Mädchen fuhren auseinander und kletterten auf ihre Schemel, nur Felicia, der noch kein Platz angewiesen war, blieb neben dem Rohrstuhl des Fräuleins stehen und heftete die neugierig blitzenden Augen unverwandt auf die Gläser zwischen den Büchern.

»Sie kommt!« flüsterte Semele Guttmann der Freundin zu. »Die drei Glockenschläge bedeuten, daß noch drei Minuten an neun Uhr fehlen. Punkt Neun legt sie ihre Hand auf den Griff der Thür und drei Minuten später beginnt der Unterricht. Heute nur wird das Fräulein nicht pünktlich sein, weil sie Dich erst ausfragen, examiniren und instruiren muß. Das ist immer sehr spaßhaft und macht uns Allen großes Vergnügen. Du wirst Dich wundern über die göttlichen Einfälle, welche das gelehrte Fräulein hat! So 'was gibt es gar nicht wieder! Und damit ihr Niemand nachahmen oder sich über sie lustig machen kann, zwingt sie uns eben das Gelübde des Schweigens abzulegen.«

»Ein förmliches Gelübde?«

»Still! Da ist sie schon!«

Felicia wendete ihr rosiges, offenes Gesicht, das zahlreiche Locken umtanzten, neugierig der Thür zu, die sich langsam öffnete. Emerentia von Seidenblatt trat mit dem Anstande einer Person, die sich ihres Werthes vollkommen bewußt ist, ein, ließ ihr scharfes Auge über die sechs bis acht Mädchen auf den Schemeln gleiten und senkte es dann, wohlgefällig lächelnd, zu Felicia, die wieder von Bangigkeit befallen ward. Statt des breitrandigen Hutes

trug Emerentia jetzt eine Kappe von schwarzem Sammet, die auf beiden Seiten breite ceriserothe Bänder hatte, welche sich unter dem spitzen Kinn des gelehrten Fräuleins zu einer losen Schleife verschlangen. Da sie ziemlich dunkles Haar besaß, das nur leider sehr dünn zu werden begann, so stand ihr dieser originelle Kopfputz nicht ganz schlecht.

Ohne die Mädchen zu grüßen, trat Emerentia sogleich zu Felicia, ergriff deren Hand und ließ sich dann in ihrem Rohrstuhl nieder.

»Felicia ist Dein Name?« fragte sie, die räderartigen Augen funkelnd auf die Tochter des Fabrikherrn heftend.

»Sie wissen es ja, gnädiges Fräulein,« versetzte schüchtern die neue Schülerin. »Felicia Grant heiße ich.«

»Ordnung, mein Kind, Ordnung ist die Seele alles Lebens,« fuhr Emerentia von Seidenblatt fort, »und Ordnung, die Euch Allen fehlt, sollt Ihr bei mir in allen Dingen lernen.«

Ein abermaliger funkelnder Blick machte Felicia so verwirrt, daß sie erröthend die Augen zu Boden schlug.

»Religion?« lautete des Fräuleins nächste Frage. »Du hast doch Religion?«

Felicia wagte kaum flüsternd und schon dem Weinen nahe zu antworten, daß sie katholisch getauft, erzogen und kürzlich gefirmt worden sei.

Emerentia von Seidenblatt schüttelte den Kopf, indem sie sagte:

»Ist nicht gut! Hätte Dein Vater gar nicht zugeben sollen! Liebst Du Deine Aeltern?«

Diese Frage konnte Felicia aus vollem Herzen bejahen.

»Ich höre das gern,« erwiderte Fräulein von Seidenblatt, »nur bedaure ich sehr, daß ich Dir rathen muß, nicht zu viel zu lernen. Vor Allem hüte Dich vor Lesen und Nachdenken! Du könntest sonst eines Tages Schaden an Deiner Seele leiden!«

Felicia verstand nicht, was das seltsame Fräulein mit dieser sonderbaren Aeußerung andeuten wollte, und Emerentia ließ dem Mädchen keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Sie hob die Hand, legte sie auf die umlockte Stirn der neuen Schülerin und kehrte das Gesicht dem Repositorium mit den Büchern und Gläsern zu.

»Was sagst Du zu diesen schönen Sachen?« fragte sie lächelnd.

Felicia schüttelte das Köpfchen, was diesmal heißen sollte: Ich verstehe gar nichts davon.

»Du bist eine Freundin von Singvögeln?« fuhr Emerentia in ihrem wunderlichen Examen fort. »Was denkst Du Dir eigentlich dabei?«

»Alle Vögel mag ich leiden, weil sie so allerliebste sind und Jedermann Freude machen.«

»Jedermann!« sagte das Fräulein mißbilligend. »Ich bin so anmaßend, mich auch unter die Menschen, und zwar nicht unter die ganz gewöhnlichen zu zählen, mir aber haben alle Singvögel nur Aergerniß und Verdruß verursacht.«

»Wie kann das möglich sein, gnädiges Fräulein?« rief Felicia in kindlicher ungekünstelter Verwunderung aus.

»Ihr Gesang, mein thörichtes Kind,« fuhr Emerentia fort, »ist mehr ein Schreien und Flöten, das bisweilen in eine Art Melodie übergeht, im Allgemeinen aber kann man nicht viel gute Musik darin entdecken. Gewöhnlich gellen denkenden Menschen die Ohren von dem Singsang der Vögel, dessen trostloses Einerlei auch obendrein noch ermüdet. Ferner liegt in der Pflege aller Singvögel eine grausame Härte und Ungerechtigkeit, welche namentlich in Kindern frühzeitig die Neigung zu tyrannischen Willkürhandlungen legt. Lieber wäre es mir daher, Du schenktest Deinen Singvögeln die Freiheit, auch wenn es Dir große Ueberwindung kosten sollte.«

Felicia traten nach dieser Aeußerung die Thränen in die Augen und sie bedauerte, daß sie den Vater wiederholt gebeten hatte, er möge ihr doch bei Fräulein von Seidenblatt noch ein paar Jahre Unterricht in modernen Sprachen geben lassen,

»Nicht weinen, mein Kind!« befahl Emerentia, ihre Hand noch einmal auf die Stirn der neuen Schülerin legend. »Wenn ich etwas sage, so meine ich es immer gut mit meinen Zöglingen. Ich bin keine Freundin von Zerstreuungen, die keinen Nutzen bringen. Das habe ich gelernt durch Erfahrungen und Nachdenken – Du darfst aber nicht denken, denn für Dich ist blindes Gehorchen viel besser! So gehorche denn auch mir, und jetzt besteige einmal diesen Tritt und hole mir eins von den mittelgroßen grünen Gläsern, die dort auf dem zweiten Bord zwischen den beiden großen Büchern stehen, herunter!«

Felicia erstieg behende den Tritt und erfaßte das bezeichnete Glas. Kaum aber hatte sie es dem Bord entnommen, so wäre es ihr beinahe entfallen. Zitternd stellte sie es auf den Pulttisch der Lehrerin. Sie hatte mit Schrecken bemerkt, daß eine Menge schlanker, dunkelfarbiger Körper, die einen regungslosen Knäuel bildeten, sich jetzt darin bewegten.

»O Gott, Blutigel!« rief das bestürzte Mädchen mit schlecht verhaltenem Widerwillen aus. »Das gnädige Fräulein halten sich Blutigel im Zimmer!«

Emerentia's Augen rollten wie graue Feuerräder in ihren Höhlen, während sie ihren langen Zeigefinger gegen Felicia erhob und in verweisendem Tone sprach:

»Der Blutigel, Du unwissendes Kind, ist unter den Thieren eins der allerwichtigsten! Ich finde es geradezu ungerecht, daß bis jetzt noch kein heidnisches Volk auf den Gedanken gekommen ist, Blutigeln göttliche Ehre zu erweisen.«

Bei diesen Worten des alten Fräuleins machte sich auf allen Schemeln, die von Cursusbesucherinnen besetzt waren, ein lautes Schnauben bemerkbar, und als Emerentia einen strengen Blick auf ihre gehorsamen Zöglinge warf, sah sie alle mit ihren Taschentüchern beschäftigt.

Jetzt ergriff sie das Glas und wollte die Blase, mit welcher die Oeffnung überspannt war, lösen. Felicia aber streckte entsetzt beide Hände aus und schrie aus Leibeskräften.

»Nur nicht aufmachen, gnädiges Fräulein, nur nicht aufmachen!«

Emerentia stellte das Glas wieder hin und wandte ihr Gesicht den Schülerinnen zu.

»Da habt Ihr abermals ein Beispiel,« sprach sie dorend, »wie leicht Vorurtheile von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen. Ich weiß es vom Doctor Rone, daß die Mutter dieses Kindes eine Aversion vor Blutigen hat, und sich stets weigerte, sich auch nur ein einziges dieser zierlichen, herrlich gezeichneten Thiere, deren den Menschen gespendete Wohlthaten so unzählig sind, wie der Sand am Meer, ansetzen zu lassen. Ich für meine Person, ich – fuhr Fräulein von Seidenblatt energischer fort – ich bin durch Erfahrung zu einer ganz entgegengesetzten Ueberzeugung gekommen. Wäre ich Arzt, den Blutigel würde ich für das universalste aller Universalmittel erklären, und der Beweis sollte meiner Behauptung wahrlich nicht fehlen! Und daß ich Recht habe, nicht wahr, Ihr Kinder, das wißt Ihr? Das habt Ihr Alle erfahren?«

Von den Schemeln her ließ sich unisono ein deutliches Ja vernehmen, wodurch Felicia veranlaßt ward, sich umzuwenden. Die Mädchen saßen niedergebückt auf ihre Pulte, dennoch aber glaubte die neue Theilnehmerin am Cursus zu bemerken, daß Alle von unbesiegbarer Lachlust geplagt wurden.

»Du hast es gehört, Felicia,« fuhr das Fräulein fort. »Ich erwarte nun von Dir, daß Du mir keine Schande machen und eben so schweigsam Dich verhalten wirst, wie diese meine lieben Schülerinnen! An meine Lieblingsthier wirst Du Dich nicht allein gewöhnen, Du wirst auch

bald die Erfahrung machen, daß das Lob, welches ich ihnen spende, nicht übertrieben ist. Sei nur immer offen gegen mich, Du kleiner Goldfisch, der zum Stummsein und zur Gedankenlosigkeit verdammt wird, bis die Zeit einmal den Bann lös't, der auf Dir ruht! Bleibe nicht zu Hause, wenn Du Dich einmal nicht wohl fühlen solltest! Schmerzen muß man verbeißen können, sonst wird man verweichlicht und die Zeit ist nicht dazu angethan, mit verweichlichten Individuen sich viel abzugeben. Was sich nicht aus freiem Antriebe abhärtet, wird zu den Todten geworfen! – Und nun, mein Kind, stelle das Glas wieder an seinen Ort, wir wollen jetzt, wo Du weißt, wie Du Dich gegen mich, wie außerhalb dieses Zimmers gegen Andere zu verhalten hast, die Stunde beginnen, damit Ihr kleinen wichtichthuenden Dummbarte etwas gescheidter von mir geht, als Ihr zu mir gekommen seid!«

Mit schwer zu überwindendem Widerwillen ergriff Felicia Grant das Glas mit den Blutigelu und schob es mit abgewandtem Gesicht zwischen die beiden großen Bücher. Emerentia nickte dem Mädchen beifällig zu, deutete auf einen der noch nicht besetzten hohen Schemel an Semele Guttmann's Seite, und begann darauf die Unterrichtsstunde, in der sie gute Laune, Witz und sehr viel Geschick als Lehrerin junger Mädchen entwickelte, so daß die sehr verstimmt gewordene Felicia am Schluß der Schulzeit die Wohnung des sonderbar gearteten Fräuleins von Seidenblatt doch heiter und sehr befriedigt mit ihren scherzenden Mitschülerinnen verließ.

FÜNFTES KAPITEL. DIE BEIDEN LUCCHESEN.

›Im Busch‹ hieß der besuchteste Vergnügungsort, welcher nur eine Viertelstunde von der Stadt auf gelichteter Waldhöhe lag. Vor einigen Jahren war hier ein ganz neues stattliches Gebäude aufgeführt worden mit Speise-, Conversations- und Spielzimmern. Ein unternehmender Mann hatte die Bewirthschaftung des zeitgemäßen Etablissements übernommen, und seitdem hielt die beste Gesellschaft an schönen Tagen daselbst häufig Reunions, ohne daß der Mittelstand dadurch belästigt oder gar ausgeschlossen worden wäre.

Von dem breiten, mit elegantem Eisengitter umhegten Platze, welcher das Haus im Busch begrenzte, hatte man eine weite Aussicht über Stadt und Umgegend. Hier übersah man auch die vom Feuer verwüsteten Straßen, über denen noch immer eine träge gelblichgraue Rauchwolke hing. Nur das hohe Dach der katholischen Kirche mit dem vergoldeten Kreuz ragte klar und hell aus dem Dunst der qualmenden Brandstätte empor.

Eines Nachmittags finden wir auf einem etwas abseit gelegenen Platze, den grünes Gesträuch den Blicken Neugieriger ziemlich unzugänglich machte, die Brüder Maffei, denen der begüterte Mathias Grant ein so großmüthiger Gönner und Beschützer war. Die kunstfertigen, im Modelliren geschickten Lucchesen hatten von dem Anerbieten des Fabrikherrn noch keinen Gebrauch gemacht. Eine zufällige Begegnung hatte dies so gefügt. Jetzt aber

bereuten die Brüder, daß sie durch ihr Zaudern den uneigennütigen Rathsherrn vielleicht beleidigt und dadurch seine Gunst verscherzt haben könnten.

Verdüstert saßen sie nun einander gegenüber und Keiner hatte noch das vor ihm stehende Glas mit dem duftenden Weine berührt.

»Wenn der Mann es nicht ehrlich mit uns gemeint hat, so muß er ein heimlicher Feind des Herrn Grant sein,« sprach Giacomo Maffei, eine hingeworfene Aeußerung seines Bruders beantwortend. »Wir hätten ihn geradezu beleidigen müssen, wären wir ihm aus dem Wege gegangen! Ich bedaure nur, daß wir ganz und gar vergaßen, die Frage an ihn zu richten: ob er den Director der jetzt hier verweilenden Seiltänzertruppe kennt?«

»Vergessen habe ich diese Frage nicht,« versetzte der Bruder Cesare, »ich wagte nur nicht, sie auszusprechen.«

»Und was konnte Dich davon abhalten?«

»Weiß ich es doch selbst nicht recht! Dieser Maria Emanuele Frontelli flößt mir, ich weiß nicht wodurch, einen solchen Respect ein, daß ich immer thun muß, was er wünscht. Er ist überall gewesen, kennt die bedeutendsten Männer unseres schönen, nur leider nicht sehr glücklichen Vaterlandes, und zeigte eine so aufrichtige Freude, Landsleute in uns zu finden, daß wir ihm wohl gern zuhören mußten. Und was hat er uns erzählt! War es ein Wunder, daß wir Ort und Zeit vergaßen und uns gern von ihm festhalten ließen?«

»Und nun ist er plötzlich verschwunden,« sagte Giacomo nachdenklich. Er ist abgereis't, ohne uns von seinem

Vorhaben in Kenntniß zu setzen, ohne uns einen Gruß zu hinterlassen.«

»Diese Abreise beunruhigt mich nicht,« fiel Cesare ein. »Er wird eines Tages wiederkommen, denn er hat seine Reisetasche zurückgelassen.«

»Woher weißt Du das?«

»Der Besitzer der Sonne hat es mir selbst gesagt. Heute Morgen erst hat man die Tasche gefunden. Sie war, da sie nicht sehr groß und stark ist, unter das eine Sophakissen geglitten.«

»Vielleicht würde uns dieser Mann Auskunft geben können, ob die beiden Frontelli mit einander verkehrt haben?«

»Willst Du ihn fragen?«

»Man müßte eine schickliche Gelegenheit dazu abwarten.«

Beide Brüder sahen wieder in den Wein und schwiegen längere Zeit.

»Künftigen Sonntag will ja Frontelli seine Vorstellungen beginnen,« nahm Giacomo wieder das Wort. »Abends zuvor werden die Seile über die Böcke gespannt und alles sonst etwa Nöthige vorbereitet. Gewiß versammeln sich am Spätabend die Hauptmitglieder der Gesellschaft in der Sonne, wo sie ja noch immer unangefochten wohnen, seit es erwiesen zu sein scheint, daß sie an dem Brandunglück nicht wohl schuld sein können. Es wird an Neugierigen, welche die Seiltänzer in der Nähe und in

einfacher bürgerlicher Kleidung sehen wollen, nicht fehlen, und wenn wir uns diesen zugesellen, so kann Niemand daran Anstoß nehmen. Als Italiener werden wir leicht eine Unterhaltung mit Signor Frontelli anknüpfen können, dessen gute Sitten und feine Manieren ja überall gepriesen werden.«

Indem der Bruder diesen Vorschlag beantworten wollte, hörten beide Lucchesen dicht hinter den Büschen ihren Namen nennen. Gleich darauf ging Mathias Grant den Laubengang hinunter und erblickte die Modellirer. Ohne sich verwundert zu zeigen oder gar verletzt zu erscheinen, trat er den Brüdern sogleich mit seiner Tochter Felicia entgegen, die den Vater begleitete.

»Sieh da!« rief er aus. »Da hätte mich denn mein Instinkt einmal ganz richtig geführt! Unser Wein mundet Euch trotz der Säure, die ihm alle Romanen gern andichten möchten, doch, und von Euern glänzenden Augen auf die Gefühle zu schließen, die der Genuß des goldenen Traubenblutes Euch eingepfht hat, seid Ihr für's Erste noch nicht würdig, in ein Camaldolenserkloster zu treten und wäre es noch herrlicher gelegen, als das bei Neapel, wo ich zum ersten Male in meinem Leben einen bildschönen, jungen, kräftigen Mann gesehen habe, der sein schneeweißes Mönchsgewand gewiß zu jeder Stunde mit einem Waffenrocke, ja selbst mit der rothen Jacke der Galeerensclaven vertauscht haben würde, deren Arbeiten am Meeresufer er durch sein vortreffliches Fernrohr beobachten konnte. Weshalb seid Ihr nicht zu mir

gekommen, *Galant' uomini?* Ich dachte schon, es könnte Euch etwas Unangenehmes begegnet sein, weshalb ich mich mit dem Gedanken trug, mich angelegentlicher nach Euch zu erkundigen.«

Die beiden Lucchesen fühlten sich durch das freundliche Entgegenkommen des kunstliebenden Rathsherrn beschämt und wußten kaum, wie sie ihr Ausbleiben beschönigen sollten. Mathias Grant errieth die Verlegenheit der jungen Leute, die er sich auf seine Weise erklärte, und war weit entfernt, diese ihnen nachzutragen.

»Laßt es gut sein, *Carissimi,*« fuhr er heiter fort. Künstler hängen stets von Launen ab, die ihnen entweder wie Staub von Außen anfliegen oder wie trübe Blasen aus dem heißen Quell ihres rasch pulsirenden Blutes aufsteigen. Oder machen Euch etwa die Nachrichten aus Euerm Vaterlande so nachdenklich?«

»Welche Nachrichten, *caro Padrone?*« sprach aufhorchend Giacomo Maffei.

Der Rathsherr lächelte und weidete sich augenscheinlich an der Verlegenheit der jungen Modellirer.

»Rein ausgesprochene Künstlernaturen!« sagte er munter. »In ihre Träume und Ideen vertieft, sehen und hören sie nicht, was geschieht, fühlen sie nicht die Erschütterung, welche die Welt bewegt und die Erde aus ihren Angeln zu heben droht! Ihr habt doch von dem neuen Papste schon vernommen?«

»Graf Mastai Ferretti!« sprach Giacomo Maffei. »Unser verstorbener Vater muß ihn gekannt haben. Er hat uns

wiederholt von einem Ferretti erzählt, der in Sinigaglia seiner Zeit viel von sich reden machte.«

»Gleichviel, ob Papst Pius XI. von Euerm Vater gekannt wurde, oder nicht,« fiel Mathias Grant wieder ein, »die Welt, zumal die italienische, kann sich gratuliren, daß der heilige Geist über die im Quirinalischen Palast eingemauerten Kardinäle gekommen ist und sie diesen Mann hat finden lassen. Unter einem Papste, wie dieser neunte Pius einer zu werden verspricht, könnte man beinahe wünschen, katholisch zu sein!«

Der lebhafteste Mann bedauerte, das Wort gesprochen zu haben, als er das mit sonderbarem Ausdrucke zu ihm aufblickende Auge seiner Tochter gewahrte. In diesem Blicke lag Bitte, Vorwurf, Hoffnung und Trauer. Aber der Vater verstand die Herzensregungen Felicia's, und weil er mit treuer Vaterliebe an dem Kinde hing, suchte er Alles zu vermeiden, was die noch jeglichem Eindruck zugängliche Seele des jungen Mädchens verletzen oder zu irrigen Schlüssen hätte verleiten können.

»Mit einem Worte, Ihr unschuldigen *Ignoranti*,« fuhr er fort, »der neuerwählte Papst ist der freisinnigste Geist, dessen Stirn je die dreifache Krone geschmückt hat. Gott gebe, daß sie diese reine, nur edler und großer Gedanken fähige Stirn nicht auch eines Tages wund und blutig drückt! In Pius IX. entsteht der Kirche, den Römern und – ich glaube es wenigstens – ganz Italien ein Reformator!«

Die Lucchesen hörten aufmerksam zu, doch hielten sie mit ihrer Meinungsäußerung zurück.

»Ihr scheint Euch nicht sehr zu freuen,« fuhr Mathias Grant fort, da keiner der Brüder sprach, »und doch berührt Euch das Geschehene oder Begonnene weit näher als uns Deutsche. Wie ganz anders ließ sich ein Landsmann von Euch, Signor Frontelli, darüber aus! Den Mann solltet Ihr sprechen hören! Sein Enthusiasmus für die große Idee, welche der neunte Pius zum Heile der Welt durchzuführen beschlossen zu haben scheint, muß jeden Menschen von Herz und Geist mit sich fortreißen!«

»Sprechen Sie von Signor Maria Emanuele Frontelli?« fiel jetzt Cesare Maffei ein. »Mit ihm haben auch wir verkehrt, aber von dem, was Sie uns eben mittheilen, hat er uns keine Sylbe erzählt!«

»Hörst Du, Papa?« rief Felicia. »Der Mann ist nicht wahr! Er will Dich nur aushorchen, um Dir später einmal schaden zu können!«

»Die Mutter, mein herzliebes Töchterchen,« versetzte Mathias Grant, »die Mutter ist auch nicht immer ganz zuverlässig in ihren Urtheilen. Signor Maria Emanuele Frontelli, der mir Briefe erprobter Freunde aus mehreren Orten Italiens überbrachte, hat in den Augen Deiner Mutter verloren, weil er mir nicht widersprach, als ich unverhohlen mit dem hervortrat, was ich mein Glaubensbekenntniß nenne.«

»Kannten Sie den genannten Herrn schon längere Zeit?« fragte Cesare.

»Während meines beinahe dreijährigen Aufenthaltes in Italien bin ich ihm nicht begegnet,« erwiderte Grant. »Das konnte aber kein Grund sein, ihn nicht mit Freuden

und offenen Armen zu begrüßen. Die Briefe der Freunde sind die beste Empfehlung, die er mir bringen konnte.«

»Er muß große Eile haben,« meinte Giacomo, »sonst würde er nicht bei Nacht und Nebel abgereis't sein.«

»Abgereis't?« fragte Mathias Grant. »Ein Spaziergang über Land ist doch wohl keine Reise.«

»Wissen Sie das bestimmt, Padrone?«

»In zwei bis drei Tagen wird er für einige Wochen mein Haus als Gast beziehen,« fuhr der Fabrikherr triumphierend fort. »Bis dahin seid Ihr hoffentlich ebenfalls im Hinterhause eingerichtet, und wenn Ihr gut thut und nicht gar zu starr dem Alten anhängt, das von jetzt an gewaltig in's Rollen und Stürzen kommen dürfte, wollen wir zum Spätsommer die Abende auf florentinische Weise genießen. Ohne daß Ihr leichtsinnigen *Artifici* ahnt, habe ich in aller Stille für Euch gesorgt, um etwaigen Widersachern gleich von Anfang an die Hände zu binden. Es gibt Leute, die Eure Kunstfertigkeit in Anspruch nehmen wollen. Doch davon erst dann, wenn Ihr wirklich einseht, daß bei uns Deutschen Treu' und Wahrheit nicht blos tönende Worte sind. Zuvörderst werdet Ihr mir dienen, und zwar damit, daß Ihr mir die Büste dieses schelmischen Lockenkopfes hier modellirt. Es wird nicht anders, *Galant' uomini!* Ich lasse Euch nicht los! Und nicht eher soll der Thon trocken, nicht eher Euer Spatel gereinigt werden, bis ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, daß Ihr durch die That Euern Künstlerberuf bethätigt. Die Büste meiner Tochter soll Euer Empfehlungsbrief weit und breit im Lande deutscher Barbaren sein, wie Viele von

Euch wirren Hitzköpfen uns unverdienter Weise benam-
sen!«

Es schien den Lucchesen nicht rathsam, durch Wider-
spruch ihren Gönner zu verstimmen. Zwar hatte Signor
Maria Emanuele Frontelli von den Vorgängen in Rom ge-
gen die Brüder nichts erwähnt, und an die Lectüre deut-
scher Blätter wagten sich die Modellirer nicht, da sie
keine Gelegenheit gehabt hatten, das deutsche Alpha-
bet sich zu eigen zu machen. Außerdem drückten sie
zeitliche Sorgen mancherlei Art, denn der Brand hatte
nicht nur die Büsten und Figuren zerstört, durch deren
Verkauf sie ein ziemlich sparsames Leben führten; auch
die Instrumente, deren sie zur Ausübung ihrer Kunst be-
dürfteten, waren bei dem Unglück mit zu Grunde gegan-
gen. Die Schilderung ihrer precären Lage war daher das
Hauptthema des Gespräches mit Maria Emanuele Fron-
telli gewesen. Und als sie während desselben des Aner-
bietens gedachten, das Mathias Grant ihnen gemacht hat-
te, ließ der fremde Italiener Bemerkungen laut werden,
welche die noch wenig erfahrenen Lucchesen abhalten
mußten, das Haus ihres Gönners sogleich zu ihrem blei-
benden Aufenthalte zu wählen.

Angeborener natürlicher Takt hielt die Brüder von je-
der weiteren Auslassung ab. Hätten sie gegen den wohl-
wollenden Rathsherrn ganz offen sein wollen, so wür-
de sich schwerlich ein Bruch zwischen Maria Emanue-
le Frontelli und Mathias Grant haben vermeiden lassen.
Ihnen aber würde ein längerer Aufenthalt in der Stadt
und Umgegend weder gestattet würden noch erwünscht

gewesen sein; denn der einflußreiche Mann, der sie mit starker Hand beschützte, konnte in diesem Falle wenigstens öffentlich nicht mehr als ihr Freund und Gönner auftreten.

Grant nahm das Schweigen der Brüder und die wohlgefälligen Blicke, mit welchen sie die etwas befangene Felicia betrachteten, für eine offene Einwilligung, nöthigte sie, die Gläser zu leeren, und forderte sie dann auf, ihn zu begleiten.

»Ich bin mit einigen Freunden hier heraufgekommen, um doch endlich einmal für einige Stunden den unangenehmen Brandgeruch loszuwerden, der sich überall festsetzt und zuletzt noch den ganzen Menschen durchdringen wird,« sprach er. »Wenn Ihr klug seid und das *Savoir-vivre* recht versteht, könnt Ihr schon heute Verbindungen anknüpfen, die Euch in Zukunft goldene Berge eintragen werden. Zögert also nicht, sondern denkt: es ist ein Freund, der in der Fremde Euch wohl will, und der schon um der Erleuchtung willen, die jetzt die Peterskuppel überflammt, obwohl man keine Illumination angesagt hat, ein Uebriges thut für Alle, die bisher unter dem üblichen Lichtglanz in der Höhe in desto tieferer Finsterniß auf Erden sich mühselig weiter greifen mußten. Das hat jetzt, Gott Lob, ein Ende, und darum muß man fröhlich sein und im Hinblick auf eine schöne, große Zukunft die Gegenwart mit ihren kleinen Leiden und Disharmonieen vergessen!«

Lächelnd schlossen sich die Brüder Maffei dem wohlwollenden Freunde an, und bald darauf nahmen sie als

Gäste Platz inmitten einer größeren Gesellschaft, die zum ersten Male nach den Schrecken der verheerenden Feuersbrunst sich in der freien Natur, fern vom Lärm und Dunst der schuttgesperrten Straßen, heiter ihres Daseins freute.

SECHSTES KAPITEL. UNTERHALTUNGEN VOLL LICHT UND SCHATTEN.

Auf wiederholt eingereichte Gesuche hatte der hochweise Rath dem Director Frontelli endlich doch noch die Erlaubniß gegeben, das Publikum mit der Besteigung des Thurmseiles überraschen zu dürfen. Es leuchtete den Vätern der Stadt ein, daß eine derartige Vorstellung Viele abziehen werde von der trüben Gegenwart. Die Kunstleistungen der Seiltänzer lieferten Stoff zu andern Gesprächen, und da wohl auch Landleute in Menge davon angelockt werden durften, wehrte sich auch wieder der in Folge des großen Feuers bedenklich in's Stocken gekommene Verkehr.

Seinen ersten Gedanken hatte Frontelli aufgeben müssen. Die Localität war durch den Brand eine sehr ungünstige geworden. Indeß wußte er sich zu helfen, indem er das ziemlich lange Seil über die äußersten Ausläufer der Brandstätte zog und es an dem Gemäuer des ausgebrannten Marstalles befestigte. Die Spekulation des Directors erwies sich als richtig. Es fanden sich ungewöhnlich viel Zuschauer ein. Selbst die bekannten Anhänger der orthodoxen Partei, an deren Spitze Senator Unstätten stand, waren auf den ersten Sitzreihen sichtbar. Dies

erregte allgemeines Aufsehen und ward für eine Demonstration gegen den ungläubigen Mathias Grant angesehen, der als scharfer Gegner Unstätten's bekannt war und sich von der Vorstellung der Gesellschaft Frontelli mit seiner Familie fern hielt. Mit den Leistungen der Künstler bezeigte sich das Publikum durch laute Beifallsäußerungen sehr zufrieden. Die Produktionen glückten ohne Ausnahme, einzelne wurden auf Verlangen sogar wiederholt, und als zuletzt die Besteigung des Thurmseiles angekündigt ward, bewaffneten sich die Augen selbst mit guter Sehkraft Begabter, um auch genau das Seil bis zu seinem Ausgangspunkte an dem braunrothen Gemäuer der Marstallruine verfolgen zu können. Es war dies nicht ganz leicht, da es bereits zu dämmern begann und bisweilen eine dünne Rauchwolke von der Brandstätte über das Seil zog. Es hatte sich nämlich während der Vorstellung der Wind gedreht, was Frontelli nicht eher wahrte, als bis er bereits eine Anzahl Schritte auf seinem lustigen Pfade gemacht hatte. Die Dämmerung wartete er absichtlich ab, um nicht durch den raschen Wechsel von Licht und Schatten geblendet zu werden. In jeder Hand hielt Frontelli eine Pistole mit gespanntem Hahn, und das Publikum war durch die Anschlagzetteln unterrichtet worden, daß beide Schußwaffen von dem kühnen Seiltänzer in dem Augenblicke abgefeuert werden sollten, wo er das Ziel erreicht haben würde.

Die erste graue Dunstwolke, welche über das gespannte Seil fortzog und es für kurze Zeit vollständig verhüllte, machte Frontelli stutzen. Die Weitsichtigsten unter den

Zuschauern wollten bemerken, daß er stehen blieb und einige Augenblicke beide ausgestreckt gehaltene Arme sinken ließ. Dann schritt er wieder vorwärts, nur schneller als anfangs, bis er abermals in den finstern Dunstkreis einer schwefelschwangern Rauchwolke trat.

Die Uhr auf dem Rathhausthurm schlug eben acht, als Mathias Grant die Granitstufen zum Hause des Banquier und Hauptcollecteur für die Landeslotterie Peregrin Guttman hinaufstieg, mit dem er in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen hatte. Der Rathherr wußte, daß er den jovialen Mann und treuen Geschäftsfreund daheim antreffen werde, denn Guttman war ein abgesagter Feind aller gefährlich aussehenden Kunstproductionen, weshalb er sie nicht bloß selbst vermied, sondern auch seine Untergebenen davon zurückhielt. Ganz zufällig, während er die Hand nach dem Glockenzuge ausstreckte, gewahrte Grant das Seil im abendlichen Dämmerlicht, und auf demselben die schwebende Gestalt Frontelli's. Gleich darauf war sie verschwunden, Grant glaubte Rauch, dann blitzendes Gefunkel zu sehen und der Knall zweier Schüsse verhallte im trägen Luftzuge. Ein greller, lauter Aufschrei erschütterte die Atmosphäre.

»Der Unglückliche!« rief Grant entsetzt und eilte die Stufen wieder hinab, um sich nach dem nahen Schauplatze des Unfalles zu begeben. Hier fand er bereits Alles in Bestürzung. Ein wirrer Knäuel Menschen drängte sich durch einen Spalt der niedergebrochenen Bretterwand, welche den Zuschauerraum abgrenzte. An diesen stießen die Trümmer der noch unaufgeräumten Brandstätte, und

auf diese herab aus einer Höhe von etwa dreißig Fuß war Frontelli gestürzt.

Die Rufe: »Er lebt! Er kann noch sprechen! Er ist nicht bewußtlos!« minderten die Aufregung des Rathsherrn, der sich kräftig Bahn brach durch die Gruppen der neugierigen Gaffer, die jetzt, wo sie um den Genuß eines interessanten Schauspiels gekommen waren, wenigstens den Anblick eines Verstümmelten oder Sterbenden haben wollten.

Ehe aber Mathias Grant noch den Ort erreichte, wo man Frontelli die erste Hilfe leistete, hörte er Aeußerungen fallen, die ihn nicht gleichgiltig lassen konnten.

»Der schwefelige Dunst hat den armen Menschen benebelt und schwindlig gemacht,« sagte ein dem Arbeiterstande angehörender Mann. »Ich lehnte gerade an der Planke und konnte deutlich sehen, wie sein Fuß zitterte, als die widerwärtigen Rauchbüschel ihn umwedelten. Er hätte auf der Stelle umkehren und das Kunststück gar nicht machen sollen. Ein paar Worte würden die Unzufriedenen beruhigt haben, und allenfalls wäre ja von dem Bajazzo, der immer belacht wurde, noch ein lustiger Narrentanz mit Torkeln und Fallen zum Ergötzen Aller nachzuholen gewesen.«

»Der Rauch allein hat den gelenken Mann nicht vom Seile geworfen,« fiel ein Anderer ein, in dem Mathias Grant einen der Aufseher aus seiner vom Feuer zerstörten Spinnfabrik erkannte. »Die Gestalt auf der Brandstätte, die auch wahrhaftig gespenstisch genug aussah, brachte ihn zuerst aus der Fassung. Er winkte ihr zu mit dem

rechten Arme, allein es half nichts. Das unheimliche Gebilde blieb stehen, und ich sah es selbst schauernd, wie es allerhand Figuren in die Luft schrieb.«

»Ein Feuermann war's in seinem weißen Leinenkittel,« erwiderte lachend der Arbeitsmann. »Warum auch hätte er fortgehen sollen? Vertrieb ihn der Qualm aus den verschütteten Kellern nicht am Tage, so konnte er sich wohl mit gutem Gewissen den Spaziergang durch die Luft mit ansehen, auch ohne Eintrittsgeld für die Erlaubniß, fünf Minuten lang aufwärts zu gucken, an der Kasse zu zahlen.«

Der Fabrikaufseher schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht an dem,« entgegnete er. »Der Seiltänzer kannte den Mann und fürchtete ihn, und ich weiß auch, weshalb.«

»Das weißt Du?«

»Das heißt, ich vermuthe, es werden noch böse Geschichten an den Tag kommen.«

Mathias Grant war den Sprechern jetzt so nahe gekommen, daß er auch ein nur leise geflüstertes Wort verstehen konnte. In der Mitte des Gedränges entstand eine Bewegung.

»Platz gemacht!« riefen mehrere Stimmen, und sogleich theilte sich die Menge. Der Rückprall entfernte den Rathsherrn wieder einige Schritte von den beiden Sprechenden.

»Wenn das laut würde!« sagte jetzt erstaunt der Arbeitsmann. »Ein so gottesfürchtiger Mann und so hoch gestellt! – Du hast gewiß nicht recht gehört!«

»Jede Sylbe konnte ich verstehen, obwohl sie ganz leise sprachen,« fuhr der Aufseher fort.

»Der Sonnenwirth hat mir den kleinen Verschlag auf der hintern Hausflur zur Aufbewahrung meiner wenigen Habseligkeiten eingeräumt, die ich in der Eile den um sich greifenden Flammen entreißen konnte. Dieser Verschlag stößt an die Kammer, in welcher seit dem Brande die Seiltänzer hausen. – Ich war, müde vom Pumpen an der großen Spritze, wo sie mich den ganzen Tag festgehalten hatten, eingenickt, als ich von einem pfeifenden Tone aufgeweckt wurde. Dieser Ton kam aus der Kammer neben meinem Verschlage, und der ihn ausstieß, war kein Anderer, als der verunglückte Mann, den sie jetzt dort hinaustragen. Der Andere, mit dem sich der Director unterhielt, machte es wenig besser. Ich kam bald dahinter, daß sie sich zankten. Meistentheils sprachen sie in ihrem Kauderwälsch, nur bisweilen flochten sie deutsche Sätze ein und diese sind fest in meinem Gedächtniß hängen geblieben.«

Da Alles dem Verunglückten nachdrängte, mußte Matthias Grant sich der Menge ebenfalls anschließen, um wo möglich in der Nähe des Erzählers zu bleiben.

»Ich verlange, daß Du meinen Willen thust,« sagte die eine Stimme. »Weigere Dich nicht länger, oder Du wirst es bereuen!«

»Dein Drohen veracht' ich,« erwiderte der Director.

»Senator Unstätten wird von mir unterrichtet!« drohte der Andere.

»Er wird Dich aus der Thür werfen lassen,« meinte Frontelli.

»Dann wende ich mich schriftlich an ihn und sage ihm, *wer Du bist!*«

»Er glaubt Dir nicht, und Beweise kannst Du nicht beibringen.«

»Darauf hörte ich wieder zischende, pfeifende Laute. Ich drückte mein Gesicht fest an die Bretter, fand einen kaum bemerkbaren Riß und erhaschte die Gestalten beider Männer. Der Director der Seiltänzer und jener Mann, der plötzlich wie ein böser Geist aus dem rauchenden Getrümmer sich erhob, als Frontelli die ersten Schritte auf dem Seile gemacht hatte, rangen mit einander. Frontelli ward Herr über seinen Gegner; dieser bat um Gnade und versprach unter heiligen Schwüren zu schweigen.«

»Fort! Aus meinen Augen!« rief da der Seiltänzer. »Ich vergebe Dir, wenn Du mich von jetzt an meidest! Du hast mich unglücklich gemacht für's ganze Leben, Seele und Seligkeit aber will ich Dir nicht verschreiben!«

Der Andere schwieg. Nach einer Weile hörte ich ihn fortgehen. Ich folgte behutsam und sah, daß er sich hinaus ausschlich auf die Brandstätte. Er trug einen leichten weißen Rock, wie heute. Am Gemäuer des Marstalles verlor ich ihn aus den Augen.

Das Gedränge ward wieder stärker und auch dem Rathsherrn entschwanden die beiden Sprechenden. Das Vernommene aber beunruhigte Mathias Grant, da er irgend einen geheimen Zusammenhang zwischen dem jetzt verunglückten Frontelli und der Entstehung des

Brandes vermuthete, der so großes Unheil über seine Vaterstadt gebracht hatte.

Dem Menschenstrome sich anschließend, ward der Fabrikherr bis vor den Eingang des Gasthauses mit fortgerissen, wo der bedauernswerthe Künstler Wohnung genommen hatte. Eine kurze Zeit schwankte er, ob er eintreten und Frontelli sprechen solle, was ihm bei seiner Stellung leicht gewesen sein würde, oder ob er die Folgen des unglücklichen Sturzes und das zufällig Vernommene auf sich beruhen lasse. Zu einer ruhigen Besprechung mit dem wahrscheinlich schwer Verletzten war der Augenblick jedenfalls nicht gut gewählt, und inquisitorische Fragen auf bloße, noch gar nicht einmal klare Indicien hin an einen vielleicht dem Tode Verfallenen zu richten, schien dem human gesinnten Mann an Grausamkeit zu streifen. So beschloß denn Grant den nächsten Tag abzuwarten und alsdann erst seinem Aufseher auf den Zahn zu fühlen.

Um dem Zudrange der neugierigen Menge zu wehren, ward die Eingangsthüre zur Sonne geschlossen. Diese Maßregel hatte ein baldiges Verlaufen des Publikums zur Folge, so daß Mathias Grant unbehindert seines Weges gehen konnte.

Zunächst wandte sich unser Freund wieder dem Hause Peregrin Guttmanns zu, um mit diesem seine Geschäftsangelegenheiten in's Reine zu bringen. Er fand den jovialen Mann vor der Thür stehen, wo er von Vorübergehenden bereits die Trauerbotschaft von dem Unfall mit allerhand Uebertreibungen hatte erzählen hören.

»Werthgeschätzter Freund!« rief Guttman jetzt dem Rathsherrn zu, dessen Hände erfassend und ihn so in's Haus führend. »Was um's Himmels willen ist dem dummen Kerl von Kunststückenmacher denn eingefallen, daß er den verdrehten kopflosen Einfall bekommt, wirklich aus hoher Luft herab auf den Kopf zu fallen? So 'was thut man doch nicht dem Publikum zu Liebe. Ein *Salto mortale* von derlei Risico muß einen tieferen Grund haben! Er soll sich unterwegs, d. h. während des Herabfallens mit einer Pistolenkugel die Kinnlade zerschmettert haben! – Ein schlechtes Abendbrot, bei Gott! Wie?«

Mathias Grant erwiderte auf die lebhaften Fragen des sehr schnell sprechenden Geldmannes, der die Gewohnheit hatte, Alles, auch das Schrecklichste, von einer heitern Seite zu betrachten, daß er weder die eigentliche Veranlassung des Unglücks noch die Größe desselben kenne, versprach aber zugleich, Erkundigungen darüber einzuziehen.

»Uebrigens wird das nicht einmal nöthig sein,« fügte er hinzu, »da man dem Rathscollegium ja ohnehin Anzeige von dem Vorfalle machen muß. Ich wünsche nur nicht, daß sich Untersuchungen und Verhöre daran knüpfen mögen; denn wir haben ohnehin jetzt mehr als zu viel zu thun, um alle Obdachlosen unterzubringen, alle Hungrigen zu speisen, allen Arbeitslosen Beschäftigung zu verschaffen.«

»Ich will Ihna was sagen, werthgeschätzter Freund,« versetzte Guttman, der als geborener Oesterreicher weder Dialect noch Sprechweise ganz abzulegen vermochte, auch außerdem noch als getaufter Jude – er war zur katholischen Kirche übergetreten – seine ursprüngliche Nationalität weder in Gang noch Gebehrde noch Sprache verläugnen konnte. Guttman wußte das sehr genau, er besaß aber genug Humor, um sich gelegentlich selbst zu persifliren, wenn er in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung den ererbten Fehler gewahrte. »Sie sind doch zu beneiden, sag' ich,« fuhr er fort, »weil Sie gezwungen sind, mehr Gutes zu thun, als man verlangen kann von 'nem einfachen simpeln Menschen! – Sehen Sie mich an, Herr Grant! Was entdecken Sie? Wie schau' ich aus? Nun, ich will Sie nicht setzen in rathsherrliche Verlegenheit; ich will Ihna sagen meine Meinung klar und simpel. Ich schau' aus, wie eine Gans, die bekommen hat von der Natur zwei verschieden gefärbte Flügel, einen schwarzen und einen weißen. Bei Gott, werthgeschätzter Freund, grad' so schau ich aus!«

»Sie belieben den Scherz bisweilen auf die Spitze zu treiben, Herr Guttman,« erwiderte der Rathsherr, der nicht in der Stimmung war, auf die gewöhnlich spaßhaften Einfälle des Geldmannes einzugehen. »Sie verkennen Ihren Werth und Ihre eigenen Verdienste!«

»Bitte gehorsamst, werthgeschätzter Freund!« fiel Guttman lebhaft ein. »'s liegt nicht in der Natur meiner Verwandtschaft von der Erzväter Zeiten her, durch zu große Bescheidenheit sich selbst herabzusetzen! Ich kenne mich

aus – o Herr Grant, so genau kenne ich mich aus, wie meine Tasche! Drum lassen Sie sich sagen von mir, daß mein Vergleich, den ich gemacht habe, ächt ist wie Gold!«

Mathias Grant lächelte, indem er in dem Arbeitszimmer des Banquier, wohin dieser ihn geleitet hatte, neben einem mit vielen Papieren bedeckten Tische Platz nahm.

»Lachen Sie nicht!« fuhr Peregrin Guttmann fort. »Ich werde Ihna gleich die Beweise überliefern, daß ich meine Worte verantworten kann! Sie haben doch gelesen die neuesten Blätter?«

»So ziemlich, d. h. das, was mich darin interessirte.«

»Haben Sie auch gelesen, daß der Papst ist geworden ein Revolutionär?«

»Ich bin erfreut und – gestehe ich es offen – beschämt durch die neuesten Berichte aus Rom. Erfreut, weil ein Papst den Muth hat, mit solcher Offenheit sich an die Spitze der geistigen Bewegung unseres Jahrhunderts zu stellen, beschämt, daß ich nach meiner historischen Kenntniß des Papstthums daran zweifeln zu müssen ein Recht zu haben glaubte!«

»Es geschehen jetzt alle Tage Wunder, gerade wie in der ersten Zeit nach – nach dem Beginn der christlichen Zeitrechnung,« versetzte Guttmann. Demnach müssen wir ja in einer segensreichen Zeit leben. Der Segen wird aber von unserm himmlischen Vater nicht gleichmäßig ausgesendet an Alle, gleichwie der heilige Vater auch nicht jedem Einzelnen vom Balcon des Quirinalischen Palastes herab seinen Segensspruch vernehmbar zurufen kann. Schaun S', das ist halt der Anfang von

allem neuen Unglück! Wie ich da vor Ihna stehe, just so plätschert die Unglückswelle links und rechts über die Hacken meiner meisterhaft gearbeiteten Stiefel. ... Ich hab' emol kein Glück, Herr Grant! Ich bin a Pechvogel, der dick und fett wird, und wenn er im lichtleeren Raume lebte! ... Was ist zu thun? ... Nix! Stille halten und schau'n, ob in der obern Luft irgendwo eine Windhose zusammengeflickt wird, die einem den Garaus machen könnte, wenn sie nicht vorher die Höflichkeit hätte, durch lautes Sausen und Brausen zu melden, daß sie, mit Respect zu sagen, a Bissel rasen wolle! Jetzt, werthgeschätzter Freund, jetzt sein Sie halt so gescheidt, und geben Sie mir einen guten Rath! ... Da, lesen Sie die Papiere hier! ... Der da mit den schönen Versprechungen verlangt und erwartet meine Betheiligung an dem neuen Anlehen, weil ich ein so guter Katholik bin – verstehen Sie, Herr von Grant, ein *guter Katholik*! ... Na, schön! Mehr kann der Mensch doch nicht wünschen, als sich in religiösen Dingen *gut* nennen zu hören. ... «

Peregrin Guttmann warf das Papier wieder auf den Tisch, zog sein sehr großes ostindisches Taschentuch von hellgelber Seide aus der Tasche seines blauen, breit- und langschößigen Frackes, ein Kleidungsstück, das er jedem andern vorzog, weil er behauptete, der Mensch, auch der simpelste, habe im Frack stets ein gentiles Air, wehte sich damit über Stirn und Nase, und knietschte es dann mit einem einzigen hastigen Griffe wieder in die Tasche, was

zur Folge hatte, daß zwei Enden desselben aus der Tasche heraushingen und bis fast auf die Diele herabreichten. Hierauf ein zweites Papier ergreifend, klappte er mit umgekehrter Hand wiederholt derb dagegen und fuhr, in eine zornige Heftigkeit ausbrechend, die aber durchaus komisch wirkte, fort:

»Na, und hier können Sie lesen, daß ich auch – verzeih' mir's Gott und alle die zahllosen Heiligen, die lobsingend oder posaunenblasend um ihn herumsitzen bis an's Ende der Tage – ein *guter Jude* sein soll! . . . Ein Jud', Herr von Grant, ich bitt' Sie! . . . Schau' ich aus wie ein Jud'? Und das heilige Wasser, das mir ist geträufelt worden vor vielen Zeugen auf meinen ganz simpeln Kopf, hat mir doch schon vor zehn Jahren die Haare weggebeizt, daß nur noch ein paar dünne Strähne übrig geblieben sind! Lass' ich sie zusammenflechten von einem geschickten Friseur und behänge ich mich mit großbeblümtem Seidenzeug, bin ich gut dafür, daß nächstens ein theilnehmender Geschäftsfreund in Ostindien mich beglücken wird mit einer dritten Aufforderung, in der ich genannt werde ein *guter Chinese!* . . . Was thut nun ein simpler Mann, geschätzter Freund? Wozu rathen Sie, daß ich mich soll entschließen als Geschäftsmann und kluger Hausvater? – Bei Gott, ich komme mir vor, wie der Esel zwischen zwei Bündeln Heu, in denen Brennesseln versteckt sein können! . . . Ich bin rathlos wie 'ne Gans mit verschiedenfarbigen Fittichen! Will ich entfalten und gebrauchen den einen, so entsetzt sich drüber der andere! . . . Und warum? Weil

ich soll haben den Segen des Erzvaters und seiner Nachkommen, und den Segen des freisinnigen Mannes, dem ich unterthan bin und sein muß als gehorsamer und gläubiger Sohn der Kirche! . . . 's ist eine verdammt kritische Lage, wie?«

Peregrin Guttman riß abermals das hell seidene Tuch aus seiner Tasche und trocknete sich den Schweiß von der Stirn; denn er hatte sich heiß geredet, ohne doch innerlich erregt zu sein.

Mathias überflog die Papiere ohne besondere Aufmerksamkeit. Er sah, daß es sich um zwei Anleihen handelte, die auf den Börsen Europa's aufgelegt werden sollten. Der schon als Knabe getaufte Guttman galt für eine Autorität in der Finanzwelt, und seine Verbindungen waren, von dem verstorbenen Isaac Guttman, seinem Vater her, der sich zur Zeit seines höchsten gesellschaftlichen Glanzes entschlossen hatte, mit seiner ganzen Familie zum Katholicismus überzutreten, die bedeutendsten. Jedes große Geldgeschäft, jeder Plan zur Realisirung neuer Staatsanleihen wurde ihm mitgetheilt, und da man wußte, daß sein Wort in's Gewicht fiel, sein Beispiel gern Nachahmung fand, so wurde natürlich auch kein Mittel unversucht gelassen, den viel vermögenden Mann für Geschäfte erwähnter Art günstig zu stimmen.

»Sie thun sich selbst Unrecht und verkennen Ihren Werth,« sagte Mathias Grant. »Ich sehe mich wirklich genöthigt, Ihnen diese meine Ansicht noch einmal an's Herz zu legen. Was haben Geschäfte, zumal Geldgeschäfte, mit unsern religiösen Ansichten und Ueberzeugungen

zu thun? Es ist Brauch gewesen zu allen Zeiten, sogar unter den intolerantesten Kaisern und Päpsten des Mittelalters, von Juden und Türken Geld zu leihen, wenn der leere Staatssäckel sich auf andere Weise nicht füllen lassen wollte. Damals freilich kam eine ausweichende Antwort auf solche Anfrage einem Todesurtheile ziemlich gleich. Die Juden waren rechtlos und wenn man es passend fand, konnte man sich ihre Reichthümer nöthigenfalls mit Gewalt aneignen. Das ist, Dank der Aufklärung unserer Tage, anders geworden! Gegenwärtig erheben dankbare Fürsten israelitische Finanzmänner für geleistete Dienste in den Adelsstand und überhäufen sie mit allen möglichen Gunstbezeugungen. Selbst der heilige Vater in Rom nimmt keinen Anstand mit Kindern Israels leutselig über Geldangelegenheiten sich zu besprechen und diesen für geleistete Hilfe gute Procente zu bewilligen. An Ihrer Stelle also würde ich mich nicht lange besinnen, sondern wenn die Bedingungen überhaupt annehmbar sind beide Aufforderungen mit freundlich lächelndem Auge betrachten.«

»Lassen Sie sich sagen, was ich denke,« erwiderte Guttman. »Mit Ihna darf ich sprechen, als zu einem Freunde. Was kann der Mensch thun zu seiner Geburt? Er hat keine Gewalt darüber, er muß geschehen lassen, was die Natur für gut findet . . . Verstehen Sie mich, Herr von Grant, damit wir immer Freunde bleiben können! . . . Mein Vater fand, der Natur müsse zuweilen nachgeholfen werden, und da er überzeugt war, daß sein Gedanke gut sei, ließ

er sich und seine Kinder taufen . . . So sind wir geworden katholisch . . . Der Mensch muß immer etwas haben, worauf er sich stützen kann. Nun, ich sollte meinen, der Fels, auf dem unsere Kirche steht, sei eine gute Stütze. Die Hölle soll ja dran zerschellen! Können Sie mir's verdenken, wenn ich die Zeit verstehe, weil mir Gott einen gesunden Menschenverstand gegeben hat, und mein Gehirn erleuchtet? . . . Aber ich habe einen Widerwillen gegen die Undankbarkeit, und deshalb will ich die Rechte nicht wissen lassen, was die Linke thut oder umgekehrt, und aus Dankbarkeit werde ich meiner alten Verwandtschaft ebenfalls eingedenk bleiben! . . . Wissen Sie, werthgeschätzter Freund, dieser Papst ist in meinen Augen ein großer Mann!«

Der Rathsherr meinte, er theile diese Ansicht vollkommen, nur leuchte es ihm zur Zeit noch nicht ein, wie er den einmal betretenen Weg weiter verfolgen wolle, wenn er nicht zuvor den ganzen Clerus einer gründlichen Reform unterwürfe, eine solche aber würde dem Umsturz der katholischen Kirche ungefähr gleich kommen.

»Die Kirche darf nicht fallen,« rief Guttman aus, »Kirche und Staat müssen immer stehen bleiben, sonst verlieren wir alles Fundament und allen Credit! Aber Sie wissen noch nicht, was mir den neuen Papst macht so lieb und so bewundernswerth!«

»Ohne Zweifel sein schöner Freimuth!«

»Sein gutes, weiches Herz, Herr von Grant,« sprach Guttman mit sonderbarem Augenblinzeln. »Ich weiß, er muß ein Herz haben weich wie junges Wachs, und

es wird ihm noch viel zu schaffen machen. Aber es thut nichts. Meine nationalen Anverwandten in Rom werden auch bessere Zeiten erleben als bisher. Man wird sie müssen lassen frei zu ihrem Gott beten nach ihrem Glauben auf Befehl des hohen Priesters der Christenheit, und sie nicht mehr wie ehemals mit Peitschen in die Kirche der Christen treiben, damit sie anhören müssen, was sie nicht glauben noch glauben dürfen, wenn sie sein wollen würdige Nachkommen von Abrahams Samen! . . . Sie wissen, ich bin seitab gefallen durch den verständigen Wunsch meines Vaters, und ich kann sagen: es hat mich halt noch niemals gereut! . . . Ich bin zufrieden; ich stehe da geachtet; es fehlt mir an nichts, was ich mir könnte wünschen zu dem, was ich schon habe; denn schau'n S', ich bin halt ein einfach simpler Mensch! . . . Aber eine curiose Sache bleibt's doch halt immer mit uns Getauften,« fuhr er lächelnd und noch häufiger mit den Augen blinzeln fort. »Es bleibt ein Hang in uns sitzen, der uns immer von Neuem fortzieht, das abgelegte alte Kleidungsstück wieder einmal zu betrachten. Und wenn wir es noch so schlecht machen, es beschimpfen und mit Füßen treten, lieb behalten wir's doch, und los werden wir's auch nicht ganz. . . . Drum freut es uns Aufgeklärte, wenn's unsern ganz simpel gebliebenen Verwandten von der großen Familie gut ergeht, und eben darum liebe ich den neuen Papst. Bei Gott, der Mann hätte verdient, geworden zu sein ein Erzvater!«

Mathias Grant war viel zu vorurtheilsfrei, um Peregrin Guttmanns Aeußerung nur im Geringsten seltsam zu finden. Es hatte ihm oft schon leid gethan, daß der Mann ohne allen innern Drang katholisch geworden war, allein da er auf Bekenntnisse überhaupt nur geringen Werth legte, so konnte ihn dies nicht stören. Persönlich haßte er seit seiner Rückkehr aus Italien alles Katholische. Er mußte eigenthümliche Erfahrungen auf seiner Reise gemacht haben, und wenn er gegen Jedermann darüber schwieg, so ließ sich dies leicht aus den Verhältnissen erklären, von denen er doch immerhin abhängig war. Frau und Kind gehörten ja der Kirche an, die ihn abstieß. Längst schon hatte er sich ein festes Urtheil darüber gebildet, sich auch einen Plan vorgezeichnet, nach dem er sein Handeln einrichten wollte, in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, später auch Frau und Tochter noch zu sich herüberzuziehen. Bald aber gewahrte er, daß er sich eine kaum zu lösende Aufgabe gestellt hatte. Mit um so größerer Freude mußte er nun die Nachricht von dem Umschwunge begrüßen, der mit der Inthronisation Pius IX. der ganzen katholischen Welt bevorstand. Hätten es seine eigenen Angelegenheiten gestattet, Mathias Grant würde unverzüglich mit Frau und Kind aufgebrochen sein und eine zweite Pilgerfahrt nach Rom unternommen haben, um sich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was täglich die Zeitungen in allen Sprachen Wunderbares von dort meldeten.

»Wir sprechen uns wohl bald wieder einmal,« sagte er, den stets zum Reden und Erzählen Aufgelegten an die

Geschäftsangelegenheit, welche ihn hergeführt hatte, erinnernd. »Wir gehen Zeiten entgegen, wie sie die Welt noch nie gesehen, die Geschichte noch nicht aufgezeichnet hat. Ein ganz neuer Rechtscodex muß erfunden werden, und soll es in Zukunft wirklich noch Heilige geben, welche die Besten unter den Lebenden anbetend verehren, so muß man diese unter den *Märtyrern des Gedankens* suchen, die früher auf Befehl der alleinseligmachenden Kirche gekreuzigt und verbrannt wurden. Wahrhaftig, eine solche Zeit, wenn sie den Erdgeborenen wirklich beschieden sein sollte, möchte ich wohl noch erleben! Dann könnte man doch Mensch neben Menschen, Denker neben Denkern, Skeptiker neben Gläubigen und Glaubensbedürftigen sein!«

Peregrin Guttman überreichte dem Rathsmitgliede die Anweisung, welche Grant von dem Banquier zu erhalten wünschte.

»Behalten Sie nur immer den Kopf oben, werthgeschätzter Freund,« erwiderte der joviale Geldmann.

»Uns Beiden sollen die neuen Zeiten zu Statten kommen und zwar auf alle Weise! Ich stehe immer zu Gebote, wenn die Silberlinge halt knapp werden wollen. Wozu hat Gott mir das blanke Zeug und die Talente, es zu machen, gegeben? Aber zu Herzen nehmen wollen wir uns nichts gar zu sehr! Das macht mürrisch und unentschlossen, und das Eine taugt so wenig, wie das Andere! – Da fällt mir ein, Ihre Tochter, werthgeschätzter Freund, hat sich ja auch unter das Scepter des Fräuleins von Seidenblatt begeben. Behagt ihr diese würdige Dame?«

»Ich gestehe, daß ich noch keine Erkundigung darüber eingezogen habe,« versetzte Grant.

Peregrin Guttman riß sein Tuch wieder aus der Tasche, um sich Luft damit zuzufächeln.

»Bitte ergebenst um Entschuldigung,« fuhr er fort. »Ich dachte nur, es könnte doch möglich sein, daß ein so junges Mädchen, wie Ihre Felicia, nicht ganz zu schweigen vermöchte! Das alte Fräulein hatte, glaub' ich, ehemals, als ich noch ein galanter Mann war und viel auf ein propres Aeußeres hielt, ein Auge auf mich, während ich die Seidenblättrige Familie gar nicht leiden mochte. Ementia's Schwester, die eine glänzende Schönheit gewesen sein soll, taugte, dem Gerücht nach, wenig. Sie ließ sich, sagt man, entführen, und Niemand hat wieder etwas von ihr gehört. Das mag dem alten Fräulein in den Kopf gefahren sein, und hat es wohl auch so wunderlich gemacht.«

»Die Kinder scheinen doch sehr an der Person zu hängen,« meinte Mathias.

»Blos der Narrensposen wegen, die sie zuweilen mit ihr treiben mögen,« sagte Guttman. »Wissen Sie, wo Kinder ein Bissel Amusement haben, da übersehen sie Vieles! Horchen Sie aber Ihr Töchterchen gelegentlich aus! Es ist immer vorthailhaft, in Anderer Geheimnisse einzudringen. Man gewinnt dadurch ein Stück Herrschaft über sie, und wo Herrschaft ist, da ist Macht, eine köstliche Sache, wenn noch recht viel Segen des Mannsfeld'schen Bergbaues oder Kremnitzer Dukaten mit dazukommen! – Aber ich sehe, Herr von Grant, Sie werden

ungeduldig. Ich glaub' es wenigstens zu bemerken, denn wenn ich so schnell von einem Fuße auf den andern trete, wie Sie, höre ich kaum noch auf die Worte Anderer! Darum geruhsame Nacht, werthgeschätzter Freund! Lassen Sie horchen, horchen Sie auch selbst, und wenn morgen der ungelenke Seiltänzer noch am Leben ist, lassen Sie mich's wissen! Bloss um den intoleranten Herrn Unstäten zu ärgern, schicke ich dem armen Schlucker in diesem Falle ein ansehnliches Geldgeschenk!«

Er schüttelte dem Rathsherrn nochmals die Hand, und Mathias Grant schritt, froh, dem unermüdlichen Schwätzer endlich entkommen zu sein, rasch die granitenen Stufen hinab, um sich ungesäumt nach Hause zu begeben.

SIEBENTES KAPITEL. AM STERBELAGER DES SEILTÄNZERS.

Mathias Grant verbrachte eine sehr unruhige Nacht. Obwohl er ununterbrochen schlief, gewährte ihm der Schlummer doch keine Stärkung. Er mußte sich fortwährend mit Träumen herumschlagen, in denen sich Wirkliches und persönlich Erlebtes mit fratzenhaften Phantasmagorien dergestalt verband, daß er auch nach dem Erwachen einer gewissen Beklommenheit nicht sogleich Meister werden konnte.

Der Traum führte den freisinnigen Rathsherrn nach Rom. Zuerst sah er sich in der Peterskirche am Grabe des Apostels knieend. Die Flammen, welche als leuchtende Staubfäden in den vergoldeten Blumenkelchen glühen, die das Grab umgeben, neigten sich zu ihm herab und

berührten säuselnd seine Stirn, als wollten sie ihn weihen und segnen. Aus einer der prachtvollen Seitenkapellen des Riesendomes vernahm er entzückende Gesänge, die wie leise aufzitternde Echotöne an den erhabenen Gewölben der ungeheuern Basilica verklangen. Ihm zur Seite, dem Hochaltar mehr zugewandt, lag eine Frauengestalt in schwarzer Gewandung auf den Knien. Sie schien jung und schön zu sein, obwohl Grant ihre Gesichtszüge des dichten Schleiers wegen, den sie trug, nicht erkennen konnte. Der Tracht nach mußte es eine vornehme Römerin sein. Er vernahm, daß sie leise weinte. Ein Gebetbuch erblickte er nicht in ihren mit schwarzen Handschuhen bedeckten Händen. Statt desselben hielt sie einen Myrthenzweig, dessen Blätter ganz welk waren, während er doch in voller Blüthe stand. Am seltsamsten war es, daß häufig Eine dieser Blüten abfiel, an deren Stelle aber sofort eine neue sich entfaltete. Endlich begann der Zweig in den Händen der Unbekannten zu zittern und zu wachsen; er ward länger und immer länger und verwandelte sich in ein flammenartig gewundenes Schwert, dessen scharfe Spitze die volle Brust der Knieenden berührte. Mathias Grant erkannte mit schauerndem Frösteln, daß es die Jungfrau Maria selbst war, die am Grabe des Apostels betete, und entsetzt über diese Entdeckung schnellte er empor und entfernte sich. Die Zauber des Traumes entließen ihn aber nicht aus ihren Banden. Eine feierliche Prozession hoher Kirchenfürsten und Prälaten, angeführt von dem Papste in eigener Person, sperrte ihm den Weg.

Dieser Zug von Kardinälen, Bischöfen und Ordensgenerälen trat aus der Kapelle des heiligen Paulus, durch deren weit geöffnete Pforte der Widerschein der vielen hundert Kerzen flimmerte, die auf den Altären brannten. In der hohen, etwas gebückten Gestalt des Papstes erkannte Mathias Grant deutlich den verstorbenen Gregor XVI. Das Traumbild näherte sich jetzt der bronzenen Statue des heiligen Petrus, welche den Schlüssel in der ausgestreckten Hand hält. Vor dieser Statue demüthigte sich der heilige Vater, legte sein greises Haupt mit dem kleinen weißseidenen Käppchen unter den Fuß derselben, drückte dann, wieder aufstehend, seine Lippen auf den Fuß, und zerrann vor den Blicken des Träumenden wie ein Nebel. Auf ganz gleiche Weise lös'te sich das zahlreiche Gefolge des heiligen Vaters in Rauch und Dunst auf, bis der Raum vor ihm frei ward und er das Schiff hinab, dem Ausgange zuschreiten konnte. Der Träumende wußte in diesem Augenblicke, daß er diesen Zug hoher Priester mit dem Papste vor einigen Jahren genau so durch die Peterskirche hatte schreiten und auch die erwähnte Huldigung der Statue des Apostels hatte anbringen sehen. Nur die Unbekannte, die jetzt auf dem Marmorboden knieete, und erst diesen, dann den Fuß des Erzbildes küßte, war der Wirklichkeit nicht entlehnt. Er wußte sich ihrer durchaus nicht zu erinnern, obwohl er jetzt abermals die Betende, welche sich zur Madonna verwandelt hatte, in ihr erkannte.

Aus dem Dome tretend, sah der Rathsherr am Fuße des Obeliskens, welcher den Petersplatz schmückt, seine

eigene Frau neben Felicia sitzen, beide als – Nonnen gekleidet. Sie gewahrten ihn nicht, als er an ihnen vorüberging, auch schienen sie seinen Gruß, den er ihnen unter lautem Herzklopfen zurief, nicht zu hören. Er hätte gern noch einige Zeit verweilt, um zu sehen, ob die ihm Theuersten ihn nicht doch noch erkennen würden, aber eine unsichtbare Macht zog ihn fort, den Borgho hinab, an der Engelsburg vorüber nach der Engelsbrücke. Hier traten ihm eine Anzahl Bekannte entgegen, die ihn jetzt heiter umringten. Zu seiner Verwunderung trugen Alle ohne Ausnahme die braunen groben Kutten der Barfüßer, und auch um seinen eigenen Leib schlotterte ein solches Gewand. Neben ihm zur Rechten ging der joviale Guttman. Das häßliche Mönchsgewand schien ihm viel Spaß zu machen, denn er befühlte es immer von Neuem und lächelte dabei dem Rathsherrn mit blinzelnden Augen höchst glücklich zu.

Weniger Vergnügen fand Senator Unstätten an seiner Barfüßerkutte. Der streng orthodoxe Mann sah finster vor sich hin, betete aber halblaut seinen Rosenkranz ab, ohne sich von dem Geräusch auf der Straße und von dem grelen Geschrei der Eseltreiber, die den Wandernden entgegenkamen, in seinen frommen Uebungen stören zu lassen.

Endlich erreichte Mathias Grant den Corso, kreuzte diesen, um die Via de' Condotti hinaufzugehen und über die Treppe des Piazza di Spagna die Spaziergänge des Monte Pincio zu gewinnen. Dort oben auf den freien lichten Höhen, die so hoch emporragen über die tiefer

liegenden dunstigen Straßen, und eine so herrliche Aussicht darbieten, war Grant wohl bekannt, denn er hatte, wie die Mehrzahl der Fremden, während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt der christlichen Welt daselbst gewohnt. Wie aber entsetzte er sich, als er jetzt vor der Kirche Santa Trinità de Monti den Seiltänzer Frontelli mit zerschmettertem Haupte am Boden liegen sah, und die Brüder Maffei als Laienbrüder um ihn beschäftigt! Der Unglückliche war offenbar vom Seile gestürzt, denn über sich gewahrte er das abgerissene Ende desselben noch um das Kreuz geschlungen, das auf der Spitze des kleinen vor der genannten Kirche aufgefanzten Obeliskens angebracht ist. Gerade wie Mathias Grant sich niederbücken wollte, um die Hand des Verunglückten zu erfassen und seine Verwunderung gegen die Lucchesen laut zu äußern, daß er ihnen hier begegne, erwachte er vor dem Geläut, das aus der Kirche zu ihm herübertönte.

Noch ganz verwirrt von dem beängstigenden Eindruck des Traumbildes vernahm er jetzt abermals läuten. Es war die Hausschelle, die man stark mehrmals hintereinander anzog. Offenbar hatte er sein Erwachen schon dem erstmaligen Läuten zu danken.

Rasch erhob sich der Rathsherr, schellte seinem Diener, damit er die Hausthür öffne, und begab sich in sein Privatzimmer. Gleich darauf meldete der zurückkehrende Domestique, daß der Sonnenwirth in seiner Herzensangst sich erlaubt habe, so früh den Rathsherrn in seiner Ruhe zu stören. Der verunglückte Italiener sei dem Tode nahe, begehre die letzte Oelung zu empfangen, wolle

aber, ehe der Priester ihm die Sterbesacramente spende, den geehrten Herrn unter vier Augen sprechen, indem er behauptete, ihm eine wichtige Mittheilung machen zu müssen.

Grant dachte sogleich an das Gespräch von gestern Abend. Er bereute jetzt, daß er seiner ersten Entschlie-ßung untreu geworden war. Starb der Verunglückte, ehe er mit ihm sprechen konnte, oder traf er ihn bewußtlos auf seinem Schmerzenslager, so mußten die vernommenen Andeutungen stets in unklare Ferne sich verlieren.

Der Wunsch, seiner Vaterstadt einen wichtigen Dienst zu leisten und sich selbst einer peinlichen Ungewißheit zu entreißen, ließ den Rathsherrn sich beeilen. Nach kaum einer Viertelstunde empfing der Wirth zur Sonne den hochgeschätzten Mann unter der Thür seines Hauses und geleitete ihn in das Zimmer des Leidenden.

Frontelli athmete schwer und warf häufig Blut aus. Die Farbe seines edel geformten Gesichtes war sehr bleich, ein schmerzhafter Krampf machte öfters die halb geöffneten Lippen zucken. Seltsamerweise hatte der Sturz auf die Brandstätte dem Künstler kein Glied gebrochen, nur auf dem Rücken hatte er starke Contusionen erlitten. Desto gefährlicher schienen die Verletzungen im Innern zu sein. Hier mußte der Fall mehrere Blutgefäße gesprengt und edle Organe beschädigt haben. Der Verunglückte war kaum im Stande, ohne fremde Hilfe sich zu bewegen, und klagte über kaum zu ertragende heftige Schmerzen im Rücken wie in der Brusthöhle.

Als Frontelli des Rathsherrn ansichtig ward, strahlte sein dunkles Auge heller und ein freudiger Glanz beseelte sein todtenbleiches Gesicht.

»Sie haben mich rufen lassen, um mir eine Mittheilung unter vier Augen zu machen?« redete Mathias Grant den Italiener an. »Ich bin bereit, Sie anzuhören und jeden Auftrag, den Sie mir etwa geben möchten, gewissenhaft zu vollziehen.«

Frontelli bewegte dankend das Haupt, erhob seine Hand und deutete auf einen viel gebrauchten, in der Ecke der engen Kammer, die man ihm eingeräumt hatte, stehenden Koffer.

»Dort,« sprach er leise und immer nur einzelne Worte hervorbringend, »dort – finden Sie – eine Kapsel – aus – braunem Leder. – Sie ist – verschlossen – und auf dem Schlosse – steht – der Name – Montalto. – Ich wünsche – daß Sie – diese Kapsel mit dem – was sie – enthält – an sich nehmen.«

Der Verunglückte begann zu röcheln und mußte abermals dunkles Blut auswerfen.

»Was soll ich mit dieser Kapsel thun?« fragte Mathias Grant. »Wem gehört, was enthält sie?«

Frontelli deutete auf sich und erwiderte mit einer gewissen Heftigkeit:

»Mein Eigenthum! Alles mein Eigenthum, Padrone! – Es soll Ihnen gehören – wenn ich – sterbe! –«

Der Rathsherr runzelte die Stirn.

»Mein werther Herr,« versetzte er, sich der ihm geläufigen italienischen Sprache bedienend, »so ohne alle Formalitäten kann ich das mir zugedachte Geschenk nicht annehmen. Ich kenne Eure Verhältnisse nicht, ich weiß nicht, ob Ihr Angehörige, Verwandte, Weib und Kind habt, und welche Personen Eure rechtmäßigen Erben sein mögen. Um die erwähnte Kapsel wirklich an mich nehmen zu können, bedürfte es eines rechtsgiltigen Actes. Zu diesem Behufe müßtet Ihr wenigstens vor Zeugen und in Gegenwart eines Notares erklären, daß es Euer Wunsch und Wille ist, die fragliche Kapsel nebst Inhalt im Fall Eures Ablebens in meinen Besitz übergehen zu sehen.«

Frontelli gab durch Zeichen seine Einwilligung zu erkennen, was den Rathsherrn veranlaßte, den Sonnenwirth zu rufen und diesem die nöthigen Instructionen zu ertheilen.

»Es ist größte Eile nöthig! flüsterte er dem Fortgehenden in's Ohr. »Der Mann kann jede Minute sterben. – Ich bleibe bei ihm, vielleicht hat er noch etwas aus dem Herzen.«

Zum Lager des Verunglückten zurückgekehrt, fand ihn Mathias Grant mit geschlossenen Augen, die er nur von Zeit zu Zeit aufschlug.

»Habt Ihr einen Verwandten, der sich Maria Emanuele Frontelli nennt?« fragte der Rathsherr den Leidenden. »Vor wenigen Tagen bin ich von einem Manne dieses Namens besucht worden.«

Der Italiener machte das Zeichen der Verneinung, ohne daß Grant dadurch die Ueberzeugung gewann, die Antwort Frontelli's sei wahr.

»Es läuft ein Gerücht von Mund zu Mund,« fuhr der Rathsherr fort, »daß Euer Unglück die Folge eines plötzlichen Schreckens sei.«

Eine zuckende Bewegung Frontelli's schien diese Vermuthung bestätigen zu wollen. Mathias Grant erfaßte den seinem Dafürhalten nach glücklichen Moment und fuhr fort:

»Viele ehrenwerthe Männer, deren Aussagen allen Glauben verdienen, behaupten, eine unbekannte Person, welche der Tracht nach dem Corps der Feuerarbeiter angehörte, habe Euch durch ihr unerwartetes Auftauchen aus Schutt und Trümmern erschreckt und dadurch Euern Gang auf dem Seile unsicher gemacht.«

Frontelli lag mit offenen Augen auf seinem Lager. Er sah eine kleine Weile den Rathsherrn fest an, dann sagte er kaum hörbar:

»Der Inhalt – der Kapsel – gibt Aufschluß.«

Mathias Grant wollte noch einige andere Fragen an den Verunglückten richten, ward aber durch das abermalige Erscheinen des Wirthes daran verhindert, der die Meldung überbrachte, daß sich der Priester mit dem Allerheiligsten seiner Behausung nähere. Diese Mittheilung hielt den Rathsherrn von weiteren Fragen zurück, da er den Leidenden nicht ohne Noth aufregen wollte in einem Augenblicke, wo er der Sammlung so dringend bedürftig war.

Zufällig traf gleichzeitig mit dem katholischen Geistlichen der von der entgegengesetzten Seite kommende Notar nebst Zeugen an der Thür des Gasthauses zusammen, und es erhob sich die Frage: was zuerst geschehen solle? Ob man die weltliche Handlung der geistlichen vorausgehen oder derselben nachfolgen lasse?

Pater Lorchheimer, der sich mit einigem Staunen dem mehr als freisinnigen Rathsherrn gegenüber sah, und auf der Stelle errieth, was die Anwesenheit desselben zu bedeuten haben möge, war keinen Augenblick unentschlossen. Einem wahrscheinlich dem Tode Geweihten die letzten Wohlthaten der Kirche zu spenden war wichtiger, als alles Andere. Deshalb achtete er gar nicht auf den Einwurf des Notars, welcher seinerseits nicht gewillt zu sein schien, sich von dem Priester in Ausübung seiner Functionen verdrängen zu lassen. Beide, der Pater wie der Notar, betraten gleichzeitig die Kammer des Seiltänzers und näherten sich ebenso dessen Lager. Mit Aufwendung aller Kräfte gelang es Frontelli, sich aufzurichten und dem Notar zu winken. Dann wendete er sich zu dem Geistlichen und sprach:

»In zwei Minuten – Hochwürden – bin ich – bereit. – Die Last der Erde – muß ich zuerst – ablegen, – dann – dann – kann ich – ruhig – beichten!«

Unter solchen Umständen konnte Pater Lorchheimer keinen Einspruch erheben. Mathias Grant entnahm dem Koffer die Kapsel und überreichte sie Frontelli. Dieser gab mehr durch Zeichen als Worte zu verstehen, daß er aus freiem Entschlusse dieselbe dem Rathsherrn, falls er

sterben solle, vererbe und zwar mit dem Bemerken, Herr Grant könne von dem Inhalt derselben jeden beliebigen Gebrauch machen.

Mit wenigen Worten war diese letztwillige Verfügung des Italieners zu Papiere gebracht. Frontelli unterzeichnete, ebenso der Notar und die Zeugen. Die Schrift ward untersiegelt und darauf sowohl das Document wie die Kapsel, dessen Inhalt Allen ein Geheimniß blieb, einstweilen dem Notar zur Aufbewahrung übergeben.

Nun erst hatte Frontelli Ohr und Auge für den Priester. Auf seinen Wunsch blieb der Leidende allein mit dem Geistlichen, um diesem ungestört beichten zu können.

Mathias Grant, der sich mit dem Notar und den Zeugen in das dicht daran stoßende größere Gastzimmer zurückgezogen hatte, war sehr aufgeregt. Mußte es ihm schon auffallen, daß ein fremder Mann, dem er persönlich nicht einmal wohlwollend begegnet war, gerade ihn, seinen Gegner, zum Erben dessen ernannte, was ihm, wenn nicht etwa eine teuflische Bosheit sich dahinter verbarg, das Liebste und Werthvollste zu sein schien, so beruhigte ihn vollends die Ungewißheit, die mit diesem Vermächtniß von ihm Besitz nahm. Was enthielt die Kapsel? In welcher Verbindung stand Frontelli mit dem Unbekannten auf den Brandruinen, den der verunglückte Seiltänzer zu kennen freiwillig zugab?

Durch die dünne Wand vernahm man deutlich das Röcheln Frontelli's, seine Beichte aber hörte Niemand. Bald ward es ganz still in der Kammer. Der Priester sprach

mit monotoner singender Stimme unverständliche Gebete. Mehrmals klang das silberne Glöckchen des Chorknaben und der Duft eines feinen Aroms verbreitete sich durch's Haus.

So verging wohl eine Stunde, die Mathias Grant eine Ewigkeit dünkte. Endlich entfernte sich der Geistliche wieder, ohne ein zweites Mal mit dem Rathsherrn zusammenzutreffen. Gleich darauf machte der Sonnenwirth die Meldung, daß der Italiener offenbar im Sterben liege und schwerlich die nächste Stunde noch überleben werde.

Mathias Grant, der Notar und mehrere Anwesende, die sich bereits aus der Nachbarschaft eingefunden hatten, betraten die Kammer des Unglücklichen.

Frontelli lag auf dem Rücken. Die auf der Brust zusammengelegten Hände hielten ein kleines Cruzifix, das Pater Lorchheimer dem Sterbenden, nachdem er die Absolution empfangen und mit dem heiligen Oele gesalbt worden war, gereicht haben mußte. Sein Antlitz war ruhig, von keinem Schmerzenszug entstellt. Der edle, feine Ausdruck, der Mathias Grant an dem Seiltänzer eben so sehr aufgefallen war, wie die gewählten Ausdrücke beim Sprechen und seine Gewandtheit im Verkehr mit Andern, machte sich jetzt erst recht bemerkbar. Die Vermuthung, dieser Mann könne nicht sein, was er im Leben vorstellte, ward in der Seele des Rathsherrn fast zur Ueberzeugung, und als Frontelli den letzten Seufzer aushauchte, ertappte er sich auf einer freudigen Gefühlsregung, die er nur mißbilligen konnte, weshalb er sie denn auch sogleich unterdrückte.

»Ich überreiche Ihnen hier Ihr rechtmäßiges Erbe,« sprach der Notar, die Kapsel Mathias Grant übergebend. »Möge es Ihnen viel Glück und Segen bringen!«

Die Hand des Rathsherrn zitterte, als er die Kapsel erfaßte. Sie war nicht sehr schwer und fühlte sich an wie eine starke Rolle Papier. Außer dem kleinen Stahlschlosse mit dem Worte *Montalto* gewährte Grant jetzt auch noch zwei Siegel an beiden Enden, welche das Band festhielten, an dem der Schlüssel hing. Auch diese Siegel zeigten den Buchstaben *M*.

Der Fabrikbesitzer war kaum jemals so gedankenvoll nach Hause gekommen. Er befahl dem Diener, Jeden abzuweisen, wer es auch sein möge. Bedürfe er etwas, so werde er schellen.

Leontine und Felicia erfuhren von dem Allen nichts. Sie weilten Beide noch in ihrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer, als der so früh abgerufene Rathsherr vom Sterbebette des Seiltänzers zurückkam.

ACHTES KAPITEL. BEIM FRÜHSTÜCK.

Ungeachtet des Verlangens, mit dem Inhalt der aus dem feinsten braunen Saffian bestehenden Kapsel sich bekannt zu machen, konnte Mathias Grant es doch nicht über sich gewinnen, schon jetzt die Siegel zu brechen und das Schloß zu öffnen. Der ihm völlig fremde Mann, der unter Tausenden gerade ihn, den für ungläubig geltenden Protestanten, sich zum Erben ausersah und ihm dadurch ein Vertrauen bewies, das er nicht zu verdienen glaubte, sollte doch erst bestattet werden. Selbst dann,

wenn der Inhalt der Kapsel wichtige Mittheilungen enthielt, konnte eine so kurze Verzögerung, nach Grant's Dafürhalten, keinen Nachtheil bringen.

Um allen Versuchungen zu entgehen, verschloß der Rathsherr das Vermächtniß des Seiltänzers in sein Bureau und vertiefte sich in seine gewöhnlichen Tagesgeschäfte. Die Arbeit gab ihm bald die alte Spannkraft des Geistes wieder, und als er die fröhliche, glockenhelle Stimme Felicia's vernahm, die heute wie immer zuerst den Vater begrüßen wollte, vergaß er den Befehl, mit welchem er den Diener verabschiedet hatte, öffnete mit eigener Hand die Thür und umarmte das geliebte Kind mit mehr Zärtlichkeit als sonst.

»Hu, bist Du kalt!« rief Felicia, die Hände ihres Vaters erfassend. »Ist's denn über Nacht auf einmal Herbst geworden? Oder bist Du schon im Freien gewesen?«

»Getroffen, mein Kind,« erwiderte Grant freundlich. »Unnütze Gedanken und häßliche Träume verdarben mir die Nacht. Ich war froh, als der Morgen graute, und ging, während Du und die Mutter noch sanft schließt, ein wenig spazieren. Die frische Morgenluft hat mir recht wohl gethan.«

»Mama ist schon im Frühstückszimmer,« sagte Felicia. »Da Du gewandert bist und nun bereits gearbeitet hast, wirst Du auf uns gewiß mit Schmerzen gewartet haben. Horcht! Wie prächtig singen meine Canarienvögel! Wie ist es möglich, daß es Menschen gibt, die lieber –«

»Was, mein Kind?« fragte Grant, da Felicia plötzlich stockte.

»Ich wollte sagen,« fuhr das kluge Mädchen fort, »daß ich diejenigen nicht verstehe, denen Singvögel überflüssige Geschöpfe sind.«

»Solche Menschen leben wohl auch nur in Deiner Phantasie,« meinte Grant.

»Doch nicht, Papa!« rief Felicia lebhaft. »Fräulein von Seidenblatt hat es mir schon in der ersten Stunde gesagt, daß sie alle Singvögel hasse, und daß, weil ich Vögel liebe, ich nicht denken dürfe! Das hat mich verdrossen und ich wäre dem Fräulein beinahe recht ernsthaft deshalb böse geworden.«

Der Rathsherr lächelte und suchte seine Tochter durch die Bemerkung zu beruhigen, daß Fräulein von Seidenblatt ihre Worte wohl nicht gar so streng halten und auslegen werde.

Im Frühstückszimmer fand Mathias Grant seine Frau in häuslicher Thätigkeit. Leontine hatte heute ihren guten Tag. Sie sah recht frisch, fast jugendlich aus, was sie regelmäßig in heitere Stimmung versetzte. Dieser Stimmung gemäß begrüßte sie Mathias ungewöhnlich freundlich.

»Du warst schon aus?« sagte sie, einen liebevollen Blick dem Gatten schenkend.

»Hast Du mich gehen oder kommen hören?« lautete die Gegenfrage des Rathsherrn.

»Ehrlich gestanden weder das Eine noch das Andere,« versetzte Leontine munter. »Ich hörte nur, daß Florian dem Mädchen Eile empfahl, weil der Herr wieder nach Hause gekommen sei und wahrscheinlich nicht mehr

gern lange auf das Frühstück werde warten mögen. Du kannst Dir denken, Schatz – fügte sie mit einer koketten Kopfbewegung hinzu – daß mich diese Worte Florians ebenfalls flink machten.«

Grant fühlte sich, was selten der Fall war, wieder einmal behaglich im eigenen Hause und die Hoffnung, es könne sich mit der Zeit doch noch ein herzliches Zusammenleben mit Leontine durch die Macht der Verhältnisse herausbilden, erhielt abermals, wie schon so oft, neue Nahrung. Er mußte noch einmal seines wunderlichen, verstimmenden Traumes gedenken, und als verständiger Mann kam er zu der vernünftigen Ansicht, daß es doch eigentlich nichts Thörichtereres geben könne, als wenn man sich von Traumgebilden ängstigen oder wohl gar bestimmen lasse.

»Mein frühes Ausgehen,« sprach Grant, neben Leontine Platz nehmend und mit freundlichem Dankesnicken die kostbare Porzellantasse aus der Hand seiner Gattin empfangend, »hatte eine ganz eigenthümliche Veranlassung. Ich sagte Dir schon gestern Abend von der fatalen Störung, durch welche die Vorstellung der Seiltänzerengesellschaft kurz vor dem Schlusse noch unterbrochen ward. Der arme Mann hat eine qualvolle Nacht durchlebt, und früh am Morgen mochte er fühlen, daß er auf Erden nichts mehr zu suchen habe. Dies veranlaßte ihn, sein Testament zu machen. In meinem Beisein hat er seinen letzten Willen aufgesetzt.«

»Armer Mensch!« sprach Leontine in bedauerndem Tone. »Muß er sehr leiden?«

»Nicht mehr; vor einer Stunde schon hat er ausgelitten.«

»Ohne gebeichtet, ohne die heiligen Sterbesacramente empfangen zu haben?« rief Leontine mit großer Lebhaftigkeit.

Grant fühlte sich wie mit eiskaltem Wasser übergossen, doch hütete er sich, Leontine seine durch ihre Aeußerung erzeugte Verstimmung merken zu lassen.

»Er ist nach Deiner Ansicht als guter katholischer Christ gestorben und wird auch als solcher in geweihter Erde begraben werden,« sagte er, indem er, seine Gattin scharf ansehend, hinzufügte: »Es steht Dir frei, Deinen Glaubensgenossen zu Grabe zu geleiten, wenn Du es wünschest.«

»Den verlaufenen Seiltänzer?«

»Mein Kind,« fiel Grant sehr ernsthaft ein, »Seiltänzer oder Minister, vor Gott sind wir Alle gleich. Frontelli ist eines ehrlichen Todes, er ist in seinem Berufe gestorben. Das kann nicht jeder Minister von sich sagen. Gewissermaßen sind wir es dem unglücklichen Manne schuldig, daß wir ihn im Tode ehren, weshalb ich denn entschlossen bin, mich selbst dem Grabgeleit anzuschließen. Man muß der Menge ein gutes Beispiel geben. Wenn ein paar Rathsherren hinter dem Sarge des verunglückten Seiltänzers herschreiten, ehrt auch die Welt sein Andenken. Wir selbst aber ehren uns noch mehr, denn wir liefern den Beweis, daß wir die Toleranz nicht nur auf den Lippen

haben und immer schöne Worte darüber zu machen verstehen, sondern daß wir uns auch in unsern Handlungen dazu bekennen.«

Leontine schwieg einige Zeit, dann warf sie die Frage hin, ob durch den Tod des Directors der Gesellschaft die Vorstellungen derselben für immer als geschlossen angesehen würden.

»Keineswegs,« erwiderte Mathias Grant. »Die Gesellschaft darf und wird weiter spielen, nur die Erlaubniß zur Ersteigng des Thurmseiles wird der Rath unbedingt zurücknehmen. Wir besitzen zur Production dieses Kunststückes gegenwärtig nur einen einzigen geeigneten Platz und über diesen läßt sich aus verschiedenen Gründen nicht disponiren.«

»Weshalb nicht, Schatz?« fragte Leontine, der ihre muntere Stimmung wiedergekehrt war.

»Erspare mir die Angabe der Gründe, Liebe!« sprach Grant.

»Aber den Platz kannst Du mir doch nennen?«

»Ich thu' es nicht gern.«

»Nicht gern? – Nun gerade bestehe ich darauf!«

»Es wäre liebevoller von Dir, wenn Du es nicht thätest!«

»Warum liebevoller? Muß es denn ein Geheimniß bleiben?«

»Ich mag es so gern, wenn man mir Vertrauen schenkt,« meinte Mathias Grant.

Leontine warf die Lippe auf und um ihre Augen zeigte sich ein leichter Anflug von Röthe. Dies war immer ein

Zeichen, daß sie sich ärgerte und sehr erregt war. Mit rascher Hand stellte sie die Tassen und Teller zusammen, indem sie zu Felicia sagte:

»Geh', Kind, und schicke mir Sophie herauf! Auch bringe mir die Stickerei mit, die ich gestern im Gartenzimmer habe liegen lassen!«

Felicia verließ das Zimmer, um der erhaltenen Aufträge sich zu entledigen.

»Nun, mein Schatz,« fuhr Leontine fort, ihrem Gatten ein lächelndes, aber kein liebevolles Gesicht zeigend, »jetzt sind wir ungestört. Ich hoffe, daß Du nunmehr keinen Anstand nehmen wirst, mir den Platz für das Thurmseil zu nennen, den man – aus verschiedenen Gründen – den Seiltänzern nicht einräumen kann.«

Mathias Grant sah seiner Gattin schwermüthig in die kalten, nur von Neugierde unruhig glitzernden Augen. Dann stand er auf, erfaßte die Hand Leontine's und drückte sie stark.

»Es ist der Platz hinter Eurer Kirche,« sprach er. »Es gab Einige, welche diese Oertlichkeit namhaft machten schon vor dem Brande. Du wirst mir aber hoffentlich so viel Takt zutrauen, daß ich mich diesem Vorschlage auf das Entschiedenste aus verschiedenen Gründen widersetze. – Wenn man die Wahrheit immer hören will, liebes Kind, und Niemand Vertrauen schenkt, darf man auch nicht empfindlich sein.«

Der Rathsherr wartete die Antwort Leontine's, die wie versteinert am Tische stand, nicht ab. Als er über den Corridor nach seinem Arbeitszimmer ging, hörte er das

Geklirr fallender und zerspringender Tassen. Ob diese ein Ungefähr vom Tische geschoben hatte oder ob Leontine in ihrer Aufregung sie absichtlich zu Boden warf, konnte Mathias Grant freilich nicht wissen.

NEUNTES KAPITEL. DAS VERMÄCHTNISS FRONTELLI'S.

Frontelli's Beerdigung wohnte eine große Menge Volk beider Bekenntnisse bei. Von den Herren des Rathes schlossen sich mehrere dem Leichenconducte an. Namentlich bemerkte man gerade die drei einander in ihren Ansichten am meisten widersprechenden Mitglieder des Rathscollegiums, die Senatoren Dobbert und Unstätten, und den Rathsherrn Mathias Grant. Leontine schützte Kopfschmerz vor und blieb zu Hause.

Nach der Bestattung des verunglückten Italieners schloß sich Grant ein, um völlig ungestört zu bleiben. Es war die Zeit gekommen, wo er das Vermächtniß des Fremden einer näheren Besichtigung unterwerfen durfte. Vorsichtig löste er die Siegel und öffnete dann das Schloß der Lederkapsel. Sie enthielt nur Papiere jüngeren und älteren Datums. Auch ein Pergamentblatt, das Grant sogleich als ein altes Adelsdiplom erkannte, befand sich darunter. Endlich lagen, zwischen allerhand Zengnissen und Bescheinigungen, eine Anzahl feiner, dicht beschriebener Blätter, die sich offenbar auf die Vergangenheit und die Erlebnisse des Mannes bezogen, welcher sie dem Rathsherrn auf seinem Sterbelager vererbt hatte. Für Mathias Grant waren diese Aufzeichnungen natürlich das Wichtigste, da er auf ihnen erst die Handlungsweise

des Seiltänzers kennen zu lernen hoffte. Deshalb begann er denn auch sofort die Lectüre derselben. Sie trugen die Ueberschrift: »*Notizen aus meinem Leben*«, waren kurz gefaßt, oft etwas unklar und erhielten offenbar nur Thatsachen. Da dieselben für uns später noch wichtig werden, müssen wir sie hier einflechten.

Notizen aus meinem Leben.

»*Montalto* heißt das Stammschloß meiner Familie, wie die Urkunden ausweisen, die ich bei meiner Flucht glücklich gerettet habe. Die Grafen Montalto haben Jahrhunderte lang den Fürsten der Kirche treu gedient und ihre Gesinnung war stets eine tadellose. Nur Ungerechtigkeiten duldeten sie nie, noch weniger waren sie zu bewegen, sich einer ungerechten Sache anzunehmen. Drei Montalto haben diese Unbeugsamkeit eines festen Charakters, einer ehrenwerthen Gesinnung mit dem Leben gebüßt. Mein Vater war glücklicher. Ihn kostete der Muth, ein unbescholtener Mann zu bleiben, nur sein Vermögen und seinen uralten Familiensitz. Er ward gezwungen, mit seiner Familie, zwei Söhnen und einer Tochter, den vaterländischen Boden zu verlassen und auf der Grenzscheide romanischer und germanischer Nationalität sich eine neue Heimath zu gründen. Der Grafentitel wäre für uns Alle ein Hinderniß unseres Fortkommens gewesen. Wir mußten arbeiten, ein arbeitender Graf aber würde sehr bald verhungern. Darum legten wir Adel und Namen ab und nannten uns *Frontelli*.«

Einer Familientradition zufolge, die sich auf ein Ge-
lübde stützt, das aus der Zeit der Kreuzzüge her stammt,
wurde von den Nachkommen jedes Zweiges der Grafen
Montalto ein Glied derselben der Kirche gleichsam als
Dankopfer dargebracht. Der Herr und erste Baron von
Montalto hatte bei der Eroberung des heiligen Grabes der
heiligen Jungfrau gelobt, seinen liebsten Sohn der Kirche
als Eigenthum zu überliefern, wenn sie ihn gesund an
Leib und Seele die heilige Stätte betreten lasse, wo der
Erlöser der Welt dem Tode den Stachel genommen hat.
Der Wunsch meines Ahnherrn ward erfüllt. Ercole Mon-
talto betete am Grabe des Herrn, und als er glücklich in
die Heimath zurückkehrte, ward sein jüngster Sohn En-
rico Priester.

Seit dieser Zeit blieb das Geschlecht Montalto stets in
der innigsten Verbindung mit der Kirche. Mehr als ein
Sprößling desselben half mit bauen an dem gewaltigen
Dome, dessen Kuppel das Erdreich überspannt. Ein Graf
Montalto ward der Apostel einer ganzen Provinz Neuspan-
niens, ein Anderer erlitt unter den Hindu's den Märtyrer-
tod. Von den weltlichen Montalto's bekleideten Mehrere
den Rang von Hauptleuten in der päpstlichen Nobelgar-
de.

Vor etwa einem Jahrhundert kaufte sich die Familie in der Romagna, unfern von Bologna am nördlichen Abhange der Apenninen an. Dieser Anlauf machte die Grafen Montalto zu Unterthanen des Papstes, brachte aber sonst keine weitere Veränderung hervor. Der Klerus zählte immer einen Montalto in seiner Mitte, und man sagt, daß die Kirche sich ihrer stets zu den wichtigsten Missionen bedient habe. Zum ersten Male trat eine Spannung zwischen der Familie Montalto und dem Kirchenoberhaupte bei den revolutionären Bewegungen ein, die bald nach der Erhebung Gregor's XVI. auf den Stuhl Petri in den Marken ausbrachen. Mein Vater, Graf Poerio Montalto ward genöthigt, um Unheil zu verhüten, mit den Aufständischen zu unterhandeln, und nur seinem Ansehen hatte die Kirche es zu verdanken, daß nicht manches unwürdige und verhaßte Mitglied der Priesterschaft der Rache des empörten Volkes zum Opfer fiel. Gerade diese Handlungsweise, die eher eine Belohnung als eine Verfolgung verdient hätte, gereichte unserm Geschlecht zum Verderben. Die Feinde meines Vaters, der gerecht, aber unbeugsamen Sinnes war, und rückhaltlos seine Meinung aussprach, gleichviel, wen er dadurch verletzen mochte, benutzten die vermittelnde Stellung, die er eine Zeit lang inne gehabt hatte, ihn zu verdächtigen, anzuschwärzen und heimlicher Schuld zu zeihen. Unvermuthet ward er verhaftet, wir Uebrigen unter strenger Bewachung auf unserer Besetzung gegen jeden Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Wie es gekommen sein mag, daß der Graf auch nicht *einen* Fürsprecher im Cardinalscollegium

find, haben wir nie ermitteln können. Drei Jahre lang erfuhren wir von dem Gefangenen weiter nichts, als daß er lebe, oft Verhöre zu bestehen habe und daß schließlich die Rota sein Urtheil fällen werde. Auch dies Urtheil ward uns nicht früher mitgetheilt als durch die Rückkehr des im Kerker alt gewordenen Vaters. Von Gensdarmen begleitet trat der körperlich gebrochene Mann eines Tages zu uns. Wir würden ihn nicht erkannt haben, wenn er nicht zu uns gesprochen hätte. – Wir müssen wandern, sagte er grollend, und mühsam den Ingrim, der an seinem Leben zehrte, verbeißend – das ist die Bedingung, unter welcher mir die überstandene Untersuchungshaft als Strafe angerechnet worden ist. Leider hat der Prozeß mein geringes Vermögen gänzlich verschlungen. Schloß Montalto verfällt und ist bereits in fremde Hände übergegangen. Hier dürften wir bald dem Mangel preisgegeben sein. Auch mag ich nicht länger die Luft der Romagna athmen. Sie ist meinen angegriffenen Lungen nicht zuträglich. Darum wollen wir die Trümmer unseres Vermögens vollends zusammenraffen und anderswo Hütten bauen. Am *lago di Como* oder *maggiore* wehen süditalienische Lüfte. Dorthin wollen wir ziehen und unterwegs darüber nachdenken, was wir in Zukunft anfangen, in welcher Weise wir das erlebte Ungemach wieder verschmerzen können. – Wenige Tage später schon kehrten wir unserm bereits der Kirche gehörenden Besitzthum den Rücken und pilgerten dem neuen Lande der Verheißung zu.

Mein Vater war ein zu guter katholischer Christ, als daß er der Kirche hätte entgelten lassen, was einige unwürdige oder fanatische Priester in ihrem zu weit getriebenen Eifer für dieselbe an ihm verbrochen hatten. Die Ueberlieferungen aus der Vergangenheit, die Gelübde, denen alle Montalto treu geblieben waren, sollten auch von ihm und uns heilig gehalten werden. Die veränderten Umstände aber gestatteten nicht sofort eine Erfüllung des Gelübdes unseres Hauses. Wir mußten zuerst eine Beschäftigung suchen, um leben zu können. Als uns das gelungen war, gab der Vater uns Brüdern zu verstehen, daß es jetzt Zeit sei, an die Erfüllung des Gelübdes zu denken. Unglücklicher Weise fehlten mir sowohl wie meinem älteren Bruder alle Eigenschaften, welche der Religiöse besitzen muß, soll er nicht ein unnützes Glied in der großen Kette werden, welche die Erde und die Menschheit dem Himmel verbindet. Uns lockte die Welt, und hätten wir frei dem Drange unseres Herzens folgen dürfen, würden wir gewiß eher den Rock des Soldaten als Sutane oder Skapulier gewählt haben. Dieser weltliche Hang seiner Söhne ängstigte den Vater, dennoch wollte er nicht das Gelübde des Ahnherrn brechen, um nicht auf's Neue in einen Conflict mit dem Klerus zu gerathen, der, wie die Dinge lagen, nur zu seinem Nachtheil ausschlagen konnte.

»Werft das Loos unter Euch!« sprach der Vater, als er uns an die Pflicht erinnerte, die uns als ein heiliges Vermächtniß zu erfüllen oblag. »Wen das Schicksal der Kirche zuweist, der soll ihr Diener, ihr Sohn sein! Wehe ihm, wenn er sich unwürdig zeigt der göttlichen Gnadenwahl! Mein Fluch würde ihm die Luft vergiften, die er einathmet!«

Wir widersprachen nicht. Schweigend, mit düstern Blicken befolgten wir den Befehl des Vaters. Das Loos, ein Sohn der Kirche zu werden, traf mich.

»Nimm meinen Segen,« sprach der Vater gerührt. »Dien Gott als treuer, gewissenhafter Knecht, und es wird Dir und Deinen Verwandten wohl gehen auf Erden!«

Ich sträubte mich nicht. Als kaum fünfzehnjähriger Jüngling betrat ich das Seminar und begann meine Studien. Die Kirche sorgte für mich, wie sie stets für jeden Montalto gesorgt hatte. Auch behielt ich im Seminar meinen Namen bei, ohne daß es bekannt wurde, daß meine Familie ihren Namen verändert hatte. Bald darauf starb mein Vater, und Bruder und Schwester waren ihrer Mittellosigkeit wegen genöthigt, sich zu trennen, um sich einzeln weiter fortzuhelfen. Die Anzeige dieser Trennung erfuhr ich noch im Seminar, später habe ich von dem Verbleiben meiner Geschwister nichts mehr gehört.

Geraume Zeit hoffte ich auf Nachrichten, ohne mich peinigenden Sorgen hinzugeben, da aber Monate vergingen, ein Jahr ablief und noch immer keine Kunde von den Geschwistern eintraf, fiel ich in tiefe Schwermuth. Dieser veränderte Gemüthszustand konnte nicht unbemerkt bleiben. Ich ward erst mild, dann streng befragt und eröffnete mich endlich dem Seminardirector, der einen einflußreichen kirchlichen Posten bekleidete. Leider war ich zu wenig zurückhaltend und ließ meinen weltlichen Sinn durchblicken, ja, ich wagte sogar leise den Wunsch zu äußern, die Kirche möge mich des Gelübdes entbinden, das ich ja nicht selbst gethan hätte, sondern das ich wider Willen, gegen alle Neigung, gegen jeden Beruf zu erfüllen nur aus Liebe zu meinem Vater übernommen. Der Director erwiderte keine Sylbe auf diese meine Bitte, nach Bruder und Schwester aber versprach er sich zu erkundigen.



Seit dieser Unterredung merkte ich, daß ich auf Schritt und Tritt bewacht wurde. Diese Ueberwachung geschah heimlich, war aber eine so vollständige, daß ich glaube, man wußte, wie viele Athemzüge ich im Zeitraum einer Stunde that, wie oft ich im Schlafe seufzte oder welche Worte und Laute ich träumend vernehmen ließ. Ich war, ohne Ketten zu tragen, an Leib und Seele mit schweren Fesseln belastet; ich war so sehr Slave, daß ich keinen Gedanken mehr mein eigen nennen durfte.

Konnte ich mich, so gebunden, glücklich fühlen? Mußte ich nicht diejenigen hassen lernen, die mich mit so fürchterlichen Banden ganz in der Stille umstrickten, und war der Wunsch nicht natürlich, dieser geistigen Strafanstalt, die den freien Willen, den Gedanken in mir ertödtete und einen Abscheu gegen alles kirchliche Leben in mir erzeugte, welcher der Blasphemie gleichkam, zu entrinnen? Einmal zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich der Kirche niemals würdig dienen werde, daß ich mich in ihr, sie in mir *entwürdigen* müßte, dachte ich ernstlich an Rettung meiner selbst durch Flucht.

Da überreichte mir eines Tages der Director einen offenen Brief. Das Schreiben war an ihn selbst gerichtet, rührte von dem Besitzer des Schlosses Montalto her und enthielt die Nachricht, daß mein Bruder Dienste in Oesterreich genommen hätte und jetzt bei der Besatzung in der Festung Theresienstadt stehe, meine Schwester Angela aber eine sehr vortheilhafte Stelle als Gesellschafterin bei der Marchese Castelcaccio bekleide. Wenn ich es wünsche, stehe es mir frei an Beide zu schreiben, fügte der ungemein freundliche Director hinzu, er werde es sich zum Vergnügen machen, beide Briefe sicher zu befördern. – Vielleicht wäre ich in die mir gelegte Falle gegangen, hätte ich den freundlich Sprechenden nicht zufällig angesehen. Dieser Blick ließ mich erkennen, daß

ich getäuscht, in irgend einer geheimen Absicht, die ich nicht durchschauen konnte, betrogen werden sollte! – Es war, als würde ich vom heiligen Geist erleuchtet, als rief mir die Stimme meines Schutzengels zu: Fliehe! Fliehe, ehe es zu spät ist! Rette den Bruder! Suche Deine Schwester auf! – Es gelang mir, meine innersten Gedanken zu verbergen, wenigstens glaube ich es. Ich versprach, die Briefe abzufassen und bat um die Erlaubniß, zu diesem Behufe länger, als es Vorschrift war, wach bleiben zu dürfen. – Diese Erlaubniß ward mir zuvorkommend gegeben.



Mit den Gelegenheiten des Seminars bekannt, hoffte ich unbemerkt die Pforte desselben öffnen und so ent schlüpfen zu können. Es war ein Irrthum. Man ließ mich den Fluchtversuch so weit vollbringen, daß ich, ertappt, mich nicht verantworten konnte, sondern mein eigener Ankläger werden mußte. Ergriffen, ward ich sicherem Geleit übergeben und in ein Profeßhaus gebracht, wo ich nach strengen Büßungen mich zum Klosterdienst vorbereiten sollte. Dies Alles geschah scheinbar mild, ohne Geräusch, so daß ein weniger reizbarer Mensch den Druck, welcher damit verbunden war, vielleicht nicht sehr schmerzlich empfunden hätte. Ich dagegen fühlte mich gedemüthigt als denkender, freigeborener Mensch, entwürdigt als Slave wider Willen. Alle meine Gedanken blieben fortwährend auf Flucht gerichtet. Nur verfuhr ich

jetzt klüger und benutzte die Verstellung als Maske, um meine Gedanken, meine Pläne dahinter zu verbergen.

Das Profeßhaus beherbergte eine Anzahl Zöglinge, welche aus eigenem Antriebe nach vollendeten Vorbereitungsstudien als Missionäre der Kirche sich in alle Welt zerstreuen wollten. Vorsichtig, klug, berechnend und auf seinen Vortheil bedacht war der Klerus von jeher. Diejenigen, welche sich ihm anschließen und seinem Dienste sich ganz hingeben, werden in jeder Weise vortrefflich zu solchem Behufe unterstützt. Man weiß, daß Missionäre nicht nur geistig begabte Männer sein müssen, sondern daß auch gelenke Glieder, dauerhafte Gesundheit geübte Muskelkraft das heilige Wert der Kirche wesentlich fördern helfen. Darum waren alle möglichen körperlichen Uebungen den Zöglingen im Profeßhause nicht allein gestattet, sondern sogar vorgeschrieben. Diese Einrichtung versöhnte mich mit meinem Aufenthalte. Ich zeigte mich nach einiger Zeit nachdenklich, ich vergoß Thränen, ich heuchelte Reue! Als fingirter Büsser gelobte ich Buße und Besserung, und bat um die Erlaubniß, unter die Zöglinge für das Missionswesen aufgenommen zu werden.

Mein Gesuch ward geprüft und wie ich erwartet hatte, ich selbst einer noch strengeren Controle als bisher unterworfen. Die Hoffnung, eines Tages meine Freiheit

wieder zu gewinnen, ließ mich diese Prüfungszeit überstehen. Ich ward zur Abtheilung der Missionäre versetzt und nahm nunmehr Theil an ihren geistigen und körperlichen Exercitien. Nur diese letzteren waren mir wichtig, und es gelang mir bald so darin zu excelliren, daß ich ohne mein Hinzuthun zum Exercitienmeister ernannt wurde. In dieser meiner neuen Eigenschaft waren Versuche, die ich mir selbst zur Uebung meiner Kräfte, zur Stärkung der Muskeln aufgab, Pflicht für mich. Ich lernete nicht nur Turnen und Klettern, ich wagte auch die schwanke Brücke eines Seiles zu betreten, das ich in dem abgegrenzten Garten des Profeßhauses in beliebiger Weise vor Aller Augen aufspannte.



So schläferete ich nach und nach meine Wächter ein. Wie ich mich ihnen zeigte als eifriger, fleißiger Zögling, stets bereit zu lernen, zu arbeiten, zu beten, Andern in Fleiß und Ordnung, in Gehorsam und Demuth ein gutes Beispiel zu geben, mußte man mich für bekehrt halten. – Nun bereitete ich Alles zu meiner Flucht vor. Was ich an Papieren besaß, packte ich zusammen in die Kapsel, die ich bei meiner Abreise vom Vater zum Geschenk erhalten hatte. Das Tau war, da auch die Gelenksten meiner Collegen bis in die tiefe Dämmerung hinein sich daran geschwungen hatten, nicht herabgelassen worden, obwohl ich selbst Hand anlegte. Die Vorsteher verhinderten mich, und meinten, es belästige ja Niemand. Es lief

vom Profeßhause quer über den Garten, den ein tiefer und breiter Canal durchschnitt. Dieser Canal bildete das vornehmlichste Hinderniß, die Umfassungsmauer zu erreichen. Auf dem Seile war dies leicht, und ich hatte nicht versäumt, mich schon früher bei meinen equilibristischen Uebungen mit den Umgebungen des Profeßhauses, mit Wegen und Stegen bekannt zu machen. Gegen Mitternacht schwang ich mich, meine kleine Habe auf dem Rücken tragend, aus dem Fenster, ließ mich mit Hilfe zusammengeknoteter Tücher behutsam auf das Seil herab, überschritt unhörbar und unbemerkt Garten und Canal, und benutzte beim Herabsteigen von der Mauer abermals bereit gehaltene Tücher. Glückliche entkam ich, glücklich erreichte ich das Ufer des Meeres, dem ich mich hoffnungsmuthig in einem leichten Nachen anvertraute. Der Himmel war mir gnädig. Als ich später wieder an's Land stieg, benutzte ich meine gelenken Kräfte, um mir das zum Leben Nöthige zu verdienen. Ich ließ mir den Bart wachsen, nahm ein burleskes Wesen an, spielte den Bajazzo und ärndtete überall reichen Lohn. Da ich nordwärts ging, und mich nirgends lange, am wenigsten in der Nähe von Klöstern aufhielt, auch alle Städte möglichst zu vermeiden suchte, blieb ich stets unbelästigt. Hät man mich dennoch verfolgt, so bin ich meinen Verfolgern entweder niemals nahe gekommen oder sie haben mich in dem lustigen Signor Bajazzo, wie ich mich nach dem von der Menge mir beigelegten Namen selbst nannte, nicht vermuthet.

Hier brachen die Notizen Frontelli's plötzlich ab. Mathias Grant hatte dieselben mit Interesse gelesen, befriedigt aber war er nicht, da er nach den Andeutungen des Verunglückten kurz vor seinem Ende noch andere, ihm wichtigere Aufschlüsse zu erhalten erwartete. Er schlug die nächsten leeren Blätter des kleinen Heftes um und stieß bald auf neue, leider nur mit Bleistift niedergeschriebene Aufzeichnungen, die er nicht ganz zu entziffern vermochte. Diese rührten von neuerem Datum her, wenigstens waren sie weit später dem Papiere anvertraut worden, als die Notizen aus dem Leben des unglücklichen Mannes. Frontelli Montalto hatte diese letzten Aufzeichnungen ›*Fulminanti*‹ getauft, was sich auf deutsch etwa mit ›Zündstoffe‹ oder ›Sprühteufel‹ wiedergeben ließe. Ohne Jahreszahlen zu nennen, war jeder einzelnen Notiz der Monatstag, der sie geboren hatte, beigefügt. Von diesen nun konnte Mathias Grant mit angestrenzter Mühe folgende Mittheilungen enträthseln.

Fulminanti.

Am 3. August. »Orlando hat mich heute überzeugt, daß er mir treu ergeben ist. Obwohl ich es mit meinen Gesinnungen nicht gut in Einklang bringen kann, daß ich als Graf von Geburt, durch die Verhältnisse gezwungen, den Gaukler spielen soll, werde ich mich für einige Zeit doch dazu entschließen. Ich thue nichts Unedleres, nichts Schlimmeres, nichts Verdammenswertheres, als diejenigen, welche sich für geweihte Diener Gottes ausgeben

und, weil sie wissen, daß die Völker an blinkendem Spielzeug immer Vergnügen finden, sich im heiligen Gewande selbst zu Gauklern erniedrigen.«

Ende September. »Orlando ist ein braver Mann. Seit ich ihm mitgetheilt habe, was mich drückt und ängstigt, läßt es ihm keine Ruhe. Er hat sich erboten, statt meiner die Spuren meiner verschollenen Geschwister zu erforschen. Morgen schon will er mich auf unbestimmte Zeit verlassen. Nach seiner Behauptung ist er mit einem Frontelli im Engadin zusammengetroffen. Der Mann war Tabuletkrämer und sehr wortkarg. Die Sehnsucht nach dem Süden trieb ihn zurück über die Alpen. In Modena wollte der Mann Freunde haben! – – – Ich habe heute abermals den Namen Frontelli angenommen und Orlando die nöthigen Documente über mich und meine Familie vorgezeigt.«

Am. November. »Es ist entschieden, – mein unglücklicher Bruder lebt nicht mehr! – Und meine Schwester – Wenn Orlando's Ahnungen sich bewahrheiteten! – O, dann! – Aber was knirsche ich Elender mit den Zähnen? Welche Mittel besitzt der Seiltänzer Frontelli, um Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen, um Frevelthaten zu rächen? – Wenn Orlando doch zurückkehren möchte, daß ich mit ihm Rath pflegen, seine Ansichten und Vorschläge

hören und prüfen könnte! – *Ein Gewinn nur ist mir geworden durch die neuesten Mittheilungen: ich habe die Schwächen des Fundamentes kennen gelernt, die eines Tages den stolzen Bau des Vaticans werden erbeben machen! – Ketzler? Wenn die Ketzerei im Denken besteht, so gibt es in der Kirche, deren Streiter ich werden sollte, beinahe so viele Ketzler, als sie vernunftbegabte Bekenner zählt.*«

Am 6. December. »Der arme Orlando, diese treue, ehrliche Seele, dieser zuverlässige Freund, der das Wort Eigennutz gar nicht kannte, ist von mir gegangen! Ein Lungenschlag hat seinem Leben ein Ende gemacht! – Die letzten Stunden seines an Freuden so armen Lebens benutzte er zu Winken, die mir in Zukunft vielleicht dienen können. – Er hat Grund, den Tod meines Bruders trotz des Todtenscheines, den man ihm in Venedig einhändigte, zu bezweifeln. Es finde wahrscheinlich eine Verwechslung der Person statt, meinte er. Mein Bruder sei niemals Soldat geworden! ... Die Sorge um Angela zügelte seine Leidenschaften. Die Schwester ohne Schutz allein in der Welt zurückzulassen, tausend Gefahren ausgesetzt, widerstritt seinen Grundsätzen, seinen Gefühlen. Bis Livorno hat Orlando die Spuren der Reisenden verfolgt, dort aber verschwanden sie. Die Vermuthung, Bruder und Schwester hätten im Auslande ein Glück gesucht,

das die Heimath ihnen nicht gewährte, hat bei dem Thatendrange meines Bruders große Wahrscheinlichkeit.«

Die nächsten Aufzeichnungen in den Tagebuchblättern Frontelli Montalto's waren derartig verwischt, daß Mathias Grant nur einzelne Worte und Sätze entziffern konnte. Sinn und Zusammenhang in diese Bruchstücke zu bringen war unmöglich. Erst die allerletzten Blätter, die kaum ein Jahr alt zu sein schienen, waren wieder leserlich geschrieben. Ihr Inhalt setzte den Rathsherrn in die heftigste Aufregung. Montalto schrieb:

Am 10. Juni. »Eben ist ein Mann von mir gegangen, dessen Anblick mir das Blut in den Adern gerinnen machte. Pater Morazzi! . . . Der Mann hat mich, so lange mein Aufenthalt im Seminar dauerte, auf eine geistige Folter gespannt, die mich oft an Gottes Gerechtigkeit zweifeln ließ. Und jetzt, nach dreizehn Jahren, sucht er mich auf, um mich um Verzeihung zu bitten! . . . Er, der geweihte Priester wirbt um meine Freundschaft, um die Freundschaft des Seiltänzers Frontelli. . . . In meinen Augen bist Du der Graf Montalto – sprach er, der verkannte, vielfach unwürdig behandelte Patriot! Ich habe viel gegen Dich gut zu machen und ich will es, wenn Gott mir das Leben erhält und mir Kraft gibt. Lange, lange Jahre lag ich in den Banden der Finsterniß, bis ein unbedeutender Verstoß mich in die Einsamkeit einer verschlossenen Zelle

führte. Hier lernte ich selbstständig denken. Nun erschien mir das Wesen der Kirche, deren gehorsamer, blind ergebener Diener ich war, in einem anderen Lichte. Ich begann zu prüfen, zu wägen, zu zweifeln! . . . Und jetzt? . . . Jetzt bin ich ein Abtrünniger, ein doppelter Flüchtling! . . . Auf mich fahndet die Kirche, der ich untreu ward, und die Schergen der weltlichen Macht spüren mir nach, weil ich mich einer verbotenen politischen Verbindung angeschlossen habe! . . . – So ungefähr lauteten Morazzi's Worte. Wie er mich aufgefunden, mich erkannt hat, ist mir ein Räthsel. Er weigert sich, mir darüber Auskunft zu geben. – In den nächsten Tagen will er mich wieder besuchen. Seine Absicht ist, hier, bei dem als Theolog berühmten Hofprediger Z*** Unterricht zu nehmen, um sich auf seinen völligen Austritt aus dem Schooße der katholischen Kirche ernstlich vorzubereiten. Morazzi wünscht, ich solle seinem Beispiele folgen, da ich im Herzen doch längst der alleinseligmachenden Kirche nicht mehr angehöre. Widersprechen kann ich dem Manne allerdings nicht, aber ein unerklärliches Etwas hält mich ab, offen und frei vor aller Welt mich zu einem andern Glauben zu bekennen. . . . Bin ich denn überhaupt so gläubig, daß ich mit gutem Gewissen behaupten kann, dieser Lehre schließe ich mich mit voller inbrünstiger Ueberzeugung an? . . . Ein so wichtiger Schritt, an welchem die Ruhe des Gewissens hängt, will reiflich überlegt sein!«

Am 17. Juni. »Morazzi wird mir unheimlich. Meint er es ehrlich oder ist er ein verkappter Jesuit, der sich seines Opfers dadurch bemächtigen will, daß er es in ruhige Sicherheit einlullt? – Weshalb dringt er so sehr in mich, ich solle meinen wahren Namen wieder annehmen, mein Gewerbe aufgeben und mich ihm als treuer Genosse anschließen? – Die letzte Bemerkung, für hinreichende Mittel zum Leben werde er Sorge tragen, ist mir aufgefallen.«

Am 23. Juni. »Morazzi hat sich ganz in der Stille entfernt. Heute erhielt ich von ihm ein Entschuldigungsschreiben. In vier bis fünf Wochen will er mich wieder aufsuchen, um zu hören, ob ich einen Entschluß in seinem Sinne gefaßt habe. ... Möglich, daß wir uns gar nicht wieder sehen.«

Am 6. August. »Die festgesetzte Zeit ist verstrichen und Pater Morazzi hat sich nicht wieder eingefunden. Ich bin jetzt überzeugt, daß er nur ein Sendling seiner Obern ist, der mich ermitteln, mich kirren sollte, damit sie mich nochmals in ihre Hände bekämen. Der geheim gehaltene Zweck würde zu erreichen sein, wenn ich mich in einem katholischen Staate aufhielt. Unter Protestanten fehlt auch den schlauesten Jesuiten aller Anhalt.«

Am 13. October. »Mein Bruder lebt! ... Vor wenigen Stunden erhielt ich den beglückenden Brief mit seiner lieben Namensunterschrift. ... Es geht ihm gut, er befindet sich in glücklichen Verhältnissen. ... Aber Angela, die arme, theure Schwester! ... Um ihm die Sorgen für den Lebensunterhalt zu erleichtern, trennte sie sich von ihm und trat als Gouvernante in die Familie des Marchese von Castalcaccio! ... Sie hat nie wieder ein Wort von sich hören lassen, nie einen der Briefe des Bruders beantwortet! ... Verbunden wollen wir nach dem Vorschlage des Bruders die Verschwundene suchen oder an ihrem Grabe ein Gebet sprechen! ... Ich soll unverweilt antworten; zum Lenz wird der Bruder mich abholen.«

Am 19. October. »Er kann nicht kommen, weil er von schwerer Lähmung befallen ist? – Auf kirchenstaatlichem Boden? ... Auch nicht einmal zu schreiben vermag der arme Bruder? ... Statt seiner wird ein Freund, sein *alter ego* erscheinen und mit mir das Weitere verhandeln? ... Montalto soll ich mich nennen, sobald dieser Freund bei mir eingetroffen ist, denn unser Stammschloß werde schon in der nächsten Zeit uns zurückgegeben werden, da es dem Bruder gelungen sei, eine Revision des Prozesses unseres Vaters durchzusetzen? ... Seine Hauptstütze sei der freisinnige Erzbischof von J***, der an den Schicksalen unserer Familie den aufrichtigsten Antheil

nehme? ... Das Alles klingt so seltsam, so räthselhaft, daß ich nicht einmal den Muth habe, daran zu glauben. Aber den Stellvertreter meines Bruders will ich doch erwarten, um zu sehen, Welch ein Mann er ist, ob er mein Vertrauen verdient, und ob ich die Aufträge, die ihm der Bruder mitzugeben gedenkt, auch wirklich als von der Klugheit dictirt betrachten darf.«

Am 24. März. »Des Bruders Forderungen nehmen eine wunderliche Form an. Aus brüderlicher Liebe zu ihm soll ich in die wohlhabende, gewerbtreibende Stadt der Provinz S*** reisen, dort Vorstellungen geben, und jedes Mittel versuchen, mit einigen der einflußreichsten Familien, den Unstäten, den von Seidenblatt und andern Bekanntschaft anzuknüpfen. Damit mir dies leichter werde, könne ich andeutungsweise durchblicken lassen, daß die Ausübung meiner Kunst nicht das Ergebniß freier Wahl, daß ich zu Besserem berufen sei und aus angesehenener Familie stamme. Nur vor dem Rathsherrn *Mathias Grant* müsse ich mich hüten! Er hasse Alles, was ihm nicht huldige, und verfolge Jeden, der ihm widerspreche! ... Ist es möglich, solche Winke gar nicht zu beachten? ... Schon die Neugierde zwingt mich jetzt, ostwärts zu gehen, damit ich erfahre, ob die genannten Familien wirklich in jener Stadt leben und eine Stimme haben in der öffentlichen Meinung. ... Aus Caprice werde ich mich sogar

entschließen, das mir empfohlene Gasthaus zur Sonne zu meinem Absteigequartier zu erwählen.«

Am 2. Juli. »Die Verbindungen meines Bruders, seine Orts- und Menschenkenntniß flößen mir in der That Respect ein. . . . Ich habe Alles getroffen wie er es mir in wiederholten, seiner schmerzhaften Lähmung wegen dictirten Briefen geschildert hat. Die Sonne ist für mich und meine Gefährten ein passender Aufenthalt. Man kann sich zurückhalten, ohne sich etwas zu vergeben. Senator Unstätten ergriff auf der Stelle meine Partei im Rathe, weil der reiche Fabrikbesitzer Mathias Grant Bedenken hegte, uns einen länger als vierzehntägigen Aufenthalt zu gestatten. Freundlich ist dieser Mann allerdings nicht, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber er interessirt mich mehr als alle andern Rathsmitglieder zusammen. Der Mann hat eine eigene Meinung, einen festen Willen, einen klaren Verstand. Er urtheilt immer aus den Dingen heraus, nicht in die Dinge hinein und läßt sich nie von Zufälligkeiten bestimmen. Wie ich höre, war er längere Zeit in meinem Vaterlande, und seitdem will er von Religion, sofern sie in kirchlichen Cultus übergeht, nichts wissen. . . . Es ist sonderbar, aber sollte mir etwas Unerwartetes zustoßen, so würde ich mich vertrauensvoll an den Rathsherrn Mathias Grant wenden.«

Am 5. Juli. »Heute erwiderte der Prediger an der katholischen Kirche meinen Besuch. . . . Was will der geistliche Herr von mir? . . . Meint er, ich sei ihm ergeben, sein Wort habe Einfluß auf mich? Er irrt! Wahrlich, die Schwelle seines Hauses hätte ich nicht überschritten, wäre nicht der Wunsch des Bruders die unsichtbare Hand, die mich leitet, und der ich aus Pietät, aus Sehnsucht, im Geiste mit dem Bruder vereint zu handeln, folge.«

Am 9. Juli. »Morazzi ist wieder gekommen und mit ihm der Freund meines Bruders, Maria Emanuele Frontelli! . . . Beide dringen in mich, einen Entschluß zu fassen. Ich habe mir drei Tage Bedenkzeit ausgebeten. . . .«

Am 13. Juli. »Ein furchtbarer Auftritt hat mich beunruhigt. . . . Morazzi's heftiges Drängen verletzte mich; ich machte ihm Vorwürfe, und führte ihm zu Gemüthe, was er an mir verbrochen habe! An ihm sei es, gut zu machen, und durch die That habe er zu beweisen, daß er es redlich mit mir meine, mich nicht, wie früher so oft im Seminar, durch seine gewandte Zunge auf's Neue in Versuchung führen wolle. . . . Da flog ein Leuchten durch sein kühles Auge, das ich zu verstehen glaube. Sein Flüsterwort: »Reize mich nicht!« hat ihn mir verrathen! Ich

werde ihn hinhalten, bis ich noch einmal direct von meinem Bruder Antwort bekomme, und damit ich gesichert bin, werde ich mich unter den Schutz des Herrn Mathias Grant stellen. . . . Schon hab' ich ausgekundschaftet, wie ich mich am Besten bei ihm einführen kann. Er liebt die Kunst und verkehrt oft in der Werkstätte der lucchesischen Gypsarbeiter Maffei, die gleich hinter der Scheuer, wo unsere Garderobe liegt, ihre Werkstatt haben. . . . Nur so lange will ich noch warten, bis ich Bescheid erhalte, ob mir der Rath erlaubt, die anziehende Produktion auf dem Thurmseile dem Publikum vorzuführen. . . . Der Einfall des drolligen Senator Dobbert mit dem Platze, der sich für dieses Kunststück am Besten passe, hat den klugen Grant höchlichst amusirt, obwohl er sich entrüstet stellte.«



Am 18. Juli. »Obschon ich nicht furchtsam bin, habe ich mich heute doch erschrocken. Morazzi besuchte mich in der Tracht eines Gespenstes, grauweiß, eine Farbe, die sich, fürcht' ich, für seinen gegenwärtig zur Schau getragenen Character vortrefflich eignet. . . . Nicht lebendig soll ich von der Stelle, hat er mir gedroht, wenn ich bei meiner Weigerung hartnäckig beharre! . . . Er sowohl wie Maria Emanuele Frontelli wolle mir wohl und wünsche, mich an der Seite meines Bruders wieder in die Hallen der alten Felsenburg Montalto einziehen zu sehen.«

Am 21. Juli. »Zweimal habe ich heute kleine Stücke Schwefelfäden in der uns eingeräumten Scheuer gefunden – bei der Garderobe und in der Nähe der mit Werg und Stroh versetzten Thür, die nach der Baracke der Gebrüder Maffei führt! ... Ich habe meinen Leuten ihrer Unvorsichtigkeit wegen heftige Vorwürfe gemacht, und Allen streng verboten, nach Eintritt der Dämmerung die Scheuer zu betreten. Gewiß ist der leichtsinnige Beppo der Uebelthäter gewesen; denn der wilde, aber gutmüthige Junge hat eine wahre Leidenschaft, mit feuergefährlichen Dingen zu spielen.«

Am 23. Juli. »Die Flammen haben Alles verzehrt! ... Mich schaudert, wenn ich mich meinen finstern Gedanken überlasse! ... Ohne meine Wachsamkeit, die ich der innern Angst zu verdanken habe, von der ich seit einigen Tagen fortwährend gequält werde, läge ich jetzt verkohlt unter dem glühenden Schutt! ... Es wäre gräßlich! ... Aber ich werde Vorkehrungen treffen und mich in einem anonymen Schreiben vertrauensvoll an Herrn Mathias Grant wenden.«

Am 27. Juli. »Trotz wider Trotz! Nach der Vorstellung mache ich die Anzeige. ... Schade, daß Herr Grant so

grenzenlos eigensinnig ist! ... Nun, ich hoffe, wir werden uns noch als Freunde herzlich umarmen! ... Vermaledeiter Morazzi! ... Undurchdringlicher Maria Emanuele Frontelli, unheimlicher Namensvetter! ... Ich wollte, es wäre Morgen, und Rathsherr Grant hätte mich schon angehört!«



Hier endigten die Aufzeichnungen des Seiltänzers. Mathias Grant ließ wie gelähmt die Arme sinken und ein Sturm von Gedanken durchfluthete seine Seele. Da klang die rasselnde Schelle an der Treppenthür, und wenige Sekunden später meldete der Diener einen Fremden, der sich Salvatore Morazzi nannte.

Dexn Rathsherrn versagte die Stimme, als er diesen Namen hörte, ein stummer Wink aber bedeutete dem Bedienten, daß er bereit sei, den Fremden zu empfangen.

ZWEITES BUCH. RÖMISCHE ANKNÜPFUNGEN.

ERSTES KAPITEL. AUF DEM STILFSER JOCH.

Santa Maria heißt die letzte Poststation auf der großen Alpenstraße, welche an der Ortelesspitze vorüber über das Stilfser Joch nach Italien führt. Die nicht eben sehr freundlich aussehenden Gebäude liegen bereits auf lombardischem Boden, und dem Deutschen, welcher die Fluren des klassischen Hesperiens hier betritt, die man stets nur als von Blüthenduft durchweht schildert, klingt in dieser eisumstarrten Felsenöde der rauhesten Alpen zuerst die Sprache Tasso's entgegen. Freilich wird er sie nicht dafür halten, denn der häßliche lombardische Dialect, die *lingua milanese* mit ihren Zisch- und Kehllauten, ihren verstümmelten Worten und wunderlichen Abkürzungen hat mit dem melodischen Wohl laut der *lingua toscana* wenig gemein.

Seit zwei Tagen ras'te der Sturm um die nackten Felsenhäupter und trieb dichte Schneewolken aus Westen über das Joch. Kaum auf Augenblicke brach die Sonne durch das finstere Gewölk, und enthüllte für kurze Zeit die weißglänzende Spitze des riesigen Orteles.

Dies anhaltende Unwetter, kein seltenes Vorkommniß in der zweiten Hälfte des Octobers, erschwerte die Uebersteigerung des Joches und hatte namentlich auf der italienischen Seite an den durch die Felsen gehauenen Gallerien mit ihren schroffen Abstürzen so gewaltige Schneemassen zusammengehäuft, daß der sehnlichst erwartete

Postwagen von Bormio an der Hälfte des Weges liegen bleiben mußte.

Nicht weniger gefährlich war die Straße auf deutscher Seite zu befahren der drohenden Lawinen wegen, die hier nach lange dauerndem Schneefall häufig niederzugehen pflegen.

Das Wetter, wie die Gefahr, der man sich möglicherweise aussetzen konnte, veranlaßte eine Anzahl Reisende, welche mittelst Extrapost von Sondrio aus vor einigen Tagen den Alpenpaß zu überschreiten sich vorgenommen hatten, in Santa Maria Rast zu machen. Der Wagen war von jener zweifelhaften Beschaffenheit, die man an lombardischen Kutschen fast immer entdeckt, wenn der Eigenthümer derselben mit Emphase ausruft: *è una carrozza bellissima!* und diesen Ausruf zum Ueberfluß noch durch heilige Eide bekräftigt. Die Thüren sprangen bei raschem Fahren von selbst auf, die Fenster schlossen nicht, die Decke ließ Wind, Regen und Schnee durch. An einem der Hinterräder klapperte der lose Eisenreif, und es war immerhin möglich, daß ihn ein starker Anprall ablaufen ließ, obwohl der sorglos courageuse Postillon unter lautem Peitschengeknall, welches die armen Gäule selbst bergauf in einen kurzen zuckelnden Galopp versetzte, auf jede Warnung seiner Passagiere ein dreistes: *»Non timore, Signori!«* diesen zurief.

Eine Stunde unterhalb Santa Maria leuchtete den immer bedenklicher werdenden Reisenden, die sich in Sondrio zusammengefunden hatten, ein, daß es klüger sei,

in dem ziemlich geräumigen Alpenhause besseres Wetter abzuwarten. Der Postillon war mit diesem Beschluß seiner Passagiere sehr zufrieden, da er ja bezahlt wurde, und so richtete sich denn die kleine Gelenschaft in den ungemüthlichen Räumen von Santa Maria ein, so gut es gehen wollte.

Ein Ofen war zum Glück vorhanden; die Reisenden brauchten also wenigstens nicht zu frieren. Aber die Zeit! die Zeit! – Wie sollte man die ewig langen Stunden todt-schlagen in einer Behausung, die auch nicht die geringste Vorkehrung zu geselliger Unterhaltung darbot? Draußen heulte der Schneesturm, daß Niemand aus der Thür zu treten wagte, die Luft war schneidend kalt und trotz des fortwährend prasselnden Feuers im Ofen froren die Fenster selbst am Tage zu.

Und die Beköstigung! Ein trostloseres Einerlei war den Reisenden noch niemals vorgekommen. Die unvermeidliche Reissuppe, das Leibessen aller Lombarden, kam Mittags und Abends auf den Tisch mit der schmutzigen Tischwäsche, aber selbst die gebratene Leber, die doch in jedem schlechtesten Dorfe in der lombardischen Ebene zu haben ist, fehlte in dieser Alpenhöhe. Der Mensch ist aber nun einmal so wunderbar geartet, daß, wenn die Gelüste des Gaumens gar keine Befriedigung mehr finden, der Humor sich gewöhnlich sehr bald zu verflüchtigen beginnt.

Zu große Langeweile macht indeß bisweilen eben so erfinderisch wie die Verzweiflung. Ein junger Mann, der sein hellbraunes Haar ziemlich lang, den vollen Bart

wohl gepflegt trug und den nach Pariser Modevorschrift zugeschnittenen Rock mit einem weiten faltigen Ueberwurf von schwarzem Wollensammt vertauscht hatte, ging von einem Fenster zum andern und suchte mit seinen klaren hellen Augen überall in der grauen Luft nach einem Gegenstande, der ihn fesseln und Beschäftigung gewähren möchte.

Ludwig Versmissen war Maler, hatte bereits einige Jahre an verschiedenen Orten Italiens seinen Studien obgelegen und wollte jetzt die Heimath auf einige Monate besuchen, um die ihm zugefallene Erbschaft einer verstorbenen Tante, seiner Pathe, in Empfang zu nehmen. So angenehm dem jungen strebsamen Manne die Veranlassung zur Rückkehr in die Heimath war, so wenig gefiel ihm der erste Gruß des Nordens auf den Höhen des Monte Stelvio. Die letzten Tage schon war er stiller geworden, und als beim Eintritt in's Valtelin die kalten Winde Regen- und Schneeschauer ihm entgegensendeten, hatte er seinen schwarzen römischen Filzhut tiefer in die Stirn gedrückt und diese in die verdrießlichsten Falten gezogen.

Um die qualvolle Langeweile doch einigermaßen abzukürzen, griff Ludwig Versmissen in einem Augenblicke, wo seine Mitreisenden verzweiflungsvoll in einem kurzen Mittagsschläfchen Vergessenheit der widerwärtigen Gegenwart suchten, zu seiner Mappe. Ein Lächeln überflog sein offenes frisches Gesicht, wie er die Stellung der einzelnen Schläfer überblickte, und es leuchtete ihm sofort ein, daß die Skizzirung derselben als Gruppe den Vorwurf zu einem ganz artigen Genrebild geben werde.

Ohne Zaudern machte sich Versmissen an die Arbeit, wobei ihm die muntere Laune, der frohe Jugendmuth wiederkehrte.

Im Eifer des Zeichnens bemerkte er nicht, daß der verwiterte alte österreichische Oberst, der unterwegs entsetzlich geschimpft und geflucht hatte über die Habgier der Postillone, die ihre Trinkgelder stets nach der Zahl der vorgespannten Pferde und, wo sie es bieten könnten, auch nach den in der Kalesche befindlichen Personen zu berechnen pflegten, erwachte, einige Sekunden den zeichnenden Maler still beobachtete, und dann sich schnell, aber geräuschlos erhob, seine ungarische Bunda enger zusammennahm und auf den Zehen dem Künstler sich näherte.

Ludwig machte einen übertrieben starken Drucker in das Conterfei des jungen Mädchens, das mit über dem Busen gekreuzten Armen sanft eingeschlummert war und die blendend weißen Zähne zwischen den halb offenen, rosig rothen Lippen zeigte, als er den verwunderten Ausruf des Oberst und dessen beliebten Fluch hörte, der ihm geläufiger war, als jede andere Redensart.

»Sie Sackerlother, Sie, ich glaub', Sie haben mich leibhaftig abconterfeit!« rief er aus. »Aber geschmeichelt bin i halt nit,« setzte er hinzu, sich den dünnen grauen Schnurrbart streichend. »I schau halt aus auf dem Papierl Ihrigen, wie wenn i einen recht dummen Rekruten, der mich schon zwanzig Mal geärgert hat, mit einem Dictando von Fünfundzwanzig zur Raison bringen laß'. Können 'S mich halt nit besser malen, daß i mir doch vorkomm'

wie ein vernünftiger Mensch, nit wie so 'ne verwilderte zerzaus'te Krautscheuche, der selbst die Krähen kaum die Augen auspicken würden?«

Versmissen hatte sich schon gefaßt. Er bat seiner Dreistigkeit wegen um Entschuldigung, sagte, daß er nur Zerstreuung gesucht und Aehnlichkeiten in seiner Skizze gar nicht beabsichtigt habe, und wollte das kaum halbfertige Blatt in seine Mappe legen.

»Nix da, Herr Michel Angelo oder wie Sie sonst heißen!« rief der österreichische Oberst. »Sie haben's faust-dick hinter den Ohren, wie bei mir daham die Topfbinder. Euch Künstler lernt man nit auskennen! – Aber es soll halt nix thun. Spitzen S' Ihre Bleifeder wieder an und fahren S' fort. Das rothschnäblige Mäd'el dort in der Ofenkant, das eben mit einem spaßigen Traumbildl spielen muß, das haben S' doch ganz gut g'troffen, bis auf die Schmarre dort an der runden Wang', die ich mit meinem ungarischen Fluch hineingehauen! Wann's fertig sein wird, sollen's die Andern auch begucken, und wenn's gefällt, wollen wir es verauctioniren. Das giebt a Spaß ab und a Zeitvertreib, und wem's Glück den Treffer in die Hand spielt, der behält immer ein lieb's Andenken an die langweilige Zeit in Santa Maria!«

Der Oberst sprach mit Absicht laut genug, um die andern an den Wänden lehnenen und noch schlummernenden Reisegefährten ebenfalls aufzuwecken. Ludwig Versmissen war genöthigt fortzuzeichnen und zwar umstanden von Allen, die sich mehr oder weniger gut getroffen auf der Skizze wieder erkannten.

Dies Intermezzo ward wider Erwarten ein Bindemittel für Alle, und hätte wirklich der Eine oder der Andere der Situation wegen, die ihm des geschickten Malers Griffel anzuweisen für gut fand, diesem gegrollt, so würde die Belebung der Geister, welche unbedingt der Zeichnung Versmissens zugeschrieben werden mußte, eine solche Verstimmung schnell wieder verscheucht haben. Die heitere Skizze, welche nun von Ludwig mit Behagen und unter fortwährend drolligen Bemerkungen des grundhäßlichen Oberst, dessen Züge durch ein paar Striche Geist und originellen Ausdruck erhielten, vollends ausgeführt wurde, gab Anlaß zu allgemeiner Unterhaltung.

Unter den Reisenden befand sich auch ein junger Geistlicher, welchen Rock und Hut als Jesuit kennzeichneten; dieser war so schweigsam gewesen, daß man ihn für stumm hätte halten können. Ludwig Versmissen erlaubte sich, diesen Repräsentanten des geistlichen Standes etwas sehr willkürlich in einen wohlbeleibten Kapuziner mit runden Backen und großer Nase zu verwandeln. So pflanzte er ihn neben den Ofen, gab ihm den Rosenkranz in die Hand und legte ihm ein junges Kätzchen auf den Schooß, das seine Sammetpfötchen spielend nach den Kugeln des Rosenkranzes austreckte. Von dem Jesuiten, welcher das Motiv zur Schöpfung des Malers hergab, war nichts übrig geblieben, als die Aehnlichkeit des Gesichtsausdruckes in den Zügen des selig schlafenden Mönches.

Während nun der feine geistliche Herr das Bild aufmerksam betrachtete und das junge Mädchen wohlgefällig lächelnd bemerkte, sie selbst komme sich recht ähnlich vor, fügte sie ohne alle Absicht hinzu:

»Aber wo in aller Welt haben Sie denn den lächerlichen Mönch in seiner Kutte hergeholt? Sollte er sich etwa draußen in der Küche bei dem schnurrbärtigen Gensd'armen aufgehalten haben, dessen ganzes Geschäft im Weintrinken und Grinsen zu bestehen scheint?«

»O nein, mein Fräulein,« bemerkte darauf der Jesuit mit klugem Lächeln. »Unser geschickter Künstler, der seine Zeit im Lande der Kunst und des ewig Schönen gut benutzt zu haben scheint, hat sich nur die Erlaubniß genommen, mich ein klein wenig Grau in Grau zu zeichnen. Der Maler, der Poet hat das Recht zu solchen Ausschreitungen der Phantasie, um sein Gemälde oder Gedicht gefälliger dadurch abzurunden, nur wenn die Welt ohne Beruf in die Fußstapfen der Kunst oder Dichtung tritt, läßt sie sich zu etwas Unerlaubtem fortreißen, das bisweilen straffällig werden kann.«

Ludwig blickte auf und sah dem Sprechenden frei in's Gesicht.

»Sie lieben die Kunst?« sagte er, ohne von den Bemerkungen des jungen Geistlichen sich betroffen zu zeigen.

»Ich liebe Kunst und Wissenschaft und freue mich immer, wenn ich bemerke, daß beide neue Bahnen einschlagen und die Menschheit dadurch der Vollendung immer näher führen. Freilich,« fuhr er unter leichtem Lächeln fort, »die große Menge glaubt das nicht und wird sich

auch schwerlich je eines Besseren belehren lassen. Für sie sind ganz besonders die Mitglieder des Ordens, dem ich anzugehören das unverdiente Glück habe, die Vertreter des Bösen auf Erden. Und obwohl wir uns mit vollem Recht nach Dem nennen, der unser Aller Vorbild bleiben wird bis an's Ende der Tage, stempelt man uns willkürlich doch zu Kindern des Satans.«

Der österreichische Oberst räusperte sich verlegen, da ihm diese Wendung des Gespräches nicht gefiel. Obwohl gut katholisch gesinnt, war er doch kein Verehrer der Priester, deren Hang zum Herrschen seine Eifersucht reizte. Er pflegte häufig, wenn von dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit die Rede war, in den Stoßseufzer auszubrechen:

»Das ist eben halt ein Unglück und bringt Oesterreich nimmer von der Stelle, daß die alten Kapuzen immer von Neuem schlecht machen, was der Sabel lang' schon gut gemacht hat!«

Dem Maler dagegen gefiel die Aeußerung des Jesuiten und erweckte in ihm ein gewisses Wohlwollen für denselben.

»Mehr oder weniger ergeht es jedem Stande wie Ihnen, Herr –«

»Eustachius,« fiel der Geistliche ein, da er bemerkte, daß Versmissen seinen Namen nicht kannte.

»Die Menge fällt immer Urtheile in Bausch und Bogen, Herr Eustachius,« fuhr er fort, »und diese können nicht anders als ungerecht ausfallen. Ganz ohne Schuld aber ist doch Ihr Orden nicht.«

»Können Sie das beweisen?«

»Wenn hier der Ort dazu wäre, gewiß! Ich habe während der letzten Jahre Beobachtungen und Erfahrungen gemacht, die mir von großem Werthe sind, und ich glaube, ein wenig kenne ich auch Ihren Orden.«

Die Antwort des jungen Priesters beschränkte sich blos auf einen langen Blick, den er auf Ludwig Versmissen heftete.

»Waren Sie auch in Rom?« fragte er dann, die Entgegnung des Malers umgehend.

»Gerade in Rom bin ich einigermaßen sehend und wissend geworden,« erwiderte Versmissen.

»Sie sind Protestant?«

»Durch und durch,« sagte der Maler mit gewinnender Offenheit, »und zwar einer von der ächten lutherischen Sorte! Mich hat Rom gefesselt, oft berauscht und entzückt, bezaubern und verführen aber konnte es mich nie.«

»Sie sprechen von dem alten Rom mit seinen Kunstschätzen?« fragte der Jesuit, seinen Blick von vorhin wiederholend.

»Von dem Rom der Kunst und Geschichte, wie von dem Rom der Kirche.«

»Dann hätten Sie es gerade jetzt nicht verlassen sollen,« meinte Eustachius. »Der Umschwung, welcher seit dem Tode Gregors XVI. in Rom eingetreten ist, müßte, sollte ich denken, Sie ganz besonders interessiren.«

»Hoffentlich kann ich bald wieder dahin zurückkehren,« versetzte Ludwig Versmissen. »Die Geschäfte, welche mich in meine Heimath, nach dem poetischen Pommern rufen, lassen sich während des Winters wohl gemächlich abwickeln. Geschieht dies, so schnüre ich zum Frühjahr abermals mein Bündel und ziehe wieder südwärts. Mir ist Rom so lieb geworden, daß ich dem mein ganzes noch übriges Leben daselbst zubringen möchte. Selbst der politische Druck, unter welchem der Eingeborene leidet und über den er sich oft bitter beklagt, wird dem Fremden weniger fühlbar, wenn er sich nicht etwa direct in die innern Angelegenheiten des römischen Staates mischt, die ihn doch eigentlich eben so wenig angehen, als sie ihm bekannt genug sind, um sie ohne Voreingenommenheit beurtheilen zu können.«

»Sie theilen also doch die Einsicht aller Feinde der Kirche, daß die Staaten des heiligen Vaters, das unveräußerliche Patrimonium des Apostels Petrus, schlecht regiert seien?«

»Die *Feinde* der Kirche, Herr Eustachius, stellen diese Behauptung nicht auf,« entgegnete der Maler. »Diejenigen, welche das Priesterregiment unter Gregor XVI. vielfach tadelten, waren bekannt als *Freunde* der Kirche.«

Der Jesuit lächelte.

»Nun, wenn dem so ist,« sprach er, »muß gegenwärtig das Leben in Rom diesen *Freunden* der Kirche besser als

früher gefallen. Das Regiment nimmt seit einigen Monaten eine mehr weltliche Farbe an, Man hört die freisinnigsten Aeufferungen in der Gesellschaft, auf der Straße, und wenn es für den Inhaber des Stuhles Petri in unserer Zeit schicklich wäre, zu Pferde zu steigen und sich so dem Volke zu zeigen, würde die Welt von Heute das merkwürdige Schauspiel erleben, daß der Nachfolger Gregors XVI. einen Triumphzug durch die Straßen der ewigen Stadt hielte, wie ihn prächtiger, geräuschvoller und begeisterter kein siegreich heimkehrender Feldherr unter dem weltbeherrschenden Rom der Kaiserzeit je gehalten haben dürfte.«

»Ich möcht' halt doch alleweile in Rom sein,« meinte der österreichische Oberst. »Ein Papst, dem alles Volk zujauchzt, ist eine Rarität, für die man einen besondern Schrank erfinden müßt', um sie hineinzustecken, wenn's halt wieder einmal ein End' hat.«

»Wohl wahr, wenn es ein Ende hat!« sprach Eustachius, die Augen zum Himmel aufschlagend. »Und ein Ende wird es eines Tages haben, ein Ende mit Schrecken!«

Er wollte noch weiter sprechen, als das fern hertönende Geschmetter eines Posthorns und ununterbrochenes Peitschengeknall der Gesellschaft in Santa Maria die Ankunft der längst erwarteten Post aus Mailand verkündigte. Es war dies ein Ereigniß, das der bisherigen Unterhaltung sofort ein Ende machte. Die harrenden Reisenden eilten an die Fenster, von denen aus sie denn auch bald die schwere mit acht Pferden bespannte Postkutsche

erblickten. Einige Minuten später stiegen die Passagiere aus, und in Santa Maria gab es neues bewegtes Leben.

ZWEITES KAPITEL. IM POSTWAGEN.

Die neuen Ankömmlinge schienen sammt und sonders schlecht gelaunt zu sein, was sich aus der übeln Witterung erklären ließ. Es waren lauter Herren, von denen Einige dem Handelsstande angehörten. Diese begnügten sich mit einer kurzen Begrüßung der zeitweiligen Bewohner von Santa Maria und verfielen dann in eine Art Apathie, die sie auch nicht wieder verließ.

Nur ein junger Militair und ein Mann in den mittleren Jahren zeigten Lust und Drang, mit den übrigen Reisenden Bekanntschaft machen zu wollen. Beide sprachen reines, scharfes Hochdeutsch, und man erfuhr bald, daß es Landsleute aus dem Norden Deutschlands seien, von denen der Militair schon seit mehreren Jahren in österreichischen Diensten stand. Er hatte Urlaub genommen, um seine Angehörigen zu besuchen, bei denen er bis nach Neujahr zu verweilen gedachte. Sein älterer Begleiter machte den Eindruck eines Gelehrten, der zu seinem Vergnügen reis't.

»Ich weiß doch nicht, wie gewisse Leute es anfangen, um in dem Lande, dessen Grenze wir nunmehr erreicht haben, Alles so wunderbar herrlich, erhaben, göttlich zu finden,« sagte der Letztere zu dem Militair, ein, wie es schien, eben abgebrochenes Gespräch wieder aufnehmend. »Ich glaube doch ziemlich vorurtheilsfrei zu sein und auch einen offenen Sinn für alles Schöne in Kunst

und Natur zu haben, wenn mir aber in diesem Augenblicke Jemand das Anerbieten machte, er wolle die Kosten einer nochmaligen mehrere Monate dauernden Reise durch das gepriesene Land da Unten tragen, würde ich ein solches Anerbieten mit größter Entschiedenheit ausschlagen.«

»Herr Nicolai hat Ihnen den Geschmack an dem schönen Lande verdorben,« meinte der junge Militair. »Sie hätten das Buch nicht lesen sollen, auch nicht um sich die Langeweile der letzten allerdings sehr bösen Tage zu vertreiben.«

»Sie verkennen mich ganz und gar, Herr Graf,« erwiderte der Vorige, »wenn Sie glauben, die kleinen Unbequemlichkeiten, denen man auf Reisen immer begegnet, nur daß sie mit den Ländern und Nationalitäten die Form wechseln, könnten mich verstimmen oder mich ungerecht machen gegen das Land, dem so viele Herzen sehnsuchtsvoll entgegenschlagen. Mit einem Kauze solchen Schlages bin ich zufälligerweise in Florenz zusammengetroffen. Der wunderliche Mann, der sonst ein ganz angenehmer Gesellschafter war, und durch seinen schlagenden Witz wahrhaft brillirte, hat mich oft durch seine Lamentationen amusirt. Er behauptete, der gute Nicolai gehe noch viel zu glimpflich mit Land und Volk um, Eins sei des Andern werth, und schiene die Sonne nicht so schön warm, wäre der Himmel nicht blau und die Färbung der Luft so mannichfaltig und bisweilen wirklich fesselnd, könne ein an Reinlichkeit und ehrliches, solides Wesen von Jugend auf gewöhnter Mensch

keine acht Tage in diesem Dorado aller Künstler, Dichter und unzurechnungsfähiger Enthusiasten leben. Ihn persönlich brächten keine hundert Pferde mehr über die Alpen, wenn er sie erst einmal glücklich werde im Rücken haben.«

»Was denn aber verstimmt Sie dann so, Herr Grevenhusen?« sagte der junge Officier.

»Die *Stimmung*, bester Graf, die *Stimmung*, die ich überall da *Unten* gefunden habe, von der Meerenge von Messina bis zu dem Felseneste, das die Italiener Bormio, wir Deutschen aber Worms nennen!«

Grevenhusen hatte diese Worte bedachtsam und sehr ernst gesprochen, und machte dadurch die übrigen Bewohner Santa Maria's aufmerksam. Der Maler Versmissen, der nochmals zur Feder gegriffen hatte, fuhr förmlich zusammen, und der junge Ordensgeistliche, der sich das *nil admirari* bereits als Lebensregel angeeignet hatte, heftete seinen ruhigen Blick auf den Sprechenden, als sei er begierig, zu hören, wie er sich weiter über diese Aeufßerung werde vernehmen lassen.

»Legen Sie auf das, was man Volksstimmung nennt, so großes Gewicht?« fragte Graf Benninghausen. »Ich habe mich niemals darum bekümmert.«

Grevenhusen zuckte die Achseln.

»Sie haben viele Genossen, Herr Graf,« versetzte er, »gerade das aber ist's, was ich und mit mir alle ruhigen Beobachter der geistigen Zeitströmung tief bedauern. Es läßt sich kaum begreifen, wie so viele gebildete, kluge, ja geistreiche Menschen nur deshalb, weil sie

selbst in glücklichen Verhältnissen leben, die Zuckungen nicht fühlen, von denen alle Länder und Völker schon seit längerer Zeit heimgesucht werden. Entweder sind diese Sorglosen wirklich mit Blindheit geschlagen oder sie *wollen* nicht sehen und hören, um sich nicht aus ihrer behaglichen Ruhe aufrütteln zu lassen. Seit einer Reihe von Jahren schon hat sich allerwärts eine Menge Zündstoff angesammelt, der leicht explodiren kann, ehe man es vermuthet. Glauben Sie, daß die vielen gelungenen und mißlungenen Aufstandsversuche bald da bald dort nur das Ergebniß launenhafter Einfälle der großen, unzurechnungsfähigen Menge sind? Oder meinen Sie etwa, die Zugeständnisse, durch welche die Regierungen den weit aufgerissenen Mund der Unzufriedenen bisweilen stopfen, werden das Uebel wirklich beseitigen? Wohin Sie blicken, lieber Herr Graf, überall bemerken Sie mehr Uebelstände, als gute, gesunde und auf die Dauer berechnete Institutionen. Am allertraurigsten in dieser Beziehung sieht es aber in dem Lande aus, das wir eben verlassen haben. Da weht ein heißer erstickender Scirocco, auch wenn es schneit und Eis friert, und wie schwer diese schwüle Stickluft auf dem Volke lastet, das habe ich nirgends mehr bemerkt, als in Rom, in der Residenz des Papstes, wo man doch das Paradies auf Erden oder wenigstens einen Abglanz des Friedens finden sollte, den sonst die Welt eigentlich nicht zu geben pflegt.«

Ludwig Versmissen, der alte österreichische Oberst und der junge Ordensgeistliche hatten sich während dieser Auseinandersetzung des neu angekommenen Reisenden diesem und seinem Begleiter genähert. Das junge, frische Mädchen lehnte an der Seite ihrer sehr ermüdeten Mutter, ließ aber ihre großen klaren Augen mit erwartungsvoller Neugierde auf dem Fremden ruhen, den der Graf Grevenhusen nannte. Die übrigen Reisenden schliefen oder stellten sich wenigstens schlafend.

»Völker sind nie ganz zufrieden,« sagte Graf Benninghausen, »aber sie jubeln und werfen unter Vivatschreien jedem Narren Kußhände zu, wenn er ihnen von Zeit zu Zeit Brod und Spectakel gibt. *Panem et Circenses* wollte das römische Volk immer, mochte es nun von Consuln, von Tribunen, von Königen oder Kaisern regiert werden, und da Volkseigenthümlichkeiten und Volksfehler sich eben so consequent von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert forterben, wie gute und schlechte Eigenschaften in Familien, so wird es vermuthlich jetzt, obwohl schon seit über tausend Jahren Päpste es regieren, den alten Adam doch noch immer nicht ganz ausgezogen haben.«

»Es mag Wahrheit in Ihren Worten liegen,« erwiderte Grevenhusen, »dennoch kann ich Ihnen nicht Recht geben. Haben Sie schon in einem Staate gelebt, der nur von Priestern regiert wird?«

Der Graf verneinte, indem er scherzend hinzufügte: »Eigentlich bin ich immer der Meinung gewesen, es müsse ein solcher Staat der Idee des vollkommenen Staates

am nächsten kommen. Priester sind ja Diener Gottes; sie verkündigen Gottes Wort; sie halten darauf, daß es stets rein und lauter gelehrt wird, mithin sollte ich meinen, müsse ein Staat, in welchem das Regiment in Priesterhand liegt, beinahe so gut sein, als führe Gott selber das Präsidium im Staatsrath.«

»Es *sollte* das so sein, aber es *ist* nicht so!« sagte mit scharfem Nachdruck Grevenhusen.

»Sie entschuldigen eine Frage, mit der ich Ihr höchst interessantes Gespräch unterbreche,« fiel hier der Maler Versmissen ein. »Lebten Sie längere Zeit im Kirchenstaate?«

»Ein volles Triennium,« sagte Grevenhusen gelassen, sein Auge dem jungen Manne zukehrend, »und« – fügte er hinzu – »irre ich nicht, so müssen wir uns irgendwo schon einmal begegnet sein.«

»Im Thal der Aquäducten hinter Tivoli!« rief Versmissen erfreut aus, dem besonnen sprechenden Herren vertraulich die Hand reichend. »Es war in den erste Novembertagen vorigen Jahres. Die Milde der Luft und ihre wunderbare Durchsichtigkeit lockten mich mit noch zwei Freunden noch dem Tibur der Alten, um einige Ansichten in der gesättigten Farbenpracht klaren Herbstwetters zu skizziren. Im Thal des Anio, auf der Straße nach Subiaco, wo die Bogen der alten Wasserleitung vom violetten Sabinergebirg quer durch die Landschaft fortziehen in so stiller Gegend, daß man kaum ein anderes Geräusch vernimmt, als das surrende Plätschern des Teverone und

den melancholisch monotonen Gesang der Oliven ärndtenden Bauern am gegenüber liegenden Ufer des Flusses, stellten Sie sich hinter meinen aufgeschlagenen Feldstuhl und sahen mir eine Zeitlang zu. Ich wundere mich, daß wir uns seit jener flüchtigen Begegnung nicht wieder gesehen haben.«

»Ich reis'te wenige Tage später nach Neapel ab, wo ich mich bis kurz vor dem Carneval aufhielt,« versetzte Grevenhusen. »So erklärt sich unser Nichtwiedersehen. Aber nicht wahr, junger Herr, Sie pflichten mir bei?«

Auf Ludwig Versmissens Antlitz zeigte sich eine fliegende Röthe. Er schüttelte sehr heftig den idealen Kopf und sagte:

»Nein, mein Herr, das thu' ich nicht, und werde es auch nie thun! Ich liebe Rom und ich wünschte nicht, daß es je anders würde!«

»Das wünsche ich auch nicht,« sprach Grevenhusen, »was aber hat Rom, wie es ist, mit der Priesterschaft zu thun, die es regiert?«

»Rom ohne Klerus hört auf Rom zu sein!«

»Meinen Sie, ich wollte die Priester aus Rom verbannen?«

»Wenigstens möchten Sie ihren Einfluß geschmälert sehen!«

»Auch das nicht, junger Herr! Weshalb sollen Priester nicht gute Regenten sein können? Es kommt bei jedem Regiment immer auf das Princip an, nach dem regiert wird.«

»Und finden Sie dieses Princip nicht in den Regierungsmaximen des Kirchenstaates?«

»Wenn die Zeit nicht unbemerkt an Ihnen vorüberauscht, gibt Ihnen die jüngste Vergangenheit Antwort auf diese Frage,« sagte Grevenhusen. »Seit einigen Monaten weht eine andere Luft in der ewigen Stadt, erquickend aber ist sie doch nicht!«

»Haben Sie Dank für dieses Wort,« fiel hier plötzlich Eustachius ein, Grevenhusen seine mädchenhaft kleine Hand bietend. »Ich höre, daß Sie trotz strenger Urtheile doch nicht verdammen, und es thut wohl, das Neue nicht bloß deshalb für gut erklären zu hören, weil es neu ist.«

Grevenhusen schlug die Hand des Ordensgeistlichen nicht aus, lehnte aber jeden Dank entschieden ab.

»Ich fürchte,« sprach er, »Sie könnten Ihres Ansicht über mich bald modificiren, wenn Sie meine Gründe vernehmen.«

»Ich lerne gern, und da man von Jedem lernen kann am meisten von Gegnern und Feinden, so würde ich um Fortsetzung dieses Gespräches bitten, gestattete uns dies die Zeit. Der Conducteur scheint Eile zu haben. Schon legt man frische Pferde vor den Wagen und in wenigen Minuten wird das Posthorn uns abrufen.«

»Die Post ist nicht besetzt,« sagte der junge Officier. »Wenn also die Herren« – er deutete auf den Jesuiten, den Maler und auf kameradschaftlicher Courtoisie auch auf den alten verwitterten Oberst – »uns Gesellschaft im Interieur leisten wollen, könnten wir uns die Zeit in angenehmster Weise vertreiben. Jene Stummen schlafen doch

nur, und die Damen ziehen es wahrscheinlich vor, die bequemen Plätze im Coupé neben dem Herrn Conduc-teur einzunehmen, der ein freundlicher und ungewöhnlich unterrichteter Italiener aus Wälsch-Tyrol ist.«

»Baratom!« murmelte der Oberst in den Bart, seine widerlich riechende ungarische Bunda um die Schultern werfend. »Da knallen die Kerls schon. Wollt', ich säße in Botzen und rauchte gemüthlich meine Türkische.«

Der Vorschlag des Grafen ward bereitwillig angenommen. Man half den beiden Damen, die gute und bequeme Plätze im Coupé erhielten, einsteigen, warf einen letzten Blick auf das Felsenlabyrinth mit seinen von Eis und Schnee starrenden Spitzen und Zinken, und sagte damit dem Lande Lebewohl, dessen herrliche Natur, dessen gerühmte Erzeugnisse der Kunst, dessen Wohl und Wehe Anlaß zu der Unterhaltung gegeben hatte, auf deren Fortsetzung die Reisenden alle gespannt waren.

Auf der Höhe des Joches beugte sich Versmissen noch einmal aus dem niedergelassenen Fenster, warf den verschwindenden Dächern von Santa Maria eine Kußhand zu und hauchte in leisem Murmeltone in die eisige Luft hinein:

»*Addio Italia! A revedere!*«

Der Wagen rollte auf der deutschen Seite abwärts den Schutzdächern zu, die über die Straße gebaut und mit schweren Steinen belastet sind, um Reisende gegen den vernichtenden Sturz der Lawinen zu sichern. Die Sonne brach durch die Wolken, enthüllte die Ortelesspitze in ihrer ganzen Pracht und verursachte ein Blinken, Glitzern,

Glühen und Farbensprühen in den Klüften, Spalten, Höhlen und Flächen des gewaltigen Madatschgletschers, der bis tief in das Thal von Trafoi hinabreicht, daß sämtliche Reisende von diesem wunderbaren Anblick einer großartigen Alpennatur in lautes Entzücken geriethen.

»Da haben wir ein Abbild deutscher Herrlichkeit,« sagte Grevenhusen, sein Wort an den ihm gegenüber sitzenden Maler richtend. »Sie als Kenner werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß Italien in all seiner Herrlichkeit doch ein so grandioses Naturgemälde nicht aufzuweisen hat.«

»Ich möchte darauf erwidern, daß der Geschmack hier ganz allein entscheiden kann,« versetzte Versmissen. »Ein Ausbruch des Vesuv, ein glühender Lavastrom, der einer ungeheuren Riesenschlange gleich durch die fruchtbarsten Gefilde sich wälzt, um endlich im Meere zu erlöschen, hält den Vergleich mit diesem Gletscher wohl aus. Sie dürfen nur ja nicht glauben, daß ich mein eigenes Vaterland auf Kosten Italiens herabsetzen will. Was mich hinüberzieht in den sonnigen Süden, das ist die Kunst, die nun einmal stets drüben über den Bergen besser gedeihen wird, als in der weniger durchsichtigen Atmosphäre unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes.«

»Sie wollten von Ihren Erfahrungen sprechen, die Sie während Ihres Aufenthaltes in Italien gemacht haben,« fiel jetzt der junge Ordensgeistliche ein, »und die Ihnen Stoff zu einigen Bemerkungen gaben, über die wir nähere Auskunft zu erhalten wünschten. Sie nannten die

Luft, welche jetzt die Straßen der ewigen Stadt durchweht, unerquicklich und schienen doch nicht meiner Ansicht zu sein, als ich Ihnen beistimmte. Wie erklären Sie uns diesen Widerspruch?«

»Er liegt in unserer verschiedenartigen Anschauungsweise,« entgegnete Grevenhusen. »Sie betrachten die Dinge mit den Augen des Priesters durch jene geschliffenen Gläser, mit denen Sie der Orden beschenkt hat, dem Sie angehören, ich sehe mich auf einem Schauplatze, der vielleicht der merkwürdigste, großartigste und entsetzlichste auf der ganzen weiten Erde ist, mit dem Auge eines Protestanten oder, wenn Sie wollen, eines Ketzers um. Daß aber ein Mann, der sich selbst Ketzler nennt, die Dinge anders sieht, als ein Jesuit, der seinem Gelübde und seinen Obern treu ergeben ist, werden Sie gewiß nicht bestreiten wollen.«

»Das ist noch sehr fraglich,« erwiderte der Ordensgeistliche, »da es jedoch nicht in meiner Absicht liegt, mich in unfruchtbare Debatten zu verwickeln, sondern von Ihnen zu lernen, sehe ich davon ab. Die Frage aber, wie Sie die Dinge in Rom ansehen, müssen Sie mir wirklich beantworten, ehe wir uns trennen.«

»Sie haben mich aus Rom vertrieben,« sprach der ruhige Norddeutsche.

»Vertrieben?« rief Maler Versmissen aus. »Nein, jetzt begreife ich Sie auch nicht mehr!«

»Und ich bin Ihnen schon um Vieles näher gerückt,« sagte der Jesuit. »Den Ketzler verjagt das neue Festgewand, das um die heilige Siebenhügelstadt flattert, und

der gewissenhafte Sohn eines tiefsinnigen, den Schwächen des menschlichen Herzens entsprungenen Ordens flieht vor dem Prunk desselben, weil er weiß, daß er eines Tages verschießen und endlich in häßliche Fetzen zerfallen muß. Abermals eine Bestätigung des unumstößlich wahren Satzes, daß die Extreme sich immer und unter allen Umständen berühren!«

Diese Aeußerung kreuzte Grevenhusen mit der rasch hingeworfenen Frage:

»Kann der Papst sich irren?«

Der Ordensgeistliche erwiderte ohne Zaudern:

»Als Mensch gewiß, als oberster Priester der Kirche, so lange er treu bleibt den Beschlüssen der Concilien, welche unter dem Einflusse des heiligen Geistes gefaßt wurden, ist und bleibt er infallibel.«

»Diese Antwort, die ich erwartet habe, bestätigt meine vorige Behauptung,« fuhr Grevenhusen fort. »Sie bezeichnet scharf und genau den Punkt, wo unsere Anschauungsweise auf kirchlichem wie religiösem Gebiete stets auseinandergehen muß.«

»Mir das noch nicht einleuchten,« sprach der Ordensgeistliche; »daß Sie als Protestant weder den Papst noch die Beschlüsse der Concilien sehr hoch halten, kann ich begreifen. Mich, den Gläubigen, dem der Geist der Kirche mehr gilt als der Geist der ganzen, vom heiligen Geist nicht erleuchteten Menschheit irritirt dies nicht. Sie fanden eben, daß Rom neben dem merkwürdigsten auch der entsetzlichste Schauplatz auf Erden sei, und wenn ich nicht widerspreche, so unterschreibe ich deshalb doch

nicht eine so paradoxe Behauptung, weil ich mir sie von Ihrem Standpunkte aus sehr gut zu erklären vermag.«

»Sollten Sie sich nicht vielleicht täuschen?« bemerkte Grevenhusen.

»Schwerlich,« sagte der Jesuit. »Mir sind derartig klingende Aeußerungen nicht neu; wir hören sie oft, und haben sie vielleicht viele tausend Mal schon gründlich widerlegt.«

»Immer?« fragte der ruhige Norddeutsche.

»Immer!« wiederholte der junge Ordensgeistliche.

»Aber Sie wissen ja noch nicht, weshalb ich die ewige Stadt den entsetzlichsten Schauplatz der Erde nannte.«

»Glauben Sie, daß es einer genaueren Erklärung bedarf, so bin ich bereit, diese anzuhören.«

»Und mir wird es Vergnügen machen, sie zu geben,« sagte Grevenhusen im ernstesten Tone, die offene Dose, die ihm der junge Geistliche lächelnd präsentirte, mit höflichem Danke zurückweisend. Dann wandte er sich zu dem Maler und fuhr fort:

»Wahrscheinlich haben Sie, wie die Meisten, welche längere Zeit in Rom verweilen, sich den unvergleichlichen Genuß verschafft, in tiefer Nachtstille beim Schein des Vollmondes das Forum zu überschreiten und die imposanteste Ruine der Welt, das Colosseum zu besuchen. Wanderungen durch Rom sind immer lehrreich, nur stumpfe oder ganz gleichgültige Menschen können in dieser wunderbaren Stadt leben, ohne immer von Neuem die tiefsten Anregungen zu erhalten. Reizbaren Naturen

aber muß die fortwährende Aufregung, welche die tägliche Speise unseres Geistes in Rom ist, sogar gefährlich werden. Ich besaß einen Freund, den das grandiose Bild der Geschichte, das ihm aus jedem Palast, aus jedem zerbrochenen Säulenschaft, von den Kuppeln und Kreuzen der Kirchen, aus den Sarkophagen der Museen, aus den finstern Gewölben der Katakomben zuletzt in fratzenhafter Verzerrung angrinste, wahnsinnig machte.«

»Baratom!« brummte der alte Oberst. Gehe ich nicht nach Rom, obwohl ich lange hab' gewünscht, daß mich heiliger Vater soll segnen!«

»Noch gedenke ich mit Entsetzen der Stunde,« fuhr Grevenhusen fort, »wo der Arme vor meinen Augen mitten im Colosseum zusammenbrach, die Hände hoch emporstreckte zum dunkeln Himmel mit seinen flimmernenden Welten und die schrecklichen Worte in die lautlose Nacht hineinschrie: Satan, Du bist größer als Gott!«

»Um Vergebung,« fiel der junge Ordensgeistliche ein, »Ihr Freund besaß wohl keinen sehr starken Geist? Oder er trug vielleicht von Jugend auf die Anlage zum Irrsinn mit sich herum, der nun, wie fast immer, ganz plötzlich und ohne eine bestimmte Veranlassung zum Ausbruche kam.«

»Anfangs vermuthete ich etwas Aehnliches,« sagte Grevenhusen, »ich gewahrte aber sehr bald, daß ich mich irrte. Mein Freund war, von seiner nervösen Reizbarkeit abgesehen, ein durch und durch gebildeter Mann; der mit Vorliebe geschichtliche Studien trieb und gerade Behufs anzustellender historischer Forschungen nach Rom

gegangen war. Dort, auf jenem geheiligten Boden glaubte er erst ganz den inneren geistigen Zusammenhang der Weltgeschichte zu begreifen und die Widersprüche sich erklären zu können, die gerade die gründlichsten Geschichtsstudien immer von Neuem wieder hervorrufen. Allein das Endresultat seines Strebens war ein ganz anderes. Der Eindruck Rom's, seiner Vergangenheit, seiner Gegenwart zerrüttete den innern Halt seiner Gedankenwelt und stürzte ihn in unheilbaren Wahnsinn.«

»Das Colosseum im Vollmondschein ist demnach für Personen mit schwachen Nerven ein verhängnißvoller Ort,« sprach der Jesuit. »Das ist's doch wohl, was Sie sagen wollen, nicht wahr?«

»Meinem Freunde ward es allerdings verhängnißvoll,« fuhr Grevenhusen fort, »aber nur in Folge der Combinationen, die sich in seinem arbeitenden Geiste drängten. An demselben Tage waren wir in der Peterskirche gewesen und hatten auch dem Vatican einen flüchtigen Besuch abgestattet. Als Historiker knüpfte mein Freund überall Betrachtungen an, die ihn nicht selten der Gegenwart ganz entrückten. Das Innere der Kathedrale mit ihrer Kuppel, mit den Grabmälern und Statuen so vieler Päpste, welch eine unermeßliche Fundgrube nie geahnter Gedanken ward sie für den grübelnden Freund der Geschichte! – ›Das ist der Fels, auf den Christus gründen wollte seine Gemeinde!‹ rief er wiederholt mit verklärtem Antlitze aus, so daß ich mich an den Gedanken eines Confessionswechsels gewöhnte, den ich für sehr

wahrscheinlich hielt. Im Vatican ward er still und ein unheimlicher Ausdruck verwischte den Schimmer der Verklärung. Statt himmlischer Gewalten schienen irdische, dämonische von ihm Besitz zu nehmen. Erst als wir die Treppe aus den Loggien wieder hinab stiegen und in die Colonnaden eintraten, brach er in die Worte aus: »Der Vatican vernichtet das Erdreich!«

»Das Wort eines Irrsinnigen!« meinte der Jesuit.

»So scheint es,« versetzte Grevenhusen, »aber es scheint auch wirklich nur so. Mein armer Freund hat in seines Irrsinns Aengsten, die ich später oft belauschte, nur das Urtheil ausgesprochen, das die Welt über den Vatican fällt.«

»In der That, diese Aufstellung ist neu,« sprach der Ordensgeistliche, »und eben deshalb mag ich Sie gern hören. Am Ende kommen Sie durch den Tiefsinn Ihres wahnsinnig gewordenen Freundes noch zu dem Schlusse, daß der Vatican die eigentliche Pflanzstätte alles Bösen sei?«

»Ich bin bescheidener,« fuhr Grevenhusen fort, »darum begnüge ich mich auch mit der Behauptung, die ich als Ergebniß meines römischen Aufenthaltes mit zurücknehme in meine nordische Heimath, daß die Revolution auf geistigem wie politischem Gebiet ihre wahre Geburtsstätte in dem verschlossenen Innern des Vatican zu suchen hat, daß mithin die Revolution eine Tochter des Vatican genannt werden muß.«

Grevenhusen sprach die letzten Worte sehr langsam, mit eigenthümlichem Ausdruck. Sein Auge glänzte wie

von innerm Feuer durchleuchtet, und da er sich gegen den jungen, mit großer Aufmerksamkeit zuhörenden Ordensgeistlichen verneigte, berührte er beinahe dessen Gesicht. Der Jesuit erfaßte mit krampfhafter Heftigkeit die Hand des Norddeutschen.

»Wären Sie nicht so ruhig, könnte man veranlaßt werden, Sie selbst für geistesirr zu halten,« raunte er ihm in Eile zu.

»Ich könnte es werden, würde ich gezwungen, jetzt noch in Rom zu leben,« erwiderte Grevenhusen. »Gott Lob, mein Freund ward nicht wahnsinnig! Ich habe Ihnen nur eine interessante Geschichte mittheilen wollen, um Ihnen zu beweisen, wie man als Fremder, als Ketzer in der ewigen Stadt überall Geister umgehen sieht, und in tausend Verhüllungen die Gestalt der Nemesis durch die Straßen wandeln, vor Altären knieen, unter Ruinen weinen, fluchen und rasen hört. Meinen dem Wahnsinn verfallenen Freund, die peinigen Gedanken meines eigenen Selbst, ließ ich zurück in Italien! Dort stören sie Niemand, sollten sie aber gelegentlich doch attrapirt werden von den wachsamen Hütern jener Burg des katholischen Geistes, so wird ein rascher Bann sie ja eiligst verstummen machen!«

Der Ordensgeistliche antwortete nicht. Er tastete nach dem Crucifix am Gürtel seines Kleides und rückte von dem sonderbaren Ketzer etwas zurück, als fürchte er dessen Nähe, oder als bange ihm vor der Möglichkeit, daß er es doch vielleicht mit einem dem Wahnsinn Verfallenen zu thun haben könne.

Der alte Oberst brummte und wickelte sich fester in seine Bunda, der junge österreichische Officier aber half sich mit dem Shakespear'schen Ausrufe:

»Die Dinge so zu betrachten, heißt sie allzugenuß betrachten! Und eigentlich, werther Herr, haben Sie doch nicht Recht! Grade bei Ihrer Art zu sein, zu denken, zu forschen, zu beobachten, mußten Sie jetzt in Rom bleiben, um Zeuge der Lösung zu werden, die sich die Kirche unter dem Pontificat Pius IX. offenbar aufgegeben hat.«

»Wenn Sie dies im Ernst behaupten, Herr Graf,« entgegnete Grevenhusen, »so verkennen Sie das Wesen der katholischen Kirche und die Zwecke, welche dieselbe sogar gegen ihren Willen verfolgen muß. Mir war Rom ein höchst angenehmer Aufenthaltsort bis vor wenigen Wochen, jetzt könnte ich nicht mehr dort leben, ohne mit mir selbst, mit der Geschichte und mit Allem, was sie uns lehrt, in die traurigsten Conflictte zu gerathen. Der Fels, auf dem die katholische Kirche nach ihrem Dafürhalten ruht, muß unwandelbar feststehen im Brandungsstrudel aller Weltleidenschaften, aller Weltstürme, aller Weltgedanken! Das ist furchtbar, aber wahr, und eben weil mir die Furchtbarkeit dieser Wahrheit einleuchtet, nenne ich Rom den merkwürdigsten, großartigsten und – entsetzlichsten Schauplatz der Erde! Ich werde ihn meiden, bis der Fels wieder ganz still und fest steht. ... Das Rom

stabiler Ruhe ist das schönste Asyl für bildungsbedürftige Geister, das Rom leidenschaftlicher Bewegung entfesselt die Dämonen der Nacht und könnte den Angstruf eines schwärmenden Geistes eines Tages zur Wahrheit machen: Satan, Du bist größer als Gott!«

Das Gespräch hatte eine zu ernste Wendung genommen, um es noch lange in dieser Weise fortsetzen zu können. Es war daher Allen ganz angenehm, als das schmetternde Posthorn die Nähe von Trafoi verkündigte, das mit dichtbeschnittenen Dächern kaum ein paar Steinwürfe weit entfernt vor ihnen lag.

Als die Post hielt und die Passagiere ihre Plätze verließen, entfernte sich der junge Ordensgeistliche mit höflichem, aber kühlem Gruße, nahm den Wirth der Station bei Seite, und ließ sich von diesem ein sehr bescheidenes Zimmer anweisen.

»Sollte der geistliche Herr hier bleiben wollen?« sagte der Graf zu Versmissen. »Viel besseres Quartier als in Santa Maria gibt es in Trafoi wohl auch nicht.«

»Bemerkten Sie nicht, daß er ein Billet erbrach?« versetzte der Maler. »Ich konnte bisher den Ort seiner Bestimmung nicht erfahren. Wahrscheinlich wußte er ihn selbst nicht früher. Langweilen aber wird er sich nicht in der Einsamkeit; denn wenn er ehrlich sein will gegen sich und seine Obern, dürfte er ziemlich viel Notizen in sein Gedenkbuch zu verzeichnen haben.«

DRITTES KAPITEL. REMINISCENZEN.

Als der Conducteur den Passagieren meldete, es sei zur Weiterreise Alles bereit, stellte sich Eustachius nicht wieder ein. Die Gesellschaft im Interieur des Postwagens bedauerte dies nicht, da nach dem stattgehabten Gespräche eine unbefangene Unterhaltung sich schwerlich würde haben anknüpfen lassen. Namentlich schien es dem alten Oberst ohne den Geistlichen viel besser als bisher in seiner Ecke zu behagen.

»Wann Sie nacher Wien kommen,« sprach er zu Grevenhusen, seine spitzen Kniee seitwärts an den Wagenschlag drückend, um sein Gegenüber nicht zu incommodiren, »werden S' halt a Bissel g'scheidt sein müssen, von wegen der Schatten! Ich bin ein gerader, ehrlicher Soldat, Baratom, aber das muß ich sagen: lieber noch schlaf' ich mit einem Kroaten zusammen, als mit einer Kutten! – Taugt nix, wir wissen's Alle, aber 's thut's halt nimmermehr, daß man anders werden kann! Wann die kaiserliche Armee noch dreimal stärker und tapferer wär', als sie ist, und noch mehr Silberzwanziger in Italien vermahlen könnt', vor der dümmsten Kutten müßt' sie doch den schönsten Sabel senken! Man flucht halt drüber, aber's thut's halt nimmermehr!«

Grevenhusen erwiderte freundlich auf die wohlwollende Bemerkung des alten Haudegens, daß er für's Erste nicht Wien zu besuchen gedenke. »Mein altes Haus an

der Küste wird, fürcht' ich, während meiner langen Abwesenheit stark baufällig geworden sein,« setzte er hinzu. »Dort dürfte ich für einige Zeit genug zu thun finden, um manches jenseits der Alpen Erlebte zu vergessen. Später habe ich entfernte Verwandte und manchen Freund, den ich in den Zaubergärten der Hesperiden kennen lernte, zu besuchen. Sollten die Kutten Sie einmal gar zu sehr geniren, Herr Oberst, so flüchten Sie sich zu mir. Am Strande der Nordsee weht stets eine frische Luft, die Kopf und Lungen gut thut, wenn beide vom Qualm der Städte, der sich mit seinem beklemmenden Niederschlage in ihnen ablagert, matt und unthätig zu werden beginnen.«

Der Oberst verbeugte sich dankend, indem er unzufrieden vor sich hinbrummte: »Werd' ich nur halt kriegen keinen Urlaub nach Deutschland! Der Kaiser gönnt uns lieber Mandeln und Feigen als a saftig Kälbernes, das sich fett gefressen hat im Grase an der Nordsee. – Verfluchte G'schicht' der Dienst, wenn's einem g'rad 'mal einfallen will, auf a Stund' oder a paar Wochen sein eigener Herr zu sein!«

»Und wie steht es mit Ihnen, junger Herr?« sagte Grevenhusen zu Ludwig Versmissen. »Als Norddeutsche sind wir ja recht eigentliche Landsleute. Mein Haus ist zwar alt, auch baufällig, ein paar Zimmer indeß gibt es noch immer darin, die für nicht zu sehr verwöhnte Leute einen gemüthlichen Aufenthalt gewähren. Sein Sie also mein Gast auf einige Zeit! Dann wollen wir, dem Rauschen der

Brandung zuhörend, die an unsere Deiche klopft, der verlebten Tage im schönen Süden gedenken, und die etwaigen Lücken, die inzwischen in unserm Gedächtniß entstanden sind, durch gegenseitiges Ergänzen auszufüllen trachten.«

Versmissen wäre gern auf einen so annehmbaren Vorschlag eingegangen, allein er hatte zuvörderst andere und wahrscheinlich zeitraubende Pflichtbesuche zu machen. Da die Antwort des jungen Malers weniger lebhaft und heiter lautete, als Grevenhusen erwartet hatte, fügte er hinzu:

»Sie scheinen schwer einen Entschluß fassen zu können.«

»Nur weil ich durch Verhältnisse gebunden bin,« versetzte Versmissen. »Wenn man nach jahrelanger Abwesenheit die Seinigen endlich einmal wieder sieht, macht Jeder Anspruch auf Beachtung, auch die sehr weit von der wahren Verwandtschaft Verschlagenen. Und nun erst Unsereiner! ... Ich bin ein mit Vettern und Muhmen alten und jungen Schlages ziemlich reich gesegneter Mensch. Diese Alle erwarten mich mit Sehnsucht und sparen gewiß schon seit Wochen, um mich mit all der Würde empfangen und bewirthen zu können, die man einem so weit Gereisten schuldig ist. Bedenken Sie doch, mein werther Herr, ich bin aus Pommern, aus Hinterpommern gar! Meine älteste Muhme, Sybille mit Namen und von Aussehen, aber gut und brav wie eines Schulmeisters sparsame Hausfrau, kann's gewiß nicht begreifen, daß ich brieflich die Zusendung einer Gänsebrust nach Rom

allen Ernstes ablehnte. Gänsebrust also und was sonst etwa noch in der Speisekammer meiner guten Sibylle Ohrdruf – ein sehr melodischer Name, nicht wahr? – vorhanden sein mag, muß ich gründlich durchkosten, ehe sie mich weiter ziehen läßt. Dann aber kommen die kleinen runden Bäschen mit rothen Wangen und stumpfen Näschen, und die derben Cousins, die sich in ihren Briefen wiederholt erkundigten, ob die Campagnolen denn gar nichts von Guano und dessen segensreichen Folgen wüßten! Ich weiß jetzt schon – da hilft kein Maulspitzen – sie bringen das Gespräch gleich auf den Guano, und wenn ich ihrer Gunst und Achtung nicht ganz verlustig gehen will, muß ich mich einige Zeit in ihren Kuhställen verweilen, ihre neuen Futterkräuter loben, und so lange dicke und dünne Milch essen, bis ich ohne längere Tortur freiwillig das Bekenntniß ablege, daß ein Glas Montefiascone Essig ist gegen ein Glas frischer Milch aus dem glatten Euter einer pommerschen Kuh ächter Race.«

Grevenhusen lachte herzlich, auch der alte Oberst verzog sein zerrissenes, vielfaltiges Gesicht zu lächelndem Grinsen, während der norddeutsche Graf die humoristisch gehaltene Schilderung des Malers wiederholt »magnifique« nannte.

»Gut denn,« sagte Grevenhusen. »Erfüllen Sie alle Ihre Pflichten und Verpflichtungen, die Ihnen Verwandtschaft oder Pietät auferlegen, wenn Sie aber endlich mit gutem Gewissen sagen dürfen: ich that, was ich nicht lassen durfte; dann eilen Sie auf Flügeln des Gedankens in's

Thal der Aquäducten hinter Tivoli, und Sie werden finden, daß ein Abstecher an die Küsten der Nordsee Ihrem zweiten Römerzuge vorangehen muß.«

Ludwig Versmissen gab dem wohlwollenden Herrn seine Hand. »Wie ist es doch ewig schade,« sagte er, »daß Freunde gerade in ganz entgegengesetzter Richtung wohnen müssen! Ostwärts von meiner Heimath, wo die capitolinischen Vögel mit so classischer Liebe gepflegt und erzogen werden, wohnt ein entfernter Verwandter von mir, dem ich nicht vorübergehen darf. Vor zwei Jahren überraschte er mich eines Tages in meinem bescheidenen Atelier auf der Via Felice, und ich war, so oft es meine Zeit gestattete, sein Führer durch die interessantesten Villen römischer Fürsten.«

»Gehen Sie mit der Sonne, junger Freund,« versetzte Grevenhusen, »so müssen Sie nothwendig zuletzt im Westen ankommen. Vor zwei Jahren?« wiederholte er dann. »Damals hielt ich mich ebenfalls einige Monate in Rom auf. Am Ende stoße ich abermals auf einen Bekannten.«

»Sehr wahrscheinlich sind Sie dann mit meinem Cousin Mathias Grant in irgend einem Museum zusammengetroffen,« sagte der Maler. »Obwohl seinem Berufe nach ein Industrieller, habe ich in ihm zu meiner großen Ueberraschung doch einen Mann kennen gelernt, dem die Kunst rein als solche etwas mehr ist, wie eine angenehme Spielerei. Grant hat wirklich künstlerische Anschauungen. Ginge es ihm nach, so würde er die Menschheit mehr durch *künstlerische* Ausbildung erziehen als durch

Religion. In diesem Punkte gab es zuweilen heftige Plänkeleien zwischen uns, denn mir ist kaum je ein Mensch von Geist und Wissen, von warmem Gefühl und edlem Streben begegnet, der gerade im Mittelpunkte der katholischen Welt ein so schonungslos hartes Urtheil über die katholische Kirche zu fällen gewagt hätte! Aber freilich, man muß ihn entschuldigen, wenn man sich in seine Lage versetzt. Er hat als eifriger Protestant eine katholische Gattin und ich glaube, seine sind ebenfalls katholisch.«

»In der vaticanischen Bibliothek bin ich einige Male mit einem Grant zusammengetroffen,« sagte Grevenhusen. »Es war ein Mann ungefähr von meiner Größe, mit hellen, scharfen Augen, stark blond von Haar, in seinem Wesen und Auftreten sehr gemessen, so daß er ganz den Eindruck eines englischen Gentleman machte. Dafür hielt ich ihn auch, bis ich seinen Begleiter, einen Geistlichen mit feinen Manieren, Deutsch mit ihm sprechen hörte.«

»Es war mein Cousin!« rief der Maler, und der Geistliche, der ihn begleitete, wird schwerlich ein Anderer gewesen sein, als Pater Radom vom deutschen Collegium.«

»Radom?« wiederholte Grevenhusen. »Den Namen habe ich in Rom häufig nennen hören! Und doch, aber da besinne ich mich schon. Im Salon der deutschen Marquise war es, wo man stets van Pater Radom sprach.«

»Der deutschen Marquise?« sagte Versmissen. »Wer in Rom führt denn diesen wunderlichen Titel?«

»Kennen Sie die deutsche Marquise nicht?«

»Nicht einmal gehört habe ich von ihr!«

»Das ist ja sonderbar!« rief Grevenhusen. »Als geborener Deutscher eine Zeitlang in Rom leben und die berühmten kleinen Abendcirkel der deutschen Marquise in dem kleinen Hause am Fuße des tarpejischen Felsen nicht besuchen, klingt beinahe eben so unglaublich, als Rom den Rücken zu kehren, ohne den Papst gesehen zu haben.«

»Wenn ich als Ignorant Ihnen gegenüberstehe, bin ich an diesem Nichtwissen doch vollkommen unschuldig,« sagte der Maler. »Auch mein Cousin hat von dieser Dame niemals gesprochen, sowie alle meine Freunde ihrer mit keiner Sylbe jemals erwähnten. Wer ist sie denn eigentlich und was stellt sie vor?«

»*Wer* die deutsche Marquise ist, das weiß die kluge Dame wohl einzig und allein,« erwiderte Grevenhusen, »was sie vorstellt oder vorstellen soll, dürfte dagegen Mehreren sehr genau bekannt sein. Geboren ward sie irgendwo im Norden Deutschlands. Wann, unter welchen Verhältnissen und in welchen Absichten sie nach Rom gekommen sein mag, darüber haben Alle, mit denen ich über diese interessante Dame sprach, nur Vermuthungen. Seit ziemlich einem Menschenalter lebt sie in Rom, scheinbar zurückgezogen, eigentlich aber in engster Verbindung mit einer kaum zählbaren Menge bedeutender Persönlichkeiten. Es ist mir gesagt worden, daß jeder Deutsche, welcher Rom besucht, eine Einladung von ihr erhält, aber nur eine einzige. Sie will nicht zudringlich erscheinen, nicht lästig werden, wie ich aus ihrem

eigenen Munde gehört habe. Und die deutsche Marquise nennt man sie, weil in ihrem Hause nur Deutsch gesprochen wird. Ich bin überzeugt, daß die hochbejahrte Dame vortrefflich Italienisch, wahrscheinlich auch Englisch und Französisch versteht, allein es ist Marotte von ihr, nur Deutsch Redende zu empfangen und um sich zu sehen. Seltsamerweise weicht die Marquise von diesem strengen Deutschthum nur in ihren Einladungen ab. Diese sind stets in italienischer Sprache abgefaßt, wie ich vermuthete, aus keinem andern Grunde, als weil sie, Gott mag wissen, wie lange schon einen italienischen Namen führt.«

»Sie meinen doch nicht die Marchesa Castelvaccio?« sagte Versmissen.

»Haben Sie von dieser gehört?«

»Viel und Mancherlei.«

»Gewiß fanden Sie eines Tages auch eine gedruckte Einladung von derselben vor.«

»Die ich natürlich unbeachtet ließ,« fiel der Maler ein, »theils, weil ich mich in so vornehmer Gesellschaft schwerlich zu benehmen verstände und mich dadurch sehr genirt fühlen würde, theils, weil der Ruf dieser Dame ein zu national italienisches Gepräge trägt. Um Geschmack daran zu finden, bin ich, ehrlich gestanden, noch zu jung und – zu wenig gebildet!«

Grevenhusen lächelte.

»Der Schein trügt nicht öfter, als Fama lügt,« erwiderte er. »Der Marchesa Castelvaccio, in der sich wirklich meine deutsche Marquise verbirgt, sagt man viel Uebles

nach. Dennoch ist sie viel besser als ihr Ruf, und es war nicht recht von Ihnen, junger Freund, daß Sie die von der merkwürdigen Dame erhaltene Einladung so ganz unbeachtet ließen. Ich, meines Theils, gestehe gern, daß ich gerade die Abende, welche ich bei der Marchesa verbrachte, zu den interessantesten meines ganzen Lebens zähle, ja, daß ich Rom erst vermißte, als die Thür des geschwärzten Hauses am Fuße des tarpejischen Felsen sich für immer hinter mir schloß. Sollte nach Ihrer Rückkehr in die ewige Stadt die Marchesa noch am Leben sein, so bitte ich, das Versäumte nachzuholen. Ich erlaube mir, Ihnen an die »ewige Deutsche«, wie sie auch wohl bisweilen genannt wird, als Empfehlung einige Zeilen mitzugeben.«

»Sie überhäufen mich mit Aufmerksamkeiten,« sagte Ludwig Versmissen, »da Sie mich aber nun einmal neugierig gemacht haben, möchte ich doch jetzt schon etwas Näheres über die Dame hören, damit ich mir ein ungefähres Bild von ihrem Sein und Wesen entwerfen kann. Wer ist die sonderbare Frau? Was hält sie seit so langen Jahren in Rom? Mir hat man die Marchesa von Castelvaccio immer nur als eine in jeder Hinsicht gefährliche Intrigantinnen und als eine fanatische Feindin aller Nichtkatholiken geschildert, Eigenschaften, die sich bei Convertiten häufig finden.«

»Wie schon bemerkt,« versetzte Grevenhusen, »ist die deutsche Marquise unsere Landsmännin. Es scheint ihr gelungen zu sein, ihren Geburtsort eben so gut wie ihren

wirklichen Namen vor Jedermann geheim halten zu können. Männer, welche seit Jahren mit ihr verkehren, wollen in Erfahrung gebracht haben, daß sie zuerst als junge Wittve unter dem Namen Radom auftrat, den sie jedoch sehr bald ablegte, indem sie den begüterten Marchese Castalcaccio heirathete. Erst kurz vor dieser ihrer zweiten Verheirathung trat sie zur katholischen Kirche über, ging dann mit ihrem Gatten auf Reisen, verweilte einige Zeit auf dessen in Calabrien gelegenen Besitzungen, und kam, nachdem sie unterwegs zum zweiten Male Wittve geworden war, in tiefer Trauer nach Rom zurück. Seitdem ward sie fromm, lebte äußerst eingezogen, so daß sie für ganz verschollen gelten konnte, und soll sogar einige Jahre im Kloster zugebracht haben. Plötzlich zeigte sie sich dann wieder der Welt, miethete das erwähnte Haus am tarpejischen Felsen und begann kleine Gesellschaften zu geben. Es ist gewiß, daß sie mit dem Klerus in engster Verbindung steht, und obwohl ich mich persönlich nur lobend über die greise, geistig aber noch ungewöhnlich regsame Dame äußern kann, theile ich doch die Ansicht derer, welche sie für ein sehr geschicktes Werkzeug der Propaganda halten.«

»Die große Spinne am Capitol hörte ich die Marchesa einmal von einem Bekannten nennen, der sich ihrem Netze vielleicht etwas zu unvorsichtig genähert haben mochte,« meinte Versmissen.

»Die Dame bemüht sich, Seelen anzuwerben,« entgegnete Grevenhusen, »allein sie verschmäht – das haben

mir Alle, die ich ihretwegen sprach, betheuert – jedes gewaltthätige Mittel.«

»Weil sie die verführerischen mit größerem Geschick und mit besserem Erfolge zu handhaben versteht.«

»Ich weiß es nicht, junger Freund.«

»Ich auch nicht, werther Herr, wohl aber sind mir Fälle bekannt geworden, die ganz in die Politik der deutschen Marquise passen und die vielleicht doch nicht ohne ihr Wissen, ja ohne ihre Veranlassung sich zutragen.«

»Jedenfalls versteht unsere Landsmännin das Decorum meisterlich zu beobachten.«

»Ein Jesuitengeneral in weiblichem Costüm,« sagte der junge Maler. »Sie verzeihen, werther Herr, wenn es mir schwer wird die Verehrung mit den Aeüßerungen in Einklang zu bringen, durch welche Sie vor Kurzem den Ordensgeistlichen zum Schweigen brachten. Da Sie die Marchesa jetzt noch vermissen, müssen Sie in dem Hause derselben doch ungewöhnlich glückliche Stunden verlebt haben.«

»Glückliche nicht, aber äußerst lehrreiche,« sagte Grevenhusen. »Damit lös't sich auch die Verehrung, die Sie mir Schuld geben, von selbst in das einfache Bedürfniß jedes Gebildeten aus, seine Kenntnisse nach allen Seiten hin zu erweitern, Menschen zu studiren, sich selbst und Andere tiefer zu ergründen, und durch Rede und Gegenrede sich zu möglichster Klarheit aller Anschauungen durchzuarbeiten. Das Haus der deutschen Marquise bot Allen zu solchen geistigen Anregungen Gelegenheit.«

»Demnach verläumdete also die öffentliche Meinung die Marchesa, wenn sie ihr so schlimme Dinge nachsagt, wie sie mir zu Ohren kamen, und als ehrlicher Deutscher wäre es meine Pflicht, dies Vorurtheil bekämpfen zu helfen.«

»Die Marquise ist viel zu weltklug und viel zu erfahren, um etwas Derartiges zu verlangen,« sagte Grevenhusen, »ich bin sogar überzeugt, daß sie es nicht einmal wünscht. Wäre es unserer Landsmännin um Ostentation zu thun, wie leicht könnte sie eine eben so hervorragende als glänzende Stellung in Rom einnehmen! Es liegt dies nicht in ihrer Absicht. Im Stillen wirken und dann und wann, möglicherweise auch oft, hören, daß ihr Streben erfolgreich ist, beglückt sie mehr, als alle Auszeichnungen oder laute Huldigungen, die man ihr darbringt.«

»Alle Heuchler fischen im Trüben,« meinte Versmissen, »und daß intrigante Geschöpfe die Worte der Schrift nicht sehr hoch halten, welche die Kürze im Reden empfiehlt, lehrt uns die profane wie die Kirchengeschichte.«

»Nichtsdestoweniger lernen wir von dem Einen wie von dem Andern,« versetzte Grevenhusen. »Wenn ich mir ein Urtheil über das geistliche Regiment, über den römischen Hof, über Papstthum und Klerus überhaupt zu trauen darf, so ist dieses Urtheil in den Cirkeln der deutschen Marquise zur Reife gediehen. Unter den Augen dieser merkwürdigen Frau, die wegen ihrer unbedingten Ergebenheit für die Kirche bei aller Klugheit und bewundernswürdiger Schärfe des Verstandes doch völlig blind war gegen die großen Fehler und Schwächen, welche

durch das Priesterthum der Kirche wider Willen angefliegen sind, wurden von Laien und Priestern, im Beisein Gläubiger und Ungläubiger, Spötter, Skeptiker und philosophirender Kosmopolitiker die höchsten und heiligsten, wie die profansten weltlichen Dinge besprochen. Gerade weil die dort Zusammenkommenden wußten, daß Alle einander in Bezug auf Denk und Begriffsfähigkeiten ebenbürtig seien, setzte auch der zurückhaltende Prälat bisweilen die Vorsicht aus den Augen. In Form eines Scherzes ward bald eine Schwäche scharf gerügt, bald ein sichtbar werdender Fehler geißelt. Niemals habe ich aus Priestermunde ein schonungsloseres Verdammungsurtheil über die hierarchische Politik des verstorbenen Papstes und seiner Rathgeber fällen hören, als in jenen zwanglosen Abendcirkeln. Und der Mann, dessen Mund dies vernichtende Urtheil lächelnd aussprach, war sogar ein bevorzugter Hausprälat des heiligen Vaters!«

»Und Sie blieben nicht in Rom!« rief abermals der junge Maler voll Staunen aus. »Gregor ist todt, Pius lebt, die Kirche in all ihren Gliedern will sich regeneriren, und Sie flüchten aus Rom, um nicht Zeuge dieser größten aller Weltbegebenheiten zu werden! Das begreife ich doch nicht, bester Herr, mögen Sie sagen, was Sie wollen!«

»Sie würden es begreifen, junger Freund, wenn Sie die Einladung der Marchesa Castalcaccio nicht so gering geachtet hätten,« erwiderte Grevenhusen. »Weil ich Rom

durch seine Beherrscher kenne, *weil* ich in ihre Gesinnungen tief eingeweiht bin, darum will ich nicht mit Augen die Folgen der Regeneration sehen, welche der humane, aufgeklärte, wahrhaft christlich gesinnte Pius seit einigen Monaten mit so schönem Muthe und so großen Hoffnungen begonnen hat. Aber da liegt ja Prad,« unterbrach er sich, das Fenster am Wagenschlage herablassend. »Dort in Eyr's scheiden sich unsere Wege. Sie gehen durch's Vintschgau nach Meran, wie ich schon in Santa Maria hörte, als das junge Mädchen über das Bild, das Sie entworfen hatten, mit Ihnen plauderte, mein Weg führt links in's Vorarlbergische. Die Tour den Rhein hinab ist für mich kürzer und angenehmer. Deshalb sage ich Ihnen jetzt Lebewohl! Bleiben Sie meiner Aufforderung und meiner Einladung eingedenk! Empfehlen Sie mich Herrn Mathias Grant, und sollte der wackere Mann sich meiner nicht gleich erinnern können, so nennen Sie nur den Namen Radom. Er wird dann sicherlich wissen, daß er mich gesprochen hat, und wohl auch des Inhaltes unserer Unterredung eingedenk sein. Gehen Sie aber nicht wieder über die Alpen, ohne von mir eine Empfehlung an die deutsche Marquise mitzunehmen! Ich gönne Ihnen, daß Sie mit eigenen Augen sehen, was ich weder sehen kann noch will. Sie sind jung, Sie bedürfen noch mannichfacher Erfahrungen, wenn sich auch einige unangenehme dazwischen einschleichen sollten. Ich fange bereits an bequem zu werden und habe außer dem um das Wohl einer Familie mich zu bekümmern, was immer mit allerhand kleinen und großen Sorgen verknüpft ist!«

Ludwig Versmissen konnte nicht umhin, sein Versprechen dem wohlwollenden Herrn von der Nordseeküste zu wiederholen. Man trennte sich auf's herzlichste, und den Maler schien es fast zu reuen, als er die Postkutsche die Straße nach Finstermünz fortrollen sah, während eine andere Kalesche für ihn, den alten Oberst und die beiden Damen zur Weiterfahrt durch's Vintschgau nach Meran in den Stand gesetzt ward.

VIERTES KAPITEL. GEISTIGE LUFTSTRÖMUNGEN.

Der Aufenthalt in Meran bot trotz der unvergleichlichen Lage der lebhaften Stadt im prächtigen Thal der Etsch so spät im Jahre doch keinen recht anmuthigen Aufenthalt mehr. Von den zahlreichen Gästen, welche schon im Frühjahr daselbst einzuziehen und bis in die kälter werdenden Tage des Herbstes zu bleiben pflegen, weilten nur Wenige noch in dem alterthümlichen Orte, um nach gebrauchter Traubencur noch einige Wochen lang die milden Lüfte, die so wohlthuend wirken, einzuathmen. Gerade diese gepriesenen Lüfte aber waren seit einigen Tagen auffallend rauh geworden. Aus welcher Himmelsgegend immer der Wind wehte, er blieb scharf und meist schneidend kalt. Selbst der sonnig gelegene Spaziergang auf dem hohen Uferdamm der Etsch ward selten, und immer nur auf Minuten besucht. Ringsum erglänzten die unübersehbaren Ketten der Alpen in glitzerndem Schmuck des Winters. Nur der malerische Bergzug im Süden mit der hohen Mendelsspitze, dessen

Formen bereits süditalienischen Charakter haben, war und blieb frei von allem Schnee.

Ludwig Versmissen begnügte sich mit einem Besuche des alten Schlosses Tyrol, wobei seine Reisegefährten ihm Gesellschaft leisteten. Dann brach er nach Botzen auf, um über den Brenner Innsbruck zu erreichen und von da zunächst nach München zu gehen. Das junge Mädchen mit ihrer Mutter, die aus Lucca, wo beide die berühmten Bäder gebraucht hatten, in ihre Heimath zurückkehrten, wohnten im Passeierthal, und als man sich zum letzten Male Lebewohl sagte, erfuhr der junge Maler, daß eine entfernte Anverwandte des berühmten Sandwirthes Andreas Hofer zwölf Tage lang seine Reisegefährtin gewesen sei.

»Baratom!« brummte der alte Oberst, sich den grauen, dünnen Schnurrbart streichend, »war Andreas Hofer ein Mann, der hatte Herz auf rechter Stelle! Schuf-tige Geschichte, daß ihn durften erschießen ungestraft die Feinde! – Sein Blut hilft mit düngen feindliche Erde, die uns gehört, und auf der für Kaiser doch statt Artischocken und Feigen blos wachsen Disteln und Nesseln! – Schönes Land, Lombardei, und doch sackrisch Quartier für kaiserliche Soldaten!«

Der Oberst blieb in Botzen, wo Geschäfte ihn fest hielten, und Versmissen mußte den Weg über den Brenner fast ganz allein zurücklegen, da die Passagiere, welche sich in Botzen zu ihm gesellten, zu keiner Unterhaltung zu bringen waren.

Eine bedeutende Anziehungskraft übte München auf den jungen Künstler aus. Hier fand er Vieles, was ihm Rom so lieb gemacht hatte, wieder. Er vermißte nur die schönere Natur, die Fülle und Mannichfaltigkeit der warmen Lufttöne, die stille, ernste Pracht der Gebäude und den wunderbaren Hauch der antiken Welt, der auch die neuesten Denkmäler der Kunst in der ewigen Stadt mit seinem Zauber umfächelt.

Das äußere Leben freilich gestaltete sich in München ganz anders als in Rom, und ohne die gemüthliche Herzlichkeit im Umgange mit Künstlern und Gesinnungsgenossen würde Versmissen sich schwerlich lange inmitten von Menschen wohl befunden haben, deren ganzer Lebenszweck nur im Biertrinken zu bestehen schien.

Den Kreisen jedoch, die sich dem gereis'ten Maler angeschlossen, fehlte weder geistige Regsamkeit noch ideale Anschauung. Hier vergaß man über der Materie nie den Geist. Das Gespräch war immer belebt, anregend, oft weit mehr in die Tiefe gehend, als eigentlich beabsichtigt ward, und den vorzüglichsten Anlaß gerade zu solchen ernsteren gehaltreichen Gesprächen gab wieder der Umschwung der Dinge in Rom, dessen Anfänge der junge Maler zum großen Theil mit erlebt hatte.

Das Urtheil über diese Vorgänge war auch in künstlerischen Kreisen je nach den Ansichten der Einzelnen ein sehr verschiedenes. Aeltere Personen, welche vor längeren Jahren Rom besuchten, neigten sich der auch von Ludwig Versmissen etwas zaghaft vertretenen Ansicht zu, daß mit diesen Neuerungen die Kunst leicht verlieren

könne, weil in Folge der allgemeinen Aufregung, die sich des Volkes bemächtigt habe, nothwendig die Ruhe verloren gehen müsse, deren man weder bei der Schöpfung neuer noch bei der Betrachtung alter Kunstwerke entbehren könne. Von diesem Gesichtspunkte aus wünschten bejahrtere Kunstgenossen, es möge die durch ganz Europa bemerkbar werdende Bewegung, deren Urheber der Papst selbst sei, sich recht bald wieder legen.

Im Grunde regte sich dieser Wunsch bald schwächer, bald stärker wohl so ziemlich in der Brust aller Künstler, wenn auch Einzelne ihn nicht laut zu äußern wagten, weil sie dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerathen mußten. Es waren dies meistentheils jüngere, freisinnige Männer, die alles Heil der Völker von einer politischen Wiedergeburt Europa's erwarteten und jedes Zeichen, das den Eintritt derselben anzudeuten schien, mit Aufmerksamkeit beobachteten. Diese Männer standen plötzlich ganz rathlos da und starrten vor sich hin, als wandelten Geister an ihnen vorüber, sobald die Thatsache nicht mehr abzuläugnen war, daß der Papst mit dem ersten Segenswort vom Balcon des Quirinalischen Palastes herab die Stunde einer neuen Zeit, einer von Niemand geahnten Epoche in der Geschichte der Kirche verkündigt habe.

Mit diesen freisinnigen Denkern, denen die Kunst viel, aber doch nicht Alles galt, gerieth Ludwig Versmissen wiederholt in heftigen Disput. Er wollte in Rom nichts geändert wissen, dabei aber doch einen freisinnigen Papst auf dem Stuhle Petri haben, und da er in seiner harmlosen Kunstschwärmerei sich um die Masse des Volkes,

das er für stark indolent hielt, nur wenig kümmerte, so blieben ihm die Gebrechen, die Mißbräuche in Verwaltung und Rechtspflege um so mehr völlig verborgen, als er sich auch nicht die geringste Mühe gegeben hatte, die melodische Sprache des Volkes, unter dem er nun schon Jahre lang lebte, wirklich zu verstehen und sprechen zu lernen. Der unablässige Umgang mit Landsleuten, deren es mehrere Hunderte in Rom gab, erhob den Lässigen, sprachliche Studien nicht Liebenden dieser Mühe.

Kurz vor Versmissens Aufbruche von München wurden verschiedene Fremde in die künstlerischen Kreise eingeführt. Einer von diesen, der sich O'Flaherty nannte und damit allein schon als Irländer documentirte, machte sich rasch bei Allen beliebt durch die gute Laune und den derben, gesunden Humor, der ihm angeboren zu sein schien. Er sprach gebrochen Deutsch, wußte sich aber recht gut verständlich zu machen. Fehlte es ihm irgendwo an einem bezeichnenden Worte, so entnahm er den fehlenden Ausdruck bald dem Lateinischen, bald dem Englischen, bald der französischen oder italienischen Sprache. Ueberhaupt benahm sich O'Flaherty stets als Mann von Bildung. Er war Katholik, erzählte unaufgefordert, daß er früher Priester gewesen, sich aber später der Kirche entzogen habe, um seiner angeborenen Neigung für die Kunst ganz und ungestört leben zu können.

Ludwig Versmissen war der Einzige, der sich fast gar nicht mit dem sehr lebhaften und stets muntern Irländer unterhielt. Von Andern deshalb gewissermaßen zur Rede gesetzt, sagte er:

»Ich kann zu diesem Manne kein rechtes Vertrauen fassen.«

Natürlich wollten seine Freunde, welche O'Flaherty als Gesellschafter gerade ganz ausgezeichnet fanden, den Grund von Versmissens Mißtrauen erfahren, worauf der Maler denn, heftig gedrängt, folgende Erklärung abgab:

»Mein Mißtrauen beruht vielleicht auf Einbildung, dennoch vermag ich es nicht sofort zu beseitigen. Eins steht indeß fest: entweder habe ich den Mann schon früher unter andern Umgebungen wiederholt gesehen oder er hat einen Bruder, meinerwegen auch einen Doppelgänger, der ihm frappant ähnlich sieht!«

Mehr konnten die Freunde nicht erfahren. Ludwig Versmissen wollte nicht sprechen. Er ward von dem ewigen Drängen zuletzt ungeduldig, und als er eines Abends in dem vertraulichen Kreise der Kunstgenossen nicht erschien, erfuhren diese, daß er München schon am frühen Morgen in aller Stille verlassen habe.

O'Flaherty bedauerte dies lebhaft, ohne aus seinem Charakter zu fallen. Er blieb heiter und humoristisch wie früher, erzählte von seinen vielen Reisen, die ihn bald nach Norden, bald nach Süden geführt hatten, und theilte zuletzt seinen aufmerksamen Zuhörern mit, daß er gegenwärtig Willens sei, sich auch Rom einmal anzusehen.

»Ich habe eine wahre Sehnsucht nach der ewigen Stadt,« sagte er lächelnd. »Diese Sehnsucht erkläre ich mir einfach durch Sympathie.«

Die Umsitzenden lachten laut auf und begehrten zu wissen, wie man es eigentlich anfangen müsse, um durch Sympathie nach irgend etwas Sehnsucht zu bekommen.

»Wahrscheinlich bin ich wieder einmal unglücklich in der Wahl meiner Ausdrücke gewesen,« fuhr O'Flaherty fort. »Ich habe geträumt, ich sei ein Delphin, schwimme direct von der Smaragdinsel die portugiesische Küste entlang nach der Straße von Gibraltar und so immer weiter, bis ich am Molo von Civitavecchia antreibe. Da kam ich mir vor wie ein Mensch, nur konnte ich leider wegen einer schrecklichen Schwere in den Beinen nicht gehen. Als ich nun näher zusah, merkte ich, daß ich Fesseln trug, die ganz so gestaltet waren, wie die Ketten der päpstlichen Galeerensclaven. Auch meine Kleidung glich auf ein Haar der Tracht jener Sträflinge. Diese Entdeckung ängstigte mich, und obwohl es mich große Mühe kostete, raffte ich mich doch auf und versuchte vorwärts zu streben. Da wurden die Ketten durch die Kraft meines bloßen Willens zu Fittichen, die mich leicht und schnell nach Rom trugen, wo ich mich, jetzt in der Gestalt eines mit der dreifachen Krone geschmückten Adlers, an den rauschenden Wassern der Fontana Trevi niederließ und mich tüchtig satt trank. Dadurch ward ich wieder Mensch, sogar Priester, und seit diesem guten Zuge, den mich der Traumgott aus jenem Zauberbrunnen Rom's thun ließ, habe ich eine unwiderstehliche Sehnsucht, die ewige Stadt auch eines Tages mit meinen leiblichen Augen zu sehen.«

Die Augen des Irländers leuchteten während dieser Erzählung in eigenthümlichem Feuer, so daß er auf Einzelne einen fast unheimlichen Eindruck machte. Sie waren tief schwarz, und doch behauptete mehr als Einer, sie seien blau, ja zuweilen spielten sie sogar in's Graue. Dieser Farbenwechsel im Auge des Irländers, der in der That vorhanden sein wußte, wenn man nicht Viele für Thoren halten sollte, trug O'Flaherty in dem Kreise seiner engeren Bekannten den Scherzname ›irländisches Chamäleon‹ ein.

Indeß schien O'Flaherty keine Eile zu haben. Er blieb trotz seiner Sehnsucht nach Rom ruhig in München, wo er bald die Pinakothek, bald die Glyptothek besuchte, stundenlang in der Basilica des heiligen Bonifacius weilte, die damals noch ihrer Vollendung harrte, ab und an auch in der Erzgießerei gesehen wurde. Erst nach Weihnachten erklärte er seinen Bekannten plötzlich, er könne es jetzt nicht länger mehr aushalten, wenn er nicht vor Sehnsucht ganz abmagern wolle. Scherzend nahm er Abschied von den Verbündeten und Tags darauf ward er nicht mehr gesehen. Später erfuhr man, daß er wirklich nach Süden abgereis't war.

Um dieselbe Zeit ungefähr hatte Ludwig Versmissen seine Erbschaft erhoben. Vettern und Muhmen waren besucht worden, Jeder durfte den gereis'ten Künstler beliebig ausfragen, er gab immer, selbst auf die wunderlichsten Fragen, bereitwillig Antwort. Zu seinem eigenen Erstaunen blieb er weit länger geduldig, als er es bleiben zu können geglaubt hatte. Nur als die älteste und

schwatzhafteste seiner Muhmen, Sibylle Ohrdruf, ihm eine lange Vorlesung über die Gefahren zu halten begann, denen seine arme Seele unter lauter katholischem Volk ausgesetzt sein sollte, hielt er der salbungsvoll Predigenden nicht Stand. Um sie zum Schweigen zu bringen, riß er sie muthig an seine Brust, gab ihr einen herzhaften Kuß, sagte: »Danke bestens für Belehrung,« und nahm einen Platz auf der Post, um einen Abstecher nach der Provinz S*** zu machen.

In Pommern erst hatte er von dem großen Brandunglück gehört, von welchem die blühende Fabrikstadt heimgesucht worden war. Auch daß sein entfernter Verwandter, der Rathsherr Mathias Grant, in Verluste gekommen sei, erfuhr er hier. Nun erst hielt es Ludiwg Vermissen für Pflicht, dem Hause des gebildeten Mannes, mit dem sich mehr sprechen ließ, als mit den kleinstädtischen, klatschhaften, nur mit den alltäglichen Dingen sich beschäftigenden Muhmen älteren und neueren Styls, nicht vorbei zu gehen. Es blieb ihm Zeit übrig, um einige Wochen bei Grant zu verweilen. Sollte er aber merken, daß seine Gegenwart störe, so war er fest entschlossen, sich nicht lange aufzuhalten. Wußte er doch, daß im Westen, hart am Strande der brechenden Nordsee, ein altes Haus lag, auf dessen Schwelle ihn die Hand eines wohlwollenden Freundes begrüßte.

FÜNFTES KAPITEL. WIEDERSEHEN.

Im Hause des Rathsherrn war inzwischen Mancherlei anders geworden. Leontine schätzte, um möglichst ungestört zu bleiben, stets Unwohlsein vor und erzwang dadurch eine Art Scheidung von ihrem Gatten innerhalb der Wände ihres gemeinsamen Hauses. Es war schon viel, wenn sich die Gatten wöchentlich zwei bis dreimal bei Tische sahen. Anlaß zu dieser Trennung hatte ebensowohl Grant wie Leontine gegeben. Bald nach der Beerdigung Frontelli's ließ sich nämlich Pater Lorchheimer bei dem Rathsherrn melden und diesen um ein kurzes Gespräch unter vier Augen bitten. Grant war zwar gar nicht aufgelegt zu einer Unterhaltung, wie er sie von dem orthodoxen Lorchheimer zu hören erwarten durfte, allein abweisen ließ sich der geistliche Herr nicht, der Rathsherr hätte ihn denn absichtlich beleidigen müssen. Er empfing also den Pater und nahm dessen Mittheilungen ruhig entgegen.

Lorchheimer kam nach einigen Fragen, die sich auf die Familie des Rathsherrn bezogen, unter mancherlei Umschweifen auf den verstorbenen Seiltänzer und dessen Beichte zu sprechen. Sein Gesichtsausdruck ward ungewöhnlich vornehm, als er die Bemerkung hinwarf, er hoffe, Grant werde ihm Einsicht in die Papiere zu nehmen gestatten, welche der Verstorbene ihm vererbt habe.

»Glauben Hochwürden ein Recht zu diesem Verlangen zu haben?« lautete Mathias Grant's Gegenfrage.

»Sie übersehen, verehrter Herr, daß ich die letzte Beichte dieses unglücklichen Mannes hörte und daß ich – auch schon vor seinem beklagenswerthen Ende – ziemlich genau vertraut war mit seinen Verhältnissen.«

»Um so weniger Werth können die paar beschriebenen Blätter für Sie haben, zu deren Erben mich Signor Frontelli ernannte.«

»Graf Montalto!« sagte Pater Lorchheimer. »Der Mann hat Verwandte und dieser Verwandten mich anzunehmen ist meine Pflicht.«

»Es wird dies mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden sein,« erwiderte der Rathsherr, »da der Aufenthalt beider Geschwister des Verstorbenen leider noch nicht ermittelt werden konnte. Auch kann ich Sie versichern, daß die Papiere, welches in meinen Besitz gelangt sind, keine genauen Andeutungen darüber enthalten.«

Der Pater sah einige Sekunden lang still vor sich hin, als wisse er nicht, was er als Grund für sein Verlangen jetzt angeben solle. Dann sagte er zögernd:

»Graf Montalto stand schon in früheren Jahren und auch neulich wieder in intimen Beziehungen zu einem Manne, dessen Schicksal manche Aehnlichkeit mit dem verworrenen Lebensgange des Verstorbenen hat. Pater Morazzi traf wenige Tage vor dem Tode des Unglücklichen mit diesem zusammen.«

Ein einziger Blick Grant's verrieth Lorchheimer mehr, als der Rathsherr wissen lassen wollte.

»Ich weiß auch,« fuhr der Pater mit weisem Lächeln fort, »daß der wackere Landsmann Frontelli-Montalto's

verschiedene Male freundliche Aufnahme bei Ihnen fand, und daß Sie vollkommen befriedigt waren von den Aufschlüssen, die Morazzi Ihnen zu geben gewissermaßen gezwungen war. Der Freund des Verunglückten konnte mir natürlich auch nicht vorübergehen, und so haben wir einander unsere Herzen erschlossen. Aus Morazzi's Darlegungen geht hervor, daß Montalto seinen Landsmann in falschem Verdacht hatte. Der mit sich selbst und seinem Leben unzufriedene Mann, der von der Kirche mit vielen Censuren belegt worden ist, damit er zur Erkenntniß seiner Irrthümer komme, war weit entfernt, den Flüchtling der Kirche in's Verderben zu stürzen, im Gegentheil wollte er diesem, leider auf nicht zu lobende Weise, nur Gutes erzeugen.«

Mathias Grant hätte das Gespräch, nachdem es eine ihm so äußerst unangenehme Wendung genommen hatte, gern abgebrochen, dazu war aber gar keine Aussicht vorhanden. Dennoch wollte er dem Priester weder den Willen thun, noch sich von ihm überlisten lassen. Daß es Pater Lorchheimer ganz besonders auf Letzteres abgesehen hatte, schien ihm sehr wahrscheinlich zu sein.

»Wie ich sehe, Hochwürden, ist der italienische Herr gegen Sie offener gewesen, wie gegen mich,« erwiderte der Rathsherr unbefangen. »Ich finde das auch ganz erklärlich, da Sie Beide einer und derselben Kirche angehören. Ich stehe zu meinem Bedauern bei denen, die sich mit einiger Ostentation Gläubige nennen, nicht im besten Rufe. Schon daraus kann man abnehmen, daß zu mir Niemand kommt, um sich geistlichen Rath oder

gar Trost zu holen. Zu mir führen den Einheimischen wie den Fremden immer nur rein weltliche Angelegenheiten. Auch der Freund Montalto's, wie Signor Salvatore Morazzi sich selbst nennt, war bei mir, um von weltlichen, nicht von himmlischen Dingen mit mir zu sprechen.«

Abermals blickte Peter Lorchhenner sinnend vor sich nieder.

»Von weltlichen Dingen!« sagte er dann, die Worte des Rathsherrn wiederholend. »Daß doch auch befähigte Köpfe es so selten über sich gewinnen können, die Welt dem Himmel nachzusetzen!«

»Die Welt, Hochwürden, liegt uns gar so nahe!«

»Aber zum Himmel führen uns Blicke und Gedanken!«

»Man vergißt ihn auch nicht, wenn man das Leben vom richtigen Standpunkte aus erfaßt.«

Pater Lorchheimer schüttelte den Kopf.

»Dieser Standpunkt ist der Menschheit im Ganzen leider verloren gegangen,« sprach er seufzend, »und wenn man unsere Gegenwart ruhig beobachtet, so gewahrt man mit Bangen, daß das verdorbene Menschengeschlecht sich dem Himmel fast mit jedem Tage mehr entfremdet. O, und das schmerzt den denkenden Geist, der gewohnt ist, sich mit Höherem zu beschäftigen.«

»Wer das Böse erkennt, hat ja den Weg schon aufgefunden, auf dem er dem Guten nachstreben kann,« sagte Grant.

»Ein wahres Wort!« erwiderte der Pater. »Fanden Sie, daß Pater Morazzi bis zu dieser Erkenntniß durchgedrungen war?«

»Von *meinem* Standpunkte aus fand ich es, Hochwürden!«

»Er hat Sie also überzeugt?«

»Der Freund und ehemalige Lehrer des armen Frontelli-Montalto hat mich überzeugt, daß er gegen den Verstorbenen nichts Arges im Schilde führte,« sagte der Rathsherr. »Mir war das wichtig, denn nun erst verstehe ich das Vermächtniß Frontelli's.«

»Und doch wollen Sie mich diese Ueberzeugung nicht ebenfalls gewinnen lassen?« warf Pater Lorchheimer ein. »Die Aufzeichnungen des Verunglückten, um die ich weiß, sprechen von Morazzi. Was Frontelli-Montalto in Augenblicken des Zweifels über den Mann niederschrieb, den er nicht liebte, möchte ich aus Humanitätsrücksichten wissen. Bedenken Sie, Herr Grant, daß Morazzi Priester ist, daß er unter der Censur der Kirche steht, und daß die Kirche Ursache hat, seinen Versicherungen nicht vollen Glauben zu schenken! Jetzt freilich, jetzt gibt er sich den Anschein, als sei er ganz von tiefster Reue erfaßt in sich gegangen, die Veranlassung dieser Reue aber will mir nicht gefallen.«

»Es thut mir leid, Ihrem Wunsche dennoch nicht entgegenkommen zu können, Hochwürden,« versetzte der Rathsherr. »Später vielleicht, wenn sich erfüllen sollte, was wir Alle hoffen, mache ich Ihnen ein Geschenk mit einigen Notizen Frontelli's.«

Pater Lorchheimer sah ein, daß er diesmal seinen Zweck nicht erreichen könne. Er entschuldigte sich, daß

er gestört habe, fragte noch, ob der Rathsherr in brieflichem Verkehr mit Morazzi stehe, was dieser kurzab verneinte, und verneigte sich dann unter vielen von dem freundlichsten Lächeln begleiteten Bücklingen.

Grant war von dieser Heimsuchung des Paters durchaus nicht erfreut. Sie wiederholte sich zwar nicht, dagegen aber nahm der Einfluß des Geistlichen auf Leontine und Felicia alsbald in auffallender Weise zu. So regelmäßig hatten Mutter und Tochter die Kirche nie zuvor besucht, wie jetzt. Selten versäumten sie die Frühmesse, und mit ahnungsvollem Bangen gewahrte der protestantische Rathsherr, daß sein heiteres, unbefangenes Kind immer ernster ward und bisweilen selbst gegen ihn eine scheue Zurückhaltung beobachtete.

Diese auffallende Veränderung wollte und durfte der Fabrikbesitzer nicht ignoriren. Er entschloß sich, so unangenehm es ihm auch war, mit Leontine darüber zu sprechen und dieser nöthigenfalls einige Verhaltensregeln an's Herz zu legen. Diese Besprechung hatte aber leider nicht den erwarteten und beabsichtigten Erfolg. Sie führte zu der oben erwähnten Scheidung der Gatten und brachte eine Verstimmung in das Haus des Rathsherrn, die sich sämtlichen Bewohnern desselben mittheilte.

Unter diesen Verhältnissen ward Mathias Grant durch den unerwarteten Besuch seines jungen Veters, den er noch immer im Süden der Alpen suchen zu müssen glaubte, auf das Freudigste überrascht. Ludwig Vermissen war ganz ein Mensch nach seinem Herzen, eine harmlose, offene Natur, empfänglich für alles Schöne, ein

Schwärmer für die Kunst, selbst ein Kunstjünger von guten Anlagen, dabei freisinnig und entschiedener Feind aller Kopfhängerei. Daß Rom gerade so, wie es war, dem jungen Maler über alle Maßen gut gefiel, vergab Grant dem Vetter. Er sah in dieser naiven Auffassung der römischen Zustände eine liebenswürdige Redlichkeit des Herzens, die er dem Künstler wohl gönnte, wäre sie nur dem Menschen nicht gefährlich geworden.

»Vetter Versmissen!« rief er in freudiger Aufwallung aus, als der junge sechs und zwanzigjährige Mann mit dem langen, braunen, lockigen Haar, den weitfaltigen, kleidsamen römischen Sammetrock malerisch zusammenfassend, in sein Zimmer trat. »Junge, wo kommst Du her? Und was hat Dich aus Rom vertrieben? Hier, nimm Platz! – Da, neben mir auf dem Sopha! – Nimmst Du eine Cigarre? Oder ziehst Du eine Meerschaumpfeife vor? – Du machst mich zum halben Kinde, Ludwig, und ich fühle mich wieder einmal ganz glücklich! . . . Wie ewig schade, daß wir nicht eine Foglietta ächten Orvieto haben und gemüthlich mit einander ausstechen können! – . . . Junge! Junge! . . . Wenn ich an die göttlichen Abende zurückdenke in der Columbella! . . . In den *tre ladroni*, wo unser dicke Wirth mit seiner weißen Schlafmütze – ein Römer in der Schlafmütze! – so unendlichen Spaß machte! . . . Dann in der Sabina, wo wir der Damen wegen niemals rauchen durften! . . . Weißt Du noch, wie wunderbar uns zu Muthe war, den Abend, wo wir ziemlich spät von der Quelle der Egeria zurückkamen und recht todtmüde nach Hause wandern wollten? . . . Unterhalb des

Capitols begegneten uns die beiden dänischen Maler, die so viel zu Dir hielten. Ihrer Aufforderung, sie nach der uralten Künstlerkneipe hinter dem Pantheon zu begleiten, vermochten wir doch nicht zu widerstehen. . . . Es war belebter als sonst in der Columbella und es ging ungemein lustig her. . . . ›*Olive dolce!*‹ – Wie hab' ich gelacht, als der dicke Hamburger, der nach der ewigen Stadt reiste, um den Nachkommen Cäsars die Kunst beizubringen, ich weiß nicht mehr, aus welchen Substanzen gepreßte Hefen zu bereiten, sich einen Teller voll Oliven von dem Campagnolen kaufte, und nun beim Essen ein Gesicht schnitt, als hätte er ranziges Oel getrunken! – Seit der Zeit schimpfte er auf Rom als eine Stadt der Barbaren, und reis'te über Hals und Kopf zurück nach der Niederelbe, um mit Porter und Ale den herben Geschmack der vielgepriesenen *dolce olive* für immer verschwinden zu machen! . . . Und acht Tage später, wo wir keinen Platz in der Argentina finden konnten und die Melodie eines römischen Liedes, das von einer prächtigen Altstimme gesungen ward, uns leichtsinnigerweise in eine kleine enge Spelunke führte! Am Heerde fanden wir ein grundhäßliches Weib um brodelnde Kessel beschäftigt, an der Wand auf schmaler Bank von Strohgeflecht ein hübsches junges Mädchen neben einem gelenken Montegiano. Das schwarzäugige Kind mit dem prächtigen Teint kredenzte dem kräftigen Römer Wein, und dazu sang mit unnachahmlicher Grazie und einer Stimme, die nur der Ausbildung bedurfte, um Wunder damit zu wirken, das scherzhafte Liedchen . . . *Questa – – questa . . .* «

»Ah, das meinen Sie, Vetter?« fiel der Maler dem redselig Gewordenen in's Wort:

»*Quest' è la prima sera*«

»Richtig!« fiel Mathias Grant wieder ein. »Jetzt besinne ich mich auf den ganzen Text, nur die Melodie, die uns in ihrer originellen Einfachheit schon damals sehr schwer fiel, ist meinem Gedächtniß völlig entschlüpft. Aber nun laß hören, wie es Dir ergangen ist, was Du geschaffen hast, was Dich auf einmal in unsern rauhen Norden verschlägt? – Ich hoffe, Du ruhst Dich einige Wochen bei mir aus. An Arbeit soll's Dir nicht mangeln. Die Feuersbrunst im vorigen Sommer hat uns übel mitgespielt. Es fehlt an Architekten, an Zeichnern auf die man sich verlassen kann. . . . Da hättest Du denn Gelegenheit, Dich durch Deine Kunst als Architektur-Zeichner gleich beliebt zu machen. Bei mir kannst Du anfangen und mir einen Riß aufsetzen für die zu erbauende neue Spinnfabrik. Dann empfehle ich Dich dem ganzen hochweisen Rathe und schlage vor, Dich auch einen Plan für den Neubau der Spitalerkirche entwerfen zu lassen, vorausgesetzt nämlich, daß nicht wichtigere Arbeiten der Vollendung harren.«

Ludwig Versmissen war von der Aufnahme seines Veters so entzückt, daß er selbst in eine festliche Stimmung gerieth.

»Alles, Alles will ich thun,« rief er aus, »wenn wir uns nur recht satt sprechen und die schöne Vergangenheit

geistig noch einmal mit einander durchleben können! Zu-
vor aber muß ich mich doch meiner verschiedenen Auf-
träge und Grüße entledigen.«

»Mach's Dir bequem und pack' aus!« sprach Grant, in-
dem er die Schelle zog. »Erlaube mir nur, daß ich das
Haus von diesem unerwarteten Besuche unterrichte und
für einen geeigneten Trunk Sorge, der uns die Zungen
besser lös't. In Ermangelung des Orvieto wollen wir uns
in Hochheimer eine Güte thun. Das Gewächs ist auch
nicht zu verachten.«

Florian trat ein, um die Befehle des Rathsherrn entge-
gen zu nehmen. Grant machte seine Bestellung und fügte
dann hinzu:

»Melde Madame und meiner Tochter Felicia, daß wir
Besuch bekommen haben. Der Vetter aus Rom, von dem
ich oft erzählte, will einige Wochen bei uns verweilen.«

»Das Fräulein ist nicht zu Hause,« versetzte der Be-
diente.

»Ach, das hab' ich ganz vergessen,« fuhr Grant fort.
»Heute ist ja Cursustag und da hat meine Tochter nur
Ohren für Engländer und Franzosen! – Geh' nur,« befahl
er dem Bedienten. »Es hat Zeit mit der Meldung meines
Besuches, bis Felicia wieder daheim ist.«

»Was soll das heißen, Cursustag?« fragte der Maler, als
er mit dem Rathsherrn wieder allein war.

»O, o, wie weit bist Du noch zurück in der Bildung!«
rief Mathias in scherzendem Tone aus. »Du kennst kei-
nen Cursus? . . . Na, warte, mein Junge! Diese Kenntniß
mag Dir Felicia selbst beibringen. Es gibt das Gelegenheit,

Euch gleich mit einander bekannt zu machen. Aber Du wirst viel ausstehen müssen, Ludwig! Felicia wird gern ausgelassen, wenn sie bei Jemand Anderen eine Lücke im Wissen entdeckt, obwohl sie selbst noch zahlreiche Lücken auszufüllen hat, ehe sie sagen darf, sie sei wirklich etwas!«

Florian trat ein zweites Mal ein, ein Theebrett mit Wein und Gläsern tragend, die er auf den halbrunden Sophasisch stellte.

»Beliebst Du auch einen Imbiß?« fragte Grant.

»Danke, Vetter!«

»*Evviva Italia! Evviva Roma!*« rief der Rathsherr, mit dem Maler anstoßend und das Glas bis zum Grunde leerend. »Und jetzt beichte! Gefiel es Dir nicht mehr an der Tiber?«

»Diese Frage werde ich am besten beantworten, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich bereits auf der Rückreise nach Rom befinde.«

»So, So!« sprach Grant. »Und wo hast Du bis jetzt gesteckt?«

»Beim Onkel Registrator mit dem starken Verdruß,« sagte Versmissen, indem er zur Erklärung seiner Anwesenheit in der Heimath hinzufügte, was ihn zu dieser Reise bewogen habe.«

»Sehr gescheidt mein Junge,« sprach der Rathsherr. »Eine Erbschaft darf man nie im Stiche lassen, am wenigsten dann, wenn sie klingt. Zur Empfangnahme bloß geschriebener Vermächtnisse hat es weniger Eile.«

»Der Registrator, Muhme Kämmereiverwalterin, die meinen Malerrock ›ein scheuseliges Gewand‹ nennt, und noch zwei andere Dutzend Muhmen und Vettern mit und ohne Titel, die aber alle zur bevorzugten Klasse der Honoratioren in meiner schön gelegenen Vaterstadt gehören, lassen Sie, die theure Muhme und das kleine Mühmchen grüßen, die ich leider noch eben so wenig zu kennen das Glück habe, wie meine respectablen Auftraggeber.«

»Sehr verbunden,« sagte Mathias Grant. »Hoffentlich aber hast Du Deine Reisetasche damit noch nicht völlig geleert. Ein Andenken bringt man von über den Bergen her doch Freunden gern mit, auch wenn diese keine ultramontan gefärbten Gesinnungen zur Schau tragen.«

»Man hat Sie jenseits der Berge nicht vergessen,« fuhr Ludwig Versmissen fort, »und Mancher, der Sie ungern scheiden sah, gedenkt Ihrer noch jetzt eben so lebhaft, wie Sie der Gegenden und Gegenstände sich erinnern mögen, wo Sie anregende Stunden verbrachten. Unterwegs traf ich mit einem Gelehrten zusammen, der sich Grevenhusen nannte. In der Bibliothek des Vatican will er Ihnen zuerst begegnet sein.«

»Grevenhusen aus Ostfriesland!« sagte der Rathsherr. »Ganz recht, im Vatican haben wir uns mindestens zuerst gesprochen. Ein sehr klug aussehender geistlicher Herr in violetten Strümpfen, dessen große Tonsur mir auffiel, begleitete ihn, während sich zu meinem Führer Pater Radom vom deutschen Collegium erboten hatte. Also auch der wackere, humanistisch so fein gebildete Grevenhusen

ist wieder in seine Nordseenebel gezogen! Damals sagte er mir, er habe die Absicht, mindestens sechs bis acht Jahre in Hesperien zu verweilen. Was mag ihn so bald schon andern Sinnes gemacht haben?«

»Die nämliche Frage legte ich ihm vor.«

»Und seine Antwort darauf?«

»Die neue Zeit hat ihn vertrieben,« sagte der Maler. »Rom sei nicht mehr Rom, behauptete er, mithin wolle er auch nicht mehr länger dort leben.«

»Ist er übergetreten?«

»Grevenhusen wird niemals übertreten.«

»Denken kann ich es mir auch nicht,« fuhr Grant lebhaft fort, »dennoch bleibt Rom ein gefährlicher Aufenthalt auch für Männer von Geist. Es liegt eine magnetische Kraft in diesem Kirchenregiment, das nur umstricken und festhalten kann oder die widerstrebenden, zu starr sich gestaltenden Elemente unbarmherzig ausstoßen muß. Wirklich Indifferente, denk' ich mir, können in Rom selbst auf die Dauer nicht leben.«

»Mir will es scheinen,« fuhr der junge Künstler fort, »als ob Herr Grevenhusen sich selbst geflissentlich ein wenig täusche. Es mag sein, daß ihm der römische Boden verleidet wurde, kaum aber hatte er die ewige Stadt hinter sich, als sich auch jene unbeschreibliche Sehnsucht, dahin zurückzukehren, wieder bei ihm einstellte, die gewiß Jeder in sich erwachen fühlt, der für immer von diesem wunderbarsten Ort der Erde Abschied nimmt. Die Sage von der Fontana Trevi hat einen tiefen

Sinn. Sie ist eben so poetisch schön, als im sehnsüchtigen, nie ganz zu befriedigenden Herzen des Menschen begründet. Nicht die krystallhellen Tropfen, die wir aus dem Brunnen schöpfen, wecken dies Heimweh nach Rom in Geist und Herz, der lockende Liebesblick der Mutter, der wir Alle angehören sollen, früher auch wirklich angehörten, von der uns aber eine sturm- und drangvolle Zeit fortgerissen hat, ist es, dem wir nicht immer oder nur unter herben Schmerzen widerstehen können. Fontana Trevi heißt in der Sage dieser nur in Rom liegende Magnet, welcher die Geister des ganzen Erdenrundes an sich zieht und nie wieder völlig losläßt, in Wahrheit aber ist es die Mutterkirche mit ihrem von tausend Märtyrern getragenen Heiligenschein, die uns berückt, die selbst dem Skeptiker Schweigen gebietet und dem Lästler die Zunge lähmt! Ich behaupte dreist, das wunderbare, durchaus nicht zu erklärende Walten dieser Macht ahnt jeder Fremde in Rom, sobald er einige Wochen daselbst gewelt hat, die Wenigsten freilich mögen sich des Grundes bewußt werden, der sie hält und bindet. Bei Grevenhusen ist dies nicht anzunehmen. Vor seinem Geiste liegen die Dinge da in durchsichtiger Klarheit. Er kennt die wunden Flecke der römischen Kirche; ihm leuchtet es ein, daß keine Macht der Erde diese Flecke je wird tilgen können. Um aber nicht in einer schwachen Stunde sich wie viele Andere doch von dem bewilligenden Glanze der Kirche blenden zu lassen, zieht er schleunige Flucht längerem

Verweilen Behufs tieferer Prüfung vor. Aber das Bewußtsein, sich von einem nie wieder zu gewinnenden Kleinode für immer getrennt zu haben, preßt ihm das Herz zusammen, und um den Schmerz zu überschleiern, muß die Zunge die gefällige Dienerin des zersetzenden Gedankens werden, und aus Wahrheit und Dichtung ein Gewebe schützen, das hinreicht, Rom und die römische Kirche mit finstern Nebeln zu umgeben.«

Mathias Grant hatte seinen Vetter, dessen Vortrag ihn anzog, ruhig aussprechen lassen. Jetzt füllte er die grünen Gläser nochmals mit goldgelbem Weine und nöthigte den Maler, mit ihm anzustoßen.

»Laß mich einen aufrichtigen Wunsch, dem sich eine Hoffnung verknüpft, offen aussprechen,« sagte er. »Gegen Dich kann ich es, denn ich glaube annehmen zu dürfen, daß Vorurtheile über Dein besseres Selbst nicht Meister werden. Hier, in meinem eigenen Hause« – setzte er seufzend hinzu – »bin ich verdammt zu schweigen. Du weißt auch, weshalb, und darum will ich mich jeder Erläuterung enthalten. Ich wünsche und hoffe – und daß sich Wunsch und Hoffnung alsbald erfüllen mögen, laß uns diesen Feuergeist deutschen Weines schlürfen – ich wünsche und hoffe, daß über dem Heiligenschein der Märtyrer, welcher die römische Kirche mit blendendem Glanze umgibt und die tausend Flecken, die ihr ankleben, verdeckt oder sie doch nicht immer sichtbar werden läßt, die volle Sonne der Erkenntniß ausgehen mag, in der ich, der ungläubig gewordene Protestant, die wahre Gnadensonne des Welterschöpfers erblicke! Weiß ich erst,

daß diese Sonne wirklich das Kreuz auf der Kuppel der Peterskirche gleich einer Flamme, welche durch die ganze Welt sichtbar wird, erleuchtet; dann, aber auch erst dann wird auch mich die Sehnsucht, die ich aus den Tropfen des Wunderbrunnens einsog, wieder nach Rom führen!«

Der Rathsherr sah dem Maler bewegt in die weichen träumerischen Augen. Ludwig Versmissen trank sinnend sein Glas aus. Dann drückte er dem Vetter die Hand.

»Wir Beide erleben noch diesen Tag,« sprach er zuversichtlich. »Die purpurne Morgenröthe, die ihm vorangeht, beginnt ja schon sichtbar zu werden.«

»Ich habe sie erkannt und mit Frohlocken begrüßt,« versetzte Mathias Grant, »allein darauf kommt wenig an. Die Frage ist vielmehr, wird der Klerus diesen ersten Schimmer einer neuen Welt mit dem Auge des Papstes, der ihn zuerst erkannte, ansehen oder wird der Papst sich von dem Klerus geschliffene Gläser borgen, um das Weltphänomen später durch sie beobachten zu können? Die Beantwortung dieser Frage ist genau so wichtig, als sie streitig ist. Die Freiheit im Geist, nach welcher die Welt sich schon sehnte, noch ehe Christus geboren ward, kann als eine Tochter des Vatican einen segenspendenden Weltgang antreten, wenn die Kirche den neunten Pius verstehen will; verschließt sie sich dagegen diesem Verständniß –«

»Mein Gott, wie siehst Du aus!« rief in diesem Moment dicht vor der Zimmerthür die Stimme Leontine's, während gleichzeitig ein verhaltenes Schluchzen vernehmbar ward. »Du blutest ja entsetzlich! Bist Du gefallen? Hast Du Dich bedenklich verletzt? . . . Ist Grant nicht zu Hause? . . . Rufe den Arzt, Sophie! Das Kind muß sich ja verbluten!«

SECHSTES KAPITEL. EIN SONDERBARES INTERMEZZO.

Diese laut und ängstlich gesprochenen Worte unterbrachen die Unterhaltung, in welche sich Grant und Versmissen erst recht vertiefen wollten. Der Maler horchte verwundert auf, während der Rathsherr schnell nach der Thür schritt und diese öffnete.

»Was ist denn geschehen? sprach er. »Wer blutet?«

»Hast Du Dich verwundet, Felicia?« wiederholte Leontine. »Bist Du gefallen?«

Die junge Tochter des Hauses konnte sich noch nicht recht fassen. – Sie verneinte beide Fragen und schmiegte sich dem Vater an, der sie liebevoll umfing. Mutter und Tochter traten gleichzeitig mit Grant in dessen Zimmer.

Es zeigte sich jetzt, daß das Aussehen Felicia's schlimmer war, als die Veranlassung dazu. Die Kleider waren mit zahlreichen Blutflecken bespritzt und die linke, mit dem Taschentuche des jungen Mädchens umwickelte Hand zeigte ebenfalls Blut, das aber bereits halb geronnen war.

Mathias Grant drang nicht weiter mit Fragen in das offenbar erschrockene Kind, sondern entfernte zuerst das

Tuch, um die Wunde, welcher das Blut entfloß, zu besichtigen.

»Das sind ja zwei Bisse,« sagte er, den Zeigefinger der Tochter genau untersuchend. »Wie kommst Du dazu, Kind? Wer hat Dich so verletzt?«

Leontine betrachtete finster die Wunden, die jetzt, da das Tuch entfernt war, wieder zu bluten begannen.

»Ich mag den Cursus nicht mehr besuchen, Papa,« sprach Felicia mit weinerlicher Stimme, einen scheuen, dabei kindlich neugierigen Blick auf den Maler werfend, der sich verlegen an's Fenster zurückgezogen hatte, um diesen Familienauftritt, für den sich ihm keine Erklärung zeigen wollte durch seine Anwesenheit nicht zu stören. »Das Fräulein war so heftig und ungerecht, und da habe ich ihr nicht gehorcht.«

»Fräulein Emerentia?« fragte Grant.

»Die Du so amusant fandest?« setzte Leontine hinzu.

»Wie in aller Welt aber kommst Du zu diesen Verwundungen?« forschte Grant weiter, indem er das Tuch geschickt wieder um die blutende Hand band. »Man sollte meinen, Du wärest von Blutigeln gebissen worden.«

An Felicia's Wimpern hingen noch ein paar Thränen, um die purpurne, volle Lippe aber spielten Spott und trotziger Uebermuth. Sie blickte abermals nach dem Maler und sah gleich darauf den Vater mit fragendem Auge an.

»Ah so!« sprach er. »Du genirst Dich vor meinem Gaste da! . . . Entschuldige!« fuhr er, zu Leontine gewandt, fort.

»Das plötzliche Rasen und Schluchzen hat mich eine angenehme Pflicht versäumen lassen. Mein lieber Cousin, der Architektur- und Landschaftsmaler Ludwig Versmissen, mit dem ich manche unvergeßliche Stunde in Rom verlebte, wird, ehe er zurückkehrt in das gelobte Land der Kunst und Poesie, ein paar Wochen unser Gast und Hausgenosse sein.« Hierauf winkte er Versmissen und sagte: »Begrüßt Euch ohne Umstände! Meiner Frau aber, das sag' ich Dir, Ludwig, erzähle so lange von Deinen Erlebnissen, bis sie die ernsthafte Miene, die ihr noch gar nicht gut zu Gesichte stehen will, wieder mit einer heiteren vertauscht.«

Ludwig Versmissen trat jetzt näher und begrüßte mit freimüthiger Herzlichkeit seine entfernten Verwandten. Leontine's Auge ruhte mißtrauisch auf den offenen, geistig belebten Zügen des jungen Malers, während Felicia ihn wohlgefällig anblickte und ihm ihre gesunde rechte Hand reichte.

»So recht!« sprach Grant. »Nur keine Ziererei unter Verwandten! Ludwig ist ein umgänglicher und unterhaltender Mensch. Du sollst ihm auch einmal sitzen, damit ich sehe, ob er es in der Ausübung seiner Kunst mit meinen beiden Schützlingen aufnehmen kann.«

»Ist Ihr Haus eine Künstlerherberge?« warf Versmissen ein.

»Darauf will ich Dir ein andermal antworten, wenn Du die Modellirer in ihrer Werkstatt besucht haben wirst. Jetzt bin ich begierig zu hören, wie meine Tochter zu diesen sonderbaren Wunden gekommen ist. . . . Hier! Setze

Dich uns gegenüber und stoße mit Vetter Ludwig auf gute Bekanntschaft an . . . Du darfst ordentlich aus meinem Glase nippen. Auf den gehabten Schreck kann ein Tropfen Wein nicht schaden.«

Felicia folgte der Aufforderung ihres Vaters, sah schelmisch zu dem glücklich lächelnden Gesicht des neuen Cousin auf, stieß an und benetzte die Lippen mit dem stark duftenden Weine.

»Nun bringe Deine Klage an über das alte gelehrte Fräulein,« sagte der Rathsherr. »Wir drei wollen dann nach gemeinschaftlicher Berathung unser Urtheil fällen!«

Felicia's liebliches Kindergesicht überzog sich mit Purpurröthe. Zwei-, dreimal versuchte sie zu sprechen, immer aber machte sie schon nach den ersten Worten wieder eine Pause.

Leontine hatte bis jetzt die Rolle einer stillen Beobachterin gespielt. Die Begrüßung des neuen Cousin, über dessen Ankunft Mathias Grant, erfreut war, überstieg nicht die gewöhnlichen Formen kühlster Höflichkeit. Sie fand den Kopf des Malers interessant, vielleicht schön, dennoch war ihr dessen Erscheinung nicht angenehm. Leontine faßte schon deshalb ein Vorurtheil gegen Vermissen, weil sie sah, daß ihr Gatte auf einem ungewöhnlich freundschaftlichen Fuße mit dem jungen Künstler stand. Jetzt legte sie ihre Hand auf Felicia's Schulter, sah sie scharf an und sagte in hartem, befehlendem Tone:

»Sei vernünftig und erzähle, was sich zugetragen hat! Verschweige aber nichts, denn ich werde mich, wenn ich

Dich erst angehört habe, bei Fräulein von Seidenblatt nach Deinem Betragen erkundigen.«

»Von Seidenblatt!« dachte Ludwig Versmissen, ohne sich jedoch merken zu lassen, daß eine Dame, welche diesen Namen trug, ihm nicht ganz gleichgiltig sei.

Felicia zitterte leise unter dem Eindruck der harten Worte ihrer Mutter, sie nahm sich aber doch zusammen und theilte das Geschehene mit. Es war sonderbar genug und versetzte die Zuhörer in nicht geringe Aufregung.

Nach Felicia's Erzählung hatte Emerentia von Seidenblatt ihren Cursus pünktlich zur festgesetzten Stunde begonnen. Felicia war kaum eine Minute vor ihr in das Cursuszimmer getreten, weil ihr unterwegs der alte Sprenkel-Adam begegnete und einige Worte mit ihr wechselte, die sich auf die von Felicia gehegte Canariennecke bezogen. So kam es, daß sie eben das Band ihres Hutes löste, als Emerentia von Seidenblatt das Lehrzimmer betrat.

Sämmtliche Besucherinnen des Cursus saßen auf ihren hohen Schemeln vor den schmalen Pulten, nur Felicia stand noch, um den jetzt abgenommenen Hut auf den mit ihrem Namen versehenen Nagel zu hängen.

»Zu spät gekommen!« sprach Fräulein von Seidenblatt zu dem jungen Mädchen. »Nach der ersten Stunde wirst Du Dir den wohlverdienten Verweis holen, d. h. darum bitten!«

Felicia antwortete nicht, aber sie lächelte und dachte sich das Beste. Ihre Nachbarin, die jungfräulich volle Semele Guttmann zog ein schiefes Gesicht, worüber die

unbefangene Tochter Grant's nur mehr noch zum Lachen gereizt wurde.

Inzwischen verging die Stunde. Alle Schülerinnen verließen wie immer ihre Plätze und begannen nach Mädchenart zu plaudern und zu kichern. Felicia war unter den Fröhlichen natürlich nicht die Stillste, aber sie hatte den Befehl des gestrengen Fräuleins entweder ganz vergessen oder sie wollte nichts davon wissen.

Emerentia wartete ein und eine halbe Minute; dann trat sie von ihrem Katheder herab, erfaßte mit eiserner Hand den Arm Felicia's und zwang das Kind, mit ihr das Cursuszimmer zu verlassen.

Das Fräulein führte die Tochter des Rathsherrn in den Garten. Sie sprach kein Wort, an ihren fest geschlossenen Lippen aber und dem Glanze ihrer großen Augen konnte Felicia merken, daß die auf ihr Wissen gewaltig stolze Dame nicht eben bei guter Laune sei.

Einen der schon früher erwähnten Quergänge entlang schreitend, machte sie Halt an dem kleinen mit einem Drahtgitter überdeckten Bassin.

»Du hast zu hitziges Blut,« sprach sie. »Das ist für junge Mädchen eine große Plage. Das Wasser hier in diesem Bassin enthält mineralische Kräfte. Senke Deine Hand dahinein, dann wirst Du alsbald kühler werden und künftig einen Befehl von mir ehrerbietiger aufnehmen.«

Felicia war nicht bang und heute übermüthiger als je. Ueberdies kam es ihr wirklich auffallend warm vor, weshalb sie es ganz angenehm fand, ein wenig in frischem Wasser zu plätschern.

»Wenn Sie meinen, es sei mir das dienlich,« versetzte sie mit spitzem Lächeln, »so kann ich Ihnen den Gefallen wohl thun. Ich weiß ja, daß Sie gern doctern.«

Emerentia von Seidenblatt nickte würdevoll mit dem Kopfe und befahl dem niederhockenden Mädchen, sie solle die Hand still halten, damit sie von dieser wohlthuenden Kur mehr Wirkung verspüre.

Auch dies that Felicia. Bald aber fühlte sie ein eigenthümliches Ziehen, das rasch in einen stechenden Schmerz überging. Sie zog nichtsahnend die kleine Hand zurück und gewahrte mit Entsetzen, daß zwei mittelgroße Blutigel sich an der Spitze ihres Zeigefingers festgesogen hatten. Aufschreiend schlenkerte sie die Hand mit den ihr widerlichen Thieren heftig hin und her, um sie abzuschütteln. Allein das wollte nicht gelingen. Auch erfaßte Emerentia von Seidenblatt jetzt abermals den Arm des erschrockenen Mädchens und hielt ihn fest.

»Das ist meine gewöhnliche Strafe für Ungehorsame,« sagte das Fräulein in mild belehrendem Tone. »Hättest Du um einen Verweis gebeten, so würde ich Dich mit einem Scherze entlassen haben. Du weißt, ich scherze gern ... Auch das, was Dir jetzt passirt, ist ein Scherz, aber ein etwas eindringlicher. ... Du wirst von heute an nicht mehr vergeßlich sein. Außerdem kann es Dir nur gut thun, ein wenig von Deinem hitzigen Blute los zu werden. Ohne Blutigel wird Niemand alt, am wenigsten eine Person von Bildung! ... Blutigel nehmen unter den nützlichen Thieren der Schöpfung die erste Stelle ein. ... So! Nun ist's genug! ... Jetzt winde Dein Taschentuch

um den gekühlten Finger, ich will diese Wohlthäter der Menschheit in meine Büchsen thun, damit sie Dein hitziges Blut bequem verdauen können. . . . «

Felicia war über diese Handlungsweise des in der ganzen Stadt für ungemein sonderbar verschrieenen Fräuleins wie gelähmt. Zu widersprechen wagte sie nicht, eben so wenig konnte es ihr einfallen, die Stunde zu verlassen. Wer denn mochte wissen, zu welchen seltsamen Mitteln Emerentia im Falle eines solchen Auflehnungsversuchs gegriffen haben würde! Schmerzen empfand Felicia nur wenig, desto mehr genirte sie das hervorquellende Blut, das sich nur durch aufgelegten Schwamm stillen ließ.

Uebrigens blieb Emerentia von Seidenblatt ihren Zöglingen gegenüber bei dieser wohlthätigen Operation, wie sie ihr Strafverfahren nannte, nicht allein ganz unbefangen, sondern sie rühmte sich sogar ihres Thuns.

»Sie war zu hitzig, unsere Felicia,« sagte sie zu den Gefährtinnen der vor Angst Verstummenden, in dem sie sorgfältig Schwamm auf die kleinen Wunden legte und sodann die Hand mit Felicia's eigenem Tuche umwickelte.

Nach Beendigung des Cursus, welcher diesmal der armen Felicia sehr lange dauerte, erfuhr diese von ihren Mitschülerinnen, daß Einigen früher eine ganz ähnliche Behandlung, nur unter anderm Vorwande, zu Theil geworden sei. Semele Guttmann hatte sich von der stets Recht behaltenden Emerentia Blutigel am Ellbogen, ein

anderes Mädchen an's Ohrläppchen müssen setzen lassen, Alles natürlich nur aus Gesundheitsrücksichten. Das gescheidte Fräulein beobachtete dabei die Vorsicht, den Aeltern der in solcher Weise von ihr Behandelten das Geschehene durch ein kurzes Billet zu melden, welches zugleich die Veranlassung ihres ärztlichen Einschreitens enthielt. Der Zufall und die Furcht der Kinder vor dem energischen Fräulein waren Letzterem immer günstig gewesen, so daß nie eine Beschwerde einlief.

Diese Vorsicht beobachtete Emerentia von Seidenblatt auch nach Felicia's Behandlung, weil aber das Billet der würdigen Dame an Herrn Mathias Grant adressirt und dieser gerade im lebhaftesten Gespräch mit Ludwig Vermissen begriffen war, als es ankam, blieb es liegen. Es fand sich erst gegen Mittag auf dem Pulte des Rathsherrn vor, wohin es die säumige Sophie, die ihre Verwunderung über des Malers bärtiges Gesicht, dessen lange, lockige Haare und den weiten faltigen Sammetrock gegen den Bedienten in langer Rede aussprechen mußte, ein paar Stunden zu spät practicirt hatte.

Mathias Grant kannte seine Tochter und war überzeugt, daß sie in Bezug auf den wirklichen Hergang der Sache weder etwas Wesentliches verschwiegen noch hinzugesetzt habe. Die Liebhaberei des alten Fräuleins, den Arzt zu spielen, war stadtbekannt, und daß sie jedes ihr etwa selbst zustoßende Uebel durch Anwendung von Blutigel'n heile, hatte sie zahllose Male behauptet. Indessen waren nur die Wenigsten überzeugt, daß sie es wirklich thue.

Die malitiöse, ja grausame Art und Weise, einen höchst unbedeutenden Verstoß so empfindlich zu bestrafen, verdroß den Rathsherrn, und er war sogleich entschlossen, seine Tochter fernerhin an dem Cursus nicht mehr Theil nehmen zu lassen. Er wollte dabei die Gelegenheit wahrnehmen, Emerentia von Seidenblatt zur Rede zu setzen und ihr ohne Umschweife die Wahrheit zu sagen. Halb und halb war es ihm sogar lieb, daß der Besuch des Cursus durch diesen Zwischenfall ein Ende nahm. Er selbst hatte niemals recht Lust gehabt, Felicia zu dem wunderlichen Fräulein zu schicken. Sie galt für bigott, und alle bigotten Leute erregten dem freisinnigen Grant einen Abscheu. Allein dem vereinten Drängen seiner Frau und Tochter mochte er sich nicht widersetzen, um nicht von Leontine für eigensinnig gehalten zu werden.

Felicia's Mutter war über das Vorgefallene erbittert, weniger, weil das Seltsame sich zugetragen hatte, als weil sich die Vorannahme ihres Gatten in Bezug auf Emerentia's ihm nicht zusagenden Charakter bestätigte. Grant behielt ihr gegenüber Recht und das konnte Leontine am wenigsten seit der geistigen Spannung ertragen, die nun schon Monate lang beide Gatten einander entfremdete.

Da sie aber doch nicht widersprechen oder gar Emerentia von Seidenblatt vertheidigen konnte, so schwieg sie, drehte auf und niedergehend ihr feines gesticktes Battisttuch mit beiden Händen zu einem Stricke und sagte endlich ziemlich barsch zu Felicia:

»Komm auf mein Zimmer und ruhe Dich bei mir aus! Ich will Dir häufig Wasser auflegen, damit die dummen Bisse nicht anschwellen.«

Sie verbeugte sich kühl und vornehm gegen den Maler und verließ, von Felicia gefolgt, die ihrem neuen Cousin noch einmal vertraulich zunickte, das Zimmer.

Mathias Grant's Gesicht verdüsterte sich. Er leerte das vor ihm stehende Weinglas und füllte es von Neuem mit dem goldig schimmernden Traubensaft.

»Hast Du je von solchen Thorheiten gehört?« sagte er zu Ludwig Versmissen, dessen träumerisch-tiefes Auge noch an der Thür hing, die hinter den Fortgehenden eben in's Schloß gefallen war. »Was fange ich nun mit der alten Person an? Sie verdiente, daß man ihr mit Einsperung in's Irrenhaus drohte! Es würde sie dies wenigstens in Zukunft etwas vorsichtiger machen.«

»Gibt es der Fräulein von Seidenblatt zwei?« fragte der Maler, sein Notizbuch öffnend und darin blätternd.

»Von Haus aus war es ein Schwesternpaar,« versetzte der Rathsherr, »die Aelteste ist aber vor undenklichen Zeiten mit einem Baron von Habenichts und Thunichtgut auf- und davongelaufen, und Niemand hat je wieder etwas von ihr gehört.«

»Meine Muhme, Sibylle Ohrdruf, die alle Gothaische Taschenkalender auswendig weiß, hat es mir auf die Seele gebunden, Fräulein von Seidenblatt zu besuchen,« fuhr Ludwig Versmissen fort. »Die gute geschwätzige Muhme will mit dem Fräulein confirmirt worden sein. Irrt sich

die weise Sibylle nicht, so wird diese neue, vornehme Bekanntschaft meinem Herzen nicht gefährlich werden.«

Grant mußte lächeln.

»Nimm Dich nur in Acht, daß sie Dir nicht einen ihrer durstigen Blutigel in die Tasche practicirt, wenn es sich zutragen sollte, daß Du gesprächsweise mit der gelehrten Person in's Holpern und Stolpern geriethest. Doch, das hat wohl noch Zeit. Vorerst will ich meine Gedanken zusammennemen und der etwas confusen Dame auf meine Weise den Text lesen. Dabei werde ich Dich anmelden. Heute und morgen bleibst Du hier, damit Du in meinem Hause heimisch wirst. Unterhalte meine Frau, daß sie uns bei Tische ein freundliches Gesicht zeigt. Abends sollst Du dann auch meine Schützlinge kennen lernen, wenn es sich paßt.«

Ludwig Versmissen dankte dem Vetter mit einem herzlichen Händedruck.

»Wenn die verehrte Cousine mein Bleiben nur gern sieht,« warf er ein. »Der erste Empfang könnte mich abschrecken. . . .«

»Mußt Dich nicht darum kümmern, Herzensjunge!« fiel der Rathsherr ein. »Als gereis'ter Mann wirst Du Frauen und Frauenlaunen wohl schon einigermaßen kennen gelernt haben. Die Sprödesten werden nicht selten die Hingebendsten, und die uns anfangs kaum eines Blickes würdigten, lächeln uns später oft am allerfreundlichsten an. Zeige nur einiges Interesse für Leontine's Ansichten, gehe auf ihre Ideen ein, wenn sie Dir auch nicht zusage, lobe das katholische Wesen, was Du stellenweise

auch mit gutem Gewissen wirst thun können, und ich bin sicher, Ihr werdet Euch nach einigen Tagen vortrefflich vertragen und ausgezeichnet gut unterhalten.«

»Ich werde mit Ihrer Erlaubniß thun, was in meinen Kräften steht,« versetzte der Maler. »Mittlerweile überzeugen Sie Fräulein von Seidenblatt, daß sie Unrecht gethan und durch dieses Unrecht ein harmloses Kindergemüth sich entfremdet hat. Wenn sie das einsieht, will ich ihr auch recht viel von Italien erzählen.«

Beide Verwandte unterhielten sich hierauf noch ziemlich lange, das anfänglich angeknüpfte Gespräch setzte man aber nicht fort. Die Vernichtung eines bedeutenden Theiles der Stadt durch Feuer und die mancherlei Störungen, die sich in Folge dieser großen Calamität noch jetzt fühlbar machten, gewährten einen näher liegenden Gegenstand der Unterhaltung und gaben Mathias Grant so lange Stoff zu Mittheilungen, bis unausschiebbare Geschäfte ihn eben in dem Augenbicke abzubrechen nöthigten, wo er dem Vetter und Freunde das traurige Ende Frontelli's, und was sich daran knüpfte, erzählen wollte.

SIEBENTES KAPITEL. UNERGRÜNDLICHE CHARAKTERE.

Abhaltungen mancherlei Art verzögerten den Besuch, welchen Mathias Grant Emerentia von Seidenblatt zugeacht hatte. Der vielbeschäftigte Mann ward von allen Seiten in Anspruch genommen und in Folge der damit verbundenen geistigen Austreibungen etwas verstimmt. Selbst die Abendstunden blieben ihm nicht frei, so daß die ersehnten Unterhaltungen mit Ludwig Versmissen,

von denen er sich so großen Genuß versprach, auf spätere Tage verschoben werden mußten.

Diese ermüdende Thätigkeit des Fabrikherrn und Rathsmitgliedes, der Beisitzer verschiedener Comités noch nebenbei war, hatte den Maler auch noch nicht mit den Lucchesen zusammenkommen lassen. Die thätigen jungen Leute hüteten sich, zudringlich zu erscheinen, da es ihnen nicht verborgen bleiben konnte, daß die Gattin ihres großmüthigen Gönners dessen Gesinnungen nicht theilte.

Versmissen gelang es übrigens, Leontine durch seine Erzählungen zu fesseln. Sie sah es gern, wenn der ge-
reis'te Vetter lange in ihrem Zimmer verweilte und es sich angelegen sein ließ, die zahllosen Fragen der neugierigen Felicia mit immer gleich gutem Humor zu beantworten. Daß dem talentvollen Cousin der katholische Ritus imponirte, hörte sie besonders gern. Leontine war aber klug genug, durch unzeitige Einwürfe oder Anspielungen nicht den protestantischen Widerspruchsgeist in Versmissen rege zu machen; denn daß er trotz seiner Vorliebe für den Katholicismus im Grund des Herzens doch starrer Lutheraner geblieben sei, entging der still beobachtenden Frau nicht.

Bis zu einer directen Frage nach dem neuen Regiment, das mit dem Nachfolger Gregor's XVI. im Kirchenstaate Platz gegriffen hatte, wagte Leontine nicht vorzugehen. Die Instructionen, mit denen Pater Lorchheimer sie versah, dienten ihr als Leitstern und Stab. Dieser ihr Beichtvater hatte ihr Muth zugesprochen und schied, so oft sie

mit ihm zusammentraf, stets mit der Versicherung, das sonderbare Wesen in Rom berühre die Kirche nicht; es sei ein Lärm, der eines Tages sehr plötzlich und auf immer verstummen werde.

Während der sehr lebhaften Gespräche Ludwig Versmissens mit Leontine Grant saß Felicia ihrem Cousin. Das Portrait des lebhaften Mädchens schien dem Maler vorzüglich gelingen zu wollen, was den geistigen Ausdruck der Züge betraf, gerade diese geistige Aehnlichkeit aber beeinträchtigte die rein körperliche, weshalb denn die muntere Felicia behauptete, der Vetter habe zwei Gesichter auf einmal auf's Papier gezeichnet, ihr eigenes, wie sie aussehen möge, wenn sie über irgend eine Narrheit nachgrüble, und das eines andern Mädchens, dessen Bild der lustige junge Herr wahrscheinlich nicht ganz vergessen könne.

Endlich, volle acht Tage nach des Malers Ankunft, hatte Rathsherr Grant eine längere Zeit dauernde Unterredung mit Fräulein von Seidenblatt. Da diese Unterredung ohne Zeugen stattfand, so blieb es dem Belieben Grant's überlassen, von dem Verhandelten nur so viel Andern mitzutheilen, als er für nöthig erachtete. Weiter ging auch der vorsichtige Rathsherr nicht. Er eröffnete Leontine im Beisein Felicia's und Versmissens, die Sache sei beigelegt, Emerentia von Seidenblatt habe nach längerer Unterhaltung zugegeben, daß sie sich übereilt habe, und Felicia werde den Coursus nie wieder besuchen.

Wer aber den freimüthigen Charakter Grant's genauer kannte, der konnte leicht bemerken, daß dieses Abkommen einige Mühe gekostet haben müsse. Grant war immer nachdenklich und zeigte selbst für Fragen der Zeit, die ihm so sehr am Herzen lagen, nicht jene warme, ja bis zur Begeisterung sich steigernde Theilnahme, die man an ihm gewohnt war. Selbst seine Zusagen vergaß er und im Gespräch mit Andern zeigte er sich still.

Diese Veränderung, die freilich ihren Grund auch in den verdrießlich sich gestaltenden städtischen oder in geschäftlichen Angelegenheiten haben konnte, fiel Ludwig Versmissen schon deshalb am Meisten auf, weil er vorzugsweise darunter litt. Er nahm sich daher vor, seinen Cousin gewissermaßen zur Rede zu setzen, sobald sich eine schickliche Gelegenheit darbieten werde.

Der junge Maler brauchte nicht lange zu warten. Matthias Grant forderte ihn schon ein paar Tage später auf, mit ihm nach dem Busch zu gehen, damit von den freien Höhen herab das malerische Landschaftsbild sich vor seinem künstlerischen Blicke entrolle.

Unmittelbar vor dem Thore begegnete den Spaziergängern ein Herr, den Ludwig Versmissen sogleich als katholischen Geistlichen erkannte. Es war Pater Lorchheimer, der Antagonist des Rathsherrn. Er grüßte mit dem freundlichsten Lächeln und ging vorüber. Auf Grant's Zügen machte sich ein krampfhaftes Zucken bemerkbar.

»Das ist ein gefährlicher, um nicht zu sagen, ein böser Mensch,« sprach der Rathsherr zu Versmissen. »Solltest Du einmal persönlich mit ihm zusammentreffen, was

leicht möglich ist, so wäge jedes Wort, das Du mit ihm wechselst!«

»Ist er Jesuit?« fragte der Maler.

»Von Herzen gewiß,« fuhr Mathias Grant fort. »Mein Vertrauen besaß er nie, für so gefährlich aber, wie er wirklich ist, habe ich ihn doch nicht gehalten.«

»Ist er vielleicht der Beichtvater meiner verehrten Cousine?«

»Ganz recht! Pater Lorchheimer, der mich gern von Haus und Hof vertreiben würde, käme man nicht rechtzeitig hinter seine schändlichen Intriguen. Dieser Mensch, dem ich doch niemals etwas zu Leide gethan habe, ist, wie ich jetzt fest glaube, eigentlich die Ursache zu der Geschichte mit Felicia und dem Fräulein von Seidenblatt.«

»Unmöglich!« rief Versmissen. »Meine niedliche Muhme hat ja mit keiner Sylbe des Paters Erwähnung gethan.«

»Das Kind kann auch gar keine Ahnung davon haben,« fuhr Mathias Grant fort, »dennoch verhält es sich so, wie ich Dir sage. Als ich neulich das wunderliche Fräulein sprach, erkundigte sie sich zuerst nach Felicia und fragte mit einer Freundlichkeit, die mich überraschte, ob meine Tochter ernstlich krank geworden sei? Diese Frage kam mir erwünscht, da ich ohne lange Umschweife gleich auf den Kern der Sache losgehen konnte. Ich that es mit Ruhe, aber sehr bestimmt, tadelte den Vorfall scharf und schloß mit der Bemerkung, daß ganz allein schonende Rücksichten gegen die Person des Fräuleins mich abhielten, das Geschehene öffentlich zur Sprache zu bringen.

Meinst Du, die Person sei darüber erschrocken oder bestürzt worden? Nur überrascht zeigte sie sich, und ohne auf meine gerechten Vorwürfe zu antworten, fragte sie hastig: ob ich denn ihr Billet nicht erhalten hätte? Meine Replik klärte sie darüber auf. Da nahm sie mir gegenüber Platz mit einer Miene, als wolle sie über mich zu Gericht sitzen, und hielt ungefähr folgende Anrede an mich:

›Herr Grant! Daß der Mensch nicht ohne Sünde durch's Leben gehen kann, weiß ich, daß aber jeder Verständige daran arbeiten soll, sich von der Sünde möglichst loszuringen, gebietet uns die Religion. Es ist leider bekannt, daß Sie ein Freigeist sind, der jede Religion belacht und lästert, wofür Sie dereinst werden Strafe leiden müssen; daß Sie aber so weit gehen, Ihr einziges Kind in Ihr verruchtes Treiben mit hineinzuziehen, das hätte ich doch nicht für möglich gehalten!‹

Du kannst Dir denken, wie mir bei dieser Strafpredigt zu Muthe ward! Ich wußte nicht recht, sollte ich lachen oder aufbrausen! Indeß gelang es mir, ruhig zu bleiben. Wußte ich doch, daß das alte Fräulein bigott sei und sich wiederholt in der erbittertsten Weise über das Bestreben der Lichtfreunde und ihrer Anhänger ausgesprochen habe. Mich mußte sie von ihrem Standpunkte aus folgerichtig für einen wahren Teufelsbraten halten, seit sie in Erfahrung gebracht, daß auch Rom mich nicht bekehrt, sondern allem kirchlichen Leben vollends entfremdet hat.

Mich möglichst zusammennehmend, forderte ich Emerentia von Seidenblatt auf, sie möge sich deutlicher erklären, damit ich sie verstehen könne; denn was ich so eben von ihr gehört habe, klinge mir stark arabisch, eine Sprache, mit deren Wurzeln ich durchaus nicht vertraut sei. Ich mag dabei wohl etwas spöttisch drein gesehen haben, denn die großen Augen des alten Fräuleins blickten sehr zornig auf meine unwürdige Person. Indeß löste ihr meine Bemerkung doch die Zunge und ich erfuhr, daß sie schon seit einiger Zeit einen Hang zum Widerspruch, zu eigenem Nachdenken, was sich für ein junges Mädchen gar nicht schicke, in Felicia entdeckt habe. Wo ein so bedenklicher Hang sich zeige, nisteten sich immer verbrecherische Gelüste im Herzen ein. Diese Gelüste aber hätten ihre Urquelle im Blut, das von der Sünde vergiftet sei! Da helfe gar nichts als Blutentziehung. Da sie nun an dem gedachten Tage Felicia ganz besonders widerspänstig gefunden habe, hätte sie es für ihre Pflicht gehalten, durch Blutentziehung ihre schlechten Säfte zu verbessern und sie geistig geschmeidiger, d. h. fügsamer zu machen.

Du wirst es begreiflich finden, daß ich auf diese Albernheiten der närrischen Person eine derbe Antwort nicht schuldig blieb. Damit aber ließ sich das Fräulein nicht aus dem Felde schlagen. Sie parirte jeden Einwurf mit einer tapfern, oft pikant originellen Antwort, so daß unsere Unterhaltung in ein wahres Wortgefecht ausartete, das mich zuletzt der Schärfe wegen unterhielt, mit welcher Emerentia ihre Reden und Behauptungen zu würzen verstand. Noch in diesem Augenblick weiß ich

nicht, wie es zunging, daß auch über Religionswechsel einige Worte fielen. Dabei nannte Fräulein von Seidenblatt zwei Namen, die mich stutzig machten, nämlich den Pater Lorchheimer und den Italiener Salvatore Morazzi.

...«

»Morazzi?« fiel Versmissen dem Rathsherrn in's Wort.

»Kennst Du den Mann?« fragte Grant rasch.

»Nicht von Person, nur vom Hörensagen.«

»Sprach man in Rom von ihm?«

»Ich glaube, es gibt keine Stadt jenseits der Alpen, in der man nicht von ihm reden hört.«

»Also doch!« sagte der Rathsherr nachdenklich. »Nun, es thut weiter nichts. ... Was ich von diesem räthselhaften Manne weiß, sollst Du nachher erfahren. Genug, die Namhaftmachung dieser beider Männer irritirte mich. Ich ward heftig, ich warf dem Fräulein ihre Bigotterie vor und sagte schließlich, wenn sie auf die Aussprüche des Pater Lorchheimer so großes Gewicht lege, müsse es mich wundern, daß sie seinen Lehren nicht vollen Glauben schenke und in den Schooß der sogenannten Mutterkirche zurückkehre. Bigotte Leute oder, was mir dasselbe sei, blind Gläubige stünden sich beim Katholicismus immer besser, als bei dem Alles prüfenden und zersetzenden Protestantismus.

Nun hättest Du das Rollen und Funkeln der Augen meiner Widersacherin sehen sollen!« schloß Mathias Grant seine Mittheilung. »Emerentia von Seidenblatt kämpfte offenbar mit einem Entschlusse, nicht wissend, ob sie mir eine Antwort, zu der es sie drängte, geben oder

damit zurückhalten sollte. Endlich entschloß sie sich zu einer verhüllten Antwort, die sich nach Belieben deuten ließ. Sie sprach, plötzlich gefahrvoll höflich werdend:

›Gott sieht das Herz an und weiß, daß das meinige ihm ganz gehört. . . . Bigott schelten Sie mich? Vielleicht haben Sie Recht. . . . Wollten Sie sich ein Beispiel an mir und Ihrer eigenen Frau nehmen, dann würden Sie sich alsbald glücklich fühlen und in den Besuchen des Pater Lorchheimer nicht hinterlistig gegen Sie und Ihresgleichen gesponnene Intriguen erblicken. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!‹

Damit kehrte mir die geistig hochmüthige Person den Rücken und ließ mich stehen. . . . Es war mir, als hätte mich Jemand mit eiskaltem Wasser übergossen! Was stellte denn das alte Fräulein vor? War sie heimlich katholisch geworden? Empfing sie von Pater Lorchheimer in aller Stille Instructionen? . . . Kannte sie Salvatore Morazzi, der mich zu einer Stunde besuchte, in der ich meine ganze geistige Kraft zusammennehmen mußte, um Herr der Situation zu bleiben, in die mich, ohne mein Zuthun, unerwartete, unberechenbare Ereignisse gedrängt hatten? . . . Ich verließ das Haus Emerentia's von Seidenblatt ungleich sorgenvoller, als ich es betreten hatte, und wenn ich seither bisweilen etwas zerstreut mich zeigte, so war dies die natürliche Folge dieser ärgerlichen Unterredung, die ich noch immer nicht ganz in mir verarbeitet habe.«

Ludwig Versmissen sprach seinen Dank gegen den Vetter aus wegen des ihm geschenkten Vertrauens, indem

er zugleich hinzufügte, daß er nach dem oben Vernommenen keine Neigung spüre, dem wunderlichen Fräulein seine Aufwartung zu machen, um die ihm aufgetragenen Grüße von Sibylle Ohrdruf zu überbringen.

»Weshalb nicht?« versetzte Mathias Grant. »In der Lebhaftigkeit unserer Unterhaltung habe ich Dich zwar anzumelden vergessen, allein das kann für Dich doch kein Abhaltungsgrund sein. Es ist besser, Du trittst Fräulein von Seidenblatt als ein ganz Unbekannter entgegen. Um so unbefangener kannst Du Dich geben und um so offener wird Emerentia gegen Dich sein. Trotz ihrer Jahre ist sie doch noch eitel, und wenn Du klug zu manövriren verstehst und sie zum Sitzen bewegen kannst oder ihr vielleicht Haus und Garten abconterfeist, so wird sie Dich nicht scheiden lassen, ohne sich gegen Dich erkenntlich zu erweisen.«

»Ich will es mir überlegen,« meinte der Maler. »Lieber wäre es mir, Sie machten mich mit dem lucchesischen Brüderpaar bekannt, von dem Sie mir so viel Gutes erzählten.«

»Es soll noch heute geschehen,« sprach Grant, indem er Versmissen die Hand reichte. »Die beiden Leute werden Dir gefallen. Es sind offene Naturen und Bigotterie ist ihnen eben so fremd wie Ziererei.«

»Sie haben bei dem Brande ihre ganze Habe verloren, hörte ich erzählen?«

»Wie der unglückliche Frontelli, der mich zu seinem Erben ernannte!« sagte Grant. »Diese sonderbare Begebenheit, über die noch bis zu dieser Stunde ein undurchdringliches Dunkel schwebt, kennst Du wohl auch noch nicht?«

»Cousine Leontine hat einmal flüchtig davon gesprochen, doch brach sie sehr schnell und, wie es mir schien, etwas verstimmt sogleich wieder ab.«

Grant erzählte seinem jungen Freunde das Nöthigste und verschwieg nicht, mit welchem sonderbaren Erbe der sterbende Seiltänzer Frontelli-Montalto ihn beschenkt hatte. »Ich war mit der Lectüre der Notizen dieses Mannes, die ich unmöglich für bloße Erfindungen halten kann, eben zu Ende gekommen, als die geheimnißvolle Persönlichkeit Salvatore Morazzi's mir gegenüberstand.«

»In Ihrem eigenen Hause?«

»In demselben Zimmer, wo wir unser Wiedersehen feierten.«

»Und was wollte der Mann, dessen Wesen und Charakter unergründlich zu sein scheint?«

»Zu meiner eigenen Schande muß ich bekennen, daß ich es nicht wagte, mit scharfen Fragen in ihn zu dringen,« versetzte der Rathsherr. »Ein Schreiben, das er mir überbrachte, band meine Zunge. Es war ein Brief aus Rom, von jenem gelehrten Professor am deutschen Collegium, dessen Du Dich wahrscheinlich auch noch erinnerst. Er hat sich gegen mich ungemein zuvorkommend und gefällig erwiesen, und seinen Gesprächen habe ich

namentlich bei den vielen Besuchen im Vatican, wo er mir als Interpret stets zur Seite blieb, außerordentlich viel zu verdanken.«

»Pater Radom!« sprach Ludwig Versmissen.

»Du konntest ihn nicht vergessen haben,« fuhr Grant, in die Erinnerung an Rom ganz vertieft, mit Behagen fort. »Radom empfahl mir den Ueberbringer seines Briefes so warm, daß ich völlig entwaffnet vor dem fremden Manne stand, ihn ruhig anhörte, ihn bewunderte und – es ist möglich, daß ich unrecht gethan habe – das Vermächtniß Frontelli-Montalto's vor ihm geheim hielt.«

»Sie haben Ihre Gesinnungen während Ihres Aufenthaltes in Italien zu laut kundgegeben,« sagte Versmissen. »Das merken sich die klugen Köpfe, von denen man dort immer, am meisten aber in der ewigen Stadt umgeben ist. Pater Radom gilt noch jetzt für einen der verschmitztesten Jesuiten.«

»Ich will es gern glauben,« versetzte Mathias Grant, »nur kann das für mich kein Grund sein, den Mann von mir fern zu halten. Gerade weil er meine Gesinnungen kennt, ist er mir ungefährlich. Die Römlinge pflegen sich niemals mit nutzlosen Dingen abzugeben. Ihre Bekehrungsversuche würden an der Sprödigkeit meines Charakters, an der granitenen Festigkeit meiner Ueberzeugungen scheitern. Darum unterlassen sie es, auf mich einen Angriff zu unternehmen.«

»Aber Sie haben eine katholische Gattin und Ihre Tochter gehört dem Bekenntniß der Mutter an,« sprach mit Ausdruck der junge Maler.

»Nun ja,« sagte Grant. »Daraus folgt, daß in meinem Hause nichts zu bekehren ist. Ich selbst bin tolerant und lasse es mir niemals einfallen, Anderen, wären es auch meine nächsten Verwandten, meine Ueberzeugungen aufzudringen. Vielleicht gehe ich in dieser Duldsamkeit zu weit, allein ich kann nicht anders. Wer sich glücklich fühlt im Katholicismus, der bleibe es. Durch sein Bekenntniß verliert Niemand in meinen Augen, nur die Propagandisten sind mir ein Gräuel!«

»Radom ward in der *Congregatio de propaganda fide* erzogen,« sagte Versmissen.

»Er hat es mir selbst gesagt, aber ich müßte lügen, wollte ich behaupten, er hätte mich im Sinne seiner Lehrer zu umgarnen gesucht!«

»Welche Absicht messen Sie dann diesem undurchdringlichen Morazzi zu?« fragte der Maler. »Glauben Sie, daß sich Professor Radom seiner nur als Briefbote bedient hat?«

»Nein,« erwiderte Grant. »Die Reise dieses Mannes verfolgt jedenfalls größere Ziele, nur daß diese unerlaubt oder gar schlecht sein sollen, will mir nicht einleuchten.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Aus dem Vermächtniß des Grafen Montalto, den ich als Seiltänzer Frontelli kennen lernte.«

»Und damit beruhigen Sie sich?«

»Ich beruhige mich nicht, ich lasse die Dinge nur wachen Auges an mich kommen. Wäre es z. B. nicht möglich, daß dieser Morazzi, den Du für einen abgefeymten Jesuiten hältst; der den verstorbenen Frontelli Montalto

allen Ernstes zur Annahme des Protestantismus bewegen wollte und sich gerade deshalb mit ihm erzürnte; der ein Vertrauter Radom's ist und sich mir gegenüber als freisinniger Denker legitimirte: wäre es nicht möglich, sag' ich, daß dieser Undurchdringliche eine *politische* Mission zu vollziehen hätte und, um nicht verdächtig zu erscheinen, verschiedene Gestalten anzunehmen verpflichtet wäre?«

»Würden Sie einen Menschen, der sich zu einer solchen Mission herzugeben nicht entblödete, achten? Könnten Sie ihm vertrauen?«

»Unter gewissen Voraussetzungen könnte ich es allerdings,« erwiderte der Rathsherr. »Ein Staat, der sich im Zustande des Krieges Aller gegen Alle befindet, der von Parteien zerrissen ist, von denen eine immer die andere bekriegt; ein solcher Staat muß, will er dem sichern Untergange entrinnen, zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Zu Mitteln dieser Art, die nur in Ausnahmefällen erlaubt sein mögen, gehört die Spionage. Vor dem Richterstuhle der Moral ist dieselbe gewiß nicht zu billigen, die Welt aber würde höchst wahrscheinlich längst schon in sich verrottet, wo nicht gänzlich zerfallen sein, wäre die strenge Moral zu allen Zeiten ihr alleiniger Lenker gewesen. ... Ich sagte vorhin, das Treiben der Propagandisten, der Proselytenmacher sei mir ein Gräu- el, und ich werde dies Wort auch nicht widerrufen; dennoch begreife ich vollkommen, wie gewisse Leute sich zu solcher Geschäftsmacherei hergeben können. Der Kampf für Haus und Altar zwingt sie dazu, und gerade weil dieser Kampf nie ganz zu Ende geführt werden wird, ist

die Menschheit jenes ewigen Fortschrittes gewiß, der uns Gott nicht gleich, aber doch immer ähnlicher macht.«

Mathias Grant war geistig ungewöhnlich angeregt. Sein Auge glänzte, seine Züge trugen den Stempel einer Intelligenz, wie sie uns nicht alle Tage begegnet.

»Ich kann Sie aufrichtig um diese Anschauung beneiden,« sagte Ludwig Versmissen. »Sie gehen noch weiter als Grevenhusen oder Ihre Toleranz ist groß, wie das Herz eines Gottes. Wären Sie in Rom gewesen, als das letzte Scrutinium Pius IX. auf den Stuhl Petri berief, gewiß, Sie hätten die Stadt der Städte, die Wiege und das Grab zweier Weltherrschaften nicht verlassen aus Furcht, es könnten sich Ihre Sinne verwirren!«

»Ich habe, so weit von Rom entfernt, gegenwärtig darüber kein Urtheil,« erwiderte der Rathsherr. »Die Handlungen des Menschen, auch des selbstständigsten, werden gar zu sehr von Aeüßerlichkeiten oder von Eindrücken bestimmt. Welchen Eindruck aber die Tod Gregor's XVI., die Wahl des neunten Pius zu dessen Nachfolger auf mich gemacht haben würde, wie kann und darf ich mir darüber hier in unserer beschränkten Handelstätigkeit ein Urtheil anmaßen!«

Das Haus im Busch war erreicht. Grant nöthigte seinen jungen Freund, sich umzuwenden, und Ludwig Versmissen brach in lauten Jubel aus, als er das herrliche Panorama vor sich liegen sah.

»Sieh Dich nur satt daran,« sprach Grant lächelnd. »Ich will inzwischen sehen, ob nach diesem Austausch unserer Ideen sich hier nicht etwas Materie vorfindet, die uns der

Erde wieder mehr nähert. Und damit Du Dir über Salvatore Morazzi selber ein Urtheil bilden kannst, will ich Dir heute Abend, sobald wir uns müde geplaudert haben mit den beiden Lucchesens die Notizen Frontelli-Montalto's zum Durchsehen einhändigen.«

ACHTES KAPITEL. IM ATELIER DER LUCCHESEN.

Erwartungsvoll betrat der junge Maler gegen Abend an Grant's Seite das Atelier der Lucchesen. Es war ein mittelgroßer Raum, nicht besonders günstig gelegen, aber doch hell, so daß die Gysarbeiter wohl damit zufrieden sein konnten.

Giacomo und Cesare Maffei waren eben mit Nachbildungen der capitolinischen Venus beschäftigt, ein Kunstwerk, das Ludwig Versmissen ungezählte Male im Original bewundernd betrachtet hatte. Die Nachbildungen der geschickten Gysarbeiter konnten für gelungen gelten und erregten schon als solche das ganze künstlerische Interesse des begabten Malers. Grant stellte die Jünglinge einander vor, wobei er nicht unterließ, von seinem Cousin nur Lobenswerthes zu sagen und von dessen jahrelangem Verweilen in Italien zu sprechen.

Es war ganz natürlich, daß die Luccchesen die von dem Rathsherrn in italienischer Sprache begonnene Unterhaltung auch in dieser fortsetzten, da sie annahmen, ein Künstler, welcher Jahre lang in ihrem Vaterlande sich aufgehalten hatte, müsse sich auch die Sprache desselben angeeignet haben. Diese Unterhaltung aber setzte

Versmissen sehr bald in Verlegenheit, da er sich nur nothdürftig im Italienischen ausdrücken, schlechterdings aber kein ordentliches Gespräch darin führen konnte.

Mathias Grant scherzte über den Mangel an Sprachtalent bei seinem Vetter und forderte die beiden Lucchesen auf, sich der weniger melodisch klingenden Sprache deutscher Barbaren zur Fortsetzung des Gespräches zu bedienen.

Die Unterhaltung kam nun auch bald in Fluß und ward sehr lebhaft, da es allen daran Theilnehmenden nicht an Stoff dazu fehlte. Die Gebrüder Maffei kannten Rom zwar nicht, mit den vorzüglicheren Kunstschatzen jener wunderbaren Stadt waren sie aber recht genau vertraut. Ihr Atelier enthielt eine Menge Modelle dieser Schätze, so daß sich zu belehrendem Gespräch sogleich die Betrachtung derselben fügte, was abermals zu neuen Bemerkungen anregte.

»Es ist nur schade, daß Euch der Brand gerade die schönsten Modelle zerstört hat,« sagte der Rathsherr, als er des berühmten Torso ansichtig ward, der, arg verstümmelt, auf einem der Gesimse in dunkler Ecke stand. »Ich fürchte, es wird Euch doch nicht möglich werden, diese Verletzungen ganz aus dem Gedächtniß wieder herzustellen, und so werde ich wohl auf gute Nachbildungen sowohl dieses Kunstwerkes wie des Laokoon und des sterbenden Fechters verzichten müssen.«

Giacomo Maffei versprach seinem Gönner das, was ihm zu leisten die Verhältnisse augenblicklich nicht gestatteten, später, wenn er in sein Vaterland zurückgekehrt sein werde, nachzuliefern.

»Ich hoffte, nicht so lange warten zu müssen,« fügte er hinzu. »Maria Emanuele Frontelli hatte uns versprochen, die beim Feuer erlittenen Verluste uns zu ersetzen. Leider hat er sein Wort nicht gehalten und ist wohl auch nie wieder hier gesehen worden!«

Mathias Grant verstimmte die Erwähnung dieses Namens, an den sich für ihn mancherlei Erwartungen knüpften, die bisher noch nicht in Erfüllung gegangen waren.

»Sprechen wir nicht weiter von diesem Wortbrüchigen,« sagte er abwehrend. »Zu spät bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Ihr in Eurer Unbefangenheit den zweideutigen Charakter dieses Menschen richtiger erkanntet, als ich in meiner hoffnungsvollen Voreingenommenheit. Er hat seine freilich ganz werthlose Reisetasche zu ewigem Andenken da liegen lassen, wo ihn gewisse Personen wahrscheinlich in langer Zeit nicht vergessen werden.«

»Sagten Sie nicht, Frontelli sei durch einen Sturz vom Seile um's Leben gekommen?« fiel Ludwig Versmissen ein.

»Allerdings,« versetzte der Rathsherr, »wir haben aber der Frontelli bereits drei, von denen der eine noch Lebende leider verschwunden, der andere mir noch gar nicht sichtbar geworden ist. Auseinandersetzen kann ich Dir

die näheren Verhältnisse, die mich noch immer häufig beunruhigen, augenblicklich nicht. Lies, was ich Dir zu geben versprochen, aufmerksam durch, und theile mir alsdann Deine Ansichten mit. Du wirst reichlichen Stoff zum Nachdenken daraus schöpfen.«

Versmissen drang nicht weiter in seinen Vetter. Er vertiefte sich mit Wohlbehagen in ein Gespräch über Kunst und Kunstgebilde mit den beiden Brüdern und fragte dann: ob sie nicht Lust hätten, mit ihm zugleich die Rückreise in ihr schönes Vaterland anzutreten?

»Ich muß allerdings vorher noch einen weiten Umweg machen, der mich möglicherweise einige Monate aufhalten kann,« fügte er hinzu. »Indeß wäre dies keine Störung unseres Zusammenreisens, noch darf es Euch abhalten, mir Gesellschaft zu leisten. Der Mann, den ich besuchen will und muß, liebt Euer Land und Euer Volk wie ich und dieser Herr. Ihm wird es nur angenehm sein, wenn ich ihm verwandte Seelen zuführe, mit denen er von Gegenständen ungenirt sprechen kann, die ihm am Herzen liegen. Herr Grevenhusen wird uns Alle aufrichtig willkommen heißen.«

Die Lucchesen dankten dem Maler für dies wohlwollende Anerbieten und versprachen, sich die Sache zu überlegen.

»Es kommt Alles darauf an, wie sich unser Verdienst in den nächsten Monaten gestaltet,« meinte Cesare Maffei. »An Aufträgen fehlt es uns nicht, einige darunter sind aber der Art, daß sie bedeutenden Zeitaufwand erfordern und doch nur wenig lohnen.«

»Lehnt sie ab!« sprach Grant. »Künstler sind keine Handwerker. Was sie schaffen, kann man ihnen eigentlich niemals gut genug bezahlen!«

»Wem Sie doch ein Krösus oder ein mächtiger Fürst!« rief Ludwig Versmissen. »Wie sorgenfrei würde dann eine Anzahl unbemittelter Talente leben und wie herrliche Werke würde die Mitwelt aus den schöpferischen Händen so Beschützter hervorgehen sehen!«

Cesare Maffei zuckte die Achseln.

»Wir sind und bleiben eben abhängig,« sagte er, »obwohl wir der Gönner mehrere gefunden haben.«

Er reichte bei diesen Worten dem Rathsherrn die Hand und drückte sie, einen Blick aufrichtigen Dankes diesem zuwerfend.

»Wer hat Euch denn neuerdings auf so unpassende Weise mit Aufträgen beehrt?« fragte Mathias Grant.

Giacomo Maffei lächelte, indem er erwiderte:

»Sie werden es kaum glauben, Padrone. Herr Senator Unstätten hat uns durch Vermittlung des Herrn Pfarrers zu sich beschieden und uns beauftragt, die katholische Kirche, umgeben von dem zusammengestürzten Gemäuer, den schwarzen Ruinen des schrecklichen Brandes, in treuer Copie nachzubilden. Hätten wir dies Anerbieten von der Hand gewiesen, so würde man unsern Aufenthalt hier abzukürzen versucht haben. Es war dies vielleicht geheime Absicht der Antragstellerin, denn daß wir nicht gegangen wären, ohne Einsprache zu erheben und in unserer Bedrängniß Ihre bekannte Güte, Padrone, noch einmal in Anspruch zu nehmen, konnten sich beide Herren

wohl selbst sagen. Um nun Ihnen und uns selbst jeden Verdruß zu ersparen, versprochen wir, den Auftrag zu vollziehen. Die Arbeit wird aber voraussichtlich ein paar Monate erfordern, soll sie, was doch unser Bestreben sein muß, gut ausfallen und unserm Namen als Gypsmodellierer keine Schande machen.«

Grant lächelte verächtlich.

»Das sieht dem tückischen Schleicher ganz ähnlich,« sagte er. »Lieb wäre es mir doch gewesen, Ihr hättet mich diesen Auftrag wissen lassen. Nur um meinen hartnäckigen Gegnern zu beweisen, daß ich weder nachgebe, noch ihre Intrigen fürchte, hätte ich mich für Euch in's Mittel gelegt, und glaubt mir, weder Senator Unstätten noch Pastor Lorchheimer hätten Euch ein Haar gekrümmt! Beide treiben mich nicht zum Aeüßersten, ich aber bin längst schon mit mir einig, einen entscheidenden Schritt zu thun, um mit Einem Schlage Alle für immer verstummen zu machen.«

»Vielleicht kann ich Euch behilflich sein, die begehrte Nachbildung vollenden zu helfen,« meinte Versmissen. »Obwohl ich vom Formen in Gyps nur ganz oberflächliche Kenntnisse besitze, könnte ich Euch doch wohl als Architekturzeichner nützlich werden. Die geschwärzten Brandruinen rund um die erwähnte Kirche sind ungleich malerischer als diese selbst. Ich habe mir sie schon mehrmals betrachtet und bin entschlossen, sie in einer Gruppe zu zeichnen, die ich meiner freundlichen Cousine als Andenken bei meiner Abreise zu überreichen gedenke.«

»Mache die Zeichnung fertig und hilf meinen Schützlingen!« sprach Grant sehr befriedigt.

»Dem Herrn Senator werde ich mich gelegentlich erkenntlich zeigen, wenn der Plan zum Neubau der abgebrannten Straßen im Rathscollegium zur Sprache kommt.«

Nach dieser Abschweifung ging das Gespräch wieder auf Gegenstände der Kunst über und es ward von allen Seiten manches bedeutende, anregende Wort geäußert, wodurch das Interesse Ludwig Versmissens für das Streben der Lucchesen sich immer mehr steigerte.

»Ihr müßt frühzeitig auf künstlerische Bahnen geleitet worden sein,« sprach er. »Statt nordwärts über die Alpen zu gehen, hättet Ihr südwärts wandern und Euch in Rom, dem Mittelpunkt aller künstlerischen Thätigkeit, niederlassen sollen!«

»Unser Wunsch und Wille war das allerdings,« erwiderte Giacomo, »und ohne den plötzlich erfolgenden Tod unseres Vaters hätten wir diesen Plan wohl auch ausgeführt.«

»Euer Vater war selbst Künstler?« fragte Versmissen.

»Er konnte sich dafür ausgeben, obwohl er genöthigt war, als Mosaikarbeiter sich zu ernähren. Diese Arbeit brachte ihm den Tod. Ein feiner Steinsplitter verletzte das Innere seines Auges. Er achtete der anfänglich unbedeutenden Wunde nicht, bis sie sich entzündete, eine höchst schmerzhafteste Geschwulst hervorrief und endlich das Gehirn afficirte. Eine Gehirnlähmung machte seinem Leben

ein Ende! ... Da traten für uns schlimme Tage ein! Ersparnisse hatte der arme Vater, der immer nur für das tägliche Brod sich abmühen mußte, nicht zurücklegen können. Es war kaum so viel Geld im Hause, daß wir den Verblichenen bestatten lassen konnten! Kaum aber ruhte er in geweihter Erde, so fanden sich einige Gläubiger ein, von denen der hartnäckigste den Todten noch im Grabe lästerte und uns zwang, in die Fremde zu gehen.«

»Wahrscheinlich gehörte dieser Herzlose zu der Partei der Kopfhänger, die keine Frühmesse versäumen,« meinte Grant.

»Es war ein Jugendgenosse unseres Vaters,« erwiderte Cesare, »ein Mann, den wir immer für unser Aller Freund gehalten hatten. Er wies aber nach, daß der Vater vor vielen Jahren von ihm ein Darlehn erhalten, allein nie an dessen Rückzahlung gedacht hatte! – Nach dem Tode des Armen, nun sich von Geld und Geldeswerth bei ihm nichts vorfand, wollte er nicht länger warten.«

»Wie nannte sich denn der wackere Freund?« fragte der Rathsherr. »Es macht mir seit einiger Zeit Vergnügen, die Namen aller derer mir zu notiren, die Nächstenliebe heucheln, blos um gelegentlich sich selbst den Säckel zu füllen.«

»Bartolomeo Vestucci,« sagte Giacomo. »Er bekleidete die Stelle eines Küsters an der Hauptkirche, hat aber eine vornehme Verwandtschaft. Ein älterer Bruder von ihm lebt in Rom und zwar, wie er unserm Vater mehrmals erzählte, in unmittelbarer Nähe des Papstes.«

»Doch nicht etwa Monsignore Tommaso Vestucci?« fiel Mathias Grant ein. »Erinnerst Du Dich, Ludwig? . . . Dieser Monsignore, ein mittelgroßer Mgnn von den feinsten Manieren und einem äußerst klugen Gesicht, das nur ein Zug stereotypen Lächelns verunstaltete, verschaffte uns den Eintritt in die Sixtinische Kapelle zu einer Zeit, wo man diese Fremden für gewöhnlich nicht zu öffnen pflegt. Er sprach, was uns besonders auffiel, zugleich aber auch zu ihm hinzog, fast ganz richtig Hochdeutsch.«

»Wohl erinnere ich mich des stets sehr freundlichen Monsignore,« sagte Versmissen. »Ich bin ihm später noch mehrmals begegnet, habe ihn aber nur ein einziges Mal noch gesprochen und zwar in den Thermen des Antonin und Caracalla. Damals begleitete er zwei Engländer, einen Schweden und drei Damen, von denen mich nur die Jüngste, eine wunderliebliche Blondine mit großen dunkeln Augen, die ich Angela nennen hörte, interessirte.«

»Es ist der Bruder unseres Drängers,« sprach Giacomo Maffei. »Falls wir eines Tages Rom noch betreten sollten, werden wir Alles aufbieten, um uns Zutritt zu diesem ohne Zweifel einflußreichen Manne zu verschaffen. Es wäre doch möglich, daß er uns, die wir ja nichts verschuldet haben, durch Empfehlungen nützen und unser Glück mit begründen helfen könnte.«

»Wenn er wollte, würden sich dem Monsignore gewiß viele Thüren öffnen,« bemerkte Grant. »Wer aber mag diesen geistlichen Herren trauen! Sie haben immer zwei-

und dreierlei Meinungen; und dieser Tommaso Vestucci, der in der Gunst des verstorbenen Papstes so hoch stieg, muß eine ganz besondere Gabe, seine Gedanken zu verbergen, oder sich Andern zu fügen, besessen haben, sonst wäre er nicht zu solchen Ehren gelangt. Jetzt freilich dürfte sein Einfluß sich verringert haben, wenn er nicht eben ein sehr brauchbares Werkzeug der Kirche ist, unter deren Hauptträger ihn Viele zählen wollten.«

Es klopfte jetzt leise an die Thür des Ateliers der Lucchesen, und als Mathias Grant öffnete, blickten ihn die hellen, unschuldigen Kinderaugen Felicia's an, welche den Vater nebst dem heitern Cousin und den beiden Gypsarbeitern zum Abendbrod rufen wollte.

»Tritt nur herein, kleiner Schelm,« sprach der Rathsherr, der Tochter winkend. »Es ist hier freilich kein Putz- und Toilettenzimmer, wer sich aber für Künstler interessirt, muß auch wissen, wie es in Künstlerwerkstätten aussieht. – Komm, ich will Dich herumführen, während unsere fremdländischen Gäste sich in Glanz werfen. Die Mutter wird wohl entschuldigen, daß wir, ein Lieblingsthema berührend, so lange geplaudert haben.«

Neugierig schüchtern trat Felicia in die nichts weniger als wohnlich eingerichtete Werkstätte, betrachtete lächelnd die mancherlei Thon- und Gypsfiguren, die ihr der Vater zeigte, machte bald eine treffende, bald eine naive Bemerkung, und schien sich in der ihr neuen Welt ganz wohl zu gefallen. Grant vermied, Felicia Statuetten zu zeigen, die sich für das Auge eines jungen Mädchens nicht recht passen, dagegen verweilte er längere Zeit bei

andern Thongebilden und erklärte der Aufmerksamen den Gebrauch der verschiedenen Spatel, deren sich die Lucchesen beim Modelliren bedienen.

Darüber vergingen schnell mehrere Minuten. Die jungen Künstler hatten sich umgekleidet, und Alle folgten dem gefälligen, wohlwollenden Grant in heiterster Stimmung nach dem Speisezimmer im Vorderhause, wo heute auch Leontine die Honneurs der Hausfrau mit lebenswürdigem Anstande machte.

Während des Abendtisches unterhielt man sich vortrefflich. Hauptgegenstand des Gespräches war das Vaterland der Lucchesen, namentlich aber Rom, das sowohl der Rathsherr wie Ludwig Versmissen als ihre zweite geistige Heimath betrachteten. Die Mittheilungen und Erzählungen unterhielten auch Leontine, und da man klug vermied, das Gespräch auf kirchliche und religiöse Gegenstände abschweifen zu lassen, so kam kein Mißton in die schöne Harmonie, die heute einmal ausnahmsweise im Hause des Rathsherrn herrschte und Allen den Aufenthalt daselbst gleich angenehm machte.

Es war spät geworden, als man sich trennte. Mathias Grant, von dem Gespräch angeregt, zeigte ein von Glück strahlendes Gesicht.

»Junge,« sprach er, den Vetter an sich drückend, nachdem sich die Lucchesen bereits entfernt hatten, »wenn ich mich hier losmachen kann, ohne daß ich zu große Verluste dabei zu erleiden habe, gehe ich mit Dir nach Rom! Ich muß das Leben mit eigenen Augen sehen, das sich dort seit drei Vierteljahren entwickelt hat!«

»Ich werde Sie beim Worte halten, Vetter,« versetzte Versmissen. »Vorläufig bitte ich um die versprochenen Notizen, die mich erleuchten sollen.«

»Bald hätt' ich sie vergessen!« rief der Rathsherr. »Ich habe sie schon bereit gelegt. . . . Komm! . . . Nur bedinge ich mir aus, daß Du Dich nicht jetzt an die Lectüre dieser wunderlichen Papiere begibst! Du würdest Dir die Nacht damit verderben und morgen mit einem wüsten Kopfe aufstehen!«

Ludwig Versmissen versprach die Lectüre bis auf den nächsten Tag oder, wenn Grant es wünsche, auch noch länger zu verschieben, worauf dieser dem Vetter das Vermächtniß Frontelli-Montalto's überreichte.

NEUNTES KAPITEL. GESPRÄCHE UNTER FREUNDEN.

Wieder vergingen einige Tage, an denen Mathias Grant den Seinigen kaum auf kurze halbe Stunden zu Gesicht kam. Die städtischen Angelegenheiten, besonders der Wiederaufbau des abgebrannten Stadttheiles, führte zu Zwistigkeiten im Rathscollegium, welche unsern Freund doch härter berührten, als er zugeben wollte. Er vergaß darüber seine häuslichen Verhältnisse, die ihn oft genug beunruhigten, und ließ den Dingen daheim bisweilen ihren Lauf.

Ludwig Versmissen war Grant in dieser Zeit noch flüchtiger begegnet. Es blieb ihm kaum Zeit zu einem freundlichen Gruße. Der Maler seinerseits war, da es die Witterung erlaubte, viel außer dem Hause. Man sah ihn oft in Gesellschaft der beiden Lucchesen bald durch die

pittoresken Umgebungen der Stadt streifen, bald auf den Ruinen in unmittelbarer Nähe der katholischen Kirche. Hier zeichnete Ludwig Versmissen sehr fleißig, und im Hause des Rathsherrn half er gewöhnlich den Gypsarbeitern in ihrem Atelier oder er vertiefte sich mit den jungen Leuten in Gespräche, die alle Drei das Nächste vergessen ließen.

Das Vermächtniß Frontelli-Montalto's hatte der Maler mit vielem Interesse durchgelesen. Es machte ihn nachdenklich, ohne ihn gerade zu ängstigen. Am meisten beschäftigten ihn drei Persönlichkeiten, deren Namen mehrmals in den Aufzeichnungen des verstorbenen Seiltänzers vorkamen und von denen zwei bereits wiederholt auch die Lebenskreise seines Cousins berührt hatten. Es war dies der verschwundene Maria Emanuele Frontelli und jener Salvatore Morazzi, dessen Charakter völlig undurchdringlich zu sein schien. Endlich war in den Notizen des unglücklichen, vom Klerus verfolgten Mannes von einer Marchesa Castelcaccio die Rede.

Dieser letztere Name machte Ludwig Versmissen viel zu schaffen. Er ging mehrere Tage lang still mit sich zu Rathe, ob es wohl verständig sei, dem nichts ahnenden Vetter das, was er über die deutsche Marquise von Grevenhusen gehört hatte, mitzutheilen? War diese wunderbar fesselnde Zauberin am Fuße des tarpejischen Felsens die nämliche Person, von welcher der unglückliche Graf Montalto in seinen Notizen sprach, bei welcher die Schwester des Verstorbenen ein Asyl gefunden haben

sollte: dann konnte es ja immerhin dem Rathsherrn gelingen, auch den Bruder des Seiltänzers wieder aufzufinden. Freilich hatte Mathias Grant nicht direct ein Interesse an diesen Nachforschungen, nur in so fern auf seine eigene Person von Menschen, mit denen er früher nie zusammengekommen war, ein bedeutendes Gewicht gelegt wurde, konnte ihm das Vermächtniß des sterbenden Grafen unmöglich gleichgiltig sein. Es mußte zwischen diesen für Grant noch halb mythischen Personen und seiner Familie ein geheimnißvolles Band oder ein Zusammenhang bestehen, wodurch irgend etwas dem Lichte des Tages noch Verborgenes erreicht oder etwas im Werden Begriffenes vernichtet werden sollte.

Der Maler, mit jesuitischem Wesen oberflächlich vertraut, vermuthete, der Aufenthalt Grant's in Rom und seine rücksichtslosen Aeüßerungen über das Unhaltbare, Verderbliche, Faule im Wesen der katholischen Hierarchie habe ihm unerbittliche Feinde geschaffen, die im Geheim Alles aufböten, um den einflußreichen Mann entweder zu sich herüber zu ziehen oder ihn von seiner Familie, die ja dem Protestanten fern stand, nach und nach loszulösen. Ludwig Versmissen nahm ferner an, der verunglückte Seiltänzer habe dem Rathsherrn mündlich noch mehr eröffnen wollen, als die spärlichen Notizen ihm sagen konnten, und nur der unvermuthet schnell erfolgende Tod möge ihn an der Ausführung dieses löblichen Vorhabens verhindert haben.

Um nicht etwas Thörichtes oder seinem Cousin gar Nachtheiliges zu thun, entschloß sich der Maler, geschwäteweise den Lucchesen Alles das zu entlocken, was diesen von dem Rathsherrn so sehr bevorzugten Brüdern während ihres Aufenthaltes über die Familie seines Verwandten etwa bekannt worden sein möchte. Aus den Gesprächen mit Grant hatte er ja schon erfahren, daß die Gypsarbeiter wiederholt mit dem verschwundenen Maria Emanuele Frontelli verkehrten, diesem ihrem eigenen Landsmanne aber weniger Vertrauen schenkten, als der sanguinische Rathsherr, der sich von den Aeüßerungen des Fremdlings über die großen Vorgänge in Rom völlig bestechen ließ. Pater Lorchheimer kannte den Mann ebenfalls und wußte unbedingt mehr von ihm, als jeder Andere. Auch der Pater Salvatore Morazzi, der sich dem verstorbenen Seiltänzer gegenüber als ein Mann gezeigt hatte, welcher im Begriff stehe, der Mutterkirche für immer untreu zu werden, dem Rathsherrn aber als freisinniger Mann, als politischer Sendling entgegentrat und sich durch Briefe von Freunden Grant's bei diesem vollkommen legitimirte, stand mit Pater Lorchheimer in Verbindung.

Daß eine solche Verzweigung verschiedener Thätigkeiten auf keiner klaren sittlichen Basis ruhen könne, leuchtete Versmissen ein, und um den braven, redlich strebenden Vetter vor größerem Unglück zu bewahren, hielt er es für erlaubt, seine Zuflucht ebenfalls zu geheimen Mitteln zu nehmen, ohne sich dabei irgend einer unwürdigen oder gar schlechten Handlung schuldig zu machen.

Ludwig Versmissen's Gespräche mit den beiden Lucchesen führten, wenn nicht zu genügenden Aufklärungen, doch zu mancher Aeußerung, welche den Maler in seinem Verdacht nur bestärkte. Eine im Finstern schleichende Macht, welche Mathias Grant in der ehrlichen Geradheit seines Charakters gar nicht ahnte, legte heimlich Schlingen um seine Füße, in die er sich eines Tages verwickeln mußte. Ohne Zweifel ward von den Gegnern des Rathsherrn, dessen Freisinnigkeit Vielen ein Dorn im Auge war, nichts Anderes beabsichtigt, als die Untergrabung seines bürgerlichen Wohlstandes und seines ehrlichen Namens. Man mußte dem gefährlichen Manne die Macht rauben, welche in der modernen Gesellschaft das größte Ansehen hat. Ein materiell minirter Geschäftsmann, mochte er Andere auch geistig weit überragen, war Niemand gefährlich. Die Welt, vor Allem die gesellschaftliche, durch eine gewisse Bildung in sich geschlossene, einen Staat im Staate bildende Welt urtheilt weit mehr nach dem Schein, als die unverdorbene Menge, welche die Waffen der Afterbildung nicht zu handhaben versteht.

Als Ludwig Versmissen seiner Sache ziemlich gewiß zu sein glaubte und die ihm zu Gebote stehenden Mittel erschöpft waren, wartete er eine günstige Stunde ab, um mit seinem Cousin Rücksprache zu nehmen. Diese fand sich, wie die beiden Lucchesen den Rathsherrn mit dem fertigen Modell der katholischen Kirche überraschten, das später mit den sie umgebenden Ruinen in Gyps nachgebildet werden sollte.

Mathias Grant lobte die Arbeit der geschickten Italiener mit Sachkenntniß und ermahnte sie, in ihren künstlerischen Bestrebungen fortzufahren. Dann nahm er seinen Vetter bei Seite und fragte ihn: wie er es zu halten gedenke? Ob er allein abreisen oder die beiden Brüder mitnehmen wolle?

»Ich möchte es bald erfahren,« setzte er hinzu, »nur meine Vorkehrungen für die Zukunft treffen zu können. Nach Italien kann ich vor der Hand Dich nicht begleiten, aber verreisen werde ich doch. – Es sind mir Anerbietungen von Wichtigkeit gemacht worden, die wahrscheinlich schon nach Jahr und Tag zu einer Uebersiedelung führen. Ehe ich jedoch einen Entschluß fasse, muß ich das Terrain erst kennen lernen, auf dem ich später wirken soll. Mein vorläufiges Reiseziel wird vermuthlich Triest sein.«

»Auch ich würde meine Reiseroute dahin nehmen, müßte ich Grevenhusen nicht Wort halten,« erwiderte Versmissen. »Ueberhaupt habe ich mit diesem vielgereis'ten Gelehrten manches Wichtige zu besprechen. Ewig schade, daß Sie mit dem wackern Manne nicht auch noch einmal zusammentreffen können!«

»Später, mein Junge, später!« sagte der Rathsherr. »Man muß das Wichtigste immer zuerst thun.«

»Gewiß, Vetter, nur darf man über dem Wichtigsten auch nicht das vergessen, was uns früher einmal wichtig erschien.«

»Mit meinem Willen soll das auch nicht geschehen.«

Ludwig Versmissen lächelte.

»Dann spielt Ihnen Ihr mit zu vielen Dingen beschäftigtes Gedächtniß einen Streich, der Sie später doch ärgerlich machen könnte!« sagte er. »Bedenken Sie, welche Papiere ich noch von Ihnen in Händen habe! Sie haben dieselben nie wieder von mir zurückgefordert.«

»Ach, mein Junge,« versetzte Mathias Grant ziemlich sorglos, »vergessen hab' ich das Vermächtniß des armen Frontelli nicht, ich hatte nur keine Zeit, mich in der aufgeregten Gegenwart mit schattenhaften Gestalten zu beschäftigen, die ich auf keine Weise mir nahe zu rücken vermag. Ehe Du von mir gegangen wärest, hätte ich Dir die alten Papiere schon abgefordert! – Uebrigens wartete ich auf Dich und meinte immer, Du solltest mir einmal mittheilen, wie die ›Fulminanti‹ Montalto's auf Dich gewirkt haben! Mir, wie gesagt, kann zur Zeit weder Nutzen noch Schaden daraus erwachsen.«

»Und wenn Sie sich irrten, Vetter?«

»Diesmal kann ich mich nicht irren.«

»Es stehen sonderbare Dinge in den Fulminanti.«

»Ich wünschte, sie wären etwas verständlicher gehalten.«

»Ist Ihnen nicht ein Name aufgefallen, der einige Male darin vorkommt?«

»Mir sind nicht alle Namen mehr erinnerlich.«

»Die Marchesa Castalcaccio ist eine bekannte Persönlichkeit.«

»Kennst Du sie vielleicht?« fragte der aufmerksamer werdende Rathsherr.

»Zu meinem Bedauern muß ich diese Frage verneinen, Vetter,« erwiderte Versmissen, »wahrscheinlich aber haben Sie einige Male mit dieser interessanten Dame zu Nacht gespeist.«

Mathias Grant konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten. Er hob drohend den Finger gegen den Maler und sagte:

»Flüstere Leontine keine Thorheiten in's Ohr, Junge! Obwohl wir uns vor Liebe gerade nicht mehr mit Haut und Haar verschlingen, würde ich doch sehr spitze Redensarten hören müssen, hätte sie die geringste Ursache, mich in Verdacht zu haben, daß ich drüben über den Bergen verbotene Wege gewandelt wäre!«

Ludwig Versmissen mußte ebenfalls lachen.

»Sie mißverstehen mich gewaltig, Vetter,« gab er zur Antwort. »Die Dame, von der *ich* spreche, mag den Seelen derer, die häufig mit ihr verkehren, gefährlich werden, in anderer Weise verführt sie gewiß Niemand mehr. Ich habe nämlich Grund anzunehmen, daß sie in dem ehrwürdigen Alter steht, das man gewöhnlich Großmüttern beilegt. Die Marchesa Castalcaccio, auch die deutsche Marquise genannt, pflegt Landsleute, die sich längere Zeit in Rom aufhalten, in ihrem, wie man sagt, gastfreien und gemüthlichen Hause nach ächt norddeutscher Sitte mit Thee, Backwerk und Butterbrod zu bewirthen; Freund Grevenhusen hat die Abendcirkel dieser geistreichen Frau, wie er mir voll Begeisterung erzählte, ziemlich häufig besucht.«

»Grevenhusen!« wiederholte Mathias Grant. »Er war überhaupt sehr für geselliges Leben, was ich zu vermeiden suchte, um die Eindrücke der römischen Welt möglichst unmittelbar auf mich wirken zu lassen. Aus diesem Grunde habe ich persönliche Bekanntschaften in Rom nicht eigentlich gesucht, Anknüpfungen, die mich im Genießen des rein Gegenständlichen hätten stören können, sogar vermieden. Ich kann Dich also versichern, daß ich in Rom nicht einmal den Namen der Marchesa Castalcaccio gehört habe, wohl aber ward von der deutschen Marquise häufig gesprochen. Sie ist, wie deutsche Künstler behaupteten, eine durchtriebene, aber sehr leutselige Dame, die im Dienst des Jesuitenordens steht und für dessen Zwecke mit Eifer, großer Klugheit und außerordentlicher Ausdauer wirkt. Grund genug für mich, den Ketzer und Gegner aller Jesuiten und ihrer Werkzeuge, mich von dem Hause dieser schlangenzüngigen Intriguantin fern zu halten! Aber Du hast Recht, Ludwig! ... Gibt es der Marchesen Castalcaccio nicht etwa einige, so würden ihr die Schicksale der Familie Frontelli nicht unbekannt geblieben sein, und ich wäre allerdings gewillt, mich unter der Hand nach diesen zu erkundigen.«

»Sobald ich Rom wieder betrete,« sagte Versmissen, »lasse ich mich bei der deutschen Marquise melden. Die Empfehlung, welche Freund Grevenhusen mir mitzugeben versprochen hat, wird mir die Thür der alten Dame schon öffnen, und es müßte doch sonderbar zugehen, wenn ich, gewarnt und argwöhnisch, wie ich bin, nicht etwas von ihren Geheimnissen und ihren Verbindungen

erlauschen sollte! . . . Nur sein Sie hier, lieber Vetter, auf der Hut, und trauen Sie dem Landfrieden nicht zu sehr! . . . Gewisse Leute wollen Ihnen nicht wohl. . . . Das müssen Sie aus dem Vermächtniß Frontelli-Montalto's doch herausgelesen haben, das ich Ihnen morgen wieder zurückgeben werde.«

»Es gab bisweilen Augenblicke, wo ich mich von ähnlichen Voraussetzungen ängstlich machen ließ,« versetzte Mathias Grant, »lange indeß habe ich mich solchen Befürchtungen doch nicht hingeeben. Ich weiß keinen rechten Grund ausfindig zu machen, der etwaigen religiösen oder politischen Gegnern zu so heimlich angelegten Verfolgungen Anlaß geben könnte. Eine eigentlich politische Stellung im Staate nehme ich nicht ein, eine politische Rolle zu spielen fühlte ich bis jetzt keinen Drang in mir. Und auch als geistiger Agitator kann ich meinen Gegnern nicht so gefährlich erscheinen, daß sie mich heimlich verfolgen müßten. Aus meinen Gesinnungen mache ich ja gegen Niemand ein Hehl. Ich bin also ein Feind mit offenem Visir, ein Feind, der weder Panzer noch Schild führt, um etwa ihm zuge dachte Streiche stets pariren zu können.«

»Aber Sie besitzen einen großen Anhang, Vetter,« warf Ludwig Versmissen ein. »Sie haben es oft genug ausgesprochen, daß Sie nichts sehnlicher wünschen, als eine Regeneration des Urchristenthums, und daß Sie diese so lange für unmöglich, ja für unausführbar erachten, als der Vatican die uneinnehmbare Burg der katholischen

Kirche, ja die Zwingburg der ganzen katholischen Welt ist und bleibt!«

»Nun ja,« sagte Grant, das helle Auge frei aufschlagend und mit stolzem Selbstbewußtsein um sich blickend. »Warum soll ich mit meinen innersten Gedanken zurückhalten? Es ist heilige Pflicht jedes Ehrenmannes, für seine Ueberzeugung zu kämpfen und etwas zu wagen. Lassen wir uns mit bloßen Wünschen genügen, so kommen wir nie und nimmer vorwärts! Ich bin kein Freund ungestümen und unvorsichtigen Dreinschlagens, aber günstige Zeitpunkte zum Handeln lasse ich nicht gern unbenutzt vorübergehen. . . . Lebte ich jenseits der Berge, so träte ich wohl anders auf, hier, wo die Herrschaft des Pfaffen thums längst gebrochen ist, braucht man nicht ängstlich zu sein. Hindern uns Agitatoren für den Fortschritt in Staat und Kirche, im politischen, wie im religiösen Leben die Regierungen nicht, etwa, – vor den Hemmnissen, die uns die Klericalen bereiten könnten und ganz gewiß auch möchten, ist mir nicht bange.«

Ludwig schwieg. Er hielt es nicht für Recht, einen so edeldenkenden, so ohne alle Hintergedanken ein großes Ziel verfolgenden Mann durch kleinliche Einreden zu entmuthigen. Obwohl er dem Rathsherrn auch jetzt, wie schon früher in Rom, nicht immer beistimmen konnte, mochte er ihm doch auch nicht widersprechen, weil es ihm einleuchtete, daß Grant immer nur das Rechte, wenn schon in etwas schroffer Form, wolle.

»Schlagen Sie wenigstens meine wohlgemeinten Worte nicht ganz in den Wind, Vetter!« sprach er. »Ihr ernster

und reiner Wille wird Sie gewiß dann auch das Richtige finden lassen. Nächster Tage schreibe ich an Grevenhusen, um ihm mein baldiges Eintreffen anzukündigen. Dann will ich auch schließlich noch Fräulein von Seidenblatt besuchen. Muhme Ohrdruf ist ganz böse, daß ich ihr nicht schon ein Langes und Breites über ihre Jugendfreundin gemeldet habe. Erzürnen aber darf ich mir die gute Muhme nicht, denn« – er machte eine bezeichnende Handbewegung – sie hat mich meiner Liebenswürdigkeit wegen in's Herz geschlossen! Das aber ist einer Gegenliebe werth.«

Mathias Grant billigte den Vorsatz des Malers, ermahnte ihn, das liegen gebliebene Portrait Felicia's vor seiner Abreise noch zu vollenden, und empfahl ihm bezüglich des unter ihnen verhandelten Gegenstandes Schweigen gegen Freund und Feind.

ZEHNTES KAPITEL. UEBERRASCHENDER NACHWEIS.

Emerentia von Seidenblatt hatte seit einigen Tagen ihren Schülerinnen Ferien gegeben. Sie litt an gichtischen Gesichtsschmerzen und befand sich in Folge dieses Leidens nicht in bester Stimmung. Trotzdem brauchte sie ihrer Gewohnheit nach keinen Arzt, sondern verordnete sich selbst diejenigen Mittel, die sie zur Linderung ihres fatalen Zustandes für die geeignetsten hielt.

Im Sopha ihres Wohnzimmers lehnend, hüllte den Kopf des alten Fräuleins ein großes Tuch dergestalt ein, daß wenig mehr von ihrem Gesicht als Augen, Mund und die dünne spitze Nase zu sehen war. Emerentia hatte

sich selbst ein halbes Dutzend ihrer Lieblingsthier verordnet, und ruhte jetzt, von den peinigenden Schmerzen und dem Blutverluste erschöpft, ihren Gedanken nachhängend aus.

Da ließ sich der Maler Ludwig Versmissen durch das Hausmädchen anmelden.

Der Cousin Grant's wollte, als er von dem Mädchen hörte, daß Fräulein von Seidenblatt leidend sei, unangemeldet sich wieder entfernen. Das aber gestattete die ängstliche Dienerin nicht, da ihr das Abweisen eines Besuches ihre Stelle bei dem sehr eigensinnigen Fräulein gekostet haben würde.

»Versmissen?« sagte Emerentia, das meldende Mädchen mit durchbohrend kaltem Blicke ansehend. »Jung oder alt?«

»Herr Versmissen ist ein schöner, junger Mann,« fuhr das Mädchen wohlgefällig lächelnd fort. »Und er trägt sich so besonders.«

»Wie besonders?« fragte das Fräulein mürrisch. »Personen von Deiner Gattung müssen gar nicht wissen, wie Männer aussehen!«

»Mein Gott,« fiel das Mädchen ein, »wenn ich das nicht wüßte, würden mich das gnädige Fräulein gewiß sehr ungnädig nach der so eben an mich gerichteten Frage angesehen haben.«

Emerentia von Seidenblatt rollte ihre großen, grauen Augen in erschreckender Weise, streckte die hagere Hand gegen die Dienerin aus und herrschte ihr gebieterisch zu:

»Vorlassen! dann in die Küche gehen und nicht horchen!«

Das Mädchen entfernte sich schweigend und Ludwig Versmissen trat, angethan mit seinem römischen Sammetrocke, in das Zimmer der Dame, die er kennen zu lernen schon längst gewünscht hatte, obwohl ihn ein unklares Etwas immer wieder von seinem Vorsatze abbrachte.

»Bitte, Platz zu nehmen, junger Herr – mir gegenüber,« sagte das Fräulein, ohne den eingehüllten Kopf zu bewegen. »Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so ungebührlich zu empfangen durch Unwohlsein genöthigt bin. Was verschafft mir die Ehre . . . «

Emerentia beendigte den Satz nicht, vielleicht weil der ideale Kopf Versmissens, der ihr jetzt erst sichtbar wurde, sie zu sehr überraschte. Nicht geringer war der Eindruck, welchen der Anblick des Fräuleins auf den Maler machte. Dieser blieb wie gebannt stehen und seine Blicke klammerten sich dergestalt fest an das Antlitz Emerentia's, daß diese davon betroffen ward und in Verwirrung gerieth.

»Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?« rief Emerentia von Seidenblatt, auch ihrerseits den fremden Maler mit mißtrauischem Auge messend.

»Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,« versetzte schnell gefaßt Ludwig Versmissen. »Eine wunderbare Aehnlichkeit, die vielleicht nur in meiner Erinnerung liegt, ließ mich einige Augenblicke die Gesetze der Höflichkeit vergessen. Ich glaubte Ihnen vor Jahr und Tag weit, weit von hier schon einmal begegnet zu sein. . . . Jetzt sehe

ich meinen Irrthum ein und bitte nochmals um Entschuldigung.«

Emerentia's Züge wurden milder. Sie ging auf die Bemerkung Versmissen's nicht weiter ein, sondern wiederholte die zuerst an ihn gerichtete Frage in Bezug auf die Veranlassung seines Besuches.

»Ich habe Ihnen Grüße einer Freundin, einer Verwandten von mir zu überbringen,« sagte der Maler.

»Von einer Freundin?« wiederholte das Fräulein. »Mir Grüße von einer Freundin? ... Ich hatte nie Freundinnen!«

»Dann würden Sie ja sehr unglücklich gewesen sein.«

»Im Gegentheil! Wer keine Freunde besitzt, bleibt immer ganz unabhängig. Er braucht sich nie vor Andern zu bücken und ist sich immer selbst genug.«

»Nur sehr charakterstarke Individuen sind dazu befähigt.«

»Nehmen Sie an, ich sei eine solche Ausnahmeperson,« fuhr Emerentia selbstgefällig fort. »Wer aber bildet sich denn ein, mich Freundin nennen zu dürfen?«

»Sibylle Ohrdruf, meine sehr liebe und noch immer ganz muntere Muhme,« sagte lächelnd Versmissen. »Sie hat mir viele herzliche Grüße an Sie aufgetragen und mir auf die Seele gebunden, Ihnen dieselben persönlich zu überbringen.«

»Falsch!« rief Emerentia aus. »Sie geben Ihre Grüße an eine falsche Adresse ab! Sibylle Ohrdruf war die Gespielin meiner Schwester Monica.«

»Hoffentlich befindet sich dieselbe noch am Leben,« versetzte der Maler, »und Sie können mir sagen, wo ich die Freundin meiner würdigen Muhme treffen kann?«

Emerentia von Seidenblatt vergaß ihr schmerzhaftes Leiden und richtete sich mit einer hastigen Bewegung auf.

»Nein!« sprach sie hart. »Monica von Seidenblatt ist für mich gestorben. Sie hat sich unwürdig benommen und unserer unbescholtenen Familie Schande gemacht!«

Ludwig Versmissen hatte eine derartige Antwort erwartet, da er der Worte Grant's gedachte, allein die Persönlichkeit des originellen Fräuleins besaß für ihn eine zu große Anziehungskraft gerade in ihrem herben, abstoßenden Wesen, so daß er noch einige Zeit bei ihr zu verweilen beschloß, selbst auf die Gefahr hin, die Eigensinnige, Leidende könne ihm ohne Umstände die Thür weisen.

»Das bedaure ich unendlich!« sprach er herabgestimmt. »Meine wohlwollende Muhme hat mir von ihrer besten Jugendfreundin so viel Liebenswürdiges erzählt, daß ich selbst durch diese Mittheilungen ganz von derselben eingenommen wurde. Ließe sich nur eine Spur ermitteln, der ich folgen könnte, um sie vielleicht später noch einmal zu entdecken! ... Sollten Sie, gnädiges Fräulein, gar nicht wissen ... «

»Ich will nichts wissen,« unterbrach Emerentia den Sprechenden. »Liegt Ihnen aber sehr viel daran, die Grüße Ihrer sehr geschätzten Muhme an Monica abzugeben, so ... so ... «

»Bitte, gnädiges Fräulein,« fiel Ludwig Versmissen der Zaudernden in's Wort, »entziehen Sie mir Ihr Vertrauen nicht! Man hat mir gesagt, daß Sie tiefe Menschenkenntniß besitzen und daß Sie namentlich der Jugend Ihr Herz eben so gern erschließen, als Sie Ihre reichen Kenntnisse, den unerschöpflichen Schatz Ihrer Erfahrungen lehrend mit der Jugend theilen.«

Wiederum traf ein mißtrauischer Blick das Auge des Malers, zugleich aber zuckte um die eingefallenen Lippen der Geschmeichelten ein wohlgefälliges Lächeln.

»Ich weiß in der That nicht, ob ich Recht thue,« sprach Emerentia, »wenn ich Ihnen behilflich bin, Monica von Seidenblatt, die freilich diesen Ehrennamen schon längst abgelegt haben wird, aufzusuchen. Ihr Wesen, Ihre Höflichkeit gefällt mir. Wenn Sie sich nur nicht scheuen, eine Persönlichkeit, von der nicht Alle gut sprechen, fragen zu wollen, so könnten Sie vielleicht über das Verbleiben dieser Unwürdigen etwas Näheres erfahren.«

Emerentia zögerte von Neuem und bemühte sich die Gedanken des Malers in dessen Augen zu lesen. Ludwig Versmissens Blicke ruhten neugierig auf der Sprechenden.

»Kennen Sie den Pater Lorchheimer?« fuhr sie fort.

Versmissen stand auf. »Ich bin ihm neulich begegnet,« sagte er zerstreut.

»Pater Lorchheimer *kann* Ihre Frage beantworten, wenn er *will*,« fuhr Emerentia fort, wieder in ihren etwas grollend klingenden Redeton verfallend, »nur dürfen Sie nicht sagen, daß Sie von mir kommen.«

»Aber wen, meine Gnädigste, wen anders soll ich als meinen Führer dem Herrn Pater bezeichnen?« fragte Versmissen mit wachsender Ungeduld.

»Sie lebten einige Zeit in Italien?« fragte das Fräulein.

»Mehrere Jahre,« erwiderte der Maler.

»Dann ist Ihnen auch geholfen,« fuhr Emerentia von Seidenblatt fort. »Sagen Sie dreist, Signor Morazzi sei ein Bekannter von Ihnen. . . .«

»Wer!« rief Versmissen ganz bestürzt.

Das Fräulein lächelte unheimlich.

»Signor Salvatore Morazzi,« wiederholte sie mit fester Stimme. »Wenn Sie auch lügen, in diesem Falle schadet es nichts . . . Bleiben Sie ruhig dabei, Sie *müßten* Monica von Seidenblatt persönlich Grüße überbringen, und Pater Lorchheimer wird Ihnen, falls die Genannte noch am Leben ist, was ich glaube, deren Adresse nicht vorenthalten. Sie entschuldigen . . .«

Während Ludwig Versmissen Emerentia ein zweites Mal wie verzaubert anblickte, lös'te diese das ihr Gesicht verhüllende Tuch, verließ das Sopha, öffnete einen Wandschrank und entnahm diesem ein Glas mit Blutigel.

Der Maler wartete das fernere Thun des Fräuleins, das sich vor seinen Augen in eine Sibylle verwandelte, nicht ab. Er verbeugte sich und empfahl sich mit einigen stotternd gesprochenen Worten. Als er die Thür hinter sich zudrückte, glaubte er ein heiseres Lachen zu hören. Doch konnte es auch das Rollen des eigenen Blutes sein, das zuletzt in fieberhafte Wallung gerathen war.

Vor der Hausthür Emerentia's von Seidenblatt rastete Versmissen eine kleine Weile. Dann schritt er eilig durch die Straßen, betrat die Wohnung seines Veters, ging auf sein Zimmer und schrieb einige Zeilen an Pater Lorchheimer. Diese übergab er Cesare Maffei mit der Bitte, das Billet seiner Hochwürden zu überbringen und auf Antwort zu warten.

Der gefällige Lucchese erfüllte gern den Wunsch des befreundeten Malers. Schon nach viertelstündigem Harren erreichte Versmissen die Antwort des orthodoxen Pfarrers. Sie lautete:

»Monsignore Tommaso Vestucci, Hausprälat Sr. Heiligkeit, des in Gott ruhenden Papstes Gregor XVI., weiß allein über das Verbleiben der erwähnten Dame Aufschluß zu geben.«

Ludwig Versmissen befühlte sich den Kopf, um sich zu vergewissern, daß er wirklich wache. Dann verbarg er das erhaltene Billet in sein Notizbuch. An demselben Tage erklärte er beim Abendessen Mathias Grant, daß er binnen wenigen Tagen nach Ostfriesland abreisen und bei Grevenhusen die Gebrüder Maffei erwarten werde. »Ende September muß ich wieder in Rom sein,« sagte er. »Ich halte es hier nicht mehr länger aus.«

»Beneidenswerther Glücklicher!« erwiderte der Rathsherr. »Es wäre Thorheit, wollte ich Dich zurückhalten! Reise also in Gottes Namen, schreibe mir oft, gedenke mein in Liebe und bestelle mir für die Zukunft irgendwo in der Umgegend des Quirinal Quartier. In Jahresfrist,

hoffe ich, schütteln wir uns auf dem Monte Cavallo, von Glück berauscht, selig die Hände. *A rivederci in Roma!*«

DRITTES BUCH. DAS HAUS AM TARPEJISCHEN FELSEN.

ERSTES KAPITEL. IM MARSCHHOFE.

Grevenhusen saß zur Seite des hohen Kamins im Familienzimmer seines alten Marschhofes. Ueber dem Kamin hingen zwei große Wedel aus Pfauen- und Straußenfedern, ein seltsam geformter Spiegel nebst fein gearbeiteten japanischen Fächern. Endlich verzierten zwei Figuren aus gebranntem Thon von höchst wunderlichem Aussehen den Sims. Alle Wände des beträchtlich großen, nicht aber sehr hohen Wohngemaches waren mit Kacheln ausgelegt, deren verschiedenartige Zeichnungen den Betrachtenden mannichfach beschäftigen konnten. Da gab es Schiffe mit gerefften und mit vollen Segeln, Baum- und Thiergruppen, landschaftliche Darstellungen, Kirchen, Tempel, Pagoden. Der Erbauer dieses Zimmers mußte – das sah man auf den ersten Blick – weit in der Welt herumgekommen sein, und viele Länder und Völker kennen gelernt haben.

Das Auge des Hausherrn ruhte sinnend auf diesem bunten Kachelschmuck der Wände, der im schwach zitternden Widerschein des brennenden Kaminfeuers sich bald da, bald dort zu bewegen schien. Er hatte in Zeitungen gelesen, die jetzt neben verschiedenen Büchern und Karten auf dem nahen Tische lagen.

Im Zimmer war es ganz still. Nur der regelmäßige Schlag der großen Pendeluhr, die auf der andern Seite des Kamins stand, unterbrach die anscheinende Ruhe. Draußen aber rüttelte der Märzsturm an den Fenstern; und ein dumpfes, hohles, bald stark anschwellendes, bald wieder abnehmendes Geräusch verrieth die Nähe der See, die ihre Brandungswogen gegen die hohen Deiche rollte.

Der reiche Hofbesitzer ward in seinen Gedanken durch den Eintritt eines schlanken, vollen Mädchens unterbrochen, das einen Bilderrahmen trug. Es war Hertha, Grevenhusens Tochter, die mehr durch Ernst, als durch die Schönheit ihrer regelmäßigen, aber kalten Züge imponirte.

»Allein?« redete der Vater die Tochter an. »Wo ist unser Freund geblieben?«

»Auf dem Deiche, Vater,« erwiderte Hertha, indem sie den Rahmen gegen die Wand lehnte. »Die See bricht wunderbar schön, und wenn ab und zu ein Sonnenstrahl in die Brandung und auf die breiten heranrollenden grauen Wogen fällt, ist's ein Anblick zum Entzücken. Man kann sich nur schwer auf dem Deiche halten, ich wäre sonst auch noch eine Zeit lang ausgeblieben.«

»Beharrt unser Freund auf seinem Entschlusse?« fragte Grevenhusen die Tochter.

»Er müsse endlich aufbrechen, behauptet er,« versetzte Hertha. »Er sei das uns, seinen Verwandten und sich selbst schuldig.«

Grevenhusen hob den sinnend gesenkten Kopf und blickte die Tochter an.

»Und Du?« fuhr er fort. »Wie beurtheilst Du den Entschluß unseres bisherigen Hausgenossen?«

»Ich finde, daß er Recht hat, Vater,« sagte Hertha. »Ein längeres Verweilen in unserer so öden Gegend könnte seiner künstlerischen Entwicklung störend werden.«

»Meinst Du? Er war ja doch fleißig die Monate her. Das Gemälde von dem Schiffbruche des Hakon Jarl, das er uns zum Andenken zurücklassen will, beweis't, daß er seine Zeit gut benutzt und die Natur der Nordsee mit glücklichem Auge erkannt hat. Es machte einem Marine-maler vom Fach wahrhaftig keine Schande!«

»Ich muß ihm dennoch Recht geben,« versetzte Hertha fest, während ihr Blick sich senkte.

»Du wirst ihn aber vermissen,« sagte Grevenhusen, »denn wie ich schon erwähnt habe, kann unter den jetzigen Verhältnissen aus unserer Reise nichts werden.«

»Ich weiß es, Vater, und ich finde mich auch drein.«

»Daran zweifle ich nicht, mein Kind! Es thut mir nur leid, daß uns ein so schön angelegter Plan, der unsern Freund eigentlich ganz allein hier so lange festhielt, nun so plötzlich und noch dazu durch Ereignisse, die Niemand voraussehen konnte, zerstört werden muß.«

Hertha zwang sich zu lächeln.

»Die Abreise Versmissen's verstimmt Dich mehr als mich, Vater, gesteh' es nur!« sprach sie, das dunkelblaue Auge wieder zu diesem erhebend. »Du magst nicht mehr

ohne ihn sein. . . . Er ist Dir nöthig, ja unentbehrlich geworden. . . . Und wenn ich auch seinen Erzählungen immer ein sehr aufmerksames Ohr geliehen habe, wird es mir doch schwerlich glücken, sie Dir so zu wiederholen, wie Versmissen es verstand.«

Grevenhusen bewegte beistimmend sein Haupt.

»Freilich, freilich,« sprach er. »Es wird uns geraume Zeit etwas einsam vorkommen hinter dem Deiche, wenn Ludwig aufbricht. Wir sind beide durch ihn verwöhnt worden. . . . Aber wer weiß, was geschieht! . . . Noch glaube ich nicht recht, daß er seinen Vorsatz ausführt, auch wenn er den besten Willen dazu hat. . . . Die Verhältnisse werden stärker sein. Darum habe ich die leise Hoffnung, wenn er jenseits der Alpen eine Tagereise zurückgelegt hat, kehrt er wieder um. Daß er dann aber nicht nach Pommern geht, sondern zu uns kommt, sagt mir mein Herz und – und – sein Auge!«

Hertha erwiderte keine Sylbe auf diese Aeüßerungen ihres Vaters, da jetzt der Gegenstand ihres Gespräches unter der Thür erschien. Das lange braune Haar vom Winde zerzaus't, hing ihm wirr um das geröthete Gesicht, sein Auge aber war klar und ruhte mit Wohlgefallen auf Hertha.

»Ich höre so eben, daß Sie eigensinniger sind, als ich glaubte,« sprach Grevenhusen, dem Maler die Hand zum Gruße reichend. »Abrathen will und kann ich Ihnen nicht; denn wenn den Menschen ein mächtiger Drang erfaßt, den weder Nachdenken, noch Bitten Anderer bewältigen können, so ist es ein Schicksal, das ihn ruft.

Darum, lieber Freund, lasse ich Sie in Frieden ziehen und gebe Ihnen aufrichtige Segenswünsche noch mit als Geleit. Nur müssen Sie mir und Ihrer Schülerin da, der Sie ja einiges Talent für die Kunst zuerkennen, versprechen, daß Sie nicht für immer von uns Abschied nehmen wollen. . . .«

»Und wie gern verspreche ich das!« fiel Ludwig Vermissen ein, die eine Hand Hertha, die andere deren Vater reichend.

Grevenhusen nahm sie nicht, sondern fuhr fort:

»Nicht so eilig, junger Freund! Ich bin noch nicht zu Ende! . . . Gesetzt, Sie fänden es drüben anders als Sie jetzt glauben, so zögern Sie nicht, sich gegen mich offen auszusprechen. Ueberhaupt verlange ich, daß wir brieflich mit einander verkehren! Und endlich wünsche ich, daß, erreichen Sie wirklich das Ziel Ihrer Reise, Sie unseres Gedankenaustausches eingedenk bleiben und auf den Bahnen weiter wandeln, die wir Beide für die allein richtigen nach längerem Prüfen erkannt habe.«

»Sie sollen mit mir zufrieden sein,« erwiderte Vermissen, die Haare aus der hellen Stirn streichend und seinem wohlwollenden Gastfreunde zum zweiten Male die Hand reichend. »Wie gern ich bei Ihnen geblieben bin, dafür zeugt, daß ich einen Monat, den ich für meinen hiesigen Aufenthalt ursprünglich bestimmt hatte, zu beinahe einem Jahre ausdehnte! . . . Ich fühlte mich wohl und heimisch, und ich durfte es wagen, länger bei Ihnen zu bleiben, weil ich Ihnen Recht geben mußte.«

»Leider irrte ich mich doch,« fiel Grevenhusen ein, »und dieser Irrthum beraubt mich nun Ihrer mir so lieben Gesellschaft!«

Hertha schlug die Augen wieder zu Boden und Versmissen strich sich nachdenklich über die Stirn.

»Hätten Sie denn nicht Lust, wenigstens die Schweiz zu besuchen, und etwa vom Splügen herab meine aufmerksame Schülerin einen Blick auf den Comersee und die Brianza werfen zu lassen?« sagte er.

»Damit sich ein Weh einnistete in mein Herz, das mir die Luft der Heimath späterhin verpestete?« entgegnete Grevenhusen. »Nein, nein! Ich will mich selbst nicht versuchen! . . . Muß geschieden sein, so ersteigen wir ein letztes Mal zusammen den Deich und schütteln uns im Angesicht des ewigen heiligen Meeres zum letzten Grusse die Hand.«

Ludwig Versmissen sah Hertha freundlich an.

»So sei es!« sprach er entschlossen. »Ich fühl' es, was ich thue, wird das Rechte sein.«

»Es ist das Rechte,« bekräftigte scheinbar ohne Bewegung das junge Mädchen. »Halten Sie nur Wort, so werden wir auch getrennt uns niemals vereinsamt fühlen.«

»Gut, gut,« fiel Grevenhusen ein. »Wir wollen jetzt nicht weiter davon sprechen. Wann gedenken Sie Ihr Bündel zu schnüren?«

»Sobald ich Nachricht von Vetter Grant erhalte,« sagte Versmissen. »Der brave Mann scheint sich doch bereden

zu lassen, oder ist es die lockende Aussicht großen Gewinnes, die ihn verleitet, seine sichere, unabhängige Stellung mit einer zwar sehr einflußreichen, immerhin aber auch abhängigen und noch dazu sehr verantwortlichen zu vertauschen. Sein nächster Brief muß Entscheidendes bringen. Unterhandeln ließ sich nicht mehr, das hat mir Grant schon letzthin gemeldet. Also entweder tritt dauernde Einigung oder völlige Trennung und zwar für immer ein.«

»Welchen Weg gedenken Sie diesmal einzuschlagen?« fragte Grevenhusen.

»Den nächsten,« sprach munter der Maler. »Die nächsten Wege bleiben doch immer die besten.«

»Und ich wünsche von Herzen, daß jeder Weg Sie glücklich vor die Thore der heiligen Stadt führen mag!« sagte der Ostfrieser. »Was Ihnen dort, besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen nützen kann, habe ich wohl in Erwägung gezogen. Leider kennen wir Beide das Terrain nicht mehr. Darum sein Sie behutsam, Freund, und damit Sie es lernen, gehen Sie nicht achtlos am tarpejischen Felsen vorüber! ... Sehen Sie,« fuhr er fort, einen Brief dem Freunde zeigend, »gedacht habe ich schon längere Zeit an Sie! ... Diese Zeilen schrieb ich damals, als der lucchesische Gypsarbeiter Sie mir entführen wollte! ... Damals hielt Sie noch die See und das unentwickelte Talent Hertha's, das Sie doch nicht so ganz vernachlässigen wollten. ... Ich durfte mein Schreiben an die deutsche Marquise ruhig in die Briefftasche legen. ... Der

Lucchese reiste allein. . . . In Rom werden Sie ihn ohne Zweifel wieder finden.«

Ludwig Versmissen wäre beinahe unschlüssig geworden, als er den Brief mit der Adresse der Marchesa von Castelvaccio in seinen Händen hielt. Eine ganze Reihe von Namen tanzte vor seinen Augen. Er mußte an Matthias Grant, an Emerentia von Seidenblatt, an Lorchheimer, Morazzi und noch viele andere Personen, die er mit Augen gesehen hatte, denken, und über die glänzenden Kuppeln der ewigen Stadt legte sich plötzlich eine finstere Wolke, in deren Schooße sich auch unheilvolle Blitze für ihn verbergen konnten.

Grevenhusen ahnte, was in der Brust des jungen Freundes vorgehen mochte, allein es widerstritt seiner innersten Ueberzeugung, ihm nochmals von seinem Vorhaben abzurathen.

»Kehren Sie auf halbem Wege um, so begraben Sie diese Worte in irgend einem Wasser Italiens,« fuhr er fort. »Ich mag den Brief nicht wieder mit Augen sehen. Betreten Sie aber das geschwärzte kleine Haus am Fuße des tarpejischen Felsen, so halten Sie den Kopf hoch, die Ohren offen, und beim Sprechen wägen Sie Ihre Worte! Am Leben finden Sie die deutsche Marquise noch, das weiß ich, ihre Cirkel aber mögen gegenwärtig für Nichtkatholiken gefährlicher sein, als vor einigen Jahren.«

Gerade diese letztere Bemerkung befestigte den Maler wieder in seinem Entschlusse. Mit einer raschen Handbewegung steckte er das Schreiben Grevenhusen's ein und sagte fest:

»Furchtlos und treu! dieser Wahlspruch, den seit Kurzem wohl viele Tausende auch in unserm gewaltig aufgeregten Vaterlande auf ihr Banner schreiben, wird mir, wo immer das Schicksal mich hinführt, als schützender Talisman dienen.«

Darauf ergriff er den Bilderrahmen, welchen Hertha vorhin an die Wand gelehnt hatte. Er umgab ein Oelgemälde, das einen Seesturm darstellte. In dem hochgegiebelten langen Gebäude hinter dem Deiche war der alte Marschhof Grevenhusen's leicht zu erkennen. Draußen auf dem von Sturzseen gepeitschten Watt lag ein entmastetes Schiff, auf dessen Quarterdeck eine junge Frau kniete und mit verzweiflungsvoller Gebehrd ihre Hände nach dem nahen Lande ausstreckte. Ein kleines Kind hing am Hals der Mutter und kehrte, ebenfalls entsetzt, das runde Gesichtchen dem Deiche zu. Mit der Brandung kämpften einige Lootsenboote, von denen eins halb unter Wasser lag. Es war der von Ludwig Versmissen gemalte Schiffbruch der norwegischen Fregatte ›Hakon Jarl‹, der auf dem Marschhofe bleiben sollte, und für welchen der geschickte Maler jetzt mit Hilfe Hertha's einen passenden Platz in dem alterthümlichen Familienzimmer aussuchte.

ZWEITES KAPITEL. EIN ABSCHIED.

Das eben Erzählte trug sich Mitte März zu im Jahre 1848. Die Februarrevolution in Paris mit ihren ungeheuern, von Niemand geahnten Folgen versetzte bereits halb Europa in fieberhafte Bewegung, und an den Zuckungen, die sich in allen Staaten, hier stärker, dort in geringerem

Grade bemerkbar machten, kündigten sich schon jene Erschütterungen an, die wenige Monate später zu erbitterten Kämpfen und zu beklagendwerthen Blutthaten führten.

Unser junger Freund, von Grevenhusen's anregendem Umgange und Hertha's sinnigem Wesen festgehalten hatte seinen Aufenthalt bei dem ihm lieb gewordenen Freunde immer auf's Neue verlängert. Dreimal hatte er schon eingepackt, kam aber der festgesetzte Tag der Abreise heran, so ließ er es nicht nur geschehen, daß Hertha den Koffer wieder auspacken durfte, er half sogar selbst ganz behende der schönen Tochter des Hauses scherzend bei dieser angenehmen Beschäftigung, und waren die Reiseutensilien wieder bei Seite gestellt, so saß Ludwig Vermissen fester denn je auf dem alten, geräumigen Marschhofe, der lange nicht so verfallen war, wie Grevenhusen ihn dem Maler vor Jahr und Tag geschildert hatte.

Nach jedem solchen Fluchtversuche – denn einen andern Namen verdienten die gescheiterten Anläufe Vermissen's zum Abreisen nicht – trat der Bleibende in neue, mit großer Lebendigkeit fortgeführte Unterhandlungen, welche zum Zweck hatten, den Herrn des Hofes und dessen anmuthige Tochter zu einem zweiten Aufbruche nach Italien zu bewegen.

Es fehlte dem Maler nicht an Gründen, die für Grevenhusen viel Verführerisches hatten. Auch sah man Hertha das Verlangen an, die herrlichen Gegenden und die

wunderbaren Kunsterzeugnisse, von denen sie fast täglich sprechen hörte, auch einmal mit eigenen Augen betrachten zu mögen. Immer aber scheiterten die Pläne Versmissen's an Grevenhusen's Ausspruche: »Ich würde es bereuen, wenn ich mich von Dir verlocken ließe.«

Dem vereinten Drängen Ludwig's und Hertha's kam indeß der unabhängige Mann zuletzt doch auf halbem Wege entgegen, indem er dem Maler versprach, ihn im Beginn des Frühlings bis Genua zu begleiten. Schon waren alle Vorbereitungen zu dieser Reise getroffen, als die Umwälzung in Paris mit *einem* Schlage alles Bestehende in Frage stellte.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir, welchen Eindruck diese Vorgänge auf Grevenhusen machten und wie die an Alter so ungleichen Freunde sich zu einer Trennung auf unbestimmte Zeit entschlossen.

Bald darauf langte ein Brief von Mathias Grant an. Dieser enthielt die Mittheilung des Rathsherrn an seinen Vetter, daß er seine bisherige Stellung quittire, das ihm gemachte Anerbieten annehme und unter den ehrenvollsten, für ihn persönlich äußerst vortheilhaften Bedingungen an die Spitze eines Unternehmens trete, welchem im Stillen die Regierung große Mittel zur Verfügung gestellt habe.

Der Brief Grant's war in froh bewegter Stimmung geschrieben. Ludwig Versmissen las aus jedem einzelne Satze das Jauchzen des bevorzugten Veters heraus, der unerwartet kleinlichen Verhältnissen und beschränkten Umgebungen entrückt und auf einen Posten gestellt ward,

der seinen Wünschen eben so sehr wie seinen Fähigkeiten und geistigen Bedürfnissen entsprach.

»Ich sehe diesen Ruf, den ich nicht gesucht und nie erwartet habe, für einen Wink des Schicksals an, dem ich folgen muß,« schloß Mathias Grant das ziemlich lang gerathene Schreiben. »Bin ich einem Dritten vielleicht verpflichtet, so kann dieser Dritte nur der Banquier Peregrin Guttmann sein. Durch seine Hände wenigstens gehen die Summen, die mir Seitens der Regierung zugestellt werden. Die Sache war lange schon eingeleitet, zum Abschluß gedieh sie kurz vor dem Sturme, der wieder einmal in der kurzen Spanne Zeit von drei Tagen eine ganze Dynastie vom Throne gestürzt, in die Verbannung, vielleicht in's Elend gejagt hat. Welche Folgen wird dieser Sturm für Europa, für Deutschland, für Italien haben? ... Mir zittert die Hand vor freudigem Herzbeben, wenn ich meinen Gedanken mich überlasse! ... Ich hoffe in alle Wege und habe noch nie so muthvoll dem Nächstkommenden entgegen gesehen! ... Daß Du endlich zurückeilst nach Rom, ist für mich Seelenerquickung. Rom liegt mir näher und mehr noch am Herzen als die eigene Heimath. ... Ich kann in meiner zukünftigen Stellung, wenn die Dinge sich naturgemäß entwickeln, auf die großen Fragen, die mich schon längst beschäftigen, mehr Einfluß haben, als ich mir jemals zutrauen durfte. ... Ein freisinniger Papst, an dessen Segen sich die Fackel der Freiheit, der Volksherrschaft in edelstem Sinne entzünden zu wollen scheint, muß und wird in diesem Augenblicke Wunder wirken, an die er wahrscheinlich jetzt

noch selbst nicht glaubt! ... Antworte bald und entfliehe den kalten grauen Nebeln des Nordens. ... Felicia läßt Dich herzlich grüßen, auch Cesare Maffei. Leontine schweigt und grollt. ... Ihr ist nichts mehr recht, was mich beglückt. Wüßte ich nur, wie ich es anfangen sollte, um mein Kind ihrem Einflusse zu entziehen! Das ist im Grunde die einzige Sorge, die mich gegenwärtig bisweilen quält. ... Zum Glück aber habe ich keine Zeit, Grillen nachzuhängen, und – was mir noch immer über die größten Schwierigkeiten hinweggeholfen hat – ich vertraue der gesunden Geisteskraft, dem frischen Herzensschlage Felicia's und – meinem eigenen Stern! Glückauf denn in alle Wege!«

Ludwig Versmissen machte seinen Gastfreund mit dem Inhalte des erhaltenen Briefes bekannt. Grevenhusen hörte mild lächelnd zu, sagte aber nichts weiter als:

»Glückliche Reise, lieber Freund! Die Geschichte wird schon dafür sorgen, daß wir uns den Kopf über das, was geschehen soll, nicht zu sehr zerbrechen dürfen.«

Zwei Tage später nahm der hoffnungsvolle Maler mit bewegtem Herzen Abschied von seinen Freunden. Herta's Hand ruhte lange in der seinigen, und der klare Blick der ernstesten Jungfrau sprach eindringlicher zu ihm, als es Worte hätten thun können.

»Wir werden uns wiedersehen und zwar in ruhigeren Tagen,« sagte Versmissen. sich losreißend.

»Ich glaube es,« erwiderte mit immer gleicher Ruhe die Tochter Grevenhusen's.

Ludwig Versmissen bestieg in Eile den bereit stehenden offenen Wagen, der ihn mit seinen Effekten bis zur nächsten Poststation befördern sollte. Einige Male noch kehrte er sich um, mit dem Tuche zurückwinkend. Diese Grüße galten einer schlanken Gestalt, die regungslos auf der Krone des Seedeiches stand und nach jedem Gruße langsam die rechte Hand über ihr Haupt erhob. Es war Hertha Grevenhusen. Sie verließ ihren Ausschau erst, als sie den Wagens welcher ihr einen angenehmen Gefährten und lieb gewordenen Freund entführte, in der nebligen Atmosphäre nicht mehr erkennen konnte.

Ohne sich irgendwo lange zu verweilen, erreichte unser Freund die Schweiz. Hier bereits und noch ehe er die Alpen überstieg, drang die Kunde von der Erhebung der Lombarden zu ihm. Nichts desto weniger strebte er vorwärts. Kaum aber hatte er den italienischen Boden betreten, so mehrten sich die Schwierigkeiten weiteren Vordringens in dem völlig relationirten, von gefährlichen Streifcorps verwegenen Aussehens durchzogenen Lande. Er ward zu verschiedenen Malen angehalten, als Deutscher sogar hin und wieder scharf examinirt, und hatte vielfache Plackereien zu bestehen. Endlich erreichte er doch mit heiler Haut Genua. Indeß konnte ihm auch diese prächtig gelegene Hafenstadt, deren Kunstschatzen und sehenswerthen Bauwerken Ludwig Versmissen gern eine längere Zeit gewidmet hätte, unter den obwaltenden Umständen nicht fesseln. Die alle Stände durchdringende Aufregung, das ganze politische Wirrsal verletzte

sein weiches Künstlergemüth, und der Haß gegen alles Deutsche verleidete ihm den Aufenthalt.

Ursprünglich war es Plan unseres Freundes gewesen, von Genua zu Lande weiter zu reisen, um das unvergleichlich schöne Landschaftsbild der Riviera seinem Gedächtniß einzuprägen. Später hatte er dem geschichtlich so berühmten Pisa einen längeren Besuch zgedacht. Dieser ganze, mit Liebe ausgebildete, von Grevenhusen vollkommen gebilligte Plan zerbröckelte in sich selbst bei dem Anblick, welchen jetzt das Land darbot. Versmissen verwarf ihn, indem er sich vornahm, in besseren, ruhigeren Tagen wieder darauf zurückzukommen! Vorläufig hielt er es für klüger, ohne langes Zögern ein Schiff zu besteigen, um die Küsten des Kirchenstaates zu erreichen.

Von Rom verlautete nur Gutes. Die ewige Stadt mußte also nach Ludwig Versmissen's Annahme noch immer für deutsche Künstler der sicherste Aufenthalt sein. Pius IX. war der gefeiertste Mann ganz Italiens. Ruhig, sicher, immer segnend, wandelte er weiter auf der Bahn, die er unmittelbar nach seinem Regierungsantritt aus freiem Entschlusse eingeschlagen hatte.

»Wäre doch Grant mein Begleiter!« rief der junge Maler sich immer von Neuem zu, als er auf sicherem Fahrzeuge die blauen Wogen des Mittelmeeres durchschnitt. Je mehr er sich dem Gestade näherte, zu dem die Sehnsucht ihn trieb, desto froher und freier fühlte er sich, und er zweifelte keinen Augenblick, daß der kunstsinnige Vetter seine Gefühle, wie seine Wünsche und Hoffnungen mit ihm theilen und ihn am Besten verstehen würde.

In Civita-Vecchia weilte Ludwig nur eine Nacht. Am nächsten Morgen schon bestieg er den Postwagen und brach auf nach Rom. Er wußte, daß er gegen Abend, vielleicht noch vor Sonnenuntergang seinen zweiten Einzug in die Stadt der Päpste halten werde.

»Noch Rom! Nach Rom!« murmelte er oft vor sich hin, und als er das Kreuz auf der Peterskirche wie einen in der Luft schwebenden goldenen Punkt über der Campagna erblickte, überkam ihn ein Gefühl der Andacht, das ihn beinahe zu Thränen rührte.

Die schlecht gehaltene Straße verzögerte jedoch die Ankunft bis nach Sonnenuntergang. Die farbige Dämmerung war schon tieferem Nachtdunkel gewichen, das nur die funkelnden Sterne des Himmels etwas erhellten, als Ludwig Versmissen unter diesem Sternenteppich breite Fächer zur Rechten der jetzt abwärts sinkenden Straße sich leicht bewegen sah.

»Die Pinien in der Villa Pamfili-Doria!« rief er laut aus, so daß der neben ihm sitzende Reisegefährte, der schon geraume Zeit mit dem Schläfe gerungen hatte, auffuhr und sich wie erschrocken umblickte.

»Steife Bäume die Pinien,« sagte Dieser. »Ich mag sie nicht leiden!« Darauf legte er sich wieder in die Ecke und schloß abermals die müden Augen.

Versmissen achtete nicht weiter auf den Nachbar. Sein Blick haftete auf jedem Gegenstand, der in seinen Gesichtskreis trat, und obwohl die Dunkelheit jeden Fernblick unmöglich machte, bekannte er sich doch überall

und hatte fast allerwärts ihm lieb Gewordenes zu begrüßen.

Der Aufenthalt an der *Porta Cavaleggieri* machte ihn fast verdrießlich, obwohl die Controle lange nicht mehr so streng wie früher geübt wurde. Nun ging es gestreckten Laufes weiter durch die nicht eben weite und stattliche Straße, bis die imposanten Colonnaden von St. Peter, welche den grandiosen Petersplatz mit den beiden riesigen Springbrunnen wie eine offene Zange umklammern, dem trunkenen Auge des Glücklichen sich zeigten. Auf dem Borgo war bewegtes Leben, wie früher; die jüngste Vergangenheit hatte nichts daran geändert. Der Corso aber, die Hauptpulsader römischen Lebens, kam Ludwig Versmissen ungleich lebhafter vor. Er dankte Gott, als er der Dogana glücklich entronnen war, einen Facchino angeworben hatte und mit diesem den wohl bekannten Weg nach der Via Felice einschlug.

Von Genua aus schon hatte er seinem Freunde Manfred seine Rückkunft gemeldet und diesen gebeten, er möge eine Wohnung für ihn besorgen. Leider fand er den Gesuchten nicht daheim. Die gefällige Wirthin aber, für welche der *pittore tedesco* kein Fremdling war, da Versmissen häufig früher schon in dem Hause seines Freundes aus- und einging, erschloß ihm die Thür des Abwesenden und begann mit südlicher Lebhaftigkeit, von einem Gegenstande zum andern überspringend, von dem neuen Leben, der neuen Zeit und dem göttlichen Pio Nono zu erzählen.

»Oh!« rief die begeisterte Römerin, eine junonische Gestalt mit großen dunkeln Augen und glänzend schwarzen Haaren, aus, »*La benedizione del Santo padre!* Das müßt Ihr mit ansehen und anhören, Signore,« fuhr sie fort, »um unsern Jubel, unser Glück zu begreifen! Christus selbst ist wiedergekommen und hat sich niedergelassen auf dem erledigten Stuhle des heiligen Petrus! Es lebt Niemand in Rom, der den heiligen Vater nicht wie einen Messias verehrte. *Evviva!*«

Ludwig Versmissen that diese natürliche, so rein aus dem Herzen kommende Begeisterung der übrigens ganz ungebildeten Römerin wohl, dennoch konnte er sich eines Lächelns nicht enthalten, und da er, um nicht anzu stoßen und in der Achtung der Begeisterten zu sinken, doch etwas erwidern wollte, sagte er:

»Niemand, Signora? Haben die Jesuiten der ewigen Stadt schon den Rücken gekehrt?«

»O, die Jesuiten!« erwiderte die Römerin, indem sie den vollen Arm zornfunkelnden Auges erhob, die Faust ballte und die Bewegung eines Menschen machte, der den Dolch handhabt, »die Jesuiten! Nieder mit ihnen!«

Noch einmal ließ sie den Arm sinken, als wolle sie Jemand mit dem Dolche durchbohren, wobei sie beinahe den geziegelten Fußboden berührt hätte. »*Morte ai Gesuiti!*« rief sie. »*Morte ai traditori! Morte ai nemici del popolo!*«

Der Maler erlabte sich an dem Anblick der in schöner Begeisterung Zürnenden. Dann reichte er ihr die Hand und sagte:

»Wenn der heilige Vater fortfährt zu segnen und sein Segen so herrliche Früchte trägt wie bisher, wird das Volk nicht lange mehr von Feinden und Verräthern umlagert werden.«

»Sie müssen schweigen, verstummen, Alle!« rief die aufgeregte Römerin. »Selbst die Marchese von Castelcaccio lächelt dem Volke zu.«

Dies Wort traf Versmissen wie ein Dolchstoß. Er setzte sich auf den einfachen Rohrstuhl, sah zerstreut in die Flammen der dreiarmigen altrömischen Lampe, die vor ihm auf dem Tische stand, und reichte der Signora nochmals die Hand.

»*Felicissima notte!*« sprach er. »Ich muß doch sehen, ob ich meinen Freund nicht irgendwo auffinde.«

»*A rivederci!*« erwiderte die Römerin mit ihrer volltönenden, etwas zu tiefen Stimme, grüßte mit graziöser Handbewegung und entfernte sich.

Wenige Minuten später stieg unser Freund die spanische Treppe hinab, um im *Café del Greco* auf der *Via de' Condotti* einzusprechen und Bekannte zu suchen.

DRITTES KAPITEL. BEGEGNUNG IM KAFFEEHAUSE.

In dem glasüberdachten Hinterzimmer genannten Kaffeehauses, das noch immer zu den besuchtesten Rom's gehört, vernahm Ludwig Versmissen die Klänge seiner Muttersprache. Es war so voll, daß er nirgends einen Platz zum Niedersitzen entdecken konnte. Des vielen Tabakrauches wegen verschwammen in der keineswegs

glänzenden Beleuchtung auch die Gesichter der Anwesenden. Indeß versuchte Ludwig doch in die Nähe derer zu kommen, die sich laut in deutscher Sprache unterhielten. Es mußten Bekannte mit darunter sein, denn er hörte manche Stimme nicht zum ersten Male. Da fiel ihm plötzlich eine Physiognomie in's Auge, der er hier zu begegnen nicht erwartet hatte. Es war der lebhaftere Irländer, der ihn gewissermaßen aus München verscheuchte. Gerade diese Begegnung unmittelbar nach seiner Ankunft in der ewigen Stadt machte auf unsern Freund einen fast fatalistischen Eindruck. Absichtlich zog er sich wieder zurück in das noch dunklere Buffetzimmer, setzte sich hier an einen der kleinen runden Marmortische und überließ sich, den Hut etwas tiefer in die Stirn drückend, seinen Beobachtungen.

Das Auge O'Flaherty's blitzte ein paar Mal zu ihm herüber, woraus Ludwig Versmissen schloß, daß auch er von dem Irländer erkannt worden sei. War dies wirklich der Fall, so genirte die Anwesenheit des Malers O'Flaherty doch nicht. Er setzte ohne Unterbrechung das begonnene Gespräch fort und zwar zu Versmissen's nicht geringer Ueberraschung in recht gutem Deutsch.

»Ihr guten Leute kennt diese Italiener nicht,« fuhr er mit großer Lebendigkeit fort. »Sie ähneln in mehr als einer Hinsicht meinen bisweilen höchst wunderlichen Landsleuten. Leicht entzündbar, können sie sich für eine Geringfügigkeit bis zum Entzücken begeistern. Man kann

es ja täglich sehen, wenn ein bramarbasirender Charlatan eine Menge Thoren betrügt, oder bei den Narrenspesen des Polichinell oder – was ganz auf eins hinausläuft – gegenüber einem mit hochrothem Gesicht polternden Kapuziner. Dort sind sie leichtgläubige Thoren und unzurechnungsfähige Kinder, hier schlagen sie zerknirscht an ihre Brust und raufen sich, an der Barmherzigkeit Gottes momentan verzweifelnd, allenfalls auch heulend die Haare aus, um gleich in der nächsten halben Stunde einen guten Freund im Zorne zu erdolchen.«

»Sie schildern den Neapolitaner niedern Standes,« warf Einer der umsitzenden Deutschen ein. »Die Römer sind ernster, und was sie angreifen, erfassen sie auch mit Ernst. Beweis dafür ist die anhaltende Begeisterung für den heiligen Vater, die ja nun doch schon über anderthalb Jahre dauert und, wie Sie selbst zugeben, noch immer im Wachsen begriffen ist.«

»Damit wird nur meine Behauptung nicht widerlegt,« versetzte O'Flaherty. »Die Begeisterung des römischen Volkes *dauert*, weil ihm das bisherige Handeln des heiligen Vaters *gefällt*. Allein diesem wetterwendischen Volke gefällt auch das Geklirr der Waffen in Oberitalien; ihm gefällt ferner der Haß – Sie entschuldigen, meine Herren – der sich auf der ganzen Halbinsel gegen die Deutschen bemerkbar macht, und es würde nicht schwer fallen, aus dem jauchzenden, von des heiligen Vaters milder Segensstimme bis zu Thränen gerührten Volke blutgierige Ungeheuer zu machen, wenn sich nur der rechte Agitator dafür fände.«

»Sie sehen zu schwarz,« erwiderte gelassen der Deutsche, »und zum Glück« – setzte er lächelnd hinzu – »wachsen auf diesem antiken Schutt keine Cäsar, keine Brutus und keine Scipionen mehr. Der heutige Römer ist entweder Krämer oder Principe oder Frate. Helden gibt es hier nirgends, man müßte sie denn in den Klöstern oder in den geistlichen Collegien suchen.«

»Dann kennen Sie Rom noch lange nicht ganz,« sagte der Irländer. Vor ein paar Stunden erst habe ich einem Auftritt beigewohnt, der wären Sie ebenfalls zugegen gewesen, Sie zu einer Modificirung Ihrer Ansicht veranlassen würde.«

»Lassen Sie doch hören!« sprach der Deutsche.

O'Flaherty sah sich um und sein Auge streifte abermals Ludwig Versmissen, der in der ›Gazetta di Roma‹ blätterte.

»Außer uns, die wir einander kennen, gibt es hier wohl Keinen, der hinlänglich deutsch versteht, um unserer Unterhaltung folgen zu können,« fuhr er fort. »Ich darf deshalb offen sprechen. Von einem Spaziergange heimkehrend, betrat ich die Piazza del Monte Citorio. Es gibt dort häufig Volksanhäufungen, da ja, ich weiß nicht wie oft, das Lotto daselbst ausgerufen wird. Heute nun war der ganze Platz gedrängt voll Menschen. Ungefähr in der Mitte desselben sah ich eine von Windlichtern erhellte Gestalt in der Tracht eines dem niedern Bürgerstande, daß er seine sehr gemischten Zuhörer von den Vorgängen in der Lombardei und Toscana unterhielt. Ich kann Euch

versichern, keine Versammlung Gläubiger hört dem berühmten Jesuitenprediger in der Kirche *del Gesù* mit solcher Andacht zu, wie der Volkshaufe auf dem Monte Citorio diesem römischen Stegreifredner. Der Mensch, den ich nie zuvor sah, hat Geschick. Wäre er gebildeter, würde es ihm nicht schwer fallen, in so aufgeregten Zeiten, wie die gegenwärtigen es sind, eine mächtige Partei um sich zu schaaren. Der Sprache mächtig und um Schlagwörter, wie die Menge sie liebt, nie verlegen, könnte dieser Mensch gefährlich werden, lernt er seine Macht erst kennen. Es fielen bedenkliche Reden von dem wackligen Tische herab, den er sich zur Bühne erkoren hatte und den armen Deutschen wurde so übel mitgespielt, daß viele Stimmen zum Aufbruche nach dem venezianischen Palaste aufforderten. Es hätte unbedingt Lärm und Spectakel gegeben, wären nicht gerade zu rechter Zeit ein paar der beliebtesten Officiere der Guardia Civica erschienen, welche der improvisirten Volksversammlung durch einige weithin vernehmbare Lebehochrufe auf Pius ein Ende machten. Die Menge fiel jubelnd ein, der Redner sprang von seinem Tische und die Rufe oft wiederholend, zerstreute sich das Volk nach allen Seiten.«

»Dergleichen hat man allerdings bis jetzt hier nicht erlebt,« meinte der Deutsche. »Aber bei alledem ist der Römer nicht eigentlich händelsüchtig. Es kommt immer darauf an, daß der Papst eine verehrte eine bewunderte Persönlichkeit bleibt. Gelingt ihm das, so schlägt er mit einer bloßen Handbewegung Revolutionen nieder.«

»Versmissen!« rief jetzt ein neuer Ankömmling aus.
»Du hier? Wann bist Du angekommen?«

Es war Giacomo Maffei, der über Triest nach Ancona gegangen war und die weitere Reise zu Lande gemacht hatte. Seit zwei Wochen erst lebte er in Rom und suchte den deutschen Maler, mit dem zusammzutreffen die politischen Unruhen ihm nicht erlaubten, überall, wo er wußte, daß Fremde und namentlich Deutsche verkehrten.

O'Flaherty brach augenblicklich das Gespräch ab, die übrigen Deutschen näherten sich dem Maler, dessen Name unter allen Künstlern bereits einen guten Klang hatte und richteten verschiedene Fragen an ihn, die sich auf die Zustände im fernen Vaterlande und auf die Stimmung des Volkes im Norden der Alpen bezogen.

Versmissen war kein Politiker. Als ächte Künstlernatur vermied er sogar politische Unterhaltungen, theils, weil er sich überhaupt nicht dafür interessirte, theils, weil sie die Harmonie seines Innern und damit die schöne Heiterkeit störten, die eine schöpferische Natur niemals entbehren kann, will sie Tüchtiges leisten. Um nicht in die Enge getrieben zu werden, schützte er völlige Unkenntniß der neuesten Begebenheiten vor, bemerkte, daß er seit wenigen Stunden erst wieder in Rom sei, und daß er über dieses für ihn als Künstler wichtigste Ereigniß an Entfernteres noch gar nicht gedacht habe.

»Ihr hättet den klugen Herrn, der Euch so lange unterhielt, fest halten und weiter ausfragen sollen, schloß er

seine Entgegnung. »Das scheint ja ein Ausbund von Wissen zu sein! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß er sich in so kurzer Zeit die deutsche Sprache in solchem Umfange zu eigen machen würde.«

»Sie kennen den Herrn und begrüßten ihn nicht?« fragte der ruhige Deutsche.

»Wie nennt er sich?«

»Wardowsky.«

»Und spricht deutsch?«

»Wie viele Sprachen ihm geläufig sind, weiß er wohl selbst nicht.«

»Welche aber ist denn seine Muttersprache?«

»Natürlich die Polnische.«

»Vor Jahr und Tag hat er Mehreren versichert, er sei in Irland geboren,« sagte Versmissen. »Als ein Mitglied der uralten Familie O'Flaherty rühmt er sich gar vornehmer Verwandtschaft.«

Der Deutsche widersprach mit großer Heftigkeit und verlangte von dem Maler Beweise für seine Behauptung.

»Wenn Sie mit dem mir sehr wenig bekannten Fremden befreundet sind,« erwiderte Versmissen, »so bedaure ich, durch meine ohne alle Absicht hingeworfene Aeußerung Sie verstimmt zu haben. Treffen wir eines Tages wieder mit dem Herrn zusammen, so bin ich gern erbötig, ihn an die Abende zu erinnern, die wir in München mit einander verlebten. Freilich,« schloß er die Achseln zuckend, »wenn er mich dann eben so consequent ignorirt wie heute werden meine Erinnerungen wenig fruchten.«

Der Deutsche reichte dem Maler die Hand.

»Sie dürfen mir nicht zürnen,« sprach er, »denn meine schon wieder bewältigte Aufwallung hat nur zu sehr ihre Berechtigung. Wahrscheinlich wissen Sie noch nicht, daß es erst seit einigen Wochen hier wie in allen großen Städten der Halbinsel von Emissären aller Parteien wimmelt. Es gehört große Vorsicht dazu, sich nicht dupiren, nicht aushorchen zu lassen. Schon vor der Februar-Revolution mußte man auf seiner Hut sein, seit diesem großen Ereignisse aber und mehr noch seit dem Abzuge der Oesterreicher aus Mailand ist jeder Deutsche von Spionen umlagert. Man will uns los sein, durch List oder mit Gewalt und hielte nicht die Allen gemeinsame Verehrung des Papstes die Leidenschaftlichen im Zaume, wer weiß, ob Muse Klio nicht eines Tages eine Römische Vesper zu notiren hätte!«

»Das sind betrübende Eröffnungen,« erwiderte wahrhaft bekümmert der Maler. »Ist es wirklich so, wie Sie sagen, dann hätten meine Freunde in Deutschland ja Recht und es wäre klüger gewesen, in dieser Zeit furchtbarer Gährung nicht über die Alpen zu gehen.«

»Sie haben mit angehört, wie lebhaft es jetzt in der ewigen Stadt zugeht,« sagte der Deutsche. »Ich glaube nicht Alles, was unser beiderseitiger Bekannte sagte, in einem Punkte aber hat er Recht. Es bleibt hier nicht, wie es ist. Der heilige Vater muß ein großes, entscheidendes Wort sprechen, sonst gehen wir unruhigen Tagen entgegen. Ein Glück, daß Alle, mit Ausnahme einer kleinen, der ganzen Welt verhaßten Partei Pius IX. unbedingtes

Vertrauen schenken. Mit diesem Vertrauen wirkt er Wunder, kann er Berge versetzen und selbst den Vatican von dem Schlangengezücht säubern, das seit Jahrhunderten dort in allen Winkeln nistet! Ich glaube, der jetzige Papst verlegt seine Residenz nur deswegen nicht in den Vatican, weil er die Nester dieser Brut fürchtet und doch nicht die Macht besitzt, sie auf einmal auszurotten.«

»Theilen Viele diese Ansicht?« fragte Versmissen.

»Leben Sie nur drei Tage in Rom hören Sie auf die Stimme des Volkes und Sie werden sich selbst darauf Antwort geben können.«

Versmissen mußte an Grevenhusen denken, und Hertha's hohe, ernste Gestalt stand wieder vor seinem geistigen Auge, wie sie vom Deiche herüber die Hand zum letzten Gruße über ihr Haupt erhob. Abbrechend fragte er nach seinem Freunde Manfred und ob er wohl Aussicht habe, ihn noch erinnern zu dürfen.

»Schwerlich,« erwiderte der Deutsche. »Seit Kurzem tritt Manfred selten des Abends hier ein. Es ist ihm zu eng und zu laut. Auch genirt ihn der Tabaksrauch, da er selbst nicht raucht. Sie werden ihn aber wahrscheinlich auf dem Corso in dem neu eröffneten Café treffen. Dahin zieht es jetzt viele Fremde, weil dort die Tonangeber der geistigen Bewegung zusammenkommen, deren Fittiche sich über dem Quirinalischen Palaste ausbreiten.«

»Sie sind auch Maler?« fragte Versmissen mit Herzlichkeit.

»Nein, nur Architekt,« erwiderte der Deutsche.

»Wann sehen wir uns wieder?«

»Um diese Zeit bin ich jeden Tag hier. Ich wohne dicht neben an, und wenn ich nicht gerade Studien im Mondschein mache, studire ich hier die deutschen Zeitungen.«

»Auf Wiedersehen dann,« sagte Versmissen.

Beide junge Männer schüttelten sich die Hände, worauf Ludwig Versmissen mit Maffei, der sich nicht in das Gespräch gemischt hatte, das Kaffeehaus verließ, um einen Spaziergang durch die nächsten Straßen anzutreten.

VIERTES KAPITEL. EIN GANG DURCH ROM.

»Ich habe heute einen Brief von meinem großmüthigen Beschützer erhalten,« sagte Giacomo Maffei, als sie ungefähr die Mitte der Via de' Condotti erreicht hatten und das lautere Geräusch vom Corsa her an ihr Ohr schlug. »Es gehen allerwärts sonderbare Dinge vor.«

»Von Grant?« rief Versmissen aus. »Gedenkt er meiner?«

»Er ist besorgt um Dich,« erwiderte Maffei. »Wußte er doch, daß Du auf der Herreise die Lombardei berühren wolltest. Schon ist es zu blutigen Kämpfen gekommen zwischen den Oesterreichern und den italienischen Kriegern, und auf beiden Seiten sind viele brave Leute getödtet oder verwundet worden. Von Letzteren hat man eine Menge nach Triest geschafft, um sie dort besser verpflegen zu können. Im Hause Deines Verwandten liegt ein Graf aus Deutschland, der Dich kennt. Ihr seid vor Jahresfrist mit einander gereis't. Ein junger Jesuitenpater war ebenfalls in Eurer Gesellschaft.«

»Graf Benninghausen!« sagte Versmissen. »Also doch! Nun, hoffentlich hilft dem tapfern Krieger seine gute Natur durch. . . . Daß es auch dazu kommen mußte! . . . Der alte Oberst, der uns damals gleichfalls Gesellschaft leistete, mochte in seiner derben Weise wohl oft den Nagel auf den Kopf treffen. . . . Und was schreibt mein Vetter sonst noch?«

»Signor Maria Emanuele Frontelli ist wieder aufgetaucht,« fuhr Maffei fort. »Herr Grant trägt mir auf, Dich davon in Kenntniß zu setzen.«

Die Freunde traten auf den belebten Corso und lenkten ihre Schritte nach dem geschwärzten Palast an der Ecke der Piazza di San Lorenzo in Lucina, aus dessen hohen Fenstern heller Lichtschein brach.

»Du mußt mir morgen oder wenn es sich gerade paßt, mehr erzählen,« versetzte Versmissen, »augenblicklich bin ich von den vielen Eindrücken, die auf mich einströmten, gar zu sehr zerstreut. In meinem Kopfe saus't und brummt es, als habe sich die wilde Jagd darin einquartiert. Morgen werde ich ruhiger sein und Alles unbefangener betrachten, hören und prüfen können. Ist dies das neue Kaffeehaus, von dem mein Landsmann sprach? In der That, der Anblick von Außen ist stattlich genug, nur fürcht' ich, man wird sich in den wahrscheinlich prunkvollen Räumen desselben nicht so zu Hause fühlen, wie in den verräucherten alten Localen, die eine ganze Geschichte aufzuweisen haben.«

»Ich kenne einen Platz, wo Du gern weilen wirst,« sagte Giacomo Maffei, den Freund die Fronte des großen

Gebäudes entlang führend. »Hinter dem Hause liegt ein schöner, stiller Garten mit prächtigen Orangenbäumen. Bunte Laternen verbreiten darin eine anmuthige Dämmerung, in der man sieht, ohne deutlich gesehen zu werden. Die Luft ist lau und still. Lass' uns diesen Garten aufsuchen. Er wird, wie immer, nicht gefüllt sein, da sich die meisten Besucher des *Café nuovo* in die geräumigen Säle drängen, um dort besser plaudern und politisiren zu können.«

Ludwig Versmissen überließ sich gern der Führung des Lucchesen und bald hatten sie ein lauschiges Plätzchen unter den Orangenbäumen gefunden, von dem auf sie die glänzend erhellten und ganz in französischem Geschmack prächtig decorirten Säle des großen Kaffeehauses übersehen konnten.

Hier nun zeigte sich dem deutschen Maler eine Seite neurömischen Lebens, die er noch nicht kannte, weil sie ausschließlich in der Gegenwart wurzelte und aus den Begebenheiten der Zeit stets neue Nahrung sog. Am meisten fiel es Versmissen auf, daß unter den zahlreichen Besuchern des Kaffeehauses der Priesterstand ungewöhnlich stark vertreten war. Ueberall an den Marmortischen sah man junge Männer mit blassen, aber ausdrucksvollen Gesichtern, in der üblichen Tracht der niedern Geistlichkeit Italiens, lebhaft mit Laien sprechen. Wenige nur

flüsterten leise unter sich, wo sich aber eine solche, gewöhnlich aus zwei bis drei Priestern bestehende Gruppe zusammengefunden hatte, ward diese von andern Gästen immer gemieden. Geistliche höheren Ranges konnte Ludwig Versmissen nirgends entdecken.

Eine Zeitlang hielten sich die Freunde beobachtend im Hintergrunde, später aber konnte Versmissen seiner Neugierde, das Innere dieses interessanten Kaffeehauses zu betrachten, doch nicht widerstehen.

Aus dem Garten führten einige Stufen zunächst in ein Zimmer von äußerst wohlthuender Kühle. Es enthielt künstlich angelegte Grotten, in grüne Rasenplätze geschmackvoll eingefügte Blumenbeete und einen Springbrunnen, der einen starken Wasserstrahl bis dicht unter die Decke emporschob.

Zunächst der Thür, welche aus diesem Gemache in den großen Gesellschaftssaal geleitete, lehnten zwei Geistliche an einem Pfeiler, in ein ernstes Gespräch vertieft. Im Vorübergehen faßte sie der Maler scharf in's Auge. Kein Zweifel, der Kleinere war Pater Radom, der seinen wißbegierigen Vetter wiederholt als Cicerone begleitet hatte. Auch der Blick des Geistlichen traf den Künstler, es schien jedoch nicht, als erinnere er sich desselben. Merken wenigstens ließ er sich nichts. Versmissen hörte nur, daß er seinem Gefährten in italienischer Sprache die Worte zuraunte:

»Man geht ungleich sicherer, wenn man völlig unthätig bleibt. Die Dinge entwickeln sich von selbst; sie beschleunigen wollen heiße Orangen vor der Zeit brechen.«

»Es freut mich, überall dieselbe Gesinnung zu treffen,« erwiderte mit vielsagendem Lächeln der Andere, welcher unserm Freunde unbekannt war. »Wann können Sie mir über das Weitere Nachricht geben?«

»Am gewöhnlichen Orte,« lautete die mit einem festen Blicke begleitete Antwort.

»Gibt es Neuigkeiten?«

»Vielleicht! Doch wird man sie nicht laut erzählen.«

»Schon gut. Was halten Sie von unserm Straßenprediger?«

»Ich bedauere ihn, mehr noch die, welche ihn hören.«

»Das ist Alles?«

»Vorläufig Alles!«

Auf diese letzten Worte des Geistlichen erfolgte keine Antwort. Versmissen sah, daß die Priester sich trennten. Der Eine stieg die Treppe hinab in den Garten, der Andere rief einen der Kellner und bestellte Semate, ein beliebtes, aus Kürbiskernen bereitetes, sehr erfrischendes Getränk.

Maffei durchschritt am Arm seines deutschen Freundes die Conversations- und Billardzimmer, um Versmissen den Maler Manfred suchen zu helfen. Auf das laute Durcheinander von Stimmen achtete unser Freund jetzt nicht mehr. Pater Radom und dessen Beziehungen zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der römischen Curie nahmen ihn ganz in Anspruch. Er fühlte, daß Rom nur in seiner äußern Physiognomie noch das alte geblieben sei, die Bewohner der ewigen Stadt, die Gesellschaft, das eigentliche Volk und dessen Stellung zu den Priestern

waren anders geworden. Ein Conflict konnte nicht ausbleiben, wenn nicht die segnende Hand des Papstes die bereits in dumpfe Gährung gerathenen Elemente immer auf's Neue zu besänftigen vermochte.

Der Gesuchte wollte sich nirgends zeigen.

»Komm, lass' uns gehen!« sprach Versmissen zu dem Lucchesen. »Die Luft in diesen überfüllten Räumen ist so dumpf und schwül, daß ich Herzklopfen davon bekomme. Wir wollen noch eine Zeitlang unter den Orangenbäumen promeniren. Hier ist mein Freund nicht. Trifft er bis nach zehn Uhr nicht ein, dann begleitest Du mich bis an den Eingang zur Via Felice. Ich werde Manfred dann hoffentlich bereits in seiner Behausung antreffen.«

Kaum hatte Ludwig diese Worte gesprochen, als er einen Druck auf seiner Schulter fühlte und Manfred hinter ihm stand.

»Versmissen!« sprach dieser freudig bewegt, »Du hast ewig lange auf Dich warten lassen!«

Die Freunde umarmten sich, worauf der Maler seinen Begleiter Manfred vorstellte. Dieser reichte Maffei vertraulich die Hand.

»Wir wollen zusammenhalten,« sprach er, »wenn ein Tag anbrechen sollte, wie Niemand ihn wünschen kann. Obwohl Deutscher von Geburt, fühle ich hier doch gut Italienisch.«

»Nicht Römisch?« warf Versmissen ein.

»Nein!« versetzte Manfred bestimmt. »Das würde heißen Finsterniß säen und Ketten schmieden oder das gelbe Wasser der Tiber blutig färben!«

»Wenn man Deine Worte verstände!« warnte Versmissen, aus dem Grottenzimmer in den Garten schreitend.

»Niemand würde mir hier ein Haar krümmen,« fuhr Manfred fort, »wohl aber wäre es möglich, daß einige exaltirte Köpfe neben ihrem bewunderten Pius auch die römische Republik leben ließen, obwohl ich nicht weiß, wie Papstthum und Republik sich neben einander vertragen sollen.«

»Spricht man denn von solchen extravaganten Dingen hier?« warf Versmissen ein. »Und gestattet solche Aeüßerungen die päpstliche Regierung?«

»Freund, Du kennst Rom nicht mehr!« versetzte Manfred. »Ueber anderthalb Jahre warst Du abwesend, seitdem hat man hier, ich will nicht behaupten, riesige Fortschritte gemacht, unbedingt aber Anläufe genommen, die allenfalls die alte Fabel von dem Versetzen des Ossa auf den Pelion zur Wahrheit machen könnten. Höre nur erst einmal Ciceruacchio reden und dann urtheile!«

»Wer ist Ciceruacchio?« fragte Ludwig Versmissen.

»Ein Phänomen, das sich plötzlich mitten aus dem Volke erhoben hat und bereits in gar seltsamer Farbenpracht zu leuchten beginnt,« erwiderte Manfred. »Möglich, daß der Segen des heiligen Vaters, der ja Wunder thut und bereits durch halb Europa nachempfunden wird, hier in unmittelbarer Nähe so mächtig wirkt, daß er Blinde sehend macht, Tauben das Gehör wieder gibt, Stummen die Zunge lös't und sie sprechen lehrt wie die Apostel, als der heilige Geist über sie gekommen war.«

»Aber was will, was treibt dieser neue Messias?«

»Du sollst es erfahren, nur nicht jetzt und nicht hier. Ohnehin dünkt mich, der Nachthau fällt, und vom Thau sich unter dem einundvierzigsten Breitengrade durchnässen lassen, trägt, wie Du weißt, in der Regel gerade den stärksten Naturen ein böses Fieber ein. Wir wollen uns auf den Heimweg begeben. Unterwegs will ich versuchen, Dich einen Blick in diesen neu ausgestaffirten Guckkasten thun zu lassen. Es wird Dir alsdann wohl einleuchtend werden, daß die ursprünglich schwarz ausgeschlagenen Wände desselben jetzt ganz allerliebste mit durchsichtigem Goldbrocat überzogen sind. Diese Draperie sieht gut aus und macht auf die Masse eine fabelhafte Wirkung.«

Ludwig Versmissen ließ sich willig von Manfred unterrichten. Dieser sprach viel und lebhaft, immer aber schimmerte aus seinen Worten eine sonderbare Bitterkeit hervor, die nicht selten in Hohn oder doch in beißende Satyre überging. Wie er eigentlich gesinnt war, konnte man aus Manfred's Bemerkungen nicht errathen, nur so viel leuchtete unserm Freunde ein, daß er die gegenwärtigen Zustände in Rom weder billigte noch der Erwartungen, die man allgemein darauf baute, sich vertrauensvoll hingab.

Manfred erzählte ununterbrochen und gab seinen Begleitern einen recht anschaulichen Abriß der neuesten Zeitgeschichte der ewigen Stadt, von Ludwig Versmissen's Abreise bis zu dessen Wiederkunft. Man war während dieser Mittheilungen straßauf, straßab gegangen,

ohne daß Ludwig sich um die Richtung derselben kümmerte. Jetzt traten sie auf einen großen freien Platz, dessen eine Seite die imposante Fronte eines großartigen Palastes begrenzte.

»Da stehen wir auf dem geheiligten Boden der neuesten römischen Geschichte!« unterbrach Manfred seine Erzählung. »Sieh' Dich einmal recht genau um, lass' aber dabei alle Schwärmerei und namentlich alle deutsche Gemüthseligkeit bei Seite! Es ist ein Platz, auf dem man Welt und Menschen besser als irgendwo anders verstehen lernen kann. Sieh', welche Aussicht! Die Figuren der beiden Pferdebändiger dort, können wir in ihnen nicht zwei symbolische Gruppen erblicken? Seit das römische Volk mit klingendem Spiel, mit hunderttausendstimmigem Evvivaruf, mit Fahnen und Standarten allwöchentlich hierher zieht, vor dem Palast des höchsten Priesters der Erde sich demüthigt, um seinen Segen und in diesem stets auf's Neue die Versicherung zu empfangen, er wolle es erlösen aus den Banden veralteter Satzungen, aus den Finsternissen schwerer Mißverständnisse, aus dem Bagno gemeiner Knechtschaft; seitdem ist der Monte Cavallo zum neuen *mons sacer* geworden. . . . Wie lange, frag' ich mich immer, wenn die Gesegneten heimkehren in ihre Häuser, wie lange wird er es bleiben? Ist Pius IX. wirklich der starke Mann, der granitne Charakter, der freie, glaubensmuthige Apostel, der Rom's und der römischen Kirche rettender Messias werden kann? Oder fehlt auch ihm nicht der heimtückische, schachernde Judas,

der ihn verrathen und diesen heiligen Berg in ein zweites Golgatha verwandeln wird? Vom Evvivaruf bis zum Kreuzige bedarf es gewöhnlich nur eines Momentes, und daß plötzlich einmal dieser gespenstische Moment über den Höhen des Quirinales aufsteigen könne, halte ich für sehr möglich. Dann werden den Dioskuren die Zügel entfallen und die gebändigten Leidenschaften losgelassen durch die Straßen Rom's heulen, bis alle Glocken wimmern und die Kuppeln dieser stillen Kirchen, die wir von hier herab übersehen, vor Entsetzen bersten und in sich zusammenstürzen!«

»Du hast ja ganz entsetzliche Phantasien!« sagte Vermissen, an den Gruppen der Pferdebandiger langsam vorübergehend. In der stillen Nacht hallten die Schritte der Wanderer wieder auf dem weiten Platze. Aus ein paar Fenstern des päpstlichen Palastes, den Pius IX. seit seiner Erhebung auf den Stuhl Petri bewohnte, schimmerte gedämpftes Licht. »Draußen in Deutschland urtheilen die Leute ganz anders,« fuhr er fort. »Dort sind die Worte Papst und Papstthum nicht mehr gefürchtet, nicht mehr gehaßt. Es glaubt Jeder, die Zeit sei wirklich nahe, wo die traurige Spaltung endigen werde, die vor beinahe viertelhalb Jahrhunderten geistig die christliche Welt in zwei feindliche Hälften zerriß.«

»Deutsche Träume!« murmelte Manfred leise vor sich hin. »Die Leute über den Bergen kennen die Priester nicht und die Macht der Schlüssel, welche die römische Kirche im Wappen führt! Aber es kann ja sein,« setzte er

beschwichtigend hinzu, »daß der neunte Pius eines jener auserwählten Werkzeuge in der Hand Gottes ist, die auch das Unglaubliche mit leichter Mühe zu vollbringen wissen. In diesem Falle mögen die Klerikalen intrigieren so viel sie wollen, Ciceruacchio's Reden werden das Volk doch nicht aus der Bahn drängen, die es zum Siege führen muß!«

Die Freunde standen am Eingang zur Via Felice. Giacomo Maffei, der ein schweigsamer Zuhörer gewesen war, vielleicht, weil er den lebhaft sprechenden Deutschen doch nicht ganz auf seinem Ideengange folgen konnte, empfahl sich, Versmissen das Versprechen abnehmend, daß er ihn nächstens aus seiner Wohnung abholen wolle.

FÜNFTES KAPITEL. DIE DEUTSCHE MARQUISE.

In der Via Sistina, die nur eine Verlängerung der Via Felice ist und ihrer vielen Bildhauerwerkstätten wegen die Künstlerstraße genannt zu werden verdiente, hatte Ludwig eine bescheidene Wohnung, wie sie für seine Beschäftigung paßte, bezogen. Er lebte nun beinahe einen vollen Monat in Rom und hatte sich bereits wieder ganz eingewohnt. Sein Umgang war beschränkt, er hielt sich nur zu wenigen vertrauten Freunden. Doch nahm er bei der Wahl derselben auf die Nationalität gar keine Rücksicht. Ihm stand die Bildung und die Summe des Wissens und Erkennens in künstlerischen Dingen höher als der sogenannte Patriotismus der sich so selten bewährt.

Mit Manfred kam Versmissen täglich, mit Maffei häufig zusammen. Gewöhnlich leisteten sich die drei Freunde

auch bei öffentlichen Festlichkeiten, die fast nicht aufhörten, Gesellschaft. Selten namentlich fehlten sie bei den Volksdemonstrationen, die immer mit einer Wallfahrt auf den Quirinal endigten. Als sinniger Beobachter lernte Ludwig dabei den Charakter des römischen Volkes mehr und mehr kennen. Aber auch die eigentliche Triebfeder der Ovationen, mit denen man den heiligen Vater wahrhaft belästigte, konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, und die bittere Stimmung Manfred's theilte sich ihm, wenn auch nicht in so hohem Grade wie diesem, mit. Er konnte den so enthusiastisch gefeierten Papst weder beneiden noch die Macht über die Geister, die man ihm zuschrieb, für eine große oder gar beglückende anerkennen. Ludwig Versmissen schien es vielmehr, als besitze der heilige Vater schon längst gar keine Macht mehr. Der milde Mann mit der wohltönenden, weithin vernehmbaren Stimme, wenn er, manchmal erst nach langem Evvivarufen tumultuirender Tausende unter ungeheuerem Jubel den Balcon des Palastes betrat, kam ihm vor wie eine Marionette, die immer dieselbe Bewegung machen muß, um die schaulustige Menge zu befriedigen. Pius sah dabei immer gleich mild, durchaus aber nicht glücklich aus. Seine Miene war leidend, in seinem Auge lag mehr duldende ergebenheit in ein Unabwendbares, als jenes flammende Feuer, das erheben und niederschmettern kann, je nachdem der, welcher darüber gebietet, es wirken lassen will.

»Sollte dieser willfährige Mann Rom frei machen vom Druck des Klerus, und der Welt den längst ersehnten Frieden wirklich geben können?« Diese Frage warf Ludwig Versmissen jedesmal auf, wenn der Papst wieder einmal dem jauchzenden Volke den Willen gethan und es gesegnet hatte. »Pius ist augenblicklich ein Slave der Liebe,« lautete das Raisonnement, das unser Freund einer solchen Frage folgen ließ; »wenn er sich aber dieser Sklaverei, die ja doch auch jede freie Bewegung ausschließt, alle Selbstständigkeit des Handelns aufhebt, entzieht, was dann? Wird ihm das Volk für einen solchen Akt seines souveränen Willens dankbar sein? Wird man ihn loben, daß er nicht bloß segnender Hoherpriester, sondern auch denkender Herrscher sein will, dem Erfahrung und Geschichte lehren, daß nur in weiser Mäßigung die bindende Macht des dauernd Bestehenden liegt?«

Ludwig theilte diese seine Bedenken Niemand, selbst nicht Manfred mit. Er fürchtete von diesen Bemerkungen zu hören, die ihm die römische Luft verleiden und ihn zur Ansicht Grevenhusen's hindrängen könnten. Beides aber wollte er vermeiden, theils um nicht in seinen Studien gestört zu werden, theils um möglichst unbefangenen und unparteiisch nur das wirklich Geschehende auf sich wirken zu lassen.

Mit Giacomo Maffei besuchte er häufig das capitolinische Museum. Der Lucchese fand hier stets Anregungen für seine Thätigkeit, und da er fest entschlossen war, sich

ganz der Sculptur zu widmete, so betrachtete er oft Stunden lang die unvergänglichen Meisterwerke, die daselbst aufbewahrt werden.

Ludwig Versmissen verweilte in der Regel kürzere Zeit, als sein Freund, da er gewöhnlich nur wenige bestimmte Gegenstände eingehender Betrachtung unterzog. Verließ er dann die unschätzbaren Sammlungen ohne Maffei, so machte er wohl einen Gang über das Forum, betrat das Colosseum, stieg in die Vignen, welche die Trümmer der Kaiserpaläste bedecken, hinauf, oder vertiefte sich in das Gewirr meist enger und schmutziger Straßen, welche den capitolinischen Hügel umgeben. Hier, am Fuße des eigentlichen tarpejischen Felsen lag das ihm wohl bekannte unscheinbare Haus, welches Grevenhusen ihm so anschaulich beschrieben hatte, für ihn bald ein fesselnder Magnet, bald eine unnahbare Burg, vor der er zaghaft zurückwich.

Zwei- bis dreimal in jeder Woche nahm er sich vor, die deutsche Marquise zu besuchen, und immer zwang ein entsetzliches Herzklopfen, dem sich ein beängstigendes Gefühl beigesellte, ihn wieder zur Umkehr. Ueberlegt wollte der Schritt, den er zu thun gedachte, allerdings sein; denn es war ja kein gewöhnliches Haus, das er betrat, und keine alltägliche Persönlichkeit, bei der er sich einführen sollte. Erst, als Ludwig Versmissen der heilige Vater in seiner ganz einzigen Stellung dem Volke gegenüber dauerte und ein Gefühl tiefen Mitleids sich in seinem Herzen einnistete, gewann er es endlich über sich, die Schelle an dem geschwärzten Hause zu ziehen.

Absichtlich wählte Versmissen die Stunde nach Ave Maria zu seinem Besuche bei der Marchesa von Castelvaccio. Er wollte von keinem Bekannten gesehen werden. Diese Vorsicht war übrigens auch durch die Zeitumstände und die Stimmung gerade in den niedrigen Schichten der Bevölkerung gerechtfertigt. Auf die Jesuiten und ihre Freunde wurde laut geschimpft, selbst Drohungen blieben nicht aus. Die Marchesa von Castelvaccio aber war als Freundin dieser Sorietät bekannt, und wer zu ihr hielt, konnte schlimmer Dinge gewärtig sein.

Unserm Freunde begegnete jedoch Niemand, den er hätte scheuen müssen. Um Ave Maria war diese Gegend auch nie lebhaft, da sie zu sehr außer den großen Verkehrswegen der Stadt lag. Gleich nach dem ersten Glockenzuge ward geöffnet und ein Bedienter in feiner Livrée, bleichen, fast bekümmerten Aussehens, empfing den Eintretenden. »Ist die Frau Marquise zu sprechen?« fragte Versmissen in deutscher Sprache, um sofort seine Berechtigung zu einem Besuche bei der hochgestellten Dame zu erkennen zu geben.

»Wen habe ich die Ehre der Frau Marquise zu melden?« lautete die Antwort des sehr höflichen Bedienten.

Ludwig Versmissen nannte seinen Namen.

»Woher?« forschte der Bediente weiter. »Die Frau Marquise ist in allen Dingen sehr genau.«

Auch seinen Geburtsort verschwieg unser Freund nicht. Darauf öffnete der Bediente ein sehr einfach möbliertes Entreezimmer, dessen steinerner Fußboden mit einem Gewebe von Stroh belegt war und das außer einem

zweisitzigen Sopha nur noch drei Stühle enthielt. Einen Spiegel vermißte unser Freund an der kahlen untapezieren Wand. Das Zimmer war so unwohnlich, wie man sie nur zu häufig in bürgerlichen Häusern Mittel- und Unteritaliens findet.

Nach wenigen Minuten kehrte der Bediente zurück, um den Maler zu seiner Herrin zu geleiten.

Auf der breiten Steintreppe lagen Teppiche, so daß man die Schritte der Auf- und Abgehenden nicht hören konnte. Eben so waren Corridor und Vorzimmer der Bel-Etage mit Strohmatten belegt.

»Haben Sie die Güte, hier einzutreten,« sagte der Bediente, auf eine breite Flügelthür zeigend, deren zwei, eine rechts und eine links, in das Vorzimmer mündeten. Darauf zog er sich zurück und überließ unsern Freund sich selbst.

Schüchtern klopfte Versmissen an. Eine weiche, melodische Stimme rief ein trauliches deutsches »Herein!« welches dem Maler Muth machte. Im nächsten Augenblicke sah er sich der deutschen Marquise gegenüber.

Es war eine schlanke, hoch gewachsene Dame mit einem Gesicht, das eben so durch seine ungewöhnliche Schmalheit und Länge wie durch seine Häßlichkeit auffiel. Lange, graue Locken spielten um beide Wangen. Die Stirn war schön gewölbt, die Nase etwas zu groß, fein gebogen, das Auge scharf und äußerst ausdrucksvoll. Mit sehr herablassendem Lächeln lud sie unsern Freund ein ihr gegenüber Platz zu nehmen. Er mußte dieser Aufforderung wohl Folge leisten, denn außer dem

Divan, welchen die Marquise einnahm, gab es im ganzen länglich ovalen Zimmer keinen zweiten Sessel. Auf dem Tische brannte eine dreiarmige Messinglampe altrömischen Styls und erleuchtete das Zimmer, dessen Fenster Gardinen von schwerem, dickem dunkelgrünen Wollezeuge verhüllten, vollkommen.

»Sie kommen aus Deutschland?« eröffnete die Marquise das Gespräch. »Ein Herr Versmissen lebte früher in Rom, doch hatte ich nie das Vergnügen, ihn bei mir zu sehen. Man sagte mir, er sei menschenscheu, furchtsam, ein Sonderling. Ich liebe die Sonderlinge. War dieser Versmissen mit Ihnen verwandt?«

Nur einen kurzen Moment wollte Ludwig sich selbst verläugnen, um einem Examen vorzubeugen, auf das er ja gefaßt sein mußte. Weil er es aber für besser hielt, wahr zu bleiben, um nicht gleich von Anfang an sich in Widersprüche zu verstricken, gestand er ehrlich, daß er selbst jener Versmissen sei.

Die Marquise lächelte, wobei sie ihre großen weißen falschen Zähne sehen ließ. Ihr Blick blieb dabei mild, fast zutraulich, und mit derselben glockenreinen Stimme, mit der sie den Maler angeredet hatte, fuhr sie fort: »Dann hat man wohl vergessen, Ihnen meine Einladung zu behändigen? Wie sehr bedauere ich das,« fuhr sie, etwas rascher sprechend, fort, um diesem jede Antwort abzuschneiden. »Wir haben durch dieses Versäumniß Beide Zeit verloren, und das ist immer höchst bedauerlich. Aber wir wollen uns beeilen, das Verlorene nunmehr nachzuholen.«

»Während meines Aufenthaltes in Deutschland war häufig von Ihnen die Rede,« erwiderte Ludwig Vermis- sen. »Da erst empfand ich, wie sehr ich durch eine nicht zu entschuldigende Leichtfertigkeit mir selbst geschadet habe.«

»Man erinnerte sich also meiner noch?« sagte die Mar- quise. »Ich höre das gern, weil ich darin einen Beweis für die Richtigkeit meiner Bestrebungen erblicke.«

»Die Zahl Ihrer Freunde ist wohl größer, als Sie selbst ahnen,« versetzte Ludwig. »Einer derselben, der stets mit Bewunderung von Ihnen sprach, hat mir die wärmsten Grüße aufgetragen. Wie gern er der Stunden gedenkt, die er in Ihrem gastlichen Hause zubringen durfte, wird Ihnen aus diesem Schreiben ersichtlich werden, das ich Ihnen hiermit zu überreichen die Ehre habe.«

Die Marquise empfing dankend den Brief und öffnete ihn.

»Grevenhusen!« sprach sie, als sie die Unterschrift ge- sehen hatte. »Sie kennen Grevenhusen! Wo haben Sie diesen einzigen Mann kennen gelernt?«

Vermis- sen erzählte der Wahrheit gemäß sein erstes Zusammentreffen mit dem Ostfriesen, seine fernere Be- gegnung auf der Reise nach Deutschland und was sich später daran knüpfte. Die Marquise hörte aufmerksam zu und überflog dabei mit schnellem Auge den Inhalt des Briefes.

»Er ist noch immer der Alte, der gute Grevenhusen,« sagte sie, den Brief unter einen kleinen Briefbeschwerer von Giallo antico schiebend. »Er besitzt eine Consequenz

in seinen Behauptungen, die zuweilen unbequem werden kann. Aber bei alledem liebe ich seine Entschiedenheit, seine Charakterfestigkeit. Ich bedaure nur, daß er Protestant ist.«

»Ich bin es auch, gnädige Frau,« sagte Versmissen, die Marquise scharf anblickend. »Gerade der Protestantismus in dieser prägnanten Form zog mich zu Grevenhusen hin und machte ihn mir zum Freunde.«

»Sehr begreiflich,« versetzte die Convertitin. »Mich kann das aber nicht abhalten, mein Bedauern zu wiederholen und auch auf Sie, junger Freund, auszudehnen. Indeß hoffe ich, daß, bleiben Sie nur längere Zeit hier, Sie alsbald Ihre Ansichten modificiren, Ihre Urtheile vollständig umändern werden. Der gute Grevenhusen hätte sich nicht vor einem Schatten, der sein sonst so helles Auge traf, aus Rom vertreiben lassen sollen! Wäre er hier geblieben, schon jetzt – ich bin dessen gewiß – würde er nicht mehr mit solcher Zuversichtlichkeit an seinen Behauptungen festhalten.«

»Ohne die großen politischen Vorgänge, die leider eine recht bedenkliche Wendung zu nehmen scheinen, hätte ich meinen Freund wohl zu einer zweiten Reise nach Rom überredet,« sagte Versmissen. »Die gegenwärtigen unklaren Zustände, die sich auch in meinem Vaterlande fühlbar machen und höchst wahrscheinlich ernsthafte Conflictе mancherlei Art herbeiführen werden hielten ihn vorerst fest in der Heimath.«

Aus dem Auge der Marquise brach ein zitterndes Funkeln, das Versmissen bekannt vorkam, ohne daß er sich

erinnern konnte, wo und an welcher Person er es früher schon bemerkt hatte.

»Ich sehe mich genöthigt, Ihnen zu widersprechen, junger Freund,« sagte sie. »Mir gefallen diese Vorgänge, weil ich sehe, daß sie zum Segen des Ganzen dienen, daß sie Irrthümliches beseitigen und der Wahrheit zum endlichen Siege verhelfen werden.«

»Ich spreche von den politischen Umwälzungen,« entgegnete der Maler, dem gerade diese letzte Aeußerung der klugen Dame ganz unverständlich vorkam. »Frankreich ist Republik, die Lombardei wird es vielleicht, in Deutschland steht allerwärts das Volk auf und verlangt mit Ungestüm veränderte Regierungsformen, freisinnigerer volksthümliche Institutionen, und wenn mein Auge Nicht seltsam verschleiert ist, so erblicke ich auch auf römischem Boden Anzeichen einer sich vorbereitenden großen und tief gehenden Revolution.«

Ein überlegenes Lächeln spielte um den sich öffnenden Mund der Marquise.

»Sie sehen die Dinge nur mit dem leiblichen Auge, gerade wie Grevenhusen,« sagte sie, »das geistige Auge zeigt sie Ihnen in einem ganz andern Lichte. Aber freilich, wer geistig sehend werden will, muß sich zuvor einer Operation unterwerfen, zu der sich leider nur Wenige entschließen, weil sie stets auch mit geistigen Schmerzen verbunden ist.«

Ludwig Versmissen errieth, wohin die Marquise mit dieser Bemerkung zielte, er stellte sich aber absichtlich

unwissend und wartete, statt eine Antwort bereit zu haben, auf weiteres Aussprechen.

»Es geht, dünkt mich, Alles vortrefflich,« fuhr die Marchesa von Castelcaccio fort. »Wir, die wir ein Recht haben, uns Wissende zu nennen, wir sahen das voraus. Ich will Ihnen sogar zu Ihrem eigenen Besten noch mehr sagen; ich will prophezeien. Prägen Sie meine Worte Ihrem Gedächtnisse fest ein, damit Sie sich ihrer an dem Tage, wo sie in Erfüllung gehen, auch erinnern! Es scheint gegenwärtig, als solle alle Gewalt in die Hände roher, aber entschlossener Menschen übergehen, jede uralte, feste Ordnung umgestürzt, weltlichen wie geistlichen Obrigkeiten der Gehorsam aufgekündigt werden. Vor zwei, drei Jahren schon war der Eintritt dieser Zeit uns kein Geheimniß. Grevenhusen muß sich erinnern, daß man unumwunden hier in diesem Zimmer davon sprach, ja daß Männer von großem Gewicht und erhabener Einsicht diese Zeit zu beschleunigen wünschten. Wir stehen aber immer in der Hand Gottes und gegen seinen Willen können wir nichts ausrichten. Das sahen die wahren Freunde der Ordnung, Sitte und Religion auch ein, und somit unterwarfen sie sich gehorsam der höhern Macht des ewig Gerechten. ... Nun, die erwartete, ja ersehnte Zeit ist gekommen. Wir leben augenblicklich mitten darin. Viele wollen verzagen, Manche sind schon verzweifelt. Die Klugen, Reinen und Festen im Geist aber blicken lächelnd auf das Chaos, das sich rund um uns aufgethan hat und Alles um sich her verschlingen zu wollen scheint. Es ist gut – sagen diese Wissenden – lasset in Trümmern gehen,

was längst schon morsch und der Zerstörung verfallen war. Ist es erst vergangen, dann blüht, wie der Dichter sagt, »neues Leben aus den Ruinen.«

»Es ist mir Manches in diesen Andeutungen unverständlich,« meinte Versmissen, als die Marquise schwieg und ihr großes Auge mit dem seltsam vibrirenden Funckeln auf ihn richtete.

»Bleiben Sie in Rom und leisten Sie mir häufig Gesellschaft, dann wird Ihnen Alles offenbar werden,« lautete die rasche Antwort der entschlossenen Marquise. »Rom ist noch immer der Mittelpunkt der Welt. Ohne den Willen Rom's kann wohl Mancherlei geschehen, durchführen aber, gestalten, ordnen und Dauer geben läßt sich ohne die Einwilligung Rom's keinem Dinge, weder Großem noch Kleinem, weder Kirchlichem noch Politischem.«

Ludwig Versmissen würde einer Antwort wegen in Verlegenheit gekommen sein, da seine Ueberzeugung ihn der Marquise nicht hätte beistimmen lassen. Es war ihm deshalb lieb, daß ohne vorangegangene Meldung plötzlich von dem Diener zweien Herren in bürgerlicher Kleidung die Thür geöffnet wurde.

»Wir stören doch nicht?« sprach der Aeltere der beiden Ankömmlinge, einen scharfen Seitenblick auf den Maler werfend, der seinen Sitz sogleich verließ.

»Im Gegentheil,« erwiderte die Marchesa von Castelvaccio. »Ich habe die Herren schon früher erwartet und bin erfreut, Ihnen in diesem jungen Manne hier einen neuen Gast vorstellen zu können, der hoffentlich fortan recht häufig bei mir verkehren und an unsern stillen

Abendcirkeln Theil nehmen wird. Herr Versmissen, ein begabter Maler aus Deutschland, den die Sehnsucht nach den Herrlichkeiten und Anregungen der ewigen Stadt uns wieder zugeführt hat.«

»Demnach sind wir ja Landsleute,« sagte der ältere Herr, dem Maler die Hand reichend. »Ich stammt aus Preußisch Polen, bin aber kein Pole mehr, seit Rom mein Vaterland geworden ist.«

»Professor Radom,« ergänzte einfallend die Marquise, eine Seitenthür öffnend, aus welcher der blasse Bediente zwei Stühle in den Salon rollte, und diese neben den Sessel stellte, welchen bis jetzt unser Freund eingenommen hatte.

Dieser erwiderte die vertrauliche Begrüßung des Professors nur durch eine Verbeugung. Sein Auge suchte in dem glatten Gesicht des Priesters, von dem er so oft schon gehört hatte, zu lesen, es war aber so still und heiter, daß Niemand die Gedanken des Mannes zu errathen vermochte.

»Wenn ich nicht irre, sprachen wir uns eines Tages in der vaticanischen Bibliothek,« sagte jetzt Versmissen. Ich besuchte die berühmte Büchersammlung damals mit einem Freunde aus Deutschland.«

»Ganz recht,« fiel Radom ein. »Jetzt besinne ich mich ebenfalls. Director Grant!«

»Sie kennen seine jetzige amtliche Stellung?«

»Wie hätte ich dieselbe nicht erfahren sollen?« fuhr Radom fort. »In diesen Tagen fieberhafter Aufregung muß jeder Einzelne stets auf dem Platze sein und wachsam

bleiben. Der sehr entschlossene Herr, dem ich immer mit Interesse zuhörte, wenn er die Quellen seines Geistes eröffnete, nimmt gegenwärtig eine Stellung ein, in welcher er seine unschätzbaren Geistesgaben erst ganz verwerten kann. Die Welt wird dies alsbald gewahr werden, und da auch der Kirchenstaat gewissermaßen mit daran betheilt ist, so haben wir alle Ursache, uns über die Erhebung des Herrn Grant zu freuen.«

Der etwas jüngere Begleiter Radom's hatte bisher leise mit der Marquise gesprochen. Jetzt brach diese das Gespräch mit den laut gesprochenen Worten ab:

»Das müssen Sie wirklich Monsignore mittheilen, lieber Frontelli! Denn wahrscheinlich hat er gar keine Ahnung davon. In Subiaco, sagen Sie?«

Die Blicke Versmissen's und Frontelli's begegneten sich, als Letzterer erwiderte:

»Man hat mich davon benachrichtigt, gnädige Frau. Das Kind ist gefunden, wird also auch mit Hilfe der heiligen Jungfrau gerettet werden, nur über das Verbleiben der unglücklichen Mutter gehen die Nachrichten aus einander. Die Einen behaupten, das bedauernswerthe Geschöpf sei dem Mangel erlegen, während Andere bestimmt versichern, sie sei ungekannt entflohen und habe sich nach Neapel eingeschifft.«

Radom gewährte, daß Ludwig Versmissen sich unbehaglich zu fühlen begann. Um nun keine Mißstimmung in der Seele des jungen Malers aufsteigen zu lassen, ersuchte er ihn, Platz zu nehmen, indem er sich selbst in den ihm gebrachten Sessel niederließ.

»Damit Sie nicht glauben, man gibt hier Räthsel auf oder unterhält sich mit Räubergeschichten, die freilich in neuester Zeit wieder sehr in Aufnahme kommen,« nahm er das Wort, »will ich Sie kürzlich mit dem Geschehenen bekannt machen. Im Hause der Frau Marquise lebte seit Jahren ein junges Mädchen das sich mehr durch Schönheit als durch hervorragende Verstandesgaben auszeichnete. Die Frau Marquise, immer mildthätig und zum Helfen bereit, hatte sich des Kindes nach dem Tode von dessen Mutter, einer sehr obskuren Person, die ein Opfer ihres Starrsinnes ward, angenommen, ließ es erziehen und nahm es späterhin zu sich. Das Mädchen war anfangs auch dankbar, bald aber zeigte sich auch bei Margarita eine Verschlossenheit und ein Hang zu eigenwilligem Handeln der ihr als Erbtheil von ihrer verstorbenen Mutter geblieben zu sein schien. Weder Milde noch Strenge vermochten dies Uebel in des Mädchens Seele auszurotten. Margarita artete immer mehr ihrer Mutter nach, und vor nunmehr einem Jahre verließ sie heimlich das Haus ihrer Wohlthäterin, leider nicht, ohne sich zuvor eines verbrecherischen Eingriffes in fremdes Eigenthum schuldig gemacht zu haben. Die Frau Marquise in ihrer engelgleichen Milde wollte kein Aufsehen von der Sache machen, nur die Geflohene zu ihrer Pflicht zurückzuführen durfte sie nicht unterlassen. Man that also die geeigneten Schritte, was gerade damals – der heilige Vater hatte durch Einführung längst gewünschter Reformen ganz Rom in eine schwindelerregende Aufregung versetzt – mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft war. An die

Polizei konnte man sich nicht wenden; diese längst schon unzuverlässige Behörde war völlig machtlos. Wir mußten also durch Vertraute der heimlich Entwichenen nachspüren lassen. Die von uns angewandten Mittel blieben nicht erfolglos, aber wir machten eine recht traurige Entdeckung. Margarita hatte das Vertrauen der Frau Marquise auf die unwürdigste Weise gemißbraucht und sich von einem verwegenen Menschen der die Liebe der Un erfahrenen sich zu erschleichen wußte, entführen lassen. Die Spuren führten in die Campagna, verloren sich hier aber sehr bald. Später tauchten sie an der toscanischen Grenze wieder auf, leiteten in den Apennin, und führten dann abermals südwärts bis nach Calabrien. Es ward ermittelt, daß das flüchtige Pärchen in der Umgebung des alten Schlosses Montalto gesehen worden war.«

»Montalto!« fiel Versmissen überrascht ein und sein Auge glitt von Radom zur Marchesa von Castelcaccio, welche der Erzählung des Professors mit Gleichgiltigkeit zuhörte.

Radom fuhr lächelnd fort:

»Gewiß haben Sie schon von Schloß Montalto sprechen hören, wahrscheinlich auch eine Abbildung davon gesehen. Eine sehr gelungene Ansicht desselben hing noch vor Kurzem an dem Schaufenster der großen Kupferstichhandlung auf dem Corso unweit der Piazza di Colonna aus.«

Versmissen erklärte, daß er nicht darauf geachtet, wohl aber den Namen des Schlosses wiederholt von Andern gehört habe, und bat den Pater, in seiner interessanten Erzählung fortzufahren.

»Ich bin sogleich zu Ende,« sprach Radom. »Unsere Späher ermittelten nach einiger Zeit die Zufluchtsstätte des Entführers, der mit seinem Taufnamen Antonio hieß. Man lauerte ihm auf und bemächtigte sich seiner. Ein Vorwand, ihn scharf zu inquiriren war bald gefunden. Antonio's Vergangenheit war nicht fleckenlos. Es wurde sofort ermittelt, daß er dem gefährlichen Bunde der Freimaurer angehöre oder doch mit Mitgliedern desselben in Beziehungen stehe. Er konnte ferner nicht abläugnen, daß er jüdischer Abstammung sei, erst spät sich habe taufen lassen, niemals aber mit aufrichtigem Herzen der katholischen Kirche ergeben gewesen sei. Obwohl seiner frevlen Handlungen geständig, ließ er sich doch nicht bewegen, den Zufluchtsort Margarita's zu verrathen. Eine List, in diesem Falle erlaubt, führte zum Ziele. Man eröffnete ihm, daß die von ihm Bethörte, von später Reue ergriffen sich ihrer Wohlthäterin selbst zu Füßen geworfen habe und zur Buße in ein Kloster gebracht worden sei.«

»Und das Kind!« rief da der Ueberraschte aus. »Blieb es in Subiaco bei der Wahrsagerin oder ist es gestorben?«

»Es ist bei seiner schuldbeladenen Mutter,« gab man zur Antwort, verhielt ihm, wenn er ein unumwundenes Geständniß auch seiner übrigen Vergehen ablegen wolle, Verzeihung und schickte sofort nach Subiaco. Das Kind,

einen derben Knaben, fand man bei der Wahrsagerin. Margarita aber, ohne Zweifel gewarnt, war entronnen.«

»Liebt sie Antonio und ihr Kind, so wird sie früh genug sich unaufgefordert bei der alten Zauberin wieder einfinden,« sagte die Marquise. »Ich erwarte dies mit Zuversicht, denn Margarita hat wohl ein leidenschaftliches, durchaus aber kein schlechtes Herz. Eine gute Mutter stirbt, entreißt man ihr das Kind, das ungebändigten Herzenstrieben sein Leben verdankt.«

Ludwig Versmissen hatte während dieser Erzählung die Gesichtszüge der Marquise unablässig betrachtet, ohne Radom aus den Augen zu lassen. Diese festen dabei doch so belebten Züge deuteten Schlauheit, große Entschlossenheit, vielleicht auch Härte des Charakters an. Auch glaubte der Maler Aehnlichkeiten darin zu entdecken, die sich indeß nicht auf eine einzige Persönlichkeit zurückführen ließen. Seine geschwätzige Muhme, Sibylle Ohrdrus, besaß eine ganz ähnlich geschnittene Nase, der Mund Leontine's schloß sich eben so fest wie der der Marchese von Castelcaccio, und das glitzernde Auge erinnerte, obwohl es von Farbe viel dunkler war und weit klüger in die Welt blickte, an das Emerentia's von Seidenblatt.

Grevenhusen's Mittheilungen gedenkend, schenkte Versmissen der Erzählung Radom's keinen Glauben. Er konnte ja nicht wissen was mit dieser Erzählung beabsichtigt werden sollte. Radom kannte ihn von früher her, aber er stellte sich, als könne er sich seiner gar nicht mehr erinnern. Und dieser Signor Frontelli, der noch kein Wort

mit ihm gewechselt hatte, mußte er nicht dieselbe Person sein, die mit Grant verkehrte, und von welcher in den Notizen des verunglückten Seiltänzers die Rede war? ... Wie kam es, daß diese Persönlichkeit gerade jetzt wieder in Rom weilte und die Wohnung der deutschen Marquise besuchte, die Jedermann als eine stets willige Freundin jesuitischer Pläne und Machinationen bezeichnete?

An geschmeidigen Umgang mit routinirten Intriguan-ten nicht gewöhnt, fühlte der junge Maler den Boden unter sich wanken, und um nicht in Schlingen zu geraten die seinem Auge verborgen blieben, beschloß ein seinen ersten Besuch bei der Marquise abzukürzen. Blieb es ihm doch überlassen, ob er später die einmal angeknüpf-te Verbindung weiter fortspinnen oder gänzlich wieder fallen lassen wollte. Dies Vorhaben kreuzte aber Pater Radom, indem er Versmissen durch Fragen festzuhalten verstand, denen dieser nicht ausweichen konnte. Diese bezogen sich ausschließlich auf die römischen Zustände, über die sich der schlaue Priester sehr zurückhaltend aussprach. Er tadelte nichts, enthielt sich aber consequent auch jedes Lobes. Nur eine einzige, bestimmte Frage erlaubte er sich hinzuwerfen. Gerade diese der Wahrheit gemäß zu beantworten fiel unserm Freunde schwer.

»Was sagt man im protestantischen Norden vom heiligen Vater?« fragte Pater Radom mit einem so freundlichen Blick, daß man hätte glauben sollen, er wünsche und erwarte eine freudig klingende Antwort darauf.

»Ich verweilte nicht lange genug in meiner nordischen Heimath,« erwiderte Versmissen, »um die Ansichten Vierter über diesen wichtigen Gegenstand hören zu können. Auch würde ich mir kein Urtheil darüber angemäßt haben weil es mir richtiger zu sein scheint, nur das Vollendete, das, was wirklich feststeht, einer unparteiischen Kritik zu unterwerfen.«

»Das nenne ich vorsichtig, fast diplomatisch verfahren,« versetzte der klug lächelnde Radom. »Finden Sie denn hier Alles nur in unreifen Anfängen begriffen?«

»Das nicht, aber die Elemente, auf denen die neue Zeit sich bilden will, haben sich noch nicht geklärt.«

Der Pater erhob warnend den Finger.

»Ein Glück für Sie, daß Sie noch nicht gläubig geworden sind!« sprach er heiter. »Sie lästern mit Ihrer haarspaltenden Kritik den heiligen Vater selbst! Vergessen Sie nicht, daß der Vater aller Gläubigen nichts Unfertigem, nichts Unvollkommenem seinen Segen ertheilen kann!«

Dies Wort überraschte den Maler dergestalt, daß er in seinem Rechtsgefühl sich beleidigt fühlend, mit Lebhaftigkeit entgegnete:

»Pius IX. thut es aber doch oft genug!«

Radom zuckte die Achseln und ward plötzlich sehr ernst.

»Das sagen Sie, Herr Versmissen, von einem Andern habe ich ein ähnlich klingendes Wort noch nicht vernommen.«

Der Maler erschrak und gerieth wirklich in Bestürzung. Da streckte die Marquise ihm ihre hagere Hand entgegen

und sagte, Radom und Frontelli mit einem Blick ihrer vibrirenden Augen streifend:

»Lassen Sie sich nicht stören noch meistern in Ihren Urtheilen, lieber Freund! Ich liebe die Offenheit, und wer in meinem Hause ein- und ausgeht, soll niemals Ursache haben, sich über Unduldsamkeit zu beschweren. In diesen verschwiegenen vier Wänden darf Jeder seine Meinung unumwunden aussprechen. Ich pflichte Ihnen mit Erlaubniß dieser Herren, deren Urtheil ich allerdings sehr hochstelle, bei, nur erkläre ich mir das, was bisher geschah und was nach geschehen wird, ein wenig anders als Sie. Der heilige Vater prüft die Geister, indem er sie segnet, um zu ermitteln, ob der hohepriesterliche Segen sie, wenn es einst nöthig werden sollte, auch zügeln kann.«

Pater Radom's Auge ward finster wie die Nacht bei diesen Worten, in seinen Zügen aber war keine Bewegung zu erkennen.

»Sie besuchen mich wieder?« fragte die Marquise in flötendem Tone. »Wir müssen noch viel bekannter mit einander werden, ehe Sie ein zweites Mal von uns scheiden.«

Versmissen sagte nicht zu, er berührte die Hand der bejahrten Dame, die ihn eigenthümlich fesselte, fast wider Willen leicht mit den Lippen und empfahl sich.

Als er über das Capitol schritt, sah er den Widerschein eines Fackelzuges vom Quirinal herüber die Häuser leuchten, und das Jauchzen des Volkes, das seinem geliebten Herrscher wieder gehuldigt und um seinen Segen gebeten hatte, verhallte in der stillen, milden Luft.

Auf den untersten Stufen der Treppe nahe den beiden Löwen hockten ein paar verhüllte Gestalten. Als Ludwig Versmissen an ihnen vorüberschritt, vernahm er das Geklapper einer Büchse und eine klagende Stimme rief ihn an:

»Um Gottes und der heiligen Jungfrau Barmherzigkeit willen, schenken Sie einem Unglücklichen eine kleine Gabe!«

Versmissen ließ einen halben Bajocco in die dargebrachte Büchse fallen. Ein großes, funkelndes Augenpaar blickte zu ihm auf und sah ihn so durchdringend an, daß er erschrocken zurückprallte.

»Ich glaube wahrhaftig, ich sehe Geister!« sagte er dumpf vor sich hin, den Hut fester in die Stirn drückend. »So blickte die schöne Angela, als ich ihr in den Thermen Caracalla's begegnete!«

SECHSTES KAPITEL. BRIEFE.

Vor dem Postgebäude auf der Piazza di Colonna standen dicht gedrängte Gruppen. Zehn Uhr Vormittags, die gewöhnliche Stunde für Ausgabe neu angekommener Briefe, war längst schon vorüber; die Schalter aber wurden noch immer nicht geöffnet. Die Italiener sind an derartige Verzögerungen gewöhnt und ertragen sie viel ruhiger als die Ausländer, denen so unvollkommene Einrichtungen gar zu primitiv vorkommen.

Unter den Harrenden befanden sich auch Versmissen und Giacomo Maffei. Die Freunde gingen Arm in Arm

über den geräumigen Platz und umwandelten ein paar-mal die mächtige Antoninssäule, ehe das Gedränge an den Fenstern des Postgebäudes ihnen sagte, daß die Ausgabe der Briefe endlich begonnen habe.

»Du mußt ihn doch kennen lernen,« sprach der Maler zu dem Lucchesen. »Es ist ja möglich, daß mein Verdacht alles Grundes entbehrt.«

»Maria Emanuele Frontelli trägt schlichtes schwarzes Haar und neigt, wenn er spricht, den Kopf ein wenig auf die linke Seite,« sagte Maffei.

»Ich hörte ihn nur wenige Worte sprechen.«

»Du nanntest den Namen Deines Veters?«

»Von ihm war eine Zeit lang zwischen mir und Pater Radom die Rede.«

»Wo glaubst Du, mich mit Deinem Frontelli zusammenbringen zu können?«

»Das *Café nuovo* ist kein passender Ort,« sagte Versmissen. »Man wird, trotz der Ueberfülle von Menschen, die sich dort zusammenfinden, doch zu sehr beobachtet. Ungestört ist man überhaupt nur bei meiner Marquise.«

Maffei schritt schweigend neben dem Freunde der Post zu, wo die Gruppen sich bereits etwas lichteteten. Es kamen ihnen viele Priester entgegen, von denen jeder einen geöffneten Brief studirte. Ludwig musterte diese Begegnenden scharf, gewahrte aber kein bekanntes Gesicht.

»Wenn Du mich der Marquise vorstellen willst, so mag es sein,« sagte nach einigem Schwanken der Lucchese. »Du mußt es nur so einrichten, daß es nicht auffällt. Ich will in keiner Weise neugierig erscheinen.«

»Vertraue mir!« erwiderte der Maler. »Eine schickliche Gelegenheit ist bald gefunden. Es geschieht ja jeden Tag etwas Neues, bald da, bald dort, und hier in Rom wahrhaftig beinahe mehr noch als in andern großen Weltstädten. Das Alles wird der Marquise gemeldet, es wird in ihren Cirkeln besprochen, vielleicht auch Manches, das die Zukunft erst gebären soll, darin vorbereitet. Wer der regensamen alten Dame nur etwas Bedeutsames mitzutheilen hat, für den ist sie auch immer zu Hause.«

Die Freunde hatten jetzt das Fenster erreicht und gaben den Postbeamten ihre Karten, um diesen das Suchen der Adressen zu erleichtern. Freudigen Blickes erhielten beide junge Männer Briefe.

»Zwei auf einmal!« sagte Ludwig zu Giacomo. »Beide kommen aus Deutschland und sind von Freunden geschrieben!«

»Ich hoffe, Cesare wird mir Gutes mittheilen,« sprach Maffei. »Er ist in der Heimath angelangt, wie ich aus dem Poststempel sehe.«

»Wo treffen wir uns wieder?« fuhr der Maler fort. »Das Lesen auf der Straße zerstreut mich immer und ich werde meine Gedanken gewiß tüchtig zusammennehmen müssen, wenn ich diese dicken Briefe ihrem ganzen Inhalte nach durchstudiren will.«

»Wir könnten uns nach Tische im Casino der Villa Borghese ein Rendezvous geben,« meinte Maffei. »Es kommen dort gewiß mehrere Bekannte zusammen, und wir erfahren das Interessanteste, ohne uns durch Fragen Blößen zu geben.«

»Angenommen!« sagte Versmissen. »In der vierten Nachmittagsstunde spätestens bin ich in der Villa. Treffe ich Manfred, so bringe ich ihn ebenfalls mit. Er hat schöne Studien gemacht im Gebirge, wo er sich über vierzehn Tage lang aufhielt.«

Die Freunde trennten sich und Jeder suchte seine Wohnung auf.

Ludwig hatte Briefe von Grant und Grevenhusen erhalten. Sein Herz klopfte vernehmbar, als er den seines Veters erbrach. Das Schreiben war lang und rührte von verschiedenen Tagen her.

Grant theilte dem jungen Maler zuerst Allgemeines über sich und sein Befinden mit. Dann sprach er von Leontine und Felicia, deren Ankunft in Triest er täglich erwartete.

»Ich konnte die Trennung von Frau und Kind doch nicht länger ertragen,« hieß es in Grant's Briefe, »auch ist es nöthig, daß ich hier ein Haus mache. Leontine hat immer einen Hang zu vornehmem Leben gehabt und repräsentirt gern. Ich denke, es wird ihr hier gefallen. Bedeutende Persönlichkeiten werden sie auszeichnen, sie in jeder Weise merken lassen, daß ich nicht blos etwas vorstelle, sondern wirklich etwas bin. Den kleinstädtischen Rathsherrn habe ich ganz und gar ausgezogen. Da Leontine Ehrgeiz besitzt, so wird sie auch mir wieder freundlicher begegnen. Die Differenzpunkte in unserm Leben werden hier kaum mehr erkennbar sein. Ueberhaupt hat man augenblicklich gar nicht Zeit, an solche Kleinigkeiten zu denken. Das Wohl und Wehe ganzer Völker und

Staaten steht auf dem Spiele. Welcher Mensch von Kraft und Geist kann sich da um die häusliche Misère einer Mischehe kümmern!«

Im weiteren Verlaufe seines Schreibens kam Grant auf die politische Weltlage zu sprechen. Einzelne Bemerkungen über diese fielen dem Maler auf, da sie nur Andeutungen gaben, nichts ausführten.

»Mir graus't just nicht vor dem, was kommen muß,« hieß es unter Anderem, »aber der Luftdruck, welcher diesem unbekanntem Neuen vorangeht, kann, überrascht er uns zu plötzlich, uns Alle ersticken. Das ganze Erdgebäude ist erschüttert worden. Vor vier-, fünfhundert Jahren bewirkte ein solches Wunder der Bannstrahl, heute ist des Papstes Segen daran schuld. . . . Welch' ein Weltumschwung verbirgt sich in dieser einfachen Thatsache! . . . Versäume nicht, mich über Römisches zu unterrichten! . . . Es geht vortrefflich, wenn man auf dem Quirinal fest bleibt. Der Quirinal muß die Gruft des Vatican werden und alle die Kinder, die der letztere geboren hat, all' die Töchter, auf deren Schultern der Welt Schande lastet, für ewige Zeiten begraben!«

Dann wendete sich Mathias Grant abermals privaten Verhältnissen zu, erzählte dem Vetter von den Unternehmungen Peregrin Guttmann's, der sich als uneigennützigter Freund ihm gegenüber benommen habe, und theilte ihm mit, daß er Aussicht habe, alle seine Besitzungen in der Provinz S*** in die Hände dieses einsichtsvollen Geschäftsmannes übergehen zu sehen.

»Derselbe Guttman steht jetzt, wie er mir schreibt,« fuhr Grant fort, »mit Fräulein von Seidenblatt, um deren Gunst Du Dich ungalanter Weise nicht bewarbst, wegen Verkauf ihres Hauses in Unterhandlung. Was diese gelehrte Dame dazu veranlaßt, weiß Niemand. Sie that immer sehr geheimnißvoll und ward dadurch selbst Ursache, daß über sie die seltsamsten Gerüchte umliefen. Allgemein bekannt von ihren Sonderbarkeiten war eigentlich nur ihre Vorliebe für Anwendung von Blutigel. In welcher Weise sie diese Vorliebe ausbeutete, davon bist Du ja selbst Zeuge gewesen. Die Geschichte mag sich doch herumgesprochen haben, schon durch den Austritt meiner Tochter aus dem Cursus. Dem Beispiele Felicia's folgte bald nach Deiner Abreise Semele Guttman, die sich begreiflicher Weise sehr verletzt fühlte, als Emerentia von Seidenblatt ihr eines Tages ihre jüdische Abstammung mit allerhand unzweckmäßigen Bemerkungen vorhielt. Durch alle diese Vorgänge mochte dem Fräulein das Unterrichten verleidet worden sein. Der Cursus löste sich auf ihre eigene Veranlassung auf. Emerentia kränkelte längere Zeit und ward fromm – wenigstens erzählte man, daß einige Gleichgesinnte sie Abends besuchten, um mit ihr erbauliche Andachtsübungen abzuhalten. Endlich hieß es gar, sie sei heimlich zur katholischen Kirche übergetreten! ...«

»Mich konnte diese Nachricht, die für Jedermann eine Neuigkeit war, nicht überraschen,« schrieb Grant weiter. »Seit meiner Dir ebenfalls bekannten Unterredung mit

Emerentia von Seidenblatt wegen der seltsamen Behandlung meiner Tochter hielt ich sie eines solchen Schrittes für fähig. Ich bin sogar überzeugt, daß sie schon damals ganz und gar in den Schlingen Pater Lorchheimer's lag, der anerkanntermaßen zu den thätigsten Mitgliedern der Ligorianer gehört und mit der ganzen schwarzen Garde der Kirche zusammenhängt, die vor dem Segen des neuen Papstes wohl bald in alle Winde zerstieben wird. Genug, das edle Fräulein will Haus und Stadt verlassen, und nach Wien oder München übersiedeln. Verwandte besitzt sie in beiden Städten nicht, das ist bekannt, Pater Lorchheimer aber hat desto mehr gute Freunde daselbst, und diese sind wohl der Magnetstein, dessen gewaltiger Anziehungskraft sich die spät Bekehrte nicht erwehren kann!«

»Meine Vaterstadt erleidet demnach, wie Dir aus dem Mitgetheilten einleuchten wird, große Verluste. Alles Ausgezeichnete kehrt ihr den Rücken – die verworfene Skeptik, der joviale Humor – Guttmann will seine Residenz nämlich auch weiter südwärts verlegen – die originelle Jungfräulichkeit und so fort. Treu bleibt ihr nur der Bodensatz gewöhnlicher Philisterhaftigkeit und die biedere Redlichkeit gedankenloser Pfahlbürger. Mögen sich denn diese genügsamen Seelen in ihrer Mittelmäßigkeit recht lange glücklich fühlen, und jenem Gedeihen und Wohlsein entgegenreifen, das für Leute meines Schlages den Tod in sich trägt, weil es dem Geiste die Schwungfedern raubt!«

»Zum Schluß noch ein paar Notizen, die Dich auch interessiren werden. Das Gasthaus zur Sonne, wo der Seiltänzer Frontelli-Montalto starb und mich zum Erben seiner schriftlichen Hinterlassenschaft machte, ist abgebrochen worden. In dem Sterbezimmer des Verunglückten fand man in einer Spalte der Wandverschalung einen offenen Brief, der jedenfalls zufällig verloren ging. Dieser Brief war an Maria Emanuele Frontelli gerichtet und mit dem Namen Morazzi unterzeichnet. Gegenwärtig befinde ich mich in dem Besitz desselben und ich werde ihn gewiß nicht wieder herausgeben. Der Sonnenwirth, der ja weiß, daß mich der sterbende Seiltänzer zu seinem Erben ernannte, hat mir das Schreiben zugeschickt, das er weder lesen noch verstehen konnte. Für mich kann es in sofern noch wichtig werden, als es mir Mittel an die Hand gibt, die Lücken in den Aufzeichnungen Frontelli-Montalto's ergänzen zu helfen. Jener Morazzi ist Jesuit mit Leib und Seele, das geht klar aus dem aufgefundenen Schreiben hervor. Maria Emanuele Frontelli, ein blindes Werkzeug in der Hand des allmächtigen Ordens, ist der natürliche Sohn der Marchesa von Castelcaccio, die während meines römischen Aufenthaltes noch am Leben und unter dem Namen deutsche Marquise bekannt war. Eigentlich heißt er Baron von Radom. Die Geschwister des Seiltänzers leben noch nach den weiteren Mittheilungen in dem aufgefundenen Briefe, der nichts Anderes, als Instructionen und Verhaltensbefehle für den Jesuiten-Missionär enthält. Bekanntlich ward der alte Graf Montalto seiner Besitzungen durch die Kirche beraubt. Das

Stammschloß Montalto ging in die Hände des Marchese von Castelcaccio über, und nach dessen Tode schenkte es die fromm gewordene Wittve der Gesellschaft Jesu, behielt sich aber vor, so lange sie am Leben bleibe, einen Theil der Einkünfte der beträchtlichen, nur leider sehr vernachlässigten Herrschaft zu ihrem Nutzen zu verwenden. Aus dem weiteren Inhalte des Briefes wird ferner ersichtlich, daß der Bruder des verstorbenen Seiltänzers durch hohe Fürsprecher die Herausgabe des Stammgutes seiner Familie ermittelte, diese aber die jesuitische Partei erst hinzuhalten, später ganz zu hintertreiben suchte. Durch allerhand Winkelzüge hat man den noch lebenden Grafen Montalto verschwinden lassen. Das Schicksal der Schwester Angela ist völlig unbekannt. Der Brief Morazzi's gedenkt ihrer mit keiner Sylbe. Endlich darf ich Dir mitzutheilen nicht vergessen, daß Morazzi von seinem Bruder als einem gefährlichen Menschen spricht, vor dem der Klerus auf seiner Hut sein müsse! Dieser Bruder heißt Servatore mit seinem Vornamen, während der mir bekannte Morazzi den Taufnamen Giovanni führt. Je nach den Umständen bedient er sich beider. Servatore ist ohne Zweifel ein freisinniger Priester und bedeutender Redner. Er muß sich zeitweise in Rom aufgehalten haben, ist vielleicht auch jetzt wieder dort.«

»Ich möchte Dich nun bitten, lieber Freund und Vetter,« schloß Mathias Grant sein langes Schreiben, »sieh' Dich doch ein wenig nach dem wirklichen Servatore Morazzi um! Wer weiß, ob Du in ihm nicht den Mann entdeckst, von dessen Ruf und Namen schon vor Jahr und

Tag Italien voll war. Man wäre es doch dem so schmä-
hlich hingegangenen, so ungerecht verfolgten Montalto
und seiner Schwester schuldig, ihre schleichenden Feinde
unschädlich zu machen und der mir verhaßten schwar-
zen Garde eine einträgliche Herrschaft zu entreißen, die
ihr von Rechtswegen gar nicht zukommt. ... Du mußt
List mit List bekämpfen. ... Schmeichle Dich bei der
deutschen Marquise ein, wenn Du es ohne Gefahr für
Dich selbst thun zu können glaubst. Du wirst dann gewiß
nach und nach hinter die Schliche dieser Schälke kom-
men. Gleichzeitig knüpfe Bekanntschaften, Verbindun-
gen, Freundschaften an mit den Männern des redlichen
Fortschritts, d. h. also mit der national patriotischen Par-
tei, deren Hort und Schirmherr der Papst ist, und die ge-
genwärtig sicherlich auf sieben Achteln des italienischen
Volkes im Ganzen und Großen besteht. Sei nicht lässig,
Ludwig, und lege entschlossen Hand an's Werk. Ich hal-
te es für ein gutes Werk, wenn wir getreulich mit hel-
fen, diesem abscheulichen Rattenkönige, dessen Haupt-
sitz unter dem Capitol im Profeßhause der Jesuiten zu su-
chen ist, den Garaus zu machen. Was Du ermittelst, theile
mir unverweilt mit, übergib aber größerer Sicherheit we-
gen Deine Briefe dem General-Consul Zabern, der ein in-
timer und zuverlässiger Freund Peregrin Guttmann's ist.
Es kann nicht schaden, wenn Du sie selbst gleich an Gutt-
mann adressirst.«

Diese Nachrichten versetzten den Mieter in große Auf-
regung. Er bedurfte geraumer Zeit, um mit Fassung den

Brief von Grevenhusen zu öffnen. Glücklicherweise enthielt dieser nur angenehme Mittheilungen, die wohl eine gewisse Sehnsucht in ihm wecken, nicht aber ihn beunruhigen konnten.

Grevenhusen erzählte von dem traulichen Stilleben in seinem Hause, von den abendlichen Unterhaltungen mit Hertha, die mit seltenen Ausnahmen auf irgend einem interessanten Punkte der ewigen Stadt endigten. Auch von dem unklaren Wirrwarr, der sich durch die politischen Ereignisse in den Köpfen von Tausenden festgesetzt hatte, sprach Grevenhusen, wobei er sarkastische Bemerkungen einstreute und weder Freund noch Feind schonete. Versmissen errieth aus diesen Mittheilungen, daß der viel erfahrene Mann die ganze Bewegung für verfrüht, für schlecht geleitet halte, und daß ihm die Unreife der politischen Urtheile mehr Sorgen mache als die seitherigen sehr unvollkommenen Regierungsmaximen, die man so ziemlich allerwärts zur Geltung gebracht habe.

Mit einer bestimmten Meinungsäußerung über die römischen Zustände hielt der Ostfrieze zurück. Er forderte den Freund nur auf, ihm in seiner Antwort recht viel von dort zu erzählen, nichts zu verschweigen, überhaupt seine Ansichten über das Geschehende ohne allen Rückhalt ihm darzulegen. Scharf dagegen tadelte Grevenhusen das verkehrte Treiben sowohl in Oesterreich wie in Oberitalien.

»Dergleichen führt zuletzt immer wieder zur Knechtschaft zurück,« sagte er, »nur daß man das liebe Kind etwas gefälliger und bestechender aufputzt. Hüten Sie

sich, diesem Treiben nahe zu kommen! Man hat nichts als Schimpf und Reue davon. Als Künstler sind Sie ohnehin zu etwas Anderem berufen, als Steine zu wälzen, auf denen man eine neue Basis zur Erbauung besserer Staatsformen zusammenfügen will.«

Am Schlusse des ebenfalls ziemlich langen Schreibens fragte Grevenhusen, welchen Eindruck die Marchese von Castalcaccio und ihr geselliger Cirkel auf ihn gemacht habe?

»Ich bin halb und halb *in dubio*, ob Sie auch das Herz besitzen werden, sich dem maschenreichen Netz der großen Spinne zu nähern,« fügte er hinzu. »Ich traue Ihnen nämlich, ohne im Geringsten Ihrer Ehre zu nahe treten zu wollen, in einer gewissen Beziehung nicht den Muth zu, heimliche Gegner mit verborgenen Waffen tapfer anzugreifen. Ihr Gemüth ist zu weich dazu, und was bei Künstlern fast immer der Fall ist, Sie beängstigt die Aufregung, die natürlich bei einem Kampfe, wo nur geistige Kräfte in's Gefecht geführt werden, niemals ausbleiben kann. Haben Sie aber mein Schreiben der klugen Dame eingehändigt, dann bitte ich, urtheilen Sie auch! ... Sprachen Sie Pater Radom? ... Lebt der Monsignore noch, der mein Begleiter war und von dem ich Ihnen erzählte, daß er in schonungslosester Weise über die Mißregierung unter Gregor XVI. urtheilte? ... Ich denke mir

immer, gerade dieser begabte Kopf müsse laut aufgejubelt haben, als es ihm einleuchtete, daß Gregor's Nachfolger es ernst meine mit seinen Neuerungen. ... Freilich, freilich, ein Aber ist immer dabei, jenes Aber, das mir die Luft Rom's verleidete. ...«

Grevenhusen legte dem jugendlichen Freunde noch eine Menge Fragen vor, deren ausführliche Beantwortung diesem Gelegenheit zu mehr als einem Briefe gab. Dann sprach er wieder von Hertha, die zu seiner Freude ein recht angenehmes Talent im Zeichnen und Malen entwickele.

»Ich hatte gar keine Ahnung, daß so schöne Anlagen zu künstlerischem Thun in dem Mädchen schlummerten,« schrieb Grevenhusen. »Die Erweckung und Entwicklung derselben danken wir Beide Ihnen ganz allein. Wie gern möchten wir Ihnen auch beweisen, daß wir für diese Erziehung zum Schönen Ihnen erkenntlich sind.«

Versmissen steckte beide Briefe zu sich und verließ seine Wohnung, um nach der Villa Borghese zu wandern. Ganz in seine Gedanken vertieft, achtete er wenig auf das Leben um ihn her. Die bittenden Rufe der zahlreichen Krüppel, die ihre festen Plätze in der Nähe der spanischen Treppe haben, ließen ihn heute ganz kalt. Selbst für die malerische Gruppe auf den unteren Stufen der genannten Treppe, an der er sonst nie ohne Wohlgefallen vorüber ging, weil es immer entweder eine auffallend schöne Gestalt oder ein prächtiges Augenpaar oder endlich ein unvergleichliches Costüm zu bewundern gab, hatte er heute nur einen flüchtigen Blick. Unser Freund

bedurfte der Ruhe, der Sammlung, um die Eindrücke in sich verarbeiten zu können, welche Grant's vielsagender Brief auf ihn machte.

SIEBENTES KAPITEL. DIE ALLOCUTION.

Es dunkelte bereits, als Ludwig mit noch mehreren Bekannten aus der berühmten Villa nach der Stadt zurückkehrte. Die Unterhaltung war lebhaft gewesen, hatte sich aber vorzugsweise um die Ereignisse gedreht, die fern und nah geschehen waren. Manfred, ein großer Politiker und seiner Belesenheit wegen in dem Kreise der Künstler eine Autorität, wußte nicht genug von den neuesten Vorgängen in Ober-Italien zu erzählen und von den Anstrengungen, die eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten auch in Rom machten, um den heiligen Vater zu einem kühnen Schritte zu bewegen.

»Was will man denn eigentlich?« fragte Versmissen. »Thut Pius nicht Alles, was er verantworten kann? Verlangt man etwa, er solle persönlich sich mit dem Schwert umgürten und sich an die Spitze der römischen Freischaaren stellen?«

»Man verlangt von ihm, daß er sich unumwunden für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erklären soll,« erwiderte Manfred. »Es heißt jetzt: Für oder Wider.«

»Das wäre ein thörichtes Ansinnen,« meinte Ludwig mißbilligend. »Ein Mann Gottes, dessen Hand nur Segenspenden soll, kann und darf nie, auch nicht gegen einen Feind, den Krieg erklären!«

»Eine Politik der Milde, die immer zum Verderben führen muß!« sagte Manfred.

Die Freunde traten auf die große Piazza del Popolo. Hier sah man überall Gruppen sich sammeln, hörte heftige Worte, vernahm von Nah und Fern gellende Rufe. Die Mienen abenteuerlicher Gestalten, die in Menge durch die Straßen lärmten, verhiessen nichts Gutes.

»Sieht das nicht so aus, als ob sich ein kleiner Tumult vorbereiten wolle?« meinte Manfred. »Die Allocution des vergötterten Papstes ist erschienen; das Volk hat sie gelesen, und jetzt bemächtigen sich derselben die Interpreten, damit sie Jedermann auch recht verstehen lernt.«

»*Ich* las sie nicht,« sagte Versmissen. »Was enthält sie?«

»Nichts, was sich nicht rechtfertigen ließe,« erwiderte Manfred. »Der heilige Vater will bei der Kirche in kein schlechtes Renommée kommen. Er verwahrt sich feierlichst gegen die Erdichtung, als sei er von den heiligen Anordnungen seiner Vorfahren und – von der Lehre der Kirche jemals abgewichen. Auch *den* Vorwurf weist er von sich zurück, daß man in ihm den Haupturheber der öffentlichen Bewegungen letzter Zeit, auch in Italien, erblicken wolle. Es ist noch von vielen andern schönen Dingen in dieser Ansprache Seiner Heiligkeit die Rede, unberechenbar aber wird vor Allem die Erklärung wirken, daß es weit von des heiligen Vaters Absichten entfernt sei, seine eigenen Truppen mit den Heeren anderer Staaten gegen den Erbfeind marschiren zu lassen.«

Das Gespräch mußte am Corso des heftigen Lärmes und des tumultuirenden Gedränges wegen abgebrochen

werden. Mit Mühe nur konnten die Freunde sich zusammenhalten und der Volksmenge, die unter verschiedenartigen Rufen vorwärts drängte, folgen. Am häufigsten vernahm man die Aufforderung, die jedesmal durch ein wildes Jauchzen beantwortet ward: »*All circolo popolare!*«

Dieser Versammlungsort vereinigte damals die hervorragendsten Volksmänner Rom's und konnte für den Mittelpunkt der Bewegung gelten, die neben der von dem geheiligten Oberhaupte der Kirche selbst ausgehenden die Masse des Volkes ergriffen hatte.

»Was soll das bedeuten?« raunte Versmissen seinem Freunde zu, als es ihnen gelungen war, in eine der weniger belebten Seitenstraßen einzubiegen. Maffei war schon früher von den Deutschen getrennt worden. »Man läßt den Papst nicht leben, die Republik ist's, nach der sie schreien!«

»Und Barnabas setzten sie über Christus!« fügte Manfred hinzu. »Schon heute Mittag sah ich unweit des Ghetto an der Seitenwand einer besuchten Kirche die Worte angeschrieben: Nieder mit Christus, es lebe Barnabas!«

Ludwig Versmissen befiel eine entsetzliche Angst, die ihn fast der Sprache beraubte. Er zog den Freund mit sich fort nach den hoch gelegenen Straßen des Monte Pincio.

»Willst Du nach Hause?« fragte ihn Manfred.

»Gewiß,« versetzte Ludwig. »Laß diese Wahnsinnigen toben! Sie folgen keinem guten Geiste, wenn sie mehr Gewicht auf die aufreizenden Reden Ciceruacchio's legen, als auf die sanften Mahn- und Friedensworte des heiligen Vaters! ... Ich muß Briefe schreiben. Morgen

werden wir früh genug durch die Zeitungen erfahren, was diese unseligen Wühler beschlossen und vielleicht schon ausgeführt haben.«

»Dann erlaube, daß ich Dich verlasse,« sprach Manfred. »Ich bin neugieriger als Du, und weniger ängstlich. In die Volksversammlung, wo Ciceruacchio präsidiert, will ich mich nicht drängen. Dort habe ich nichts zu suchen; was aber auf den Straßen vorgeht, wie die Menge urtheilt, was sie von der Allocution des heiligen Vaters denkt, das möchte ich gern mit eignen Ohren hören,«

»Vergiß nur nicht, daß Du ein Deutscher bist!« sagte Versmissen. »Es gilt, das Volk gegen Oesterreich zu bewaffnen und dem Papst die Einwilligung zu dieser Bewaffnung abzulocken. Zwischen Deutschen und Oesterreichern aber macht die gedankenlose Menge in ihrer fanatischen Aufregung keinen Unterschied.«

»*Non timore!*« sprach Manfred heiter. »Ich kenne die Römer und weiß, wie weit der unparteiische Fremde sich wagen darf. Schreibe nur keine Trauerepistel. Gute Nacht!«

Die Freunde trennten sich. Als Versmissen sein Zimmer betrat und die offen stehenden Fenster schließen wollte, vernahm er von fern noch immer bald grelle einzelne Rufe, bald das Geschrei der Menge, die zu Tausenden die Straßen durchtobte.

Der Wiederhall dieses Volkstumultes drang bis in die entlegeneren Gegenden der ewigen Stadt. Er ward auch unterhalb des tarpejischen Felsens im Hause der Marchesa von Castelcaccio vernommen.

Der kleine Salon der Matrone war glänzend erleuchtet. Um den oblongen Tisch standen vier Lehnssessel. Zwei derselben waren schon besetzt. Die Marquise hatte, wie immer, im Divan Platz genommen.

»Monsignore Vestucci kann nicht mehr lange ausbleiben,« sagte der junge schlanke Geistliche, den wir als Pater Eustachius zuerst auf dem Stilsfer Joche kennen lernten. »Vor einer Stunde noch hatte er Audienz bei Seiner Heiligkeit. Monsignore erbat sich diese, um das angefangene Werk nicht halb zu thun. Der heilige Vater war in den letzten Tagen tief bewegt. Seine Seele rang in heißem Gebet mit dem Herrn. Man sah ihn Thränen vergießen und hörte ihn laut flehen um Erleuchtung. . . . Die allerheiligste Jungfrau wird das Gebet Seiner Heiligkeit erhören und die Kirche wird, wie schon so oft, auch aus diesem Kampfe mit der Sünde und den verruchten Widersachern der Religion als triumphirende Siegerin hervorgehen.«

Die Marquise lächelte wohlgefällig.

»Ich fühle mich unaussprechlich glücklich in dem Bewußtsein, zu diesem wahrhaft heiligen Werke mit meinen schwachen Kräften mitgewirkt zu haben,« sagte sie, dem Jesuiten einen zärtlichen Blick zuwerfend. »Dein Name wird ewig fortleben in der Geschichte, auch kann Dir eines Tages die Anerkennung, der Lohn edler Treue

und erhabenen Gehorsams nicht entgehen, den Du Dir durch Dein stilles, aber unermüdliches Wirken für das Heil der Kirche erworben hast.«

Eustachius beugte sich zur Marquise herab und küßte dieser die Hand. »Es wird aber doch sehr laut,« fuhr die Dame fort. »Man ist doch vorsichtig gewesen?«

»Wir sind immer vorsichtig, gnädige Frau,« sagte der zweite im Salon der deutschen Marquise Anwesende, der in der Tracht eines römischen Abbate neben Eustachius saß. Es war O'Flaherty, der sich seit er in Rom weilte, den polnischen Namen Wardowsky beigelegt hatte und allgemein für einen Fremden galt, welcher von seinem Vermögen lebte und sich nur des Vergnügens wegen daselbst aufhielt. »Dieses wüste Schreien schallt vom Ghetto zu uns herüber. Ohne Zweifel befolgt das liberal gesinnte, jedem Fortschrittsgedanken blind huldigende Volk Rom's die Rathschläge seines gefeierten Tribunen wörtlich. Der heilige Vater in seiner Weisheit und menschenfreundlichen Milde hat Erlaubniß zum Abbrechen der Mauer gegeben, die bisher die unversöhnlichen Feinde der Kirche Christi von den Gläubigen absonderte. Ciceruacchio meint nun, es müsse diese Erlaubniß des Papstes zu dessen eigener Verherrlichung rasch und mit möglichst großem Aufsehen ausgeführt werden. Eine seiner bekannten fulminanten Reden, die so vortrefflich den bewunderten Kanzelvorträgen Salvatore Morazzi's, des politisch-religiösen Apostels Italiens, secundiren, hat den Plebs entflammt, ihn mit Hauen und Brechstangen bewaffnet, und jetzt eben sind die Nachkommen

der Cäsar, Antonius, Brutus und wie sie alle heißen die stolzen Namen, welche das heidnische Rom zur Hauptstadt der Welt machten, dabei, die Mauern des Ghetto unter Gebrüll, unter Anstimmung von Freiheitsliedern und bei bacchantischen Fackeltänzen niederzureißen! . . . Was kann das Volk auch Besseres thun zur Einführung jener schönen Freiheit und Gleichheit, die in jedem Menschen das unantastbare Ebenbild Gottes erblickt? Eine kleine Weile wohnte ich in der Tracht eines gebückten Bettlers diesem anziehenden Spektakel bei, weil ich doch sehen wollte, welche Augen das auserwählte Volk Gottes zu diesem herrlichen Triumph der Freiheit machen werde. Mich entzückt es, berichten zu können, daß die Verehrer des goldenen Kalbes ihren Vätern sich ebenbürtig zeigten. Sie werden nicht ermangeln, die jubelnden Befreier später so innig zu umarmen, daß ihnen ob dieser Bruderliebe der Athem ausgehen dürfte.«

Bei dem letzten Worte des Abbate ward die Salonthür geöffnet, und Pater Radom, von einem Prälaten begleitet, trat ein. Die Begrüßung war herzlich, aber nicht laut.

»Sie bringen gute Nachrichten, Monsignore?« redete die Marquise den Prälaten an, in dem wir Monsignore Vestucci, einen Mann von eiserner Consequenz, die sich hinter ein fügsames Aeußeres und feine Umgangsformen versteckte, kennen lernen.

»Ich hoffe, daß heute einen entscheidenden Sieg über unsere erbittertsten Feinde erfochten haben,« erwiderte nicht ohne Anklang von Salbung in seiner Stimme der einflußreiche Geistliche. »Das Volk freut sich, lärmt und

begeht in der Ausgelassenheit seiner tollen Lust allerhand Thorheiten. Es fraternisirt mit schmutzigen Trödlern und stadtbekanntem Wucherern; es tanzt und scherzt mit jüdischen Dirnen, vor denen es früher verächtlich ausspuckte. Die Begeistertsten gehen noch viel weiter. Sie verunreinigen christliche Gotteshäuser mit so lästerlichen Inschriften, daß ich meine Zunge entweihen würde, wollte ich sie hier ihrem Wortlaute nach wiederholen.«

Die Mittheilung Vestucci's schien die Marquise doch zu erschrecken.

»Wenn die Fluth nur nicht zu hoch anschwillt und zuletzt am Ende alle Dämme überschwemmt oder gar niederwirft, Monsignore,« sagte sie mit sanfttönender Flötenstimme. »Unserer sind nicht gar Viele! Wenn wir zersplittert würden, könnte dann eine nochmalige Einigung nicht Alles in Frage stellen?«

Vestucci blieb ruhig, indem er antwortete:

»Wir wollen uns daran gewöhnen, gnädige Frau, das Entsetzlichste für das uns Allen Heilsamste zu halten. Nur Eisen und Feuer können uns erretten von *dem* Uebel, das von dem größten Theil der Welt Besitz genommen hat. . . . Es ist ein lustiges Vorspiel, das wir heute zur Probe aufführen lassen. Wir haben ganz anstellige Darsteller, denen es weder an gutem Willen noch an Eifer gebricht; bloß die Routine fehlt noch, aber die findet sich ein, wie der Appetit bei einer gut besetzten Tafel.«

»Ist Seine Heiligkeit von diesen affreusen Vorgängen unterrichtet?« fragte die Marquise.

»Das wohl nicht, guädigste Frau,« versetzte der schlaue Vestucci. »Seine Heiligkeit bedarf der Schonung. Die schweren Nervenleiden, von denen der Vater aller Gläubigen schon in früher Jugend heimgesucht ward, zeigen sich in Folge der unablässigen Aufregung, die auf ihn einströmt, jetzt wieder mehr, als vor diesen gewaltsamen Erschütterungen. Der fromme Pius trauert; er fühlt sein Gewissen belastet, weil er meint, er sei zu milde gewesen, und diese Milde habe die Sünde so frech gemacht, wie sie sich leider gegenwärtig wirklich überall zeigt. Sobald das trunkene Volk seinen Rausch ausschläft, wird Seine Heiligkeit das Geschehene erfahren.«

Monsignore Vestucci wechselte einen Blick innigsten Einverständnisses sowohl mit der Gräfin wie mit Pater Radom, O'Flaherty und Eustachius. Dann wandte er sich an Letzteren und ging, als sei gar nichts vorgefallen, auf einen völlig fremden Gesprächsgegenstand über.

»Ich vermisse ungern in unserm heutigen vertrauten Cirkel einen der nützlichsten Freunde, auf deren Klugheit und Ausdauer wir uns verlassen können,« begann er, die Unterhaltung wieder aufnehmend, während an die dicht verhüllten Fenster das dumpfe Geheul einer bis zum Wahnsinn erhitzten Volksmenge schlug, die sich weder ihres fanatischen Treibens noch der Tragweite des Geschehenden bewußt war. »Jener Graf Montalto, der uns schon so viel zu schaffen machte und den wir nur

durch List von einem extremen Schritte, der uns gefährlich werden mußte, zurückhalten konnten, ist entkommen. Wohin er sich gewendet haben mag, darüber liegen kaum Vermuthungen vor. Ich habe indeß Gründe, zu glauben, daß er seinen verstorbenen Bruder noch unter den Lebenden sucht. Es war eine der schwierigsten Aufgaben, diesen Glauben in ihm lebendig zu erhalten. Nicht viel weniger Schwierigkeiten machte es, Briefe des toten Bruders an ihn gelangen zu lassen, die ihn in fortwährender Spannung erhielten und ihn auf die Ankunft des Bruders gläubig warten ließen. Unser Freund Frontelli hat sich in dieser Angelegenheit große Verdienste erworben. Eins nur läßt sich bedauern, obwohl ich nicht zu großes Gewicht darauf legen will, der Verlust seines Portefeuille's, das einige sehr wichtige Briefe und geheime Instructionen enthielt. Es konnte bisher nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, wo dieses Portefeuille dem sonst so außerordentlich accuraten Manne verloren gegangen sein mag.«

»Meine Ansichten darüber habe ich bereits zu erkennen gegeben,« fiel hier O'Flaherty ein. »Das Portefeuille wird eine Beute der Flammen geworden sein.«

»Sollte sich diese Annahme bestätigen, so hätten wir allerdings nichts zu befürchten,« erwiderte Vestucci. »Gesetzt aber, wir irrten uns, was dann?«

»Diese Befürchtungen waren es ja, die mich in meinem Eifer etwas zu weit gehen ließen,« sagte O'Flaherty.

»Graf Montalto beichtete nach jenem unglücklichen Sturze dem Pater Lorchheimer. In dieser Beichte des Sterbenden gestand der auf so betrübende Irrwege und dadurch in die unwürdigste Lage gerathene Mann, den wir der Kirche so gern retten wollten, daß er nichts hinterlasse, was uns dienlich sein könne.«

»Ihre Berichte über des Grafen Tod und was sich dabei zugetragen hatte, lauteten damals anders,« unterbrach den Sprechenden Vestucci.

»Um Vergebung, Monsignore,« erwiderte der Vorige. »Es ward in jenem Bericht keine wesentliche Thatsache auszuführen vergessen. Der verunglückte Graf machte vor seinem Tode ein Testament. In diesem Testamente setzte er jenen Grant, den wir seit acht Jahren nie wieder aus den Augen verloren, zum Erben seiner Hinterlassenschaft ein.«

»Sie kannten den Inhalt dieser Verlassenschaft?« fragte Vestucci.

»Ich errieth ihn mehr, als ich ihn kannte.«

»Bloße Vermuthungen können täuschen!«

»Um mich nicht täuschen zu lassen, that ich, was Ihnen, Monsignore, wie auch unsern übrigen Freunden kein Geheimniß geblieben ist. Die vermißten Briefe und Instructionen befanden sich unter dieser Erbschaft gewiß nicht. Mathias Grant ist eine viel zu stolze Natur, als daß er in diesem Falle mich so freundlich empfangen hätte, als er es that.«

»Ich kenne den Mann,« bemerkte Pater Radom, »Grant ist leidenschaftlich, schroff, selbst gefährlich durch die

Consequenz seines Wollens, zurückhaltend aber ist er nicht. Wenn er heucheln will, fällt er sofort aus der Rolle. Ich habe ihn ruhig studirt, als er im christlichen Rom für die untergegangene Größe des heidnischen Rom's schwärmte und auf unsern gemeinsamen Spaziergängen seine feindseligen Reden gegen Papstthum und Klerus hielt.«

»Dennoch ist uns größte Vorsicht geboten,« sprach Vestucci. »Zwar ist es geglückt, diesen Mann fester an ein Staatsinteresse zu ketten, welches dem unsern von jeher nahe verwandt war. In seinem stolzen Glücke hat er selbst nicht die entfernteste Ahnung, daß es seines geistigen Strebens entschlossenste Gegner sind, die ihn in eine Stellung versetzten, welche seinem Stolze schmeichelt und die er sich ganz allein durch seine eigene Thätigkeit errungen zu haben glaubt. Der unschädliche Guttmann, dem die Curie seines bereitwilligen Entgegenkommens wegen zu Dank verpflichtet ist, hat uns als Grant's Freund unschätzbare Dienste geleistet. Durch diesen müssen wir ihn ausforschen und seine Gedanken überwachen lassen. . . . Was Peregrin Guttmann erfährt, plaudert er in seiner jovialen Offenherzigkeit jedem aus, der ihn viel Procen-te zu verdienen gibt. So fügt sich Glied an Glied, Ring an Ring. . . . Vergessen Sie nicht, was in diesem Augenblicke geschieht! Die Steine, welche der jubelnde, für das vieldeutige Wort Freiheit schwärmende Pöbel aus der Mauer des Ghetto bricht, sollen zur Erbauung einer festen Burg verwendet werden, in der wir unruhige Geister

künftighin Buße thun lassen wollen. ... Peregrin Gutt-
mann wird diese Wahnsinnsthat, die wir gern gesche-
hen lassen, in den Himmel erheben und sich im Geist
mit seinen früheren Glaubensgewissen freuen. Das, mei-
ne Theuern, hilft binden und verbinden, und wenn wir
uns, wie bisher, nur immer selbst treu bleiben, so werden
wir nach einiger Zeit einen Triumph feiern, wie die Welt
noch keinen gesehen hat.«

»Der junge Maler aus dem deutschen Norden, von
dem ich Ihnen schon erzählte,« fiel jetzt die Marquise
ein, »könnte uns vielleicht auch nützlich werden. Er hat
mich freilich nur selten besucht und ich weiß, daß er au-
genblicklich seinen Widersachern noch bedeutend näher
steht, als uns. Allein er ist eine durch und durch künstleri-
sche Natur, die, versteht man sie nur recht zu fassen, sich
halb leiten, halb verleiten läßt. Wenn man sich nun dieses
jungen Mannes nach und nach zu bemächtigen versuchte?
...«

»Dazu bedarf es wenigstens eben so großer Vorsicht als
Ausdauer,« fiel O'Flaherty ein. »Ich habe ihn schon lan-
ge beobachtet und, um ihn sicher zu machen, ganz ent-
schieden geläugnet, daß ich ihn je zuvor gesehen. Die Be-
stimmtheit, mit der ich mich selbst verläugnete, hat ihn
stutzig gemacht, so daß er an sich selbst irre geworden
ist und buchstäblich seinen eigenen Augen nicht mehr
ganz traut. Dahin muß man ihn auch geistig zu bringen
suchen. Erst locken, dann blenden – das ist der Weg, den
man Ludwig Versmissen zeigen muß. – Er liebt Rom und
die katholische Welt ist ihm lange nicht so gleichgiltig,

wie er es sich selbst einredete. Aber er hat keinen empfehlenswerthen Umgang. Der angehende Bildhauer Giacomo Maffei, den er in Deutschland kennen lernte, muß entfernt werden, ehe es meinem verlorenen Stiefbruder gelingt, das Volk vollends politisch wahnsinnig zu machen.«

»Halten Sie diesen jungen Menschen für einen unruhigen Kopf?« fragte Vestucci.

»Er denkt zu viel,« erwiderte O'Flaherty. »Ich hatte Muße, ihn zu beachten und weiß, daß er nie zu einem nützlichen Werkzeuge sich wird umbilden lassen. Pater Lorchheimer war schon vor Jahresfrist gleicher Meinung. Der Umgang mit Grant hat beide Brüder verdorben.«

»Dann müssen wir ihn beaufsichtigen,« sagte Monsignore Vestucci. »Persönlich würde es mich stören, wenn die so eng Befreundeten getrennt werden müßten. Wie denken Sie darüber, Bruder Eustachius?«

»Ich würde es für ein Glück halten, wenn auch Cesare Maffei nach Rom übersiedeln wollte, entgegnete der Gefragte. »Beide junge Männer haben ein angenehmes Aeußeres, das sich auch dem Maler Versmissen nicht absprechen läßt. Wenn nun drei solche Adonis meist zusammenhalten, viel sich öffentlich zusammen sehen lassen, so bleibt das nicht unbemerkt. Versmissen hat außerdem Sinn für weibliche Schönheit, und sein Herz, glaube ich, ist leicht entzündbar. Ich hoffe, Monsignore, Sie werden diese Andeutungen nicht zu gering anschlagen, namentlich dann nicht, wenn die gnädige Frau Marquise mir vielleicht ebenfalls beipflichten sollte.«

Eustachius ergriff bei diesen Worten die Hand der bejahrten Dame und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Das stereotype Lächeln auf dem klugen Gesicht Vestucci's ward noch feiner als gewöhnlich. Er verbeugte sich verbindlich gegen die Marquise indem er erwiderte:

»Diesen Gesichtspunkt ließ ich außer Acht, ich erkenne aber gern an, daß er für uns sehr wichtig werden kann.«

Die Marquise bewegte beistimmend das grau umlockte Haupt.

»Miß Angela Wardoe lebt wohl nicht mehr in Rom?« warf sie ein. »Das Mädchen besitzt eine für ihr zartes Alter seltene Klugheit.«

»Ihre Aeltern brachten den letzten Winter in Sorrent zu,« versetzte Vestucci. »Eine Begegnung würde sich einleiten lassen. . . .«

»Wir wollen gemeinschaftlich darüber nachdenken,« sprach Pater Eustachius lebhaft. »Eine bindende Gewalt ihrer zarter Natur besitzt wunderbare Kräfte. Und gesetzt, es ließe sich keine Leidenschaft edler Art entzünden, so würde Eifersucht zwischen Freunden dieselben, wo nicht noch bessere Dienste leisten.«

»Es ist gut,« sagte Vestucci. »Miß Angela Wardoe soll binnen Monatsfrist wieder ihren täglichen Spaziergang auf der Passeggiata halten! Aber das wird ja auf einmal ganz entsetzlich lebhaft,« unterbrach er sich selbst, indem er den Rollstuhl zurückschob und aufstand. Welch Geheul hallt durch die Straßen!«

Er trat an's Fenster und lüftete behutsam die faltenreichen schweren Vorhänge.

»Tod den Jesuiten! Es lebe das Volk Gottes! Barnabas hoch!« klang es schauerlich durch die stille Luft.

Monsignore Vestucci ließ den Vorhang wieder sinken. Sein marmornes Antlitz überglänzte ein Schimmer hohen Glückes.

»Diese Töne sind meinem Ohre Sphärenmusik,« sprach er. »Wollte Gott und die heilige Jungfrau auch der milde, trauernde Dulder auf dem Quirinal könnte sie hören. Er würde dann nicht mehr von Zweifeln geängstigt werden und finden, daß nur seine gestrige Allocution wirklich vom heiligen Geist der Kirche ihm eingegeben war.«

Jetzt ließ sich ein schweres Poltern, von lärmenden Schlägen unterbrochen vernehmen, während die erwähnten Rufe in größerer Nähe noch heftiger und lauter wiederholt wurden. »Die wüthende Rotte zieht hier vorüber,« sprach die Marquise. »Sollte sie blutdürstige Absichten haben?«

»Gegen uns, die wir längst schon gestorben sind, wie letzthin Pater Salvatore Morazzi von der entweihten Kanzel herab so laut und so oft verkündigte, daß seine Zuhörer ihm eben so laut ihr billigendes Bravo zuriefen?« versetzte Vestucci.

»Noch, gnädigste Frau, haben wir für uns nichts von dem wüsten Geschrei dieser Thoren zu fürchten, besonders dann nicht, wenn wir uns dem Schutze dessen anvertrauen, der seine Macht noch immer bewährte! ... sind wir nicht unter uns? Wer kann uns eines unwürdigen Gedankens oder gar eines Frevels zeihen? ... Lassen wir es Nacht werden, damit der rathe Gluthschein der

Fackeln, welche diese Irregeleiteten schwingen, in seiner ganzen Herrlichkeit die Ruinen des Heidenthumes, das vor dem Kreuz in Trümmern sank, recht grell beleuchte! Nicht nur die Lehre, an der wir unverbrüchlich fest halten, ist eine Tochter des Vaticans, auch die berechnende Weisheit welche sie zu so großer Vollendung ausbildete!«

Vestucci löschte, während er sprach, die Lichter. Unter Lachen, Pfeifen, Schreien und furchtbaren Lästerreden raste draußen ein erhitzter Volkshaufe vorüber, Steine und noch glimmende Fackelstümpfe gegen das Haus schleudernd, das schwarz und still wie ein Sarg, der eine Leiche birgt, zwischen den übrigen, von vielen Lampen illuminirten Häusern dalag.

Als das Geschrei sich in der Ferne verlor, sprach Monsignore Vestucci ein Gebet, in welches die Uebrigen unterwürfig mit einstimmten.

ACHTES KAPITEL. PEREGRIN GUTTMANN.

Leontine saß auf dem blumengeschmückten Balcon der Villa, welche Grant bewohnte. Ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf den blauen Wogen des adriatischen Meeres, die ein milder West nur unmerklich in leichter Schwingung erhielt. Im Hafen und am Molo war viel Bewegung, nicht aber jene fröhlich laute, die einen stets thätigen Verkehr, eine in schönster Blüthe stehende Schifffahrt kennzeichnet, sondern jene düstere, von kalten Befehlen geregelte, die immer ein Zeichen dafür ist, daß Mars dem leichtfüßigen Merkur die Schwingen

beschnitten oder gar fest gebunden hat. Es wurde Kriegsmaterial aus vielen Barken von Truppen verschiedener Waffengattungen an's Land geschafft. Weit draußen auf hoher See kreuzten mehrere große Kriegsschiffe, die sich indeß so fern vom Lande hielten, daß selbst die weittragendsten Geschütze das Ufer nicht hätten erreichen können.

»Mutter,« sprach jetzt die Stimme Felicia's, die zur schönsten Jungfrau heranzureifen begann, »ist der Vater nicht hier?«

»Vor einer Stunde hat er mich verlassen,« erwiderte Leontine, ihr Gesicht der Tochter zukehrend, die in der halb offenen Glasthür stand und ihr volles Haar mit einer frischen, halb aufgebrochenen Granatblüthe geschmückt hatte. . . . »Es ist ja heute Versammlung der Directoren, und der Vater hat, wie Du weißt, den Vorsitz zu führen.«

»Nein, Mütterchen, das weiß ich nicht,« erwiderte Felicia mit der Heiterkeit eines noch völlig harmlosen Kindes. »Ich habe dem armen Grafen ein paar Stunden vorgelesen, weil er wieder so trüb gestimmt ist, und da blieb mir keine Zeit, an die Geschäfte des Vaters zu denken.«

»Wünscht der Graf ihn zu sprechen?« fragte Leontine. Felicia schüttelte den Kopf.

»Graf Benninghausen mischt sich nicht in kaufmännische Geschäfte,« sagte sie mit einem leichten Anflug von Spott und Schelmerei. »Einer von den gewichtigen Leuten, die man in der Sprache der Börsenherren *gut* nennt, wenn es ihnen nie an gemünztem Gold und Silber gebricht, hat dem Vater einen Besuch zgedacht. Du kennst

ihn recht gut. . . . Er gehört mit zu unsern Landsleuten, die in dieser schönen Stadt und unter diesem wundervollen Himmel stärker vertreten sein möchten, damit wir armen Deutschen uns auch wirklich paradiesisch wohl hier fühlen könnten.«

»Doch nicht Herr Guttmann?« sprach Leontine, ihren Sitz verlassend und das Buch, in dem sie wohl nur zum Schein geblättert haben mochte, auf die Marmoreinfassung des Balcons legend.

»Bei mein'm Gesund, Madame, Sie besitzen einen prophetischen Verstand!« sagte Peregrin Guttmann, dessen geröthetes Gesicht sich hinter Felicia zeigte. »Verzeihen Sie, wenn ich mir's mache commode! Ich bin geworden müde und echauffirt dazu den Weg herauf durch die Gärten, von denen man nichts kann sehen als die weiß gekalkten Mauern, oben mit den zerbrochenen Glasscherben, die in der Sonne blinkern wie falsche Steine auf 'm weißen Hals von 'ne feine Mamsell!«

Der reiche Banquier fächelte sich mit dem Taschentuche Luft zu und machte in seiner Art eine höfliche Verbeugung gegen Felicia, die keine Neigung zeigte, die weiteren Eröffnungen des redseligen Mannes mit anzuhören.

»Niedlich geworden, auf Credit!« fuhr er fort, Leontine vertraulich zunickend. »Es ist zu merkwürdig, wie geschwind junge Mädchen, wenn sie erst die Schulbücher mit Fächer und Knicker vertauschen, rund werden! Ein einfach simpler Mensch kann's kaum begreifen.«

Wieder umfächelte Peregrin Guttmann Stirn und Wangen mit seinem ungewöhnlich großen Taschentuche.

»Bedaure aufrichtig, Madame, daß Herr Grant gerade zu heute eine Extrasitzung angesetzt hat,« begann er abermals, indem er von einem Fenster zum andern ging, und durch jedes ein paar Secunden lang die Landschaft und den belebten Golf, auf dessen blitzenden Wellen zahlreiche Barken gaukelten, betrachtete. »Wissen S', alles Extra ist entweder überflüssig oder ein Zeichen von Ungesundheit! ... Wenn man richtig denken und urtheilen kann, wird man immer finden, daß meine Ansicht ist die richtige! ... Aber ich will Ihna sagen, Madame, daß ich heute erst geworden bin glücklich, bei Gott glücklich, was man so recht simpel einfach glücklich nennt! ... Nicht wahr, Sie können mir's gleich sehen an an der Haltung? ... Keine Spur mehr von Gedrücktheit weder an Kopf noch auf der Brust! Freier, ungebundener, gleichberechtigter Mensch durch und durch! Trüge ich nicht ein volles Schock Jahre mit mir auf dem Rücken herum, wahrhaftig, ich könnte werden bange, daß ich klappte rücklings über in dem heißen Bestreben, den Kopf immer so aufgerichtet hoch zu tragen, wie ich es darf nach den Vorgängen in der allerneuesten Geschichte!«

Leontine besaß für Scherz und Humor wenig Sinn, Gutmanns ganze Art zu sein aber, sein höchst ausdrucksvolles Mienenspiel und die etwas komische Lebendigkeit seiner Gesten stimmten sie doch heiter.

»Wenn ich Sie nur verstünde, Herr Guttmann,« erwiderte sie, ihn abermals zum Sitzen einladend, indem sie selbst zunächst der offenen Balconthür wieder Platz

nahm. »Sie scheinen ja ganz begeistert, gewissermaßen vor Freude außer sich zu sein.«

»Außer mir! Sie haben's getroffen, Madame! Aber ich will mich anfassen mit beiden Händen und mich mit einem Ruck wieder setzen in mich, daß ich werde ein einfach simpler Mensch, was doch immer ist das Beste und Solideste für einen besonnenen Geschäftsmann. . . . Hören Sie zu!«

Peregrin Guttmann schob einen der im Salon vorhandenen bequemen Sessel dicht an den Sitz Leontine's und nahm Platz.

»Haben Sie gelesen, was geschehen ist in Rom?« begann er seine Eröffnung.

Leontine verneinte, ward aber sehr ernst; denn Nachrichten aus Rom machten auf sie immer den unangenehmsten Eindruck.

»Zu stolz und hochmüthig will ich nicht werden,« fuhr Guttmann fort, seine Rechte mit ernster Miene betheuernd auf's Herz legend, »aber wissen muß es die Welt, was der heilige Vater hält von einem Manne, der sich nicht nennen kann einen Mann Gottes! . . . Ich bitt' Ihna, Madame! Mein Freund, der General-Consul Zabern in Rom, der auch die Ehre hat, zu kennen als einen Mann von seinem Gefühl Ihren eigenen Herrn Gemahl, hat mir geschickt sechs sauber geschriebene Briefe auf feinstes Velinpapier, erst grade, nachher schräg geschrieben, um zu bringen recht viel drauf. Und drinnen steht – na, Was meinen Sie, daß kann stehen in diesen unvergleichlichen

überzwerch geschriebenen Briefen, die mir gemacht haben übergehen oor Wehmuth die Augen? Was glauben Sie, Madame?»

Leontine sah den sonderbar bewegten Banquier unverwandt an. Guttmann sprang auf und drückte mit hastigem Griff sein großes seidenes Tuch in die Tasche.

»Ein Ritter soll ich werden oder bin ich schon geworden!« rief er, auf beide Absätze seiner sehr feinen Stiefeln wie ein Solotänzer zusammenschlagend, der zu einer Mazurka antritt. »Ein römischer Ritter!« wiederholte er, den Kopf in den Nacken werfend, daß es wirklich gefährlich aussah. »Die Insignien werden mir zuschicken die hohen Kirchenfürsten, die gehen ganz roth, wie Samiel im Freischütz! Ich weiß nicht genau, ob's ist ein silberner Sporn oder ein Schwert, ein Drachenschwanz oder eine dreifarbigte Mütze, aus der oben drauf liegen schön verschlungen in 'ne zierliche Schleife die päpstlichen Himmelsschlüssel! . . . Dabei wird sein ein Band fast so breit, nur viel kostbarer noch als das, was Sie da flattern lassen an Ihrer durchsichtigen Haube von Brüsseler Spitzen! Das Band soll ich mir lassen heften in's Knopfloch hier grade über dem Herzen, damit es erfährt Jedermann, daß ich bin geworden ein Ritter vom Papst und aufgehört habe zu sein ein einfach simpler Mensch!«

Jetzt hielt Leontine ihr gesticktes Taschentuch vor den Mund und hustete leise, denn es fiel ihr schwer, sich das Lachen zu verbeißen.

»Ohne Zweifel darf ich Grant von dieser Auszeichnung unterrichten, die Ihnen verdienstermaßen zu Theil geworden ist,« sagte sie nach kurzer Pause, während Peregrin Guttman mit großen Schritten den Salon maß, den Kopf in den Nacken warf und sich mehrmals auf die Fußspitzen stellte, als wolle er mit aller Gewalt seiner nicht gerade sehr auffälligen Körperlänge eine Kleinigkeit zu setzen. »Grant wird sich wegen dieser Anerkennung Ihrer Verdienste gewiß sehr freuen.«

»Bin davon überzeugt,« versetzte der glückliche Guttman, »aber es kommt noch besser. Hören Sie zu, Madame! Rom ist geworden das neue Jerusalem. . . . Die armen Leute aus Judäa, die achtzehnhundert Jahre und eine Kleinigkeit darüber haben müssen handeln mit alten Troddeln und verbrochenem Zeug, das kein einfach simpler Mensch gern faßt an mit den äußersten Nägelspitzen seiner reinlichen Finger, damit sie doch können leben, bezahlen die Steuern und, wenn's sein muß und die hohe Obrigkeit würgt sie im ärgerlichen Verdruß ein klein wenig unbrüderlich an der Halskrause, auch geben dem Kaiser und Papste, was genau genommen weder kaiserlich noch päpstlich ist – diese armen Leute sind geworden wie die andern auch, die gehen auf zwei Füßen. Sie sollen dürfen wohnen, wo ihnen schmeckt die Luft am besten. Sie sollen nicht mehr sein weniger als die Christen! Sie sollen sein frei, frei wie der Vogel in der Luft, der sein Nest baut bald da, bald dort, ohne zuvor anzufragen bei der hohen Polizei!«

Leontine's Mienen drückten Mißbilligung aus.

»Und das Alles, sagen Sie, hat der heilige Vater so angeordnet?« sprach sie, als Guttmann, vom raschen Sprechen fast athemlos geworden, sich mit dem Tuche wieder über das erhitzte Gesicht fuhr.

»Ob er gerade in Person die Verordnung niedergeschrieben hat, die mei –, die einigen tausend hartnäckig treuen Nachkommen der Erzväter die Menschenrechte wiedergibt, oder ob er von seinem Palaste aus die Befreiungsceremonie blos still zuschauend geleitet hat, steht nicht in meinen Briefen,« erwiderte Guttmann. »Vermuthlich berichtet darüber ein anderes Schreiben, das beigelegt war, und das ich Herrn Grant persönlich zu überreichen nicht versäumen wollte. Aber Geschäfte gehen vor, ich kenne das! Werde mir deshalb erlauben, Ihnen, Madame, dieses umfängliche Schreiben, das von einem Kaufmanne unmöglich herrühren kann, zu überreichen, damit es durch Sie in die Hände des verehrten Adressaten gelangt.«

Leontine nahm den ziemlich stark gerathenen Brief Ludwig Versmissen's in Empfang. Da Pettschaft und Handschrift des Cousins ihr unbekannt waren, so konnte sie den Absender auch nicht errathen. Deshalb legte sie das Schreiben des Malers kaltblütig neben sich und gab Guttmann das Versprechen, dasselbe ihrem Gatten gleich nach seiner Rückkunft aus der Sitzung übergeben zu wollen. Vergnügen machte Leontine dieser Auftrag nicht, denn die vielfachen Beziehungen Grant's mit Rom und dem Süden Italiens überhaupt hatten keineswegs ihren Beifall.

»Wie befindet sich denn unser Held?« fragte der Banquier, der es am liebsten gesehen hätte, wenn Grant noch vor seinem Weggange zurückgekommen wäre, und deshalb mit Absicht eine Fortsetzung des Gespräches einzuleiten wünschte. »Führt er seinen Vorsatz wirklich aus und begibt er sich wieder zur Armee, so schenke ich ihm wenigstens ein neues Geschirr für sein Streitroß. Es wird aber nicht nöthig sein, denk' ich, denn das sieht jeder einfach simple Mensch ein, daß es da drüben bald wieder anders werden muß. Ich sag' Ihna, Madame, ich bin ein gewaltig hitziger Mensch für Erkämpfung des Rechtes, aber ich kann's Hauen und Stechen nit leiden! ... Wozu? frag' ich. Wird's besser auf Erden, wenn man in *einem* Monat mehr unschuldig simple Menschen zu Krüppeln macht, als eine ganze Armee zärtlicher Mütter kleine Kinder unter Mühen und Sorgen auf die Beine bringen kann? Da schreiben s' in allen Zeitungen, der ewige Friede solle proclamirt werden, und stellen sich an, als sei die ganze Pastete mit dem menschenfreundlichen Ueberguß schon fix und fertig, und wer Appetit drauf hätte, der brauchte halt nur tapfer zuzulangen. Und derweilen schmieren die Herren Kriegshelden einander aus, daß es mich wahrhaftig reut, nicht bei Zeiten alles alte Leinwandzeug aufgekauft und alle alte Weiber, die zu 'was Anderm nicht mehr gut genug sind, angestellt zu halten, daß sie Tag und Nacht für ein paar Kreuzer, eine Schaale Kaffee und eine halbe Mohnbrezel Charpie zupfen. Auf Credit, Madame, ich hätt' dabei ein besseres Geschäft gemacht,

als bei der neuen Oesterreichischen Anleihe, wo ich Silber einzahle und Papier wieder kriege. Und was für a Papier! Ein einfach simpler Mensch würde den Verstand drüber verlieren, wär' er an die dumme Geschicht' nit schon lange gewöhnt!«

Leontine sagte viel Gutes von Graf Benninghausen, dessen Wunde ihm nur wenig Beschwerde noch mache.

»Uebrigens theile ich vollkommen Ihre Ansicht, Herr Guttman,« fügte sie hinzu. »Dieser Krieg ist eine Thorheit und eine Sünde. Diejenigen, welche ihn angezettelt haben, müßten von Rechtswegen gebrandmarkt und Andern zur Warnung öffentlich an den Pranger gestellt werden.«

Der Banquier machte ein paar höchst verwunderte Augen. Dann sagte er langsam:

»Madame, Madame! Es ist gut, daß diese Villa allein, hoch und frei liegt. Wir könnten uns sonst beide darauf gefaßt machen, von der heiligen Inquisition unvermuthet in's Gebet genommen zu werden. Und ich hab' mir sagen lassen, daß ein solches Gebet auch in jetziger aufgeklärter Zeit, wo Juden und Ketzer nicht mehr verbrannt, höchstens eine kurze Zeit torquirt oder in den Bann gethan werden, einem einfach simpeln Menschen zu lernen sehr schwer fallen soll.«

Hieran empfahl sich Peregrin Guttman mit vielen Bücklingen. Leontine entließ ihn schweigend. Sie mochte wohl errathen, was der reiche Banquier mit seinen Worten andeuten wollte, darüber zu grübeln wagte sie nicht, weil der Beichtvater ihr streng befohlen hatte, durch die

weltlichen Vorgänge sich nicht unnützerweise zerstreuen und ihre Gedanken von dem, was allein Noth thue und dem Herzen Frieden gewähre, abziehen zu lassen, da Leontine die Eigenheit Grant's, der Briefe nie in Anderer Beisein öffnete und las, sehr wohl kannte, legte sie das von Guttman erhaltenes Schreiben auf dessen Arbeitstisch, wo es dem thätigen Manne sogleich in die Augen fallen mußte.

NEUNTES KAPITEL. BERICHTE VERSMISSEN'S.

Die Handschrift Ludwig Versmissen's übte auf Mathias Grant eine so große Anziehungskraft aus, daß er alles Andere momentan darüber vergaß. Er wußte von Rom und römischen Zuständen nichts, als was die Zeitungen darüber meldeten. Wie unzuverlässig aber Zeitungsnachrichten seien, wie auf dem geduldigen Papier das Entsetzlichste im gefälligsten Lichte dargestellt, das Lobenswerthe als verwerflich verdammt werde, das hatte er zu seiner größten Betrübniß gerade in den letzten Wochen wiederholt erfahren. Unter solchen Umständen mußte der Brief eines zuverlässigen und urtheilsfähigen Freundes doppelten Werth für einen Mann von Grant's innerm Fortschrittsdrange haben. Wußte er doch, daß Versmissen immer die Wahrheit sagte.

Um recht ungestört den Plaudereien des entfernten Veters folgen zu können, schloß sich Grant in sein Zimmer ein, setzte sich gemüthlich in seinen bequemen Arbeitsstuhl und brach das Siegel. Eine Anzahl eng beschriebener Octavblätter fiel ihm in die Hände. Alle zusammen bildeten den Brief des Malers, enthielten aber mehr eine Geschichte seines innern Lebens, als bloße Mittheilungen, wie man sie Freunden auf einem schnell beschriebenen Blatte Papier zukommen läßt.

Ludwig Versmissen schrieb:

»Wenn ich mir die glückliche Miene vergegenwärtige, mit der Sie, lieber Vetter und Freund, das, was ich Ihnen zu erzählen in Begriff stehe, zu lesen beginnen werden, erfaßt mich ein Gefühl wehmüthiger Trauer. Statt Sie zu erfreuen, zu erquicken, muß ich Sie betrüben und niederschlagen, denn ach, ich sehe der Noth, der Thorheit, des Wirrwarrs, der Verwilderung auf allen Seiten kein Ende, und habe gar keinen Begriff, wie all das Unglaubliche und Unerhörte, das sich unter meinen Augen zuträgt, enden soll.

»Wie ungern verließ ich vor etwa sieben Vierteljahren die ewige Stadt, und mit welchen Hoffnungen nahte ich ihr wieder im Lenz dieses Jahres! Und was sah, was sehe ich nach? ... Beschreiben läßt sich das nicht, Vetter, man muß es mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, ja ich möchte sagen, mit Händen greifen, um es überhaupt nur für möglich zu halten!

»Wer unter Irren oder Rasenden, unter Bethörten und Fanatisirten lebt, von dem ist nicht zu verlangen, daß er

stets ruhig bleibe und die Dinge umher als beschaulicher Weiser beurtheile. Ich möchte wenigstens nicht, daß Sie, lieber Vetter, ein solches Verlangen an mich stellen. Beirren lasse ich mich allerdings nicht, aber ich möchte heute weinen über die Leichtgläubigkeit der großen Menge, morgen wüthen über die Doppelzüngigkeit und Schlechtigkeit gewisser Tonangeber, die ich unmöglich für Heilige halten kann, obwohl sie alles Mögliche thun, sich dem Volke im Schimmer einer Gloriola zu zeigen.

»Um mich Ihnen einigermaßen verständlich zu machen, erlaube ich mir, einige Thatsachen anzuführen, die Ihnen zu weiteren Anknüpfungen für Beurtheilung der hiesigen Zustände dienen können.

»Wir gutmüthigen, glaubensstarken deutschen Schwärmer! Was haben wir in diesem Pius nicht Alles gesehen, als wir das erste Stammeln humaner Gesinnung von ihm vernahmen! Er ist auch gut, dieser Priester der Menschenliebe, aber die Zeit geht mit ihm durch, und wie sehr er sich auch abmühen mag, die seinen Händen entfallenen Zügel wieder zu erfassen, es wird ihm nach dem, was geschehen ist, nicht mehr glücken!

»Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, der neunte Pius habe sich als Papst trauriger getäuscht in der Welt, in den Menschen, in den Verhältnissen und, was das Schrecklichste von Allem ist, in der Kirche, deren geheiligtes Oberhaupt er darstellt, wie je ein Mensch vor ihm! Das ist das Tragische in der Wirksamkeit dieses Mannes, dem es weder an gutem Willen noch an der Ausdauer im Dulden und Festhalten gebricht, die selbst schwache

Sterbliche zu Märtyrern machen kann. Ein Papst, der Buße thut auf dem Stuhle Petri, weil sich ihm die krankhafte Ueberzeugung aufgedrängt hat, er selbst habe diesen erhabensten Sitz der Welt entweiht, ist jedenfalls eine eigenthümliche Erscheinung. Und ungefähr so ist die Stellung und das Verhalten des heiligen Vaters, seit die Ereignisse ihn veranlaßten, die Ideen der neuen Zeit als verwerfliche zu kennzeichnen und, obwohl dem Liberalismus aus angeborener Herzensgüte zugethan, doch mit dem Liberalismus offen zu brechen. . . .

»Schon als ich hier zum zweiten Male meinen Einzug hielt, fühlte ich, daß Vieles anders, Nichts besser geworden sei. Ich begriff am ersten Abend, was den gereiften Grevenhusen so lange vorher aus Rom vertreiben konnte. Aber ich wollte mir selbst eine solche Ueberzeugung, die ja drückend werden mußte, nicht aufnöthigen lassen. So kam es, daß ich auch dann noch mich dagegen sträubte, als ich gar keinen Grund mehr dazu hatte. Im Stillen hoffte ich auf einen plötzlichen Umschwung, auf eine Erleuchtung, auf ein Wunder, wenn Sie wollen, und gerade in dieser Hoffnung, mit der ich meinen schönen Glauben an Pius hinfristete, unterließ ich es, Schritte zu thun, die mir wenigstens bis zu einem gewissen Grade schon damals die Augen geöffnet haben würden.

»Von Freund Grevenhusen, der mir geistig als unsichtbarer Mentor immer zur Seite stand, hatte ich wiederholt behaupten hören, man könne das Rom der Kirche

nirgends gründlicher kennen lernen, als bei jener räthselhaften Frau, die sich bald deutsche Marquise, bald Marchesa Castelcaccio nennt. Ein Empfehlungsschreiben an diese Frau von Grevenhusen trug ich bei mir. Ich besaß also den Zauberschlüssel, der mir das Thor des Hauses am Fuße des tarpejischen Felsen jederzeit öffnen konnte. Gerade in der Sicherheit dieses Gefühls lag für mich ein Grund, nicht gar zu sehr zu eilen. Ich machte von meinem Talismane erst Gebrauch in einer aufgeregten Stunde, in der ich mich wahrhaft unglücklich fühlte.

»Soll ich Ihnen erzählen, was ich bei der deutschen Marquise sah und hörte? Ich vermöchte es nicht. Auch wenn ich es ernstlich wollte, denn man wird bei dieser unergründlichen Zauberin nicht aufgeklärt, nur umstrickt. Ich sprach Pater Radom und – Maria Emanuele Frontelli! . . . Was ich von Beiden vernahm, theile ich Ihnen in dem versiegelten Billet mit, das Sie mitten zwischen diesen Blättern finden. Sie *müssen* das wissen, seit der verloren gegangene Brief Morazzi's an unsern Frontelli Ihr Besitzthum geworden ist. . . .

»Ich habe keinen Namen für die Stimmung, in der ich ziemlich spät das Haus der Marquise verließ. Eine andere Ansicht von den Vorgängen um mich herum nahm ich mit von jenem ersten Besuche, zugleich aber mußte ich mir auch sagen, daß hinter den freundlichen sanften Masken dieser Menschen sich etwas Unergründliches, etwas Furchtbares verberge. Unthätig gegenüber der leidenschaftlichen Thätigkeit der sogenannten Patrioten, konnten diese Wissenden, wie sie sich mit geistigem

Stolz selbst nennen, unmöglich bleiben. Es ward also im Geheim etwas ausgeklügelt und vorbereitet, das einem verheerenden Wettersturme gleich plötzlich unter Donner und Blitz in die Welt der Erscheinungen treten soll. Heuchelten nicht Alle mit satanischer Meisterschaft, so waren sie unter einander über Mittel und Ziele einig. Aus einzelnen Andeutungen schloß ich sogar, daß der Zeitpunkt der Krisis mit starken Schritten herannahen möge.

»Grevenhuisen hatte nicht zu viel behauptet. Die Gesellschaft im Hause der deutschen Marquise war voll fesselnder Kraft, und doch fürchtete man sie zu betreten. Aber einmal von ihr erfaßt, blieb man gebunden. . . . Ich vermied die Nähe des Capitols und dennoch zog ich ein zweites, drittes, viertes Mal die Schelle an der geschwärzten Pforte des unheimlichen Hauses. . . . So machtvoll, so unwiderstehlich war das geistige Fluidum, das im Hause der Marquise den heiligen Geist ersetzt, von welchem die Träger der Kirche erleuchtet zu sein vorgeben.

»Und ich habe viel, unglaublich viel gelernt in diesem Hause! Ich kenne jetzt den Mann, den der derunglückte Graf Montalto fürchtete und der sich Ihnen als – Salvatore Morazzi vorstellte! Ich habe ihn gekannt, ehe ich Ihr gastliches Haus betrat; ich sah ihn wieder, als ich beerauscht vom Wiederanblick der ewigen Stadt, andacht-erfüllt hinabstieg in die Straßen, die wir so oft Arm in Arm mit einander durchwanderten. Er wollte mich nicht kennen, aber ich ließ mich nicht täuschen. Von den vielen Namen, die er führen mag, nenne ich die, unter denen ich ihn kennen lernte. O’Flaherty, Wardowsky und Salvatore

Morazzi. Salvatore nennt er sich, weil sein Stiefbruder als Prediger einen ungeheuren Anhang besitzt und mit wenigen Worten das Volk zu Allem entflammen kann. Im Uebrigen sind die Brüder einander todfeind, und Jeder kämpft für den Sieg eines andern Principes.

»Dieser Morazzi, ein Emissär des Geistes, der seit Gregor XVI. im Vatican seinen Sitz aufgeschlagen, die Welt beherrscht, die Völker am Gängelband ihrer eigenen Unzuverlässigkeit herumgeführt, die Klugen zu sich hierübergezogen, die Widerspenstigen unschädlich gemgcht hat; jenes Geistes, aus dessen Umarmung mit der Skepsis die Revolution auf politischem wie kirchlichem Gebiet in die Welt trat und sich stolz auflehnte gegen den eigenen Vater: dieser Morazzi ist die Verkörperung des bösen Principis, das ewig im Kampfe liegen muß mit dem Guten, Wahren, Schönen! . . . Ohne ihn und seine fein geschulten Helfershelfer würden die Römer noch heute zum Quirinal wallfahrtem und der heilige Vater hätte nicht seine weltgeschichtlich gewordene Allocution geschrieben, die entweder der kaum gebotenen Freiheit eine tödtliche Wunde beibringen oder das Papstthum selbst, sei's früh, sei's spät, als Weltmacht stürzen muß. . . .

»Seit jenem Tage bereitet sich hier unverkennbar eine Revolution eigenster Art vor. Es wäre mehr als kühn, wollte ich mich erdreisten anzudeuten, wohin diese führen dürfte. Ich fürchte – das läugne ich nicht – für Rom, für die Freiheit, für die Kirche! . . . Es ist ein unseliger Irrthum, an dem sich Zahllose jenseits der Alpen festklammern, daß der Jesuitismus durch die geistige Bewegung

der Welt todt oder doch dem Sterben nahe sei! . . . Der Jesuitismus wird so lange leben als das katholische Dogma besteht. Existirte er nicht schon seit dreihundert Jahren, so müßte ihn dieses Dogma erfinden. Auch *seine* Geburtsstätte ist der Vatican, wie die des Cölibats, der Censur, der Verehrung der Reliquien. . . .

»Sie werden sich entsinnen, bester Cousin, daß die Gebrüder Maffei eines Mannes gedachten, der sie um das Ihrige gebracht habe. Der Bruder dieses Mannes, der noch lebt, ist wirklich Monsignore Tommaso Vestucci. Ich sah ihn zuerst wieder bei der deutschen Marquise. Sein Einfluß in den klericalen Kreisen ist außerordentlich, so daß ich glaube, er handelt und wirkt im Namen der Jesuiten, die augenblicklich öffentlich nicht mehr auftreten dürfen. Ein sonderbarer Zufall, wenn ich es nicht ein Verhängniß nennen soll, hat mich diesem Manne näher gebracht, als ich wünschte. Mehr darüber enthält das versiegelte Papier. Durch ihn habe ich die Heimath der Marchesa Castelcaccio und ihren wahren Namen kennen gelernt. . . . Ahnen Sie, wer sich in dieser Frau verbirgt? Nein, Sie können, und besäßen Sie die seltensten prophetischen Gaben, gerade das nicht errathen. . . . Monica von Seidenblatt, die um acht bis zehn Jahre ältere Schwester Emerentia's, hat sich als deutsche Marquise ihre jetzige einflußreiche Stellung errungen! Als junges, leidenschaftliches Mädchen entfloh sie mit ihrem Erzieher, dem Baron Coriolan Radom, einem gebildeten, kühnen, aber unbemittelten Edelmann. Man behauptet, es existirten aus der Verbindung Monica's mit Radom, der früh

verstarb, zwei natürliche Kinder. Auch ich schließe mich aus verschiedenen Gründen dieser Ansicht an, darf aber vorläufig etwas Weiteres selbst Ihnen nicht darüber mittheilen. Ein dritter, in rechtmäßiger Ehe erzeugter Sohn der Marquise lebt in Rom und ist ein sehr verwendbares Mitglied der Gesellschaft Jesu. Als Pater Eustachius lernte ich ihn zuerst auf meiner Reise nach Deutschland kennen. Die Mission, welche ihn damals über die Alpen führte, war jedenfalls eine sehr geheime, in welcher kirchliche, politische und wahrscheinlich auch rein private Zwecke sich zu einem schönen Ganzen verbanden. Die deutsche Marquise nennt den feinen Pater zwar nicht Sohn, sie verläugnet sich aber näheren Bekannten auch nicht als seine Mutter. Mich dünkt, sie ist geistig sehr stolz auf diesen ihrer würdigen Sprößling, sie darf es aber nicht öffentlich bekannt werden lassen, daß der verstorbene Marchese Castelvaccio der Vater dieses hoffnungsvollen Priesters ist.

»Nicht wahr, lieber Vetter, das sind verwunderliche Neuigkeiten? Lernen aber können wir Mancherlei daraus. Es wird mir schon jetzt durch dieselben Vieles verständlicher, auch was Sie mir von Emerentia erzählten, noch ehe ich mich ihr persönlich vorstellte, erhält durch sie eine Erklärung und macht schließlich ihren etwas späten Uebertritt zur katholischen Kirche sowie ihre Uebersiedelung aus dem Norden nach dem Süden verständlich.

»In Bezug auf Ihre Mittheilungen werde ich es mir angelegen sein lassen, behutsam umher zu tasten, bis

ich sichern Fuß fassen kann. Wenn nicht etwa die Begebenheiten mich unvermuthet vertreiben und Alles rundum in weiten Kreisen in undurchdringliche Finsterniß hüllen, so komme ich mit der Zeit gewiß hinter manches Geheimniß. Fangen und still machen lasse ich mich mit Gottes Hilfe nicht! Der Verkehr mit unserer weiland Landsmännin und ihrer überaus durchtriebenen Umgebung soll für mich doch nicht ganz verloren gehen. Zum Heuchler möchte ich durch diesen Umgang allerdings nicht gern werden, die Kunst aber, zur rechten Stunde hören und schweigen, überhaupt seine innersten Gedanken verbergen, alle seine Leidenschaften beherrschen zu können, möchte ich mir durch längere Uebung wohl aneignen. Es wäre dies eine andere, von der Schlechtigkeit der Welt gebotene Art der Gefangennehmung aller Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens, die freilich wenig gemein hat mit dem von Paulus geforderten Gehorsam, diesem vielmehr schnurstracks zuwider läuft. Wie aber, frag' ich, soll man sein besseres Selbst retten, wie soll man das Gute erstreben und fördern helfen, umtanzt und gehöhnt von lauter Larven? . . .

»Von den mancherlei Vorgängen der letzten Wochen darf ich wohl schweigen. Sie müssen längst durch die öffentlichen Blätter davon unterrichtet worden sein. Uebertrieben haben nach dieser Seite hin die Berichte nicht, woraus Sie entnehmen können, wie es hier steht! . . .

»*Povero Papa!*« sagte letzthin eine junge, hübsche Römerin zu mir, die früher in Entzücken gerieth, so oft sie des bevorzugten Mannes ansichtig ward. Es ist das schon

viel, und nur Wenige bringen es noch zu diesem achselzuckenden Ausruf mitleidiger Theilnahme. Die Hymnen und Vivatrufe sind verstummt, der Monte Cavallo ist vereinsamt. Hielten nicht die Schweizer mit ihren Hellebarden Wache vor dem Palast auf dem Quirinal, man würde glauben, alle Bewohner desselben seien gestorben. Sie bewachen einen stillen, traurigen Mann, dem das Gerücht alle Seelenruhe, alle Herzensfreudigkeit abspricht. . . . Werden sie wohl eines Tages vor einer lebendigen Leiche die mittelalterlichen Waffen präsentiren? . . .

»Aber was phantasire ich da! Ich fürchte fast, Sie werden meine Stimmung noch weniger als meine diesmal reichhaltig ausgefallenen Mittheilungen verstehen. . . .

»Um nicht gar zu traurig zu schließen und Sie bange zu machen, will ich noch etwas Erfreuliches hinzufügen. Vor Kurzem habe ich eine flüchtige frühere Bekanntschaft, die, soll ich die Wahrheit ehrlich sagen, sich nur auf einen Augengruß beschränkte, durch Zufall erneuert. Pater Morazzi, eben der Mann, von dem es unter gewissen Voraussetzungen abhängen dürfte, aus Rom's Bevölkerung freiheitselige Republikaner oder blutdürstige, racheschnaubende Wüthriche zu machen, hielt eine seiner unbeschreiblich entzündenden Reden. Ich denke mir, so ungefähr mag Peter von Amiens gesprochen haben, als er die abendländischen christlichen Ritter aufforderte, das heilige Grab zu befreien. . . . Andere Zeiten, andere Sitten! . . . Mit welchem Auge würde man gegenwärtig einen Prediger des Kreuzes vom Zuschnitt jenes frommen Eiferers im heiligen christlichen Rom betrachten!

»Damit es nicht an Raum für Zuhörer fehlen möge, beschloß der Prediger seinen Vortrag unter freiem Himmel im Innern des Colosseums zu halten. Eine Wahl, die zu Vergleichen seltsamster Art den Denkenden auffordert. Da, wo sonst Gefangene mit wilden Thieren kämpfen oder Gladiatoren sich zum Vergnügen grausamer Herrscher und eines geistig und sittlich verwilderten Volkes umbringen mußten, steht jetzt auf schlichtem Stuhl ein einfacher Mann in gewöhnlichem Rocke. Seine Hand hält kein Kreuz, sein mit glänzend schwarzem Haar bedecktes Haupt ist nicht geschoren, sein Auge verdreht sich nicht in erkünstelter Frömmerei! Natürlich, frei, anfangs etwas schüchtern beginnt der Prediger zu sprechen. Bald aber hebt sich der Klang seiner sonoren Stimme. Der volle Brustton schwillt an mit mächtig ausklingenden Athem, die Begeisterung macht sein dunkles Auge glühen, und zündend fällt jedes Wort in die Herzen seiner Zuhörer. Wir sehen einen Apostel des neunzehnten Jahrhunderts vor uns, der von der Religion der Zukunft spricht, die Wenige nur glauben, Viele aber ahnen. Schon daß solche Predigten in Rom gehalten werden können, ist ein weltgeschichtliches Ereigniß. Es sind Grabgesänge des Papstthums, die man nicht verbieten kann, denen man aber sein Ohr verschließt, um sie nicht zu hören und später sagen zu können, sie seien überhaupt gar nicht angestimmt worden.

»Unter den Schaaren von Zuhörern befanden sich sehr viele Damen, vornehme und geringe, einheimische und fremde. Vor mir, dem Prediger zur Seite, bemerkte ich

jene Angela, der ich einmal mit Monsignere Tommaso Vestucci begegnete. Mich beruhigte dies Wiederfinden, weil ich früher einmal durch eine andere abendliche Begegnung auf den untersten Treppenstufen des Capitol eigenthümlich erschreckt worden war. Unabsichtlich begegneten sich unsere Blicke einige Male während der Predigt, und als die Versammlung auseinander ging, standen wir plötzlich neben einander, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, es spann sich zwischen uns und Angela's Begleitern, ganz ohne mein Zuthun, ein lebhaftes Gespräch an. Ehe wir uns trennten, hatten wir die Namen gewechselt. Meine schöne Unbekannte heißt Angela Wardoe, stammt von einer deutschen Mutter, ist in Deutschland erzogen, lebt aber seit Jahren in Rom bei Verwandten. Die deutsche Marquise ist ihr ebenfalls bekannt. Damals in den Thermen des Antonio und Caracalla, wo wir uns zuerst sahen, war sie mit unter Angela's Begleitern. Das angenehme Mädchen hatte von mir gehört und sagte mir Schmeichelhaftes über meine Leistungen, die ich neulich auf die kleine Gemäldeausstellung – Sie kennen das Local – an der Porta del Popolo gab.

»Seitdem sprachen wir uns häufig, und ich gestehe gern, daß ich Vergnügen und Genuß im Umgange mit Angela Wardoe finde. Es ist doch *eine* angenehme Zerstreuung inmitten des höchst unerquicklichen politischen Treibens, an dem augenblicklich Berufene und leider noch mehr Unberufene so großes Wohlgefallen finden. Durch Angela habe ich eine Menge mich fördernder Bekanntschaften gemacht und Aussicht, im nächsten Jahre,

ohne daß es mir große Kosten verursachen wird, nach Süden zu reisen, um dort auf verschiedenen Punkten meine Studien fortzusetzen. Durch ihr schönes Interesse für die Kunst erinnert mich Angela lebhaft an Herta Grevenhusen. Nur ist sie ungleich beweglicher und fröhlicher, selbst übermüthig kann sie sein, ohne capriciös zu werden. Kurz und gut, Vetter, ich bin so zu sagen in diese liebliche Deutsch-Italienerin ein wenig verschossen. Glaube aber ja nicht, daß ich dummes Zeug machen und durch irgend ein übereiltes Versprechen mich etwa binden werde. Ich will den guten Tag freudig genießen, ohne mir in irgend einer Weise etwas zu vergeben.

»Muhme Felicia bitte schönstens zu grüßen. Führen Sie Ihr Vorhaben noch aus, wenn der Horizont hüben und drüben sich wieder einmal erheitert, so begrüßen wir uns hoffentlich nicht bloß selbender auf dem Quirinal, sondern wenigstens zu Drei. Bis das, will's Gott, unter guten Auspicien für uns wie für die gesammte Welt geschieht, Gott befohlen!«

ZEHNTES KAPITEL. VICTORIA!

Mathias Grant hatte die Lectüre dieses langen Briefes kaum beendigt, als an seine Thür geklopft wurde. Er wäre gern noch eine Zeitlang allein geblieben, um sich vollkommen fassen zu können, denn die so verschiedenen Mittheilungen des jungen Malers bewegten ihn in nicht gewöhnlicher Weise, indeß konnte er den Klopfenden doch nicht ohne Weiteres abweisen.

»Wünscht mich Jemand zu sprechen?« lautete die Frage des viel beschäftigten Mannes bei wiederholtem Klopfen.

»Ich bin es, Grant,« sagte Leontine. »Ich möchte eine Frage an Dich richten, die uns Beiden nicht gleichgiltig ist.«

Grant öffnete, ohne die Briefblätter Versmissen's vorher wegzulegen. Leontine warf bei ihrem Eintritt einen raschen Blick darauf, zeigte aber durchaus keine Neugierde.

»Wenn ich stören sollte, komme ich später wieder,« sprach sie, da ihr nicht entging, daß ihr Gatte von der Lectüre geistig noch ganz beschäftigt war.

»Keineswegs,« erwiderte Grant. »Vetter Ludwig läßt Dich grüßen.«

»Geht es ihm gut?«

»Sehr gut.«

»Er hat wohl viel zu erzählen?«

»So ziemlich, denn er sah und erlebte viel.«

»Ist er zufrieden und erfreuen Dich seine Mittheilungen?«

»Das wird uns wohl erst die Zukunft lehren,« versetzte Grant ausweichend, »zufrieden ist man nie, und in Rom gibt es des Anstößigen und Abschreckenden wohl eben so viel, wie anderwärts.«

Leontine lächelte ungläubig.

»Das ist doch wohl nicht Dein Ernst, Grant,« sprach sie, sich mit ihrem bauschigen Kleide gegen den Schreibtisch des Gatten lehnend, »denn, wenn Peregrin Guttman,

der mir des Veters Schreiben überbrachte, die Wahrheit gesagt hat, macht die Regierung in der ewigen Stadt ja ungeheure Fortschritte im Sinne der neuesten Staatsverbesserer. Ich wenigstens hätte es nie für möglich gehalten, daß man in Rom die Gleichberechtigung der Juden eher proclamiren würde, als in Deutschland. . . . Es soll ja ein unerhörtes Jubelfest gegeben haben, als die glückbeauschten Römer unter Spiel und Tanz mit eigenen Händen die Mauer niederrissen, welche bisher das Judenviertel von der allerchristlichsten Stadt trennte.«

»Unter Spiel und Tanz?« erwiderte Grant. »Ein sonderbares Spiel, wenn man Fackeln schwingt und einen Mörder leben läßt! Mich dünkt, die guten Römer hätten durch ein so unwürdiges Spiel ihren wohlwollenden Ueberhirten nicht beleidigen sollen.«

»Du findest also auch, daß man zu weit gegangen ist?«

»Ich mißbillige alles Thörichte,« versetzte Grant. »Wenn der Papst die Ueberzeugung in sich trägt, daß es gut sei, seine Unterthanen nach andern Grundsätzen als sein bigotter, absolutistisch gesinnter Vorgänger zu regieren, so müssen sie auch durch ihr Verhalten beweisen, daß sie einer milderen Behandlung, einer väterlichen Regierung werth sind. Die Geschichte mit dem Ghetto aber und was sich Alles daran geknüpft haben mag, kann und darf kein Verständiger billigen.«

»Nun das freut mich, Grant, daß wir plötzlich so völlig in unsern Ansichten harmoniren,« sprach Leontine erheitert. »Guttman ließ mich gar nicht zu Worte kommen, so glücklich fühlte er sich in dem Gedanken, daß entfernte

Anverwandte im römischen Ghetto künftighin nicht mehr genöthigt sein würden, auf dem Capitol demüthig um die Vergünstigung bitten zu müssen, noch ein Jahr in Rom schachern zu dürfen, und sich für diese Erlaubniß einen Backenstreich geben zu lassen. Mir schien es wahrhaftig, dieser Gedanke, obwohl er Deinem Geschäftsfreunde ganz gleichgiltig sein könnte, machte ihm noch mehr Vergnügen als die Ordensdecoration, mit welcher der heilige Vater ihn beglückt hat. Da wir so schön zusammenstimmen, bist Du gewiß auch über die allerneueste Zeitung aus Rom mit mir erfreut, von der ich vor wenigen Augenblicken durch Kaplan Cornelius Kunde erhielt.«

»Welche Zeitung?« fragte Grant überrascht.

Leontine legte beide Hände auf den Rücken, wobei sie die Briefe Versmissen's berührte. Darauf spielend und ihr froh belebtes Antlitz lächelnd dem Gatten zukehrend, gerieth ein Billet, das zwischen den einzelnen Briefblättern lag, und das Grant eben erbrochen hatte, als der klopfende Finger Leontine's ihn störte, zwischen ihre Finger.

»Sollte das Geschehene noch nicht durch den Telegraphen der Börse gemeldet worden sein?« erwiderte sie. »Das wäre ja sonderbar, denn die Sache wird, glaub' ich, doch Aufsehen machen, da der heilige Vater wieder ganz Papst zu sein beginnt.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Grant mit Spannung. »Als ich die Sitzung verließ, waren nur neue Nachrichten vom Kriegsschauplatze eingetroffen, die alle Welt in lebhafteste Bewegung versetzten, weil sie von dem entscheidenden Moment einer Schlacht sprachen, deren

Ausgang noch für ungewiß galt. Von Rom wurde nichts von Bedeutung berichtet.«

»Die neue wichtige Botschaft kann unmöglich lange ein Geheimniß bleiben,« fuhr Leontine fort. »Daß sie bis jetzt noch nicht Gemeingut Aller geworden ist, erkläre ich mir aus der veränderten Sachlage. Diese Veränderung wurde durch die energische Haltung des Papstes hervorgerufen, und darauf, wie natürlich, von den loyalen Anhängern desselben auch allen wahren Freunden der Kirche zuerst gemeldet.«

Grant lächelte ironisch.

»Du Machst mich neugierig, wie ein junges Mädchen,« sprach er. »Welchen eigenthümlich glücklichen Gedanken hat denn der Reformator auf dem Stuhle Petri gehabt?«

»Der heilige Vater erlaubte sich, einem respektwidrig dringend werdenden Volkshaufen gegenüber, der ihn täglich ungestümer mit unsinnigen Forderungen bestürmte, die bestimmte Erklärung zu geben: Ich *kann* nicht, ich *darf* nicht und ich *will* nicht weiter gehen!«

Während Leontine diese Worte mit Nachdruck sprach, zog sie ihre Hände zurück und zupfte sodann sehr sorgfältig an ihrer Busenschleife. »Weißt Du bestimmt, daß die vom Papst an sein Volk gerichteten Worte so lauteten?« fragte Grant.

»Kaplan Cornelius zeigte mir eine Abschrift der Depesche, die für den päpstlichen Nuntius in Wien, wie für alle Vertreter des päpstlichen Stuhles bei den Großmächten bestimmt war.«

»Er *kann* nicht, er *darf* nicht und er *will* nicht weiter gehen!« sagte Mathias Grant, die Arme über die Brust kreuzend und finster vor sich niedersehend. »Wie soll man diese dunkeln Worte deuten?«

»Mich dünkt, sie sind so einfach und klar, daß sie einer Deutung gar nicht bedürfen,« versetzte Leontine. »Wie immer, wenn der Menge geschmeichelt wird, hat diese auch in Rom stets mehr verlangt und würde, bliebe der heilige Vater immer gleich mild und nachgiebig, zuletzt die frechen Hände nach der Tiara selbst ausstrecken. Solchen Gelüsten mußte bei Zeiten ein Damm entgegengesetzt werden, und daß der nur zu sanftmüthige und menschenfreundliche Pius, der selbst keinen Anstand nahm, die unversöhnlichen Gegner und Widersacher christlicher Einrichtungen den Bekennern der katholischen Lehre gleich zu stellen, den Muth besaß, dies zu thun, das wird ihm dereinst die Kirche Dank wissen. – Es gehörte dazu allerdings der Muth eines Märtyrers, der den Tod vor Augen sieht, diesen aber nicht fürchtet, weil er weiß, die Himmel öffnen sich ihm, und lobsingend begrüßen den neuen Heiligen die Nächsten am Throne des Ewigen und Gerechten!«

Mathias Grant machte eine Handbewegung, als wolle er sagen: lass' mich mit Deinen Ansichten in Ruhe! Dann erwiderte er:

»Ein Umschwung würde eine solche Aeüßerung des Mannes, dessen Redlichkeit, Gerechtigkeitsliebe und politischer Einsicht Millionen Vertrauen schenken, allerdings herbeiführen, ob aber dieser Umschwung ein wünschenswerther wäre, möchte ich augenblicklich noch stark in Zweifel ziehen. Was können die gewichtigen Worte des Papstes zunächst für Folgen haben? Wie ich die Dinge ansehe und das Volk zu kennen glaube, müssen sie im glücklichsten Falle Mißtrauen gegen das redliche Wollen desselben erwecken, im schlimmsten einen offenen Bruch vorbereiten, der leicht einen gewaltthätigen Ausgang nehmen könnte.«

»Allerdings!« sagte Leontine. »Und wäre das etwa zu bedauern?«

»Liebes Weib,« versetzte Grant, »Du bist befangen, weil Du von denen, die für Dich Weise, wo nicht gar Propheten sind, irre geleitet wirst! Vor drei, vier Jahren war das, was diese Freunde der Kirche heute noch wünschen, ohne große Schwierigkeiten durchzuführen; nach den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit läßt sich höchstens eine unabwendbare Katastrophe auf einige Zeit noch vertagen. Der heilige Vater *war* freisinnig, wollte Besseres dem schmachtenden, so oft schon getäuschten Volke geben, und sprach deshalb aus freiem Entschlusse das Wort aus, welches die Bibel dem Weltschöpfer in den Mund legt: *Es werde Licht!* Meinst Du, es werde ihm jetzt eben so leicht werden, dies Licht, das sich wirklich wie von selbst durch sein ernstes Wollen entzündete, wieder auszulöschen? – Ich theile diese Ansicht nicht, und eben

darum fürchte ich für den heiligen Stuhl, wenn Deine Nachricht sich bewahrheitet. . . .«

Leontine wollte ihrem Gatten opponiren, ein lärmendes Geräusch aber von der nahen Stadt her, das immer stärker ward und das jetzt Kanonenschüsse übertönten, machte sie schweigen.

»Was kann das sein?« sagte sie, ängstlich an das Fenster eilend. »Sollten die Feinde . . .«

Wieder fiel ein Kanonenschuß und das Geschrei in den Straßen ward immer stärker. Leider konnte man aus der Villa der Entfernung wegen nichts von den Rufen verstehen.

»Es sind Allarm- oder Freudenschüsse, welche im Fort abgefeuert werden,« sprach Grant.

»Victoria!« rief plötzlich eine bekannte Stimme in unmittelbarer Nähe der Villa, und gleich darauf trat Peregrin Guttmann, in einer Hand sein carmoisinrothes ostindisches Taschentuch, in der andern seinen leichten florentinischen Strohhut schwenkend, in den Garten, welcher die Villa umgab. »Victoria! Es lebe der Kaiser! Es lebe der Papst!«

Grant gerieth vollkommen in Verlegenheit, da Leontine sich triumphirend umkehrte und hoffnungsmuthig sprach:

»Hörst Du es? Alle, die es wohl meinen mit der guten Sache, stimmen ein in den Jubel, welchen die Worte des heiligen Vaters allüberall lebendig werden lassen!«

Grant achtete nicht auf den hochmüthigen Triumph seiner Frau. Er eilte dem Banquier entgegen, der ihm in aufgeregtester Stimmung auf der Treppe begegnete.

»Wissen Sie 's schon, werthgeschätzter Freund!« rief ihm Guttman zu. »Geschlagen! Total auf's Haupt geschlagen! Der ganze närrische Schwindel bricht mit einem Male zusammen, und schön, herrlich, festdauernd wird die gute alte Ordnung wieder aufgerichtet! . . . Ich sag' Ihna, Freund, 's geht doch halt nichts über die Ordnung! . . . Was kann ein einfach simpler Mensch verdienen, wenn's Tausenden erlaubt ist Geld zu machen aus allem alten Abfall, der auf gar keine andere Weise mehr ist zu verwerthen? Auf Credit, werthgeschätzter Freund, der ganze Credit geht zuletzt flöten, wie – Gott verzeih' mir's – der Respect vor der Geistlichkeit! 's bleibt einem einfach simpeln Menschen am Ende gar nichts übrig, als ein nettes Compagniegeschäft mit Lumpensammlern *en gros* einzugehen und ein paar Papiermühlen billig in Pacht zu nehmen! . . . Na, Gott sei Dank, für diesmal hätt' uns der alte Radetzky die allerschlimmste Schand' noch erspart! Ich kann mich nit halten, ich muß fröhlich sein. Hurrah, der Sieger von Custozza soll leben, und der Kaiser, und der ganze hochfürstliche Schwindel! Victoria!«

Es kostete Mathias Grant einige Mühe, die gar zu laute Fröhlichkeit des glücklichen Guttman zu mäßigen und ihn zu veranlassen, in aller Kürze über die Vorgänge auf dem Kriegstheater zu berichten.

»Wahr ist's, und Recht haben S',« sagte der Banquier, dem vertrauten Geschäftsfreunde Gehör schenken. »Ich

bin auch halt schon wieder ganz gescheidt, nur kann ich's kaum fassen, daß uns gewissermaßen die Ordnung wie eine alte schmierige Nachtkappe über die Ohren gezogen wird.«

Leontine hatte sich eine kurze Zeit entfernt. Jetzt trat sie wieder in's Zimmer mit der Frage: ob Graf Benninghausen wohl ebenfalls die frohe Botschaft vernehmen dürfe?

»Versteht sich!« rief Peregrin Guttman auf. »Lassen Sie immer herein, Madame, Alles, was Odem hat, wie's in der Cantate heißt, die ich neulich hab' singen hören! Heut sind wir ein Herz und eine Seele, und Alle zusammen, Juden, Christen, Griechen und Türken, gut kaiserlich!«

»Und gewiß nicht weniger gut päpstlich,« fiel Leontine lächelnd ein.

»Na, ob!« versetzte Guttman. »Sie wissend doch, werthgeschätzter Freund?« fuhr er zu Grant gewendet fort. »Zum Ritter hat mich der freisinnige Mann in Rom geschlagen, der meinen entfernten Verwandten zurief: Gehet hin in alle Straßen und auf alle Plätze des Patrimoniums Sancti Petri und thut, was Ihr nicht könnt lassen! Ich seh's kommen, ich muß mir zulegen Stiefeln mit Sporen und noch nehmen Reitstunde, damit ich doch auch kann sagen mit gutem Bewußtsein vor die geborenen Adligen, die schon in der Wiege liegen mit 'nem großen Sporn: Seht, ich bin geworden Einer von die Eurigen! Auf Credit, ich will mir 's lassen 'was kosten, um zu werden ein Ritter mit Auszeichnung!«

Graf Benninghausen, von Felicia und einem Bedienten begleitet, unterbrach den gesprächigen Banquier.

»Ist das Gerücht wahr?« fragte der ziemlich genesene Graf, seine Worte mehr an Mathias Grant als an Guttmann richtend. »Radetzky's tafsere Armee hat die Sarden besiegt?«

»Der eherne Mund der Kanonen verkündigt dem Volke diese Freudenbotschaft,« versetzte Grant. »Sie sehen uns Alle froh überrascht, Herr Graf, obwohl ich persönlich mich mehr noch freuen würde, hätte der Telegraph aus Rom eine eben so gute Nachricht gebracht! . . .«

Leontine lehnte schweigend am Fenster.

»Aus Rom?« fragten fast gleichzeitig Guttmann, der Graf und Felicia.

»Wie ich sage, aus Rom!« wiederholte Grant. »Auch von dort wird ein Sieg verkündet, ein Sieg, über welchen die Welt später einmal blutige Schmerzenstränen vergießen dürfte. Die Clerikalen haben das Herz des heiligen Vaters besiegt! Pius *segnet* nicht mehr die Völker, er *betet* nur noch für sie, aber nicht, wie sein Herz ihm gebietet, sondern wie das Dogma und die Concilien es vorschreiben. Er *kann* nicht, er *darf* nicht und er *will* nicht anders!«

Grant's Stimme klang so ernst, ja so traurig, daß Keiner der Anwesenden ihm zu antworten wagte.

Von dem Fort fielen in kurzen Pausen noch fortwährend Kanonenschüsse, und von der Stadt her trug der Wind das Freudengeschrei der loyalen Bevölkerung.

VIERTES BUCH. DIE BEIDEN MORAZZI.

ERSTES KAPITEL. UNTERHALTUNGEN AUF DEM BALLE.

Durch die geschmückten Säle des Hotels, welches Mathias Grant im Winter bewohnte, gingen Felicia und Semele Guttman Arm in Arm auf und nieder. Beide junge Mädchen waren in großer Balltoilette, denn Grant veranstaltete ein solennes Familienfest zu Ehren Leontine's, die ihren Geburtstag feierte.

Noch harrte man der geladenen Gäste. Semele Guttman war als Jugendfreundin Felicia's etwas früher gekommen, um vor dem Beginn des eigentlichen Festes noch einige Gegenstände, die ihr besonders am Herzen lagen, ungestört mit der vertrauten Freundin besprechen zu können.

»Wie ich von allen Seiten höre, sind auch ziemlich viele Militairs geladen,« sagte Semele, als Felicia die Reihenfolge der Tänze auf ihrer goldumränderten Tanzordnung studirte. »Tanzest Du gern mit Mititairs?«

»Warum nicht?« versetzte Felicia unbefangen. »Beim Tanze sehe ich immer auf die Leichtigkeit der Bewegung meiner Tänzer, und die, welche Gewandtheit mit Anmuth verbinden, sind mir entschieden die liebsten.«

»Die Unterhaltung in den Pausen ist doch auch keine Nebensache,« meinte Semele. »Ich wenigstens mag es sehr gern, wenn ich angenehm unterhalten werde.«

»Was nennst Du angenehme Unterhaltung?«

»Je nun, da sehe ich wieder sehr den Mann an, mit dem ich gerade engagirt bin. Beamte sind gewöhnlich etwas schüchtern und in ihren Unterhaltungen immer pedantisch. Mit ihnen plaudere ich stets von Musik; das ist ein Thema, über das Jeder sprechen kann, wenn er auch nicht gerade viel davon versteht. Kaufleute veranlasse ich, wie uns irgend möglich ist, von ihren Reisen zu erzählen. Haben sie auch meistentheils wenig genug Originelles zu berichten, so vergeht doch immer die Zeit, ohne daß man sich gerade langweilt. Mit Militairs ist man eigentlich am Uebelsten daran. Sie wollen imponiren und ...«

»Und das ennuyirt meine gute Semele,« fiel Felicia munter der Freundin in's Wort, indem sie sie rasch umarmte und küßte. »Du hast vollkommen Recht, Liebe. Imponiren dürfen wir uns nicht lassen, und fühlten wir die Hand eines lorbeerbekränzten Helden an unserer Taille. Auf Bällen muß *uns* die Herrschaft verbleiben, im gewöhnlichen Leben sind wir ohnehin oft genug genöthigt, mehr Nachgiebigkeit zu zeigen, als gut ist.«

»Ich hoffe, Dein Vater, der ja gerade kein sehr leidenschaftlicher Verehrer des Wehrstandes ist, obwohl wir ihn gegenwärtig weniger denn je entbehren können, wird unter den Offizieren, die sich zur Zeit hier aufhalten, eine geschickte Auswahl getroffen haben. Einige davon kenne ich, da ich mehrmals in kleineren Gesellschaft mit ihnen zusammentraf. An diese, die mich hoffentlich nicht übersehen, werde ich mich halten, wenn sich etwa gar

zu soldatisch auftretende Persönlichkeiten mit einfinden sollten. Dein Graf erscheint doch auch?«

»Mein Graf?« wiederholte Felicia. »Wie kommst Du dazu, Graf von Benninghausen mein zu nennen? Wenn das Vater oder Mutter hörte!«

»Sei nicht böse, Herz,« sagte Semele, jetzt ihrerseits die Freundin umarmend und die kleine Wolke, die sich auf Felicia's gewölbter Stirn zeigte, liebevoll wegschmeichelnd. »Du mußt mein harmloses Wort nicht so hoch aufnehmen! Ich erlaubte mir, den interessanten Grafen Dein zu nennen, weil er so lange im Hause Deiner Aeltern als Reconvalescent lebte, weil Du viel mit ihm spazieren fuhrst, weil Du oft von ihm sprachst, und zwar mit unverkennbarer Theilnahme – ja, ja, das kannst Du gar nicht läugnen – und endlich, weil er als Euer Hausfreund vor allen andern Grafen, deutschen, böhmischen, ungarischen und kroatischen, die bei einem Ballfeste gar nicht fehlen können, doch unbedingt etwas voraus haben muß.«

Felicia war schon wieder besänftigt und legte, damit sie nicht mehr plaudern sollte, der geschwätzigten Freundin die Hand auf den Mund. »Ich bitte Dich, verschone mich mit Deinen unnützen Gründen!« bat sie. »Graf Benninghausen ist allerdings geladen, es fragt sich aber sehr, ob er tanzen wird.«

»Ein Husarenoffizier von des Grafen Wuchs und nicht tanzen!« rief Semele Guttmann aus. »Das wäre ja eine wahre Sünde!«

»Wenn er aber nicht tanzen kann?« sprach Felicia.

»Grafen und Offiziere können immer tanzen!«

»Oder nicht will?«

»So muß man ihn zwingen!«

»Das möchte ich wenigstens nicht.«

»Dann gib *mir* die Erlaubniß, es thun zu dürfen. Dir gebührt als Tochter des Hauses natürlich der Vorrang.«

Felicia schien doch ein wenig beunruhigt zu sein.

»Wir wollen nichts im Voraus darüber bestimmen,« sagte sie nach kurzem Schweigen. »Es ist ja möglich, daß Graf Benninghausen sich von der Tanzlust mit fortreißen läßt. Geschieht dies, dann laß es meine Sorge sein, Dir ihn zuzuführen. Es soll so geschehen, daß er Dich von selbst findet und ganz so auszeichnet, wie Du es verdienst.«

»Der Graf will den Dienst quittiren, hör' ich?« fragte Semele, in das Empfangszimmer zurückkehrend, wo Leontine, reich geschmückt, mit Diamanten im Haar, auf dem Sopha saß und in einem vor ihr liegenden kostbar eingebundenen Album blätterte. »Gesundheitsrücksichten können ihn doch nicht dazu veranlassen?«

Felicia lächelte und blickte, ehe sie der Freundin Antwort gab, nach ihrer Mutter.

»Graf Benninghausen, mußt Du wissen,« flüsterte sie Semele leise zu, »ist ein Schwärmer. Er gehört zu den – Phantasten, sagt der Vater . . . «

»Zu welchen Phantasten denn? Gibt es überhaupt unter dem Militair Phantasten?«

»Ich weiß es nicht,« versetzte Felicia, »gewiß aber ist, daß er mehr als einmal sehr lebhaft betheuert hat, er

werde den Degen nie wieder gegen eine Nation ziehen, die ihre eigenen Rechte gegen Fremde vertheidige. . . . Man wird ihm den Abschied nicht verweigerte können, da er doch ziemlich schwer verwundet war und als einziger Sohn einer bejahrten Mutter auch kindliche Pflichten zu erfüllen hat.«

»Demnach beabsichtigt der Graf in seine nordische Heimath zurückzukehren?«

»Sehr bald. Der Süden gefällt ihm ohnehin nicht mehr.«

»Wird er Dir nicht fehlen?«

»An den ersten Tagen vielleicht. Er las gern und gut vor, und ich habe Manches von ihm gelernt.«

»Ist er begütert?«

»Der Vater behauptet es.«

»Kennt Dein Vater die Familie des Grafen?«

»Durch Vetter Versmissen, der jetzt wieder in Rom ist. Mein künstlerischer Cousin und Graf Benninghausen reis'ten eine Zeit lang zusammen. Von dieser Reise schreibt sich ihre Bekanntschaft her. Ludwig Versmissen hat den Grafen erst neulich ausdrücklich grüßen lassen.«

Das Gespräch mußte abgebrochen werden, da mehrere junge Damen eintraten, die sich sofort zu den Freundinnen gesellten. Schnell füllten sich darauf die Säle, und manche glänzende Uniform war der Zielpunkt schöner Augen.

Graf Benninghausen, der kurz vor Beginn des Balles erschien, hielt sich im Hintergrunde und zeigte in der That wenig Lust, an dem Vergnügen des Tanzes Theil zu

nehmen. Er sah mehr ernst als heiter, fast betrübt aus. Mit Leontine, die heute sehr liebenswürdig war, unterhielt sich der Graf geraume Zeit, worauf er Felicia und einige um die Tochter des Hauses sich gruppierende Damen ebenfalls begrüßte.

Grant, der wie immer sich heiter und frei bewegte und sich in seiner neuen Stellung durchaus zu behagen schien, fragte später den Grafen, weshalb er gar nicht tanze?

»Weil ich Trauer habe,« lautete die Antwort Benninghausen's.

»Ist Ihnen ein Verwandter durch den Tod entrissen worden?« fragte Mathias Grant mit lebhafter Theilnahme.

»Ein Verwandter nicht, aber ein Kamerad, den ich kurz vor dem Ausbruche des lombardischen Aufstandes näher kennen lernte,« versetzte der Graf. »Es war Oberst Wadomy, eine ehrliche, gerade Soldatenseele, halb Deutscher, halb Ungar. Der Mann war in der Kaserne erzogen, weshalb ihm aller Schliff im Verkehr mit Andern abging. Bis in sein bereits vorgerücktes Alter war er kaum aus der Uniform herausgekommen und früh schon lernte er das Gewühl einer Schlacht kennen. Ohne eigentliche Bildung, besaß er doch einen scharfen Blick, und wußte er sich von Freunden umgeben, so fällte er manches treffende Urtheil über öffentliche Zustände und staatliche Verhältnisse. Ich lernte ihn auf einer Reise kennen, die ich vor zwei Jahren in meine Heimath machte. In Santa Maria auf dem Stilsfer Joche trafen wir uns zugleich

mit Ihrem Verwandten, der sich meiner flüchtigen Begegnung noch so freundlich erinnert. Später lagen wir zusammen in Garnison, zuerst in Bergamo, dann in Mailand. Es sah damals schon düster, genug aus und Wadomy beurtheilte die Zustände ganz richtig, obwohl er barbarisch über die Lombarden fluchte. An Gehorchen gewöhnt und unter harten Befehlen zum praktischen Militair herangereift, zog er, wo er widerspenstigen Sinn gewahrte, rücksichtslose Strenge jederzeit der Milde vor. Er war für energische, im Nothfall sogar für tyrannische Maßregeln, und weil er kein Hehl daraus machte, bei manchem Hochgestellten sehr wohl gelitten. Trotzdem aber leuchtete ihm ein, daß dem Volke mit den ergriffenen Maßregeln eigentlich Unrecht geschah, und daß es schwer sein würde, eine tief beleidigte Nation auf die Dauer mit solchen Maßregeln im Zaume zu halten. Mit einer verzweifelten Verbissenheit, die sich in derb humoristischen Ausdrücken Luft machte, sah er das Unvermeidliche sich vorbereiten. Als der Kampf ausbrach, lachte er heiter auf. Er durfte jetzt doch handeln und dreinschlagen. Das that er denn auch redlich. In jedem Gefecht war er immer voran, unermüdet, unerbittlich, tapfer im Angriff wie in der Vertheidigung. Wadomy hatte ein dunkles Vorgefühl, daß dieser Krieg ihm das Leben kosten werde. Den Tod fürchtete er nicht, aber der Gedanke, es könne ihm das traurige Loos beschieden sein, in einer Schlacht zu fallen, die man verloren geben müsse, konnte ihn bis zur Wuth erhitzen. Gott Lob, dieses

schreckliche Ende ist dem wackern Degen erspart worden. Eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm den rechten Arm, als die Schlacht schon gewonnen war und der Feind in ungeordneter Flucht Rettung suchte. Wadomy hat seine Augen mit dem Bewußtsein geschlossen, daß seine ihn überlebenden Kameraden Sieger auch in nächster Zukunft bleiben werden. Baratom! rief er aus, ehe ihn kurz vor seinem Hinscheiden die Besinnung verließ, hat mich rebellische Kugel doch sackrisch zugerichtet. Es lebe der Kaiser!«

Mathias Grant war während der Unterhaltung mit Benninghausen in ein Nebenzimmer getreten.

»Eine Gesinnung, die man ehren muß,« sagte er. »Treue und Tapferkeit sind recht eigentlich soldatische Tugenden. Leider, fürcht' ich, werden sie demnächst auf manche harte Probe gestellt werden.«

Der Graf blickte den Director scharf an.

»Sie fürchten?« fragte er zurückhaltend.

»Ich werde ängstlich, weil ich nicht mehr klar sehe,« lautete Grant's Antwort. »Die politischen Verhältnisse haben durch die neuesten Revolutionen, die leider von Oben herab durch falsche Maßregeln mit veranlaßt wurden, eine Gestalt angenommen, die unmöglich dauern kann. Willkürlich umbilden lassen sie sich aber eben so wenig. Was also wird geschehen? Die Völker werden sich in revolutionären Kreuz- und Quersprüngen nutzlos ermüden, erschöpft ausruhen wollen, und in dieser Ruhe packt sie irgend eine gewaltige Faust und beugt sie unter

ein neues Joch. Das aber sind keine glückverheißenden Aussichten.«

»Ohne gerade widersprechen zu wollen, vermag ich Ihre Besorgnisse doch auch nicht ganz zu theilen,« versetzte der Graf. »Die Neugestaltung der Welt, die sich in diesen Kämpfen vorbereitet, vollzieht sich nur auf naturgemäßem Wege. Das faul Gewordene stirbt entweder von selbst ab oder die Zeit versieht Chirurgendienste und macht, wo es nöthig ist, glückliche Operationen. Es muß nur Jeder seine Pflicht thun, in sich selbst klar werden und nach einer festen Ueberzeugung mit Ueberlegung handeln. Damit ich dies kann, quittire ich den Dienst im Heere des Kaisers.«

»Sie billigen nicht, was jetzt jenseits der Adria geschieht?« fragte Grant.

»Ich kann mich wenigstens nicht als Werkzeug brauchen lassen,« antwortete Benninghausen.«

»Dann glauben Sie auch nicht, daß dieses System Bestand hat?«

»Das glaubt Niemand.«

»Und dennoch wendet man es an?«

»Die Noth zwingt dazu.«

»In diesem Falle würde sie den Todtengräber spielen!«

Benninghausen zuckte die Achseln und näherte sich wieder dem Saale, wo bei den begeisternden Klängen der Geigen die Jugend sich leichtfüßig im Tanze drehte. Peregrin Guttmann, der dem blitzenden Gewühl, in einer Fensterbrüstung lehnend, befriedigt zusah, bemerkte jetzt die Sprechenden und gesellte sich zu ihnen.

»Haben Sie auch schon Nachricht, werthgeschätzter Freund?« redete er Grant an. »Ich verliere dabei an Cours ein paar tausend Gulden!«

»Schon wieder eine Hiobsbotschaft?« entgegnete Grant »Ich dachte, es ginge Alles gut in Mailand.«

»In Mailand?« sagte der Banquier. »Wie können Sie glauben, daß ich verliere baares Geld in der lombardischen Hauptstadt? Haben Sie schon ausbieten hören an der Börse lombardische Staatspapiere? Auf Credit, werthgeschätzter Freund, ich wollte lieber, ich hätte zu fordern von den rebellischen Lombarden, als von der kaiserlich königlichen Regierung in Wien! Ich sag' Ihna, sie haben's angefangen nicht klug! Der Respect ist fort, und wo der Respect fehlt im Haushalt, geht halt Alles drüber und drunter!«

»Die Nachrichten aus Wien lauten allerdings nicht sehr beruhigend,« erwiderte Grant, »Grund zu ernsthaften Befürchtungen scheinen sie aber doch nicht zu geben.«

Die Musik schwieg und die erhitzten Tänzer schwärmten aus dem Saale in die anstoßenden Zimmer.

Peregrin Guttmann ergriff den Arm seines Freundes.

»Man hat das schöne Fest vermuthlich nicht stören und die Harmonie der lustigen Tanzmusik nicht durch einen Mißton zerreißen wollen,« sagte der Banquier, mit Grant den sich leerenden Tanzsaal durchschreitend. »Aber was nützt alles Schweigen? Sie sind ein Mann von Charakter, mit Ihna darf man offen reden. Meinen S' nit?«

»Reden Sie!« sagte Grant.

»Morgen früh, geben S' Acht, werden sie bei Zeiten die Trommel rühren! Die Wiener sind halt toll geworden und haben ganz sackrisch revoltirt. Auch Etliche vom Militair haben mit eingestimmt in den Spectakel, und es heißt, das Wiener Volk habe die Oberhand behalten.«

»Das wäre ja offene Revolution!« sagte Grant bestürzt.

»Es wird noch viel Pulver und Blei kosten,« erwiderte Guttman, »wir aber, die wir 's Schießen, 's Hauen und Stechen nicht gelernt haben, wir werden 's Bad zuletzt bezahlen müssen mit gutem Silber und Gold! ... Freund,« fuhr er erregter fort, »ich bin gewiß ein großer Patriot, ein Patriot in allen Farben, wenn's wird verlangt zum Besten des Staats, mit der rothen Couleur aber, die es den Franzosen von Anno Zweiundneunzig nachmacht, will ich in keine Geschäftsverbindung treten! ... Ich dank' Ihna verbindlich, daß Sie mir riethen vor längerer Zeit, nicht einseitig zu sein im Geschäft. Wie freut's mich alleweile, daß ich das Anerbieten aus Rom nicht wies von der Hand! ... Der Stuhl des heiligen Petrus ist freilich auch alt geworden und mag an die Füße wohl haben ein paar kleine unsichtbare Wurmstiche, aber 's thut nichts. Man kann lassen machen drüber einen reinlichen Ueberzug von polirtem Silber, daß er strahlt weithin und Jedermann wird sichtbar. Denn die Kirche hat viel Geld, sehr viel Geld! Wer aber nicht gedrückt wird von Mangel an Silber und Gold, der kann's aushalten lange, und wenn's ihm auch bisweilen wird bange vom Geschrei des

Pöbels, der immer schwärmt für die höhern unsichtbaren Güter, er braucht doch nicht zu fürchten, daß er zu Grunde geht.«

»Man beobachtet uns,« sagte Grant. »Morgen sprechen wir mehr davon. Ich bin ein Feind aller Thoren, beklagen aber würde ich es, wenn auch die Klugen sich umstricken und zu Unbesonnenheiten fortreißen ließen, welche die kaum erwachte Welt wieder zurückstieße in ihr früheres träumerisches Halbleben.«

Peregrin Guttmann drückte Grant die Hand und mischte sich unter die Gruppen anderer Gäste. Leontine legte vertraulich ihre Hand auf den Arm des Gatten.

»Du hast Dich verstimmen lassen,« sagte sie, mit ungewöhnlich freundlichem Auge zu ihm aufblickend. »Du solltest Guttmann nicht Alles glauben! Manchmal sehen wir Frauen weiter, als die gewiegtesten Geschäftsmänner. Ich war nie so voll freudiger Hoffnung wie gegenwärtig!«

»Es freut mich, daß Du Dich glücklich fühlst,« sprach Grant.

»Ich würde es ganz sein, sähe ich Dich heiterer,« erwiderte Leontine.

»Du kennst meine Befürchtungen.«

Leontine lächelte ungläubig.

»Du bist nicht offen, Grant, nicht ganz offen, meine ich, und darin ganz allein liegt der Grund Deiner Unruhe.«

»Wenn ich Dir Manches verschweige, geschieht es aus Liebe.«

Leontine schüttelte den Kopf und deutete mit ihrem Fächer auf die an der Thür darüber schwebenden Paare.

»Mache einmal gemeinschaftliche Sache mit mir,« sagte sie mit Herzlichkeit, »und Du wirst sehen, Dein Unmuth über gewisse Vorgänge verwandelt sich in Fröhlichkeit.«

»Du sprichst den gewissen Vorgängen?« erwiderte Grant. »Sollte die Nachricht von dem, was augenblicklich unmöglich Viele wissen können, bereits bis in Dein Boudoir gedrungen sein?«

Leontine nickte überlegen lächelnd.

»Du vergißt, daß ich zum Zeitvertreib mitunter correspondire,« sagte sie. »Meine ehemaligen Freunde und Bekannten wissen, daß ich heute meinen Geburtstag feierte. Da haben mir denn fast Alle kleine duftende Billets mit Gratulationen zugeschickt. Einige kamen ziemlich weit her, z. B. aus unserm früheren Aufenthaltsorte, aus Wien, aus München &c. Nur der ungalante Vetter in Rom, Dein vertrauter Ludwig, hat bis jetzt nach nichts von sich hören lassen.«

»So, so,« sprach Grant. »Also Du erhieltest Briefe aus Wien und andern Orten?«

»Nun ja,« erwiderte Leontine immer gleich heiter. »Fräulein Emerentia von Seidenblatt erkundigt sich angelegentlich nach ihrer ehemaligen Schülerin. Sie nimmt lebhaft Theil an Felicia's Wohlergehen und macht mir einen Vorschlag, den wir doch wohl in Ueberlegung ziehen müssen.«

Grant setzte sich auf eine nahe Causeuse und Leontine nahm ihm gegenüber Platz. Felicia tanzte mit Graf Benninghausen, der sich gegen die Tochter des Hauses doch nicht ungalant zeigen wollte, an der Thür vorüber, gewahrte das plaudernde Aelternpaar und winkte ihm mit dem Taschentuche froh lächelnd zu.

»Emerentia von Seidenblatt ist in meiner Achtung gesunken,« versetzte Grant. »Du weißt auch, weshalb. Menschen, die auf zwei Achseln tragen, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, verdienen kein Vertrauen.«

»Du urtheilst zu streng über das gelehrte Fräulein,« entgegnete Leontine. »Einige Menschen entwickeln sich früh und kommen schneller zu einem bestimmten Abschluß in ihrem Gedankenleben, Andere brauchen längere Zeit. Entwicklung ist aber doch immer Bildung, und wenn sich diese mit den höchsten Gegenständen beschäftigt, so ist die darauf verwendete Zeit gewiß nicht verloren zu nennen!«

»Verzeihe mir, liebes Kind,« unterbrach Grant seine Gattin, »ich höre den hochwürdigen Pater Lorchheimer aus Dir sprechen. Zufällig bin ich der Freund dieses Mannes, der ein sehr verdienter Geistlicher sein mag, nicht, und eben so wenig kann ich die Wege billigen, die er wandelt, um sich vielleicht noch einmal den Fischerring zu verdienen.«

Leontine fühlte sich von diesen scharf gesprochenen Worten Grant's getroffen und verletzt, sie besaß aber genug Selbstbeherrschung, um es sich nicht merken zu lassen.

»Auch den gelehrten Pater beurtheilst Du ein wenig einseitig,« versetzte sie ohne Zögern. »Wenn er, befragt, Jemand Rath ertheilt oder einen Zweifelnden aufzuklären und zu belehren sucht, so ist das jedenfalls keine verwerfliche Handlung. Etwas Anderes aber hat Pater Lorchheimer meines Wissens nicht gethan. Eine wohlthätige Folge der Aufklärung Emerentia's war, daß sie ein tiefes Bedürfniß empfand, altes Unrecht gut zu machen und mit Personen, von denen sie seit unendlich langen Jahren kaum mehr gehört hatte, sich auszusöhnen. . . .«

»Ich wußte nicht, daß Fräulein von Seidenblatt durch ihre allerdings etwas sehr schroffe Originalität sich Feinde gemacht hatte.«

Leontine wiegte lächelnd den Kopf.

»Lieber Grant, verstelle Dich doch nicht,« sprach sie mißbilligend. »Es gelingt Dir nicht gut. Die ganze Stadt wußte es, daß Emerentia eine Schwester hat, mit der sie einer Jugendthorheit wegen in Unfrieden lebte. Du erzähltest ja Vetter Versmissen davon, als er Dir mittheilte, daß er von seiner Muhme Ohrdruf dem Fräulein mündliche Grüße überbringen solle.«

»Allerdings,« versetzte Grant, »ich wußte aber wirklich nicht, daß es Fräulein von Seidenblatt gelungen sei, den Aufenthalt ihrer verschollenen Schwester zu ermitteln. Wahrscheinlich ist ihr bei diesem schwierigen Unternehmen ebenfalls Pater Lorchheimer behilflich gewesen.«

»Der fromme Mann hat sich wenigstens das Verdienst erworben, die Schwestern aufrichtig mit einander versöhnt zu haben,« sagte Leontine. »Ich nenne dies Werk

verdienstlich, weil Emerentia von Seidenblatt eine Seelenruhe dadurch gewonnen hat, die sie früher nicht kannte. Wäre die gealterte Dame nicht eben ganz mit sich beschäftigt, so würde sie sich jetzt weit besser zur Lehrerin eignen, als früher.«

»Bist *Du* davon überzeugt, so will *ich* es glauben,« sprach Grant. »Persönlich lag mir Fräulein von Seidenblatt niemals sehr am Herzen. Aber *Du* wolltest mir ja einen Vorschlag machen.«

Leontine bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um ihren Gatten zu fesseln. Ein leichter Schlag mit dem Fächer traf Grant's Hand, ein Blick Leontine's flog suchend durch die im Wirbel des Tanzes sich drehenden Paare und ruhte mit mütterlichem Wohlgefallen auf der schlanken, graziösen Gestalt der jugendlichen Tochter.

»*Du* hast wiederholt den Wunsch zu erkennen gegeben,« sprach sie, »mich noch einmal besuchen zu mögen. Ich war früher nicht sehr für diesen Plan eingenommen, weil ich Dich ungern so lange entbehren mag. Jetzt habe ich meine Ansicht aus Gründen geändert, die in den Verhältnissen liegen. Wir sind jener Hauptstadt der christlichen Welt näher gerückt und stehen sogar mit einem Fuße in Italien. Eine Reise in den Kirchenstaat ist mehr ein Ausflug, der sich in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit bequem machen läßt. Als dirigirender Director des von der Regierung so glänzend unterstützten Handelsunternehmens kann es Dir nicht schwer fallen, unter der Form einer Geschäftsreise auf einige Monate Urlaub zu erhalten. Ich befinde mich, Gott Lob, recht wohl, unser Arzt

jedoch rath mir zu einer Reise und einem längeren Aufenthalte im Süden. Wie herrlich wäre es nun, wenn wir Alle zusammen, Du, ich und Felicia, nach Rom reisten! Du würdest an alten Erinnerungen Dich erquicken, alte Bekannte und Freunde wieder aufsuchen, neue kennen lernen und endlich mit eigenen Augen sehen, was Du Dir jetzt nur durch Andere erzählen lassen mußt. Für unsern und besonders für Felicia's Aufenthalt aber wäre ausgezeichnet gesorgt. Es bedürfte nur eines Wortes an Emerentia, und das Fräulein wird uns die wärmsten Empfehlungen an ihre Schwester mitgeben.«

Grant erhob sich. Er sah erschrocken aus und war so bewegt, daß er zitterte. Indeß wußte er sich zu fassen. Nur seine Stimme klang etwas matt, als er die Frage an Leontine richtete: ob ihr auch die näheren Verhältnisse der Schwester Emerentia's bekannt seien?

»Du wirst doch nicht zweifeln, daß ich mich gerade danach sehr angelegentlich erkundigt habe?« versetzte sie.

»Bei Emerentia?«

»Bei höchst respectabeln Personen, Grant, welche die Verhältnisse Monica's kennen.«

»Du weißt, daß sie zum zweiten Male Wittwe ist?«

»Ah!« rief Leontine überrascht, »Du kennst die Dame also auch?«

Grant fühlte, daß er sich in der Aufregung zu einer zu weit gehenden Aeußerung hatte fortreißen lassen. Ausweichend erwiderte er gleichgiltig:

»Ich kenne sie nicht, nur von ihr erzählen hörte ich. Vetter Versmissen ist so glücklich gewesen, einige Male mit ihr zusammen zu treffen.«

Ein sarkastisches Lächeln spielte um Leontine's Lippen.

»Wenn Vetter Versmissen von Monica von Seidenblatt Dir schreibt, wird er Dir sicherlich mehr als nur gleichgiltige Dinge mitzutheilen haben. Damen von Monica's Alter pflegen für junge Männer in der Regel keine Anziehungskraft zu haben. Ein anderer Magnet, denk' ich mir, fesselt im Hause der stillen Wittwe den phantasiereichen Maler. Ich ahne schon, was sich da vorbereitet. Die schöne Miß Wardoe . . .«

Leontine machte absichtlich eine Pause, um zu hören, ob Grant ein zweites Mal sich irre führen lassen werde. Diesmal jedoch blieb der Gewitzigte stumm.

»Wer ist Miß Wardoe?« warf er nach einer Pause ein, da Leontine unschlüssig geworden zu sein schien.

»Miß Wardoe,« fuhr diese fort, »ist eine Kunstschwärmerin und soll selbst recht gut den Pinsel führen. Ementia's Schwester hat das schöne Mädchen als Gesellschafterin bei sich. Als Kind schon kannte sie die Miß, deren Vater einige Jahre im Süden ihr nächster Nachbar war.«

»Demnach fehlt es ja der alten Dame nicht an unterhaltendem Umgange,« sprach Grant. »Ihr noch andere Personen, namentlich gänzlich unbekannte zuzuführen, könnte sie unbescheiden und zudringlich finden.«

»Das wäre bei Monica wohl nicht zu befürchten,« erwiderte Leontine. »Natürlich würden wir die gute Dame

nicht überrumpeln, sondern Uns, wie schicklich, geraume Zeit zuvor anmelden lassen. Ich selbst würde, immer vorausgesetzt, daß Du damit einverstanden bist, einige Zeilen an sie richten. . . .«

»Dieser Mühe will ich Dich überheben,« fiel Grant ein, Leontine's Hand mehr als zärtlich drückend. »Vorläufig danke ich für Deine Bereitwilligkeit, mich nach Rom begleiten zu wollen, falls ich wirklich noch einmal dahin zu reisen veranlaßt werden sollte. Im nächsten Winter dürfte dies jedoch schwerlich geschehen. Es ist auch besser, wir warten noch einige Zeit, damit die politischen Verhältnisse sich erst abklären und mehr Ruhe hier sowohl wie dort eintritt. Auch kann Felicia mehr Sorgfalt auf ihre Ausbildung in Kunst und Kunstgeschichte verwenden und fester im Italienischen werden. Beides ist, wenn nicht gerade nothwendig, doch wünschenswerth, damit sie den Werth des Gesehenen richtiger würdigen lernt.«

Leontine schien mit Grant's Antwort ganz zufrieden zu sein.

»Felicia hat noch keine Ahnung von meinem Vorschlage,« sagte sie. »Von heute an darf ich sie doch wohl darauf vorbereiten?«

Mathias bat die Gattin zu schweigen, da er einen der Diener schnell durch die Zimmer eilen sah.

»Man sucht mich,« sprach er, dem Diener entgegen gehend. »Es muß wichtig sein.«

Leontine behielt ihren Platz auf der Causeuse und blickte, mit ihrem Fächer spielend, dem Gatten sinnend

nach. Grant empfing aus der Hand des Bedienten eine telegraphische Depesche. Als er sie gelesen hatte, ward er sehr bleich. So begegneten ihm Peregrin Guttmann und Graf Benninghausen, welcher Felicia eben zu ihrer Mutter geführt hatte.

»Meine Herren,« sagte er, »die Zeit wird ernst. Wien ist im Aufstande; es sind furchtbare Thaten geschehen. Es gibt ihrer Viele, welche darin die ersten Regungen der Freiheit, das Wetterleuchten eines schönen Völkertages erblicken. Ich bin nicht mehr so hoffnungsvoll, obwohl ich an den Fortschritt glaube. Unwürdige Ketten müssen zerbrochen werden, blutiger Mord aber darf nicht straflos ausgehen! Wenn jetzt der Kaiser ausruft: Ich kann, ich darf und ich will nicht größere Milde herrschen lassen, so kann er nach diesen betrübenden Vorfällen mehr Recht dazu haben, als der heilige Vater!«

Mathias Grant sprach nicht laut genug, um von Vielen verstanden zu werden. Die Festfreude ward daher auch nicht gestört. Am nächsten Morgen erst machte die Schreckensnachricht die Runde durch die bestürzte Stadt. Die Trommeln wurden gerührt, die Signalhörner schmetterten, und als es zu dämmern begann, marschirte Bataillon nach Bataillon durch die menschenwimmelnden Straßen, um zu dem kleinen Heere zu stoßen, das vor den Thoren der rebellischen Hauptstadt lagerte.

ZWEITES KAPITEL. EIN RASCHER ENTSCHLUSS.

Graf Benninghausen war abgereis't. Aus Wiener Neustadt schrieb er an Grant, um diesem und seiner Familie nochmals für die ihm erwiesene Gastfreundschaft aus vollem Herzen zu danken. Die betrübenden Ereignisse im Innern des großen Kaiserreiches berührte er nur mit wenigen Worten. Aus seiner Heimath verhiess er den Freunden im Süden weitere Nachrichten, und zum nächsten Frühjahre versprach er für kurze Zeit wieder zu kommen, wenn bis dahin die alte Erde nicht etwa ganz und gar in Stücke gegangen sein sollte.

Im Hause Grant's vermißten den Grafen alle Zurückbleibende. Dem Hausherrn fehlte ein gebildeter Mann, mit dem er die Zeitereignisse ohne Gêne besprechen konnte, denn Benninghausen besaß nicht eigentlich Vorurtheile, obwohl er die Vorzüge aristokratischer Geburt und Erziehung keineswegs gering anschlug. Wo die Ansichten beider Männer auseinander gingen, bildeten sich doch nicht sofort feindselige Gegensätze, die stets mit Trennung häufig mit offener Feindschaft endigen.

Leontine langweilte sich, ohne sich des Grundes ihrer Langeweile klar bewußt zu werden, und Felicia war traurig, weil die Mutter ohne alle Veranlassung mit ihr schalt und Niemand ihr zuhörte, wenn sie Fortepiano spielte.

Semele Guttman kam zwar häufig in das Haus Grant's, allein das Geplauder der Freundin gefiel Felicia äußerst selten. Semele sprach immer von Bällen und andern Vergnügungen, nannte die Namen der Herren, mit

denen sie getanzt hatte, fragte aber nicht ein einziges Mal nach dem Grafen, der immer sehr höflich gegen sie gewesen war und den sie doch unmöglich schon ganz vergessen haben konnte. Selbst das Gespräch auf Benninghausen bringen mochte Felicia nicht, weil sie dies für unpassend hielt. Hätte aber Semele Guttmann eine scherzhafte Bemerkung gemacht, was der Uebermüthigen wohl zuzutrauen war, so würde sich Felicia dadurch verletzt gefühlt haben.

Eines Tages stürmte Semele wie gewöhnlich mit großer Lebhaftigkeit in Felicia's Zimmer, die am Fenster saß und die neuesten Lieferungen des Pariser Charivari weniger las als betrachtete.

»Denke Dir, treue Seele, redete sie die Freundin an, »sie ist verbrannt! Mit vielen, vielen Andern elendiglich umgekommen! Die Kroaten haben den Zufluchtsort der Unglücklichen angezündet!«

»Von wem sprichst Du denn?« fragte Felicia, vollkommen gelassen, denn sie kannte die eigenthümliche Gewohnheit Semele's, jede recht grausige Nachricht ihr sogleich mit vollem Munde zu überbringen, ohne sich vorher zu erkundigen, ob sie auch begründet sei.

»Ach Gott, ich bin auch wirklich zu thöricht!« schalt sich Semele selbst aus. »Unser alter grauäugiger Drache! Das Fräulein mit den Blutigel!«

Felicia erschrak, daß ihr Blut stockte.

»Unmöglich, Sentele!« rief sie aus. »Es wäre ja ganz entsetzlich!«

»Wir könnten aber doch nichts dabei thun,« sprach die muntere Tochter Guttmann's. »Vermißt wird sie, das ist ganz bestimm!«

»Vermißt!« wiederholte Felicia aufathmend. »Wie Viele mögen nach solchen unter gräßlicher Angst verlebten Tagen, in denen mancher Unschuldige seinen Tod fand, nicht vermißt werden! – Wie magst Du mich nur so erschrecken! Sie hat uns doch nichts so Schlimmes gethan, daß wir ein so fürchterliches Ende für ein wohlverdientes halten müßten!«

»Nun, Du sanftmüthige kleine Taube,« versetzte Semele, »großen Dank und zärtliche Anhänglichkeit sind wir dem hageren alten Fräulein wahrhaftig auch nicht schuldig. Wenn sie es wagen durfte, hat sie uns immer maltrairt. Und was ich der häßlichen Person in Ewigkeit nicht vergebe, das weißt Du. Dafür gönne ich ihr wenigstens ein paar Brandwunden!«

Während Semele Guttmann so ihre Herzensmeinung offen aussprach, war Leontine unbemerkt in's Zimmer getreten. Die bigotte Dame entsetzte sich förmlich über die Aeußerung des lebhaften Mädchens.

»Semele!« rief sie auf. »Wie magst Du diese schrecklichen Worte über Deine Lippen bringen, wie überhaupt einem so sündhaften Gedanken Dich hingeben! Du mußt morgen schon bei Kaplan Cornelius zur Beichte gehen, damit er Dir in's Gewissen redet und eine Buße für Deine entsetzliche Sündhaftigkeit Dir auferlegt.«

»Da muß ich doch erst den Vater fragen,« entgegnete Semele, die ohnehin schon etwas zu starke Unterlippe

noch mehr aufwerfend. »Ich glaube nicht, daß er mir zu-
redet, Ihrem Rathe zu folgen. Der Vater liebt die Priester
nicht besonders.«

Leontine gab sich den Anschein, als lege sie gar kei-
nen Werth auf die Aeußerung des jungen Mädchens. Sie
wandte sich zu ihrer eigenen Tochter, die den Schreck,
welchen die Mittheilung Semele's ihr einflößte, noch
nicht ganz überwunden hatte, und sagte beruhigend:

»Es ist kein wahres Wort an diesem thörichten Ge-
schwätz. Fräulein von Seidenblatt lebt und kein Haar ist
ihr gekrümmt worden weder von dem aufrührerischen
Pöbel, der sich gegen Gott und Obrigkeit so schmähdlich
vergangen hat und seiner wohl verdienten Strafe hoffent-
lich nicht entrinnt, noch von den siegreichen Kroaten.«

Felicia's Augen schwammen in Thränen.

»Ist es aber denn wirklich wahr, daß so viele Menschen
umgekommen sind?« fragte sie angstvoll die Mutter.

»Mein Kind,« erwiderte diese, »die Herstellung der
Ordnung, wie Gott sie eingesetzt hat, und wie er will, daß
sie bis an's Ende der Tage erhalten werden soll, hat Blut
gekostet. Wohl mag mancher Schuldlose dabei ein Op-
fer des rächenden Schwertes geworden sein, allein diese
sind eher glücklich zu preisen, als zu beklagen. Wir dür-
fen nie vergessen, daß sie ihr Blut für eine gute Sache
vergessen haben, und dafür ist ihnen die ewige Seligkeit
gewiß. So weit die wahre Kirche Christi reicht, überall
wird man Seelenmessen für die Gefallenen lesen, und der
heilige Vater selbst wird der gesammten Priesterschaft
darin mit anfeuerndem Beispiele voran gehen.«

Auf dem Vorplatze ließ sich jetzt die Stimme Grant's hören, der einem Bedienten hastig einige Befehle gab. Gleich darauf trat er in das gemeinschaftliche Wohnzimmer. Sein Aeußeres verrieth große innere Aufregung, die sich auch in der kurzen, kaum mehr höflich zu nennenden Begrüßung Semele Guttman's kund gab.

»Ich bin wahrscheinlich genöthigt, heute noch, spätestens morgen zu verreisen,« sagte er zu Leontine. »Da ich vorher noch viel zu besorgen habe, siehst Du wohl darauf, daß ich Alles in Ordnung finde.«

»So plötzlich?« sprach Leontine. »Und wohin wird die Reise Dich führen?«

»Sobald wir ungestört sind, will ich Dir das Weitere mittheilen,« erwiderte Grant, setzte sich an's Fenster und begann, wie früher Felicia, in dem französischen Journal zu blättern.

Felicia warf ihrer Freundin einen bittenden Blick zu, worauf beide Mädchen sich entfernten. Grant warf das Blatt hin und stand auf.

»Du bist erzürnt, geärgert,« sprach Leontine. »Was kann Dir zugestoßen sein?«

»Persönlich ist mir weder etwas Angenehmes noch Unangenehmes begegnet,« versetzte Mathias Grant, »wenn ich aber mein Auge der Zeit, den Begebenheiten zuwende, so würde ich nur dann ruhig bleiben können, besäße ich kein Herz! ... Du weißt doch sicher auch, wie sie in Wien gewirthschaftet haben!«

»Wer?« fragte verwundert Leontine. »Wie soll ich wissen, was sie in Wien treiben? Ich bekümmere mich nicht

um Politik, und Du bist ja, wie Du mir wiederholt versichert hast, sehr damit zufrieden.«

»Möglich, daß ich mich gelegentlich einmal über ungebührliche Beteiligung der Frauen an politischen Dingen überhaupt mißbilligend geäußert habe,« sagte Grant, »das politische Leben der Gegenwart schlage ich zu hoch an, um nur für eine Partei, für ein Geschlecht gleichsam Beschlag darauf legen zu wollen. Deshalb mußt Du wissen, was geschehen ist, was aller Wahrscheinlichkeit nach nächstens geschehen wird! ... Daß Wien erobert, erstürmt wurde, das weißt Du doch?«

Leontine bejahte mit einer gewissen Aengstlichkeit.

»Ich habe etwas Anderes nicht erwartet,« fuhr Grant fort, »allein ich hoffte, die Erfahrungen der letzten sechs Monate würden gute Früchte tragen. Jetzt weiß ich bereits, daß man allen Ernstes die Absicht hat, diesen ganzen prüfungsreichen Zeitabschnitt, aus dem sich so tiefe Weisheitslehren schöpfen ließen, völlig zu ignorieren, und in die kaum verlassenen Regierungseise von Neuem, nur mit neu aufgeputzten Maschinen einzulenken. Und das ist ein Unglück für ganz Europa! ... Ob meine unbedeutende Stimme im wilden Gelärm des Tages vernommen werden wird, wer mag es wissen! Ich will aber nicht schweigen, weil man meine Ansicht zu hören begehrt. Die Frage schon, die mir gegönnt wird, gewährt mir einige Beruhigung und ist mir Beweis dafür, daß ich damals, als ich zwischen zwei Feuern stand, doch recht that, meiner Ueberzeugung ganz allein zu folgen. ... Ich werde nicht zurückhaltend sein, nichts verschweigen. Wagt man

es, mir Vertrauen zu schenken, so soll man auch erfahren, daß ein ehrlicher Mann keines Furcht kennt. Was sie wollen, ich kann es mir denken. . . . Aber sie irren sich gewaltig in mir, wenn sie meinen, ich sei durch Ueberreichung eines Ordens, durch Bewilligung persönlicher Vortheile käuflich, die Aufrechthaltung oder Wiederaufrichtung eines Systems gut zu heißen, dessen moralische Verwerflichkeit mir verhaßt ist. Erblicken sie in mir Talente, gut! Die mir von Gott geschenkten Talente stehen der ganzen Welt, keinem Princip zu Gebote! . . . Ich werde immer thun, was ich für Recht halte, nur zur Empfehlung halber oder gar verdeckter Mittel werde ich mich niemals bewegen lassen.«

»Glaubst Du an eine länger dauernde Abwesenheit?« fragte Leontine, der es bei der aufgeregten Stimmung des Gatten nicht räthlich zu sein schien, mit neugierigen Fragen direct in ihn zu dringen.

»Schwerlich, versetzte Grant. . . . »Man wird sich versammeln, seine Propositionen machen, die Meinungsäußerungen notiren. Ein paar Berathungen können wohl nachfolgen, mehr aber geschieht vorläufig gewiß nicht. Mir wäre das auch ganz genehm. Das Geschehene ändert nämlich auch *meine* Entschließungen. Sobald ich zurückkehre, gehe ich südwärts. Gleichviel, ob ich gehört werde oder nicht, d. h. ob meine Ansichten durchdringen oder von Andern beseitigt werden, immer führe ich aus, was ich gegenwärtig für ganz unerläßlich halte. Dazu bringe ich mir die Bewilligung derer mit, auf deren Unterstützung ich mir Hoffnung machen darf.«

»Und dies ist?« fragte mit lauerndem Seitenblick Leontine.

»Ich will dahin wirken, daß man – versteht sich, behutsam – den *römischen* Einfluß nach und nach aufhören läßt. Ich denke mir, noch ist es dazu nicht zu spät trotz des schwankenden Benehmens, das in den neuesten Handlungen des heiligen Vaters leider ersichtlich wird. Es gilt, die Dinge noch einige Zeit hinzuhalten, um die Kräfte, die für den wahren Fortschritt, für die Freiheit in Kirche und Staat thätig sein sollen, zu concentriren. In diesem Augenblicke sind dazu mancherlei Chancen vorhanden, und eben diese will ich mir nicht durch träges Warten entschlüpfen lassen. Ich werde also auf alle Fälle nach Rom gehen.«

Leontine's Augen leuchteten vor Freude und Erwartung.

»In der That Du wolltest?« sagte sie. ... »Und wir? ...«

»Ihr rüstet Euch, damit ich keinen Aufenthalt habe. Bleiben wir beisammen, so sind wir aller Correspondenz überhoben, die in so unruhigen Zeiten ohnehin immer ein sehr unvollkommenes Mittel zum Austausch ernster und tiefer Gedanken ist. ... Dringe nicht weiter in mich, liebes Weib, denn ich mag weder Zustimmungen noch Versprechungen irgend welcher Art mir abnöthigen lassen. Rüstet Euch, das ist Alles! ... Noch heute schreibe ich an Versmissen, damit wir gleich ein passendes Quartier vorfinden. Ich erlaube Dir, Felicia davon zu unterrichten.«

Diese plötzliche Wendung, durch die großen Ereignisse hervorgerufen, die sich an den Sieg der kaiserlichen Waffen knüpfen mußten, schreckten auch Leontine aus der beschaulichen Ruhe auf, in die sie sich am liebsten versenkte. Sie verstand nicht ganz, was Mathias Grant zu erreichen wünschte, welche allgemeineren Zwecke er mit der beschlossenen Reise verband, aber ihr ahnender Geist sagte ihr, daß zwischen ihrem Streben und den Wünschen und Hoffnungen des Gatten eine ungeheure Kluft sich aufthue, die keine noch so künstliche Brücke jemals werde überspannen können. Ungeachtet der Unruhe, die sich ihrer bemeisterte, schwieg sie, Felicia erfuhr nur, daß der Vater in sehr kurzer Zeit nach Rom reisen werde, und daß Tochter wie Mutter ihn begleiten sollten.

Nach Grant's Abreise blieb aber Leontine nicht müßig. Sie beichtete nicht bloß ihrem neuen vertrauten Seelenfreunde, dem Kaplan Cornelius, sie conferirte auch mehrere Male mit dem höflichen, geschmeidigen Geistlichen, der ein Liebling aller Frauen war. In Folge dieser Conferenzen, denen Felicia nicht beiwohnte, wechselte Leontine mit verschiedenen Personen, die ihr ganzes Vertrauen besaßen, Billette, und auch Kaplan Cornelius versendete einige Briefe, die manchen geheimen Wink enthielten und den Zweck hatten, das Nächstkommende vorbereiten zu helfen.

DRITTES KAPITEL. WICHTIGE VORBEREITUNGEN.

Die Absichten der genannten Correspondenten sollten indeß nur unvollkommen erreicht werden. Ehe noch die

verschiedenen Briefe an ihre Adressen gelangten, waren diese nach allen Richtungen der Windrose auseinander gestoben, und Mathias Grant schiffte sich mit Frau Tochter und Dienerschaft ein, ehe er von den erschütternden Vorgängen in der heiligen Stadt Kunde erhielt.

Ein paar Miglien von Rom finden wir am Thor einer verfallenen Tenuta mitten in der Campagna mehrere Reisende, die hier Rast machten, um ihre erschöpften Maulthiere verschnaufen zu lassen. Einige kamen aus Rom und wollten nach dem Süden, Andere stiegen aus den Gebirgen herab und hatten die Absicht, in der ewigen Stadt längere Zeit zu verweilen. Man traf sich ganz zufällig in der wenig einladenden Campagnaschenke, wo man kaum etwas hartes Brod und sauern Wein zur Stärkung erhalten konnte.

»Glauben Sie mir, mein Herr,« sagte Giacomo Maffei, der mit seinem Bruder Cesare sich unter den Reisenden befand, welche den Süden aufzusuchen gedachten, zu einem Herrn mittleren Alters, der das Ansehen eines Pächters hatte, welchem es nicht immer nach Wunsch gegangen sein mochte, es kann so, wie es gegenwärtig in Rom ist, unmöglich lange mehr bleiben. Anfangs bemerkt man allerdings nichts von der Stickluft, in die man tritt, so wie man das Thor passirt hat; nach wenigen Tagen aber schon fühlt man das Peinigende der Situation. Wir Brüder sind Künstler, die gern geblieben wären, um uns jeder in seinem Fache auszubilden. Wir haben uns Jahre lang kümmerlich forthelfen, uns in der Fremde das Brod verdienen und uns dabei oft unwürdig behandeln lassen

müssen, weil unser Aeußeres nicht immer die beste Empfehlung für unser Streben war. Endlich aber gelang es uns doch, Unterstützung, sogar Freunde zu finden, und durch diese erhielten wir die Mittel, durch deren Benutzung wir zuletzt doch das Ziel unserer Wünsche erreichten. Da muß nun dieser neue Umschwung, diese bis zur wildesten Erbitterung sich steigernde Verstimmung der Geister eintreten, und unsere Pläne abermals kreuzen!«

»Aus Ihren Aeüßerungen muß ich abnehmen, daß Sie Gewaltthätigkeiten fürchteten und diesen aus dem Wege gegangen sind,« versetzte der Fremde. »Wenn einander feindselig gegenüber stehende Parteien sich bekämpfen, sollte man doch harmlose Fremde in Ruhe lassen.«

»Freilich sollte man das, erwiderte Giacomo, man nimmt aber einmal gar keine Rücksichten mehr, weil von Jedem, er mag sein, wer er will, verlangt wird, daß er Partei ergreifen soll. Und das ist für Niemand peinlicher, wie für den Künstler. Rom als Mittelpunkt der christlichen Kunst wird unter diesem Druck, welchen die politische Bewegung auf alle Kunst ausübt, mehr leiden, als jede andere Stadt. Denn wer mag sich zwingen lassen, jetzt für Pius, ein andermal für Ciceruacchio, dann wieder für Morazzi sich heiser zu schreien! Wer es irgend möglich machen kann, entfernt sich vor dem Beginn des Sturmes, der in der Luft schwebt und der ganz plötzlich seine Schwingen auch über den Kuppeln der ewigen Stadt entfalten wird.«

»Kennen Sie den Mann, dessen Namen Sie eben nannten, persönlich?« fragte der Fremde, den Lucchesen mit aufmerksamerem Auge betrachtend.

»*Ich* sprach ihn nie, aber ich hörte *ihn* sprechen,« erwiderte Giacomo Maffei.

»Es ist sonderbar,« fuhr der Fremde fort; »so oft ich diesen Namen höre, komme ich mir vor wie ein Träumer. Ich habe vor Jahren mit einem Morazzi zu thun gehabt in Familienangelegenheiten und wiederholt Briefe mit ihm gewechselt. Damals hatte in Rom noch das alte Regime Geltung, denn Gregor lebte, und an eine Beschränkung der Priesterherrschaft wagten kaum die Kühnsten zu denken. Jener Morazzi und Ihr Prediger, von dem gegenwärtig ganz Italien voll zu sein scheint, können nach meinem Dafürhalten unmöglich ein und dieselbe Person sei.«

»Weshalb nicht?« erwiderte Giacomo Maffei. »Es haben sich in jüngster Zeit gar sonderbare Verwandlungen oder Entpuppungen mit vielen Menschen zugetragen. Stille Leute, die sich früher kaum sehen ließen, wurden plötzlich dreist, machten Aufsehen und fanden Anhänger und Bewunder. Andere, die sich etwas Gewaltiges zu sein dünkten, verstummten, und Niemand spricht mehr von ihnen. Der gefeierte Salvatore Morazzi gehört jedenfalls der ersteren Kategorie an.«

»Eben das ist's, was ich gern erfahren möchte, sprach der Fremde, »und gerade dieser Wunsch, der für mich zugleich ein Bedürfniß und eine Nothwendigkeit ist, treibt

mich nach Rom, wo ich sonst nichts zu suchen habe. Vielleicht wissen Sie, wie es am leichtesten wäre, mit dem so hoch gepriesenen Manne zusammen zu kommen?»

»Morazzi ist Jedem zugänglich,« versetzte Giacomo Maffei, »es kommt nur sehr darauf an, ob er auch Zeit gewinnt, Sie annehmen zu können.«

»Ist es mein früherer Correspondent, so muß er mich ja kennen,« meinte der Fremde. »Ist er es nicht, nun, so werde ich um eine Täuschung reicher geworden sein.«

Er seufzte und blickte trübsinnig in die herbstlich kahle Campagna hinaus, auf der ein dünner Nebel lag. Cesare Maffei trat in den Hof der Tenuta und sagte zu seinem Bruder:

»Irre ich nicht, so ritt dort eben ein alter Bekannter vorüber, mit welchem Freund Versmissen ein paar Mal zusammengekommen ist. Er mußte es sehr eilig haben, denn er peitschte seinen Gaul, daß es mich erbarmte. Ich hätte ihn angerufen, hielte ich es nicht für besser, diese Bekanntschaft gerade jetzt nicht wieder zu erneuern.«

»Doch nicht Frontelli?« sagte Giacomo. »Was man von diesem gesinnungslosen Menschen zu halten hat, ist Vielen kein Geheimniß mehr.«

»Frontelli!« wiederholte der Fremde. »Die Frontelli haben kein Glück!«

»Die unächten können sich dessen allerdings nicht rühmen,« sagte Grant, »derjenige aber, von dem mein Bruder spricht, ist geübt, sich das Unglück Anderer zu Nutze zu machen. Stürzte er rücklings aus dem Fenster, er käme gewiß unverletzt auf beide Füße zu stehen. Das

kann ein unächter Frontelli freilich nicht. Da kommt es vor, daß ein Sturz von geringer Höhe herab schon den Tod zur Folge hat.«

Der Fremde ward unruhig.

»Ich bedaure, daß wir uns nicht länger unterhalten können,« sagte er abbrechend. »Ich bin doch genöthigt, mein Heil zu versuchen. Hoffentlich begegnen wir uns dereinst wieder. Dann bleiben wir länger zusammen und lernen uns näher kennen. Ganz fremd, dünkt mich, sind wir uns von heute an schon nicht mehr. Reisen Sie glücklich!«

Er schwang sich in den Sattel und ritt auf der alten Straße in langsamem Trabe der ewigen Stadt zu, die wie ein Schatten über den welligen Anschwellungen der Campagna aufdämmerte.

»Ein seltsamer Mann!« sprach Cesare Maffei, dem Reiter nachsehend. »Sollten wir ihm nicht schon einmal begegnet sein?«

»Ich erinnere mich nicht,« meinte Giacomo.

»Seine Stimme kam mir bekannt vor.«

»Wir hätten unsere Namen gegenseitig austauschen sollen,« sprach Giacomo. »Aber ich kann meine alte Gewohnheit, die mich Andern gegenüber stets etwas zurückhaltend macht, noch immer nicht ablegen. Der Name gilt mir weniger als die Person, und durch diese Vernachlässigung geht manche bedeutende Persönlichkeit spurlos an mir vorüber. Führt uns nicht der Zufall noch einmal mit diesem Fremden zusammen, so wird es mir mit ihm

ebenfalls nicht besser ergehen. . . . Nun aber laß uns aufbrechen! Unsere Thiere haben genug ausgeruht. In Frascati bleiben wir ja ohnehin liegen, damit Manfred und Versmissen noch zu uns stoßen können, wenn sie sich nicht abermals über die schöne Spaziergängerin auf dem Monte Pincio erzürnen.«

Wir lassen die beiden Lucchesen dem Albaner Gebirge zuziehen, und folgen vorerst dem Fremden bis in die Nähe Rom's. Ungefähr eine Miglie von der Stadt lag eine Locanda, die, wie die meisten dieser Localitäten, kein sehr empfehlenswerthes Aussehen hatte. Dennoch hielt der Reiter sein Maulthier vor derselben an, stieg ab, ließ sich einen Imbiß geben und fragte, ob er für eine oder zwei Nächte ein Zimmer mit Bett erhalten könne? Die Antwort lautete bejahend. Nach kurzem Verweilen entfernte sich der Reisende wieder, um, wie er sagte, einige nahe gelegene Vignen zu besuchen, mit deren Eigenthümern er geschäftliche Angelegenheiten zu ordnen habe. Er schlug auch wirklich die Richtung nach der nächsten Vigna ein, als er jedoch das Thor derselben beinahe erreicht hatte, bog er ab und wendete sich wieder der Stadt zu, deren Inneres er nach dreiviertelstündigem Wandern betrat.

Niemand achtete des Fremden, der sehr bald gewahrte, daß die Schilderung des Künstlers über das Leben in Rom kein bloßes Phantasiebild sei. Je mehr er sich

dem Mittelpunkte der großen Stadt näherte, desto größer ward das Menschengewühl, das Getöse, das Waffengeklirr. Nicht in eine Stadt, wo der Friede unter der Obhut des geistlichen Oberhirten herrscht, sondern in ein mit kampfbereiten Kriegern erfülltes Lager schien er gekommen zu sein.

»Ich werde zu spät kommen,« sprach er, als er den hohenpriesterlichen Palast auf dem Quirinal vor sich liegen sah. »Wenn Pius die Milde, die Gerechtigkeit, die Großmuth auch wirklich selbst ist, er, dem das Leid der ganzen Welt am Herzen liegt, wird in dieser bewegten Zeit einem Einzelnen, der im großen Ganzen zum bloßen Atom zusammenschrumpft, schwerlich Gehör schenken können. ... Aber ich bin es den Manen meines Vaters, meinem unglücklichen Bruder und dem Engel schuldig, den man von mir gerissen hat, nichts zu unterlassen, was dazu beitragen könnte, eine schreiende Ungerechtigkeit ungeschehen zu machen, und versteckte, boshafte, ja teuflische Handlungen gewissenloser Menschen an's Licht zu bringen. ...«

Auf dem Monte Cavallo trieben sich viele Menschen müssig herum. Sie sahen finster und entschlossen aus, und wenn sie zu irgend einem noch geheim gehaltenen Vorhaben sich hier zusammenfanden, konnte dies unmöglich ein gutes oder lobenswerthes sein.

Der Fremde ging an ihnen vorüber und näherte sich dem Palaste, vor dessen Portale zwei riesige Schweizer gemessen auf- und abschritten. Im Hofe des Palastes wimmelte es von Bewaffneten, aber auch Priester sah er

eilig und geräuschlos hin und wieder gehen. Alle waren erregt und schienen offenbar etwas Ungewöhnlichem mit großer Spannung entgegen zu sehen.

Im ganzen Palast war viel Bewegung, und daß es in den Straßen der unermesslichen Stadt sehr tumultuarisch zugehen mußte, sagte dem Fremden der Wiederhall des wüsten Gesehrei's, das von Zeit zu Zeit bis zu dem freigelegenen Platz heraufschallte.

»Ich muß mich noch einige Zeit gedulden,« sprach er, sich von dem Palaste wieder entfernend. »Wenn ich nur einen Einzigen meiner frühern Bekannten träfe! . . . Aber wer weiß, ob es mir etwas nützte! . . . Ich habe mich zu sehr verändert. . . . In dieser gebrochenen Gestalt würde Niemand den gewandten und unbesiegbaren Fechtlehrer an der Universität von Padua wieder erkennen, der auch so manchem römischen Fürsten die Klinge führen lehrte.«

Schon war der Fremdling im Begriff, den Quirinal wieder zu verlassen, als eine Equipage aus dem Portal des Palastes rollte und den Weg nach dem Capitol einschlug. Im Fond dieser Equipage saßen zwei Priester. Sie gewahrten den Fremden und musterten ihn mißtrauisch, da er, wie die Mehrzahl aller zu der nationalen Partei sich Haltenden einen Calabreser trug, und das Düstere seines ganzen Aussehens ihn jedem argwöhnischen Auge leicht verdächtigen konnte.

Diese Priester waren Monsignore Vestucci und Pater Radom.

»Figuren dieser Art halte ich für weit gefährlicher, als jene bärtigen Gesellen, die uns mit ihren Augen schon erdolchen möchten,« sagte Letzterer zu seinem Begleiter, nach dem Fremden deutend. »Ich bin Aehnlichen heute und gestern Mehreren begegnet, und ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich eine gewisse Aengstlichkeit befällt, die ich nicht zu bemeistern vermag. Daß es rasch zum Bruche kommen muß, leuchtet mir ein; wir haben ja mit vereinten Kräften darauf hingearbeitet und keine Mühe gespart, um ihn herbeizuführen, sobald wir ihn ausbeuten können. Wenn uns aber, so nahe am Ziele, der Moment entschlüpfte, wenn die Gegner uns durch eine verzweifelte That zuvor kämen?«

»Sie wagen es nicht,« versetzte lächelnd Vestucci.»Die wildesten Schreier sind immer feig, wenn sie handeln sollen. . . . Sie wissen, daß man sie kennt und sie nicht ganz sanft anfassen wird, sobald die entscheidende Stunde schlägt.«

Er lehnte sich aus dem niedergelassenen Fenster, um einen nochmaligen Blick über den weiten Platz zu werfen. Der Fremde war verschwunden.

»Mich dünkt, es ist durchaus nothwendig,« fuhr Vestucci fort, »daß wir die Stiefbrüder zusammenbringen. Nach meiner Meinung sind die Differenzen, welche sie trennen, gar nicht so groß, daß man die Möglichkeit einer Ausgleichung überhaupt aufgeben müßte. Und gesetzt, diese wäre nicht herbeizuführen, so könnte man doch einen Compromiß schließen. Es gilt vor Allem Zeit zu gewinnen, damit wir in fest geschlossenen Phalangen

gegen den Feind vorrücken oder den Angreifenden geordnet empfangen und zurückwerfen können. Ich sehe mit heißem Verlangen der Wiederkunft unserer Freunde entgegen.«

»Wir werden sie treffen,« sagte Radom. »Die Frau Marquise wird auch nicht ruhig, wenn die Ihnen bewußte Angelegenheit sich nicht auf irgend eine Weise schlichten oder – was jedenfalls noch besser wäre – tödten läßt. Letzteres ist nur sehr schwer, ohne Aufsehen zu machen. Das aber können wir in diesem Augenblicke gar nicht brauchen. . . . In Bezug auf die besagten Differenzen und deren beabsichtigte Ausgleichung aber kann ich Ihnen, Monsignore, nicht ganz beistimmen. Die Brüder sind principiell geschieden. Es handelt sich nicht um Meinungen, sondern um Axiome.«

»Das eben bestreite ich,« erwiderte Vestucci. »Meiner Ansicht nach wenigstens müßte man versuchen, unserm unversöhnlichen Widersacher das Wohlwollen, Segenbringende, Beruhigende *unserer* Bestrebungen überzeugend vorzustellen. Was wollen denn Morazzi und seine Anhänger? Die Freiheit, behaupten sie. Und auf welchen Bahnen, mit welchen Mitteln jagen sie ihr nach? Sie wiegeln die Klassen auf gegen jede bestehende Ordnung, indem sie mit einschmeichelnder Sophistik die Mängel des Bestehenden, die allen menschlichen Einrichtungen ankleben, rügen und angeblich Besseres, wo nicht Vollkommenes an deren Stelle setzen zu wollen versprechen. Sie bezeichnen als Träger und Vertheidiger dieser

Mängel die Freunde eines Systems, das sie hierarchisch-absolutistisch nennen. Damit suchen sie ihre brutalen Angriffe gegen Staat und Kirche, wie sie sind und wie die Erleuchtung der Weisesten beide durch Jahrhunderte langes Nachdenken über das Wohl und Wehe der Menschen gemacht hat, zu rechtfertigen. Ein fertiges Kunstwerk, das Jeder betrachten kann, wollen sie leichtsinnig in Stücke schlagen, um es durch ein hohles Etwas, das Niemand sieht, Niemand kennt, das aber Zahllose zu sehen glauben und gleich einem Meteor bewundern, zu ersetzen. *Sie* wollen die Freiheit, das Glück der Völker ohne jene wohlthätige Beschränkung, die einem Ganzen allein erst Werth und Bestand gibt, *wir* wollen ganz dasselbe, aber *mit* Beschränkungen, und wir gestatten nur denen wirklich ganz frei zu sein, welche uns vorher den Beweis liefern, daß sie frei und glücklich in diesem höchsten Sinne, wie wir alle Freiheit fassen, zu werden auch wirklich verdienen. Es ist demnach nur eine Form, die uns scheidet. Was bleibt da zu thun? Nichts Anderes, dünkt mich, als daß man zusammenkommt, sich bespricht, über das Wesentliche, das wir Alle nicht aufgeben können, sich verständigt, und das so Gerettete in einer gemeinschaftlich vereinbarten nicht *neuen*, sondern *modificirten* Form gleichsam *conservirt*.«

»Aber diese Halbtollen hassen ja alle Form und zerschlagen sie eben deshalb,« entgegnete Radom. »Wer kann mit Rasenden vernünftig sprechen, wer mit Wüthenden gleichen Schritt halten?«

»Der ruhige, überlegene Geist, verehrter Freund,« sagte Monsignore Vestucci. »Diesen Geist wollen wir uns in den nächsten Stunden aneignen. Ich hoffe, dann gerade ist der rechte Moment gekommen. Unser Mittelsmann, der sehr klug ist, obwohl ich Vieles an ihm tadelnswerth finde, hat dann seine fein ausgearbeitete Rede gehalten. Man hat ihn bewundert, man ist hoffnungsvoll, man schweigt, weil man Erwartungen hegt! . . . In solchen Augenblicken finden es auch die Rohesten und Ungestümsten gerathen, sich einige Zeit still zu halten, und während dieser Pause muß der Compromiß, welcher mir vor-schwebt, zu Stande kommen.«

Der Wagen hielt vor dem Hause der Marchesa von Castelcaccio. Die Geistlichen stiegen aus und schlüpfen in die bereits geöffnete Thür. Die ganze Umgegend war wie ausgestorben, denn das Volk war schon früh am Tage aus allen Quartieren der ewigen Stadt in großen Schaaren nach den Umgebungen der Cancellaria geströmt, um daselbst der feierlichen Eröffnung der Kammern beizuwohnen oder doch die Deputirten in den gewaltigen Palast treten zu sehen.

VIERTES KAPITEL. DAS VOLK STEHT AUF.

Manfred saß vor seiner Staffelei. Eine beinahe fertige Landschaft, den Lago de' Tartari mit seinen interessanten Umgebungen darstellend und das hochgelegene Monticelli in seinem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stand vor ihm, und wohlgefällig ruhten die Blicke des Künstlers darauf. Da hörte er eilige Schritte auf der steinernen

Treppe. Sie kamen rasch näher und Manfred glaubte an dem wohlbekanntem Tritt den Kommenden zu erkennen. Um mehr Licht auf die ziemlich dunkle Treppe fallen zu lassen, öffnete er die Thür. Ludwig Versmissen trat ihm entgegen.

»Wußte ich's doch!« rief Manfred auf. »Ja die Weiber, die Weiber! Nachdem sie Dir gestern unter Thränen versprochen hat, heute bräche sie ganz bestimmt auf, lacht sie Dir heute in's Gesicht und sagt: ›Ach, nur noch ein oder zwei Tage!‹ ... Freund, ich fürchte, ich fürchte, Du hast Dich da in einer Schlinge fangen lassen, die sich später noch einmal um Dein Herz legen kann! ... Warum schlugst Du meine Bitten doch so ganz in den Wind? Für etwas vorsichtiger hätte ich Dich doch gehalten! ...«

Ludwig Versmissen warf sich auf einen der schlechten Strohsessel, die sich in dem sehr einfach möblirten Atelier Manfred's befanden, riß den Hut vom Kopf, schleuderte ihn an den kleinen eisernen Ofen, in dem aber kein Feuer brannte, und fuhr sich wie ein Wilder durch die Haare.

»Schilt mich nur, ich lasse Alles über mich ergehen,« versetzte unser Freund, »nur halte mich weder für charakterlos noch für einen Tropf. Es ist wahr,« fuhr er fort, »Miss Angela Wardoe hat sich nicht consequent gezeigt, oder vielmehr, sie bleibt ganz, wie sie immer war – heiter, hingebend, schwärmerisch, moquant, eigensinnig. Ich kann das weder loben noch tadeln, mir selbst aber vermag ich auch keine Vorwürfe zu machen, weil ich

nicht zaghaft erscheinen will einem schönen und vielfach liebenswürdigen Mädchen gegenüber.«

»Auch ich mache Dir deshalb keine Vorwürfe,« sagte Manfred, »nur einen festen Entschluß möchte ich Dich unwiderruflich fassen sehen. Thust Du es nicht, so verdirbst Du es mit Vielen zugleich, und das kann doch unmöglich Deine Absicht sein.«

»Ich verlange von meinen Freunden, daß sie mir ein wenig vertrauen,« meinte Versmissen

»Wer thut es denn nicht?« fragte Manfred.

»Die Gebrüder Maffei sind ohne Abschied von mir gegangen. Ihr Logis fand ich verschlossen. An der Thür hing ein Zettel, worauf geschrieben stand: Verreis't!«

»Beide haben Dir ihren Entschluß schon vor acht Tagen oder länger angezeigt.«

»Wenn Angela wartet, konnten die Lucchesen auch warten. Aber das fühlt sich schon, seit ein paar Sachverständige sich um sie bemühten, und wird gleich egoistisch!«

»Du bist es nicht minder, Freund! Die abendlichen Spaziergänge sind doch gar zu schön. . . .«

»Und Du quälst mich!« rief Versmissen ärgerlich. »Es scheint überhaupt, als lebe Jeder in Rom nur, um auf irgend eine Weise gequält zu werden. Bald werden sie sich erst recht zusammen thun, um das gegenseitige Quälen ganz systematisch zu treiben.«

Manfred legte Pinsel und Palette weg und kehrte das Bild um.

»Es arbeitet sich schlecht, wenn man zerstreut ist,« sprach er. »So will ich denn feiern, um Dir zuzuhören. . . . Du hast ja schon einen netten Weg gemacht und mußt also einen Eindruck mitbringen von der Physiognomie, welche heute die Straßen der ewigen Stadt und ihre bunte Bevölkerung angenommen haben. Wie ich über das gegenwärtige Regiment hier denke, ist Dir bekannt. Ich werde so leicht meine Meinung nicht ändern, aber ich habe mir auch vorgenommen auszuharren, so lange es irgend möglich ist. Das macht mich ruhig und läßt mich weder hoffen noch fürchten.«

»Mich ekelt diese Wirthschaft hier an,« entgegnete Versmissen, »und darum wünsche ich einen Ortswechsel. Kein Tag vergeht, an dem ich nicht des klaren Grevenhusen und seiner Warnung gedenke. Und doch mag ich ihm nicht gestehen, daß ich so furchtbar getäuscht worden bin!«

»Ist es schon sehr belebt?« unterbrach Manfred den Klagenden. »Wir haben beinahe zehn Uhr Vormittags, und Punkt zwölf Uhr will der Minister die Kammern eröffnen.«

»Ich glaube noch nicht daran.«

»An die Eröffnung?«

»Diese wird wohl stattfinden, aber man wird sie dem Präsidenten überlassen.«

»Wozu diese Abänderung? Alle Zeitungen sprechen ja schon von der meisterhaften Rede des Grafen, der man

die Wunderkraft beilege, alle Parteien mit einem Schläge zu versöhnen und dem Volke das lang ersehnte Glück damit zu überreichen.«

»Der Graf soll gewarnt sein,« sprach Versmissen ernst. »Man erzählt sich's auf allen Straßen und die Stimmung in der Menge scheint mir allerdings der Art zu sein, daß sich eine wohlwollende Warnung rechtfertigen ließe.«

»Grundlose Gerüchte! Gegen den Grafen erhebt sich keine Hand.«

»Man nennt die Namen derer, die ihn gewarnt haben sollen.«

»Du hast es gehört?«

»Mit eigenen Ohren.«

Manfred stand auf und warf seinen Malerkittel ab.

»Mir fehlt es an Arbeitsstimmung,« sagte er, »Du bist verdrießlich, unentschlossen. Wir wollen es einmal machen wie die Andern und uns dem großen Troß der Narren anschließen, die weder wissen, was sie wollen noch was sie sollen. Wir schieben nicht, wir lassen uns schieben, und damit wir nicht zu sehr in's Gedränge kommen, wenn es etwa Tumult geben sollte, wollen wir als besonnene, ruhige und unparteiische Deutsche die Reihen der Codini vermehren helfen, d. h. uns vorsichtig immer hinten halten, also den Schwanz bilden.«

»Du wirst zeitig genug umkehren,« versetzte unser Freund. »Es wimmelt in den Straßen von Gesichtern, die den Beherztesten erschrecken müssen. An der Porta del Popolo lärmen zurückgekehrte Freischaarenhaufen, die bis an die Zähne bewaffnet sind und ihre Dolchmesser in

der Sonne funkeln lassen! Sie werden sich's nicht nehmen lassen, eine Gasse zu bilden, welche die Abgeordneten passiren müssen, um in den Hof der Cancellaria zu gelangen. Der *circolo popolare* ist gleichfalls von Menschen umlagert. Dort sprechen Ciceruacchio und seine Gesinnungsgenossen. ... Meinst Du, diese Demonstrationen geschähen nur zum Scherz? Ich würde den Grafen weise, staatsklug nennen, wenn er den Muth besäße, nicht muthig scheinen zu wollen.«

»Und Salvatore Morazzi?« fragte Manfred. »Läßt dieser Zauberer sich nicht sehen? Du findest ja auch, daß er Papst sein könnte und als solcher es wahrscheinlich kräftiger angriffe, als der weichmüthige, zaghaft gewordene Pius.«

»Es heißt, Morazzi sei auf dem Quirinal,« versetzte Ludwig Versmissen. »Der heilige Vater soll ihn auf dringendes Bitten seiner Rätthe zu einer Audienz haben einladen lassen, um sich mit ihm über die Mittel zu besprechen, die zu ergreifen sein dürften, wenn die Versöhnungsrede des Grafen den beabsichtigten Erfolg doch nicht haben sollte. Unter den Rednern sah man Salvatore Morazzi schon gestern nicht mehr. Es ist demnach wahrscheinlich, daß die Parteien noch in der elften Stunde ein Abkommem wenn auch blos provisorisch, zu treffen sich bemühen, um eine Explosion zu verhindern.«

Die Freunde traten auf die Straße. Hier war es verhältnißmäßig still, da sich alles Volk entweder auf der großen Piazza del Popolo versammelte oder schon in den

zur Cancellaria führenden Straßen Platz genommen hatte. Als beide junge Männer die spanische Treppe hinabstiegen, deutete Manfred auf eine nur auf wenigen Personen bestehende Gruppe auf den untersten Stufen derselben.

»Siehst Du das Weib dort?« sagte er. »Neben ihm hockt ein zerlumpter Junge, der seine Beinkleider aus Ziegenfell mit dem Anstande eines Königs trägt. Ich sah ihn letzthin vor mehreren Trattorien, wie er die Flöte blies, so oft Herren aus- und eingingen. Er nahm manchen halben und ganzen Bajocco ein; denn wenn er dankend sein ›grazie, Signore‹ sprach, ward Jedem das Herz weich von dem bloßen Hören des weichen, schönen Tones, und blickte man ihm gar in die großen, glänzend schwarzen, dabei kindlich frommen Augen, so mußte man den Bengel lieb gewinnen. Schade, daß die Engländer fast alle ausgewandert sind, es fände sich sonst wohl Einer, der sich des lieblichen Betteljungen annähme, ihm eine halbe Million schenkte und etwas Ordentliches aus ihm machte.«

»Ist das Weib mit den braunen, verhärmtten Zügen, die das nationale Kopftuch so malerisch halb beschattet, seine Mutter?« fragte Versmissen.

»Halb und halb glaub' ich es, und dann zweifle ich wieder daran,« entgegnete Manfred. »Der Graubart, der jetzt weiter oben am Treppengeländer lehnt und sich wie der unternehmendste Räuber aufgeputzt hat, müßte dann auch zu ihnen gehören, und das kommt mir nicht recht wahrscheinlich vor. Eher glaube ich, alle Drei haben sich

zufällig getroffen und sind unter einander einig geworden, gemeinschaftlich zusammen auf Gelderwerb auszugehen. Der Alte müßte als Banditenchef in pittoresker Gebirgsumgebung eine vortreffliche Figur abgeben; die Frau kann jede Stunde Modell als Sibylle stehen, und der köstliche Junge läßt sich auf verschiedene Weise verwenden. Geht hier in den nächsten Tagen nicht Alles d'rüber und d'runter, so spreche ich unbedingt mit der Frau. Ich brauche für eine Composition, die ich im Kopfe trage, gerade ein Weib, wie diese malerische Sibylle.«

Die Frau saß mit verschränkten Armen, den Kopf auf die Brust gesenkt, auf der Treppe. Das Unglück oder die stille Verzweiflung hätte sich ungefähr im Bilde so darstellen lassen. Sie schien für nichts Sinn zu haben, sah stier vor sich hin und war offenbar nur mit sich selbst beschäftigt, wenn sie nicht etwa die Absicht hatte, das Mitleid Vorübergehender durch ihre eigenthümliche Haltung erregen zu wollen, was freilich in Anbetracht der Umstände nicht gerade sehr wahrscheinlich gewesen wäre.

»Wenn sie Dir sitzt, so bitt' ich, laß mich es wissen,« sprach Versmissen im Vorübergehen.

»Das wird schwer genug sein,« meinte Manfred heiter, »denn wenn Du morgen oder übermorgen Deiner Dulcinea das Geleit nach dem Süden gibst, wird Dich diese interessante Schönheit schon so zu fesseln wissen, daß Du nicht mehr an eine Unbekannte zurück denkst, die sich ihr Brod mit Modellstehen verdient.«

»Wer weiß, was geschieht,« versetzte unser Freund und schritt an Manfred's Seite die Babuino hinunter, um vorerst zu sehen, wie es in der Nähe der Porta del Popolo aussehe. Sie hielten sich jedoch nicht lange in dem offenbar sehr erhitzten Volksgewühl auf, das nach verschiedenen Seiten hin von jetzt nicht mehr sichtbaren Führern aufgeregt worden sein mochte. Eine Menge Bewaffneter, theils päpstliche Carabinieri, theils Mitglieder der römischen Bürgergarde, theils Freischärler mit grimmigen Zügen, hatte sich dem Volke beigemischt, das häufig unarticulirte grelle Töne ausstieß, die an das Geheul hungriger Schakals erinnerten und die Maler bald aus der Mitte dieser Unheimlichen verscheuchten.

Versmissen wollte nach dem Corso einbiegen.

»Nicht dahin, Freund,« sprach Manfred. »In der Gegend des Säulenplatzes ist sicherlich gar nicht mehr durchzukommen. Auf der Ripetta werden wir weniger belästigt sein.«

Ludwig war mit dem Vorschlage des Freundes zufrieden. Der eingeschlagene Weg zeigte sich auch wirklich freier. Erst als sie an den Hafen kamen, den man hier an der Tiber angelegt hat, gewahrten die Maler an dem dumpfen, immer lauter werdenden Brausen, daß sie sich dem Mittelpunkte einer großen aufgeregten Volksversammlung näherten.

»Auf der Piazza di Navona können wir neuerdings Ernst schöpfen,« tröstete Manfred den immer verstörter drein schauenden Versmissen, als sie auch die Piazza

di Agostino von drängenden Menschenmassen dicht erfüllt fanden. Bald waren sie von den Ankommenden umringt, gleichsam gefangen und mußten sich willenlos in ihr Schicksal ergeben. Indeß gelang es ihnen doch, beisammen zu bleiben.

»Wir haben eine Thorheit begangen,« raunte Versmissen dem Freunde leise zu.

»Dafür werden wir etwas erleben,« versetzte dieser, »vielleicht auch bringen wir Eindrücke mit nach Hause, die uns später um ein Vermögen nicht feil sind.«

Die Piazza di Ravona, einer der größten Plätze Rom's, gewährte doch so viel Raum, daß die Tausende, welche hier weilten, ohne sich des Zweckes, der sie hergeführt hatte, klar bewußt zu sein, sich doch frei bewegen konnten. Von da aus weiter nach der allerdings nahen Cancelleria vorzudringen, deren hochragendes Dach mit italienischen Tricoloren geschmückt war, die bald leicht im Winde flatterten, bald wie trauernd regungslos um den Flaggenstock sich legten, war nur solchen möglich, die sich nicht scheuten, Gewalt zu brauchen. Kopf an Kopf gedrängt stand das unruhige, laut sprechende Volk in den engen, angrenzenden Straßen. Da und dort sah man Stangen mit Inschriften, die nur beunruhigen konnten. Jene verlangte ein einiges Italien, eine andere ließ die römische Constitution nebst dem heiligen Vater leben. Aus mehreren lasen die Freunde schaudernd die Worte: »Nieder mit dem Papst und den Priestern! Es lebe

die Republik und Salvatore Morazzi!« Dazwischen dröhnte das pfeifende, schauerlich in der Lust verhallende Geheul der entsetzlichen Lebehochrufe, welche der erhitzte Pöbel Ciceruacchio und andern hochgepriesenen Helden des Tages in kurzen Pausen brachte. Fiel ein Sonnenstrahl durch das trübe Gewölk des Novemberhimmels auf die unübersehbare, bunt zusammengewürfelte Menge, so funkelten überall blanke Waffen, und nicht selten zuckten Dolche in nervigen Fäusten. Eine lange bange halbe Stunde standen die Freunde eingekellt in dieser Menge, nur durch Blicke zu einander sprechend. Die zwölfte Stunde war vorüber, und der Lärm, das Schreien und Pfeifen schien etwas schwächer werden zu wollen. Da plötzlich machte sich eine stärkere Bewegung wieder bemerkbar. Evviva's, die von der Cancellaria herüberschallten, fanden ein Echo in der Masse. Aus den Fenstern wehten Tücher, von schönen Händen entfaltet; man schwenkte die Hüte, man schrie, ohne zu wissen was, noch zu welchem Zwecke. Nur vermuthen ließ sich, daß diese Bewillkommungsgrüße auch fern Stehender einzelnen Deputirten galten, die in der Gunst des Volkes hoch angeschrieben standen.

Nach einer geraumen Weile trat eben so schnell eine Ruhe ein, die alle Pulse stocken machte. Es war, als wandle unsichtbar das Fatum vorüber und übe seinen bewältigenden Druck auf jeden Einzelnen aus. Diese schauerliche Stille dauerte nur wenige Minuten. Dann durchzitterte ein Aufschrei die Luft, der hundert Gesichter entfärbte. Darauf abermals bange, gespenstische, bleierne

Ruhe. . . . Nur dumpfes Gemurr, Geheul, schrilles Pfeier erhitzter Stimmen, Getümmel, Waffengeklirr, Aufjauchen, das nicht aus menschlichen Kehlen zu kommen schien!« Endlich ein Rückprall der Masse, der alsbald in regellose Flucht Aller ausartete. . . .

Was konnte geschehen sein? Das war die Frage, die sich in diesem nicht zu beschreibenden Momente wohl Jedem aufdrängte. Auch unsere Freunde warfen sie gegenseitig in ihren Blicken auf, während die zurückstürzende Menschenwoge über sie fortbrauste, sie mit sich riß, sie trennte. . . .

Nun rief es von allen Seiten, aus der Luft, von den Dächern: »Mord! Rache! . . . Es lebe die Freiheit! . . . Tod den Priestern! . . .«

In athemlosem Vorüberjagen an den Häusern vernahm der entsetzte Versmissen, wie Frauen und Mädchen mit glühenden Augen, mit verzerrten Gesichtern, blinkende Dolche in den Händen, in unnatürlichen dämonischen Kehltönen diese gräßlichen Rufe wiederholten. . . .

Die halbe Bevölkerung schien von plötzlichem Wahnsinn befallen worden zu sein, der wie eine furchtbare geistige Epidemie sich Allen mittheilte. . . .

Eine Zeitlang glaubte Versmissen, er werde in diesem gräßlichen Tumult, dessen Veranlassung er noch immer nicht kannte, zertreten oder zerrissen werden. Denn daß dies aus Vielen Tausenden bestehende Heer Rasender Blut, Menschenblut sehen müsse, leuchtete ihm ein. Er hatte oft schon Römer niedern Standes im Zorne beobachtet, er war sogar Zeuge von gewalthätigen Auftritten

gewesen, bei welchen das stets in Bereitschaft gehaltene Stilet eine Rolle spielte: gegen dies gegenstandslose Wüthen eines zu tigerartiger Wildheit sich selbst aufreizenden Volkes aber zerrann alles früher Gesehene in farblos kalte Nebel.

Bald gestoßen, bald zu eiligem Laufe gezwungen, bald wieder eine kurze Strecke von der zusammengeknäulten Menge getragen, gelangte Ludwig Versmissen auf den Corso. Der Menschenstrom, der ihn mit sich fortgerissen hatte, begegnete hier einem noch stärkeren zweiten, und beide feierten diese Begegnung mit neuem dämonischen Geheul.

Jetzt endlich gewann der bestürzte Maler Einblick in die Verhältnisse.

Von einer Menge italienischer Fahnen umgeben, trug man einen langen, blutigen Dolch. Ein Priester ging neben an und segnete das Mordinstrument. Die Masse jauchzte, applaudirte, ließ den Mord leben, verlangte den Mörder des volksfeindlichen Grafen, der von feilen Banditen im Hofe der Cancellaria niedergestoßen worden war, mit Lorbeer bekränzt, durch die Straßen Rom's getragen zu sehen. ...

»Zum Quirinal! ... Pius soll den Freund des Vaterlandes, den Helden der Freiheit segnen! ... Tod den Cardinälen! ... Tod allen römischen Fürsten! ... Es lebe die Unabhängigkeit, die Freiheit des einigen, glücklichen Italiens! ...«

Zur Seite gedrängt von der wahnsinnigen Menge, stürzte Versmissen zu Boden und verwundete sich an der

scharfen Kante einer Marmorstufe die Stirn, daß er blutete. Achtlos ras'te die Menge an ihm vorüber, ohne daß er eine weitere Beschädigung erlitt.

Als er sich wieder aufzurichten vermochte, sah er, daß er auf den Stufen einer Kirche gestrauchelt war. Er stieg eiligst vollends hinauf und näherte sich dem Eingange, den die schwere Portière verdeckte. Hier war er augenblicklich am Sichersten, denn diese jauchzenden Tausende bewunderten und lebten nur für die zügellose Freiheit und wähten durch einen einzigen wohl gezielten Dolchstoß am Ziel all' ihrer Wünsche angelangt zu sein.

Nachdem der Volksschwarm vorübergezogen war und unser Freund sich wieder entfernen wollte, bewegte sich die Portière und das bleiche Gesicht eines Jesuiten ward sichtbar, dessen kalte Augen fragend auf den deutschen Maler fielen.

Ludwig Versmissen erkannte den Pater Eustachius.

»Sie bluten,« sagte der Geistliche, unserm Freunde die Hand entgegenstreckend. »Zum zweiten Male schon macht uns ein Zufall zu Leidensgefährten. Sollte uns ein drittes Mal äußerliche Bedrängniß wieder zusammen führen, dann werden wir Beide einen Wink der Vorsehung darin erblicken müssen, der bestimmt ist, uns einig und zu Freunden zu machen.«

Eustachius nickte Versmissen lächelnd zu und entfernte sich nach einem schmalen, nach der Rückseite der Kirche führenden Gäßchen.

Ludwig schüttelte sich, als wolle er ein Reptil, das an ihm haften geblieben war, entfernen, und schlug einen

andern Weg ein, auf dem er unangefochten seine Wohnung in der Via Sistina zu erreichen hoffte. Aus der Ferne scholl noch immer das Freudengejauchz und Wuthgeheul des unzurechnungsfähigen Volkes.

FÜNFTES KAPITEL. GEISTIG GESCHIEDEN.

Während dies Entsetzliche geschah, waren im Hause der Marchesa von Castelvaccio mehrere Männer versammelt, die einen letzten Versuch zu machen beschlossen hatten, die gefährlichsten Führer der sogenannten nationalen Partei zu einem Compromiß zu bewegen. Stundenlang schon hatte man disputirt, ohne sich einigen zu können, und selbst die an Selbstbeherrschung, an Berbergen ihrer innersten Gedanken gewöhnten Priester wurden bisweilen heftig, und bedienten sich scharfer, ja harter Ausdrücke.

Die Marquise, welche diesen Gesprächen oder Unterhandlungen schweigend beiwohnte, schlug vor, als sie gewährte, daß auf dem bisher verfolgten Wege nicht die geringste Verständigung zu erzielen sei: man solle seine Zuflucht gleichsam zu einem Gottesgericht nehmen und die weitere Unterhandlung nur Zweien übertragen. Was diese Zwei, durch's Loos zu Erwählende unter sich abmachen würden, solle für beide Parteien bindend sein. Dieser Vorschlag fand Beifall und das Loos traf die Brüder Morazzi.

Beide einander äußerlich eben so unähnlichen Männer, wie sie es ihren Gesinnungen nach waren, saßen sich jetzt in einem kleinen Zimmer gegenüber. Von Größe

gleich, würde man sie nach ihrer Gesichtsbildung kaum für Verwandte gehalten haben. Der uns schon bekannte Giovanni, der sich auch Salvatore, Wardowsky und O'Flaherty nannte, war schlank, von dunkelm Teint und schwarzem Haar. Seine Mutter stammte von einer altirischen Familie ab, die mit einem polnischen Geschlecht entfernt verwandt war, und in sofern ließen sich bis zu einem gewissen Grade die verschiedenen Namen des schlangenglatten Emissärs des Clerus rechtfertigen. Sein Stiefbruder Salvatore war etwa zehn Jahre jünger, nicht ganz so groß wie Giovanni, glich mehr einem Nordeuropäer, und hatte etwas gelockte, dunkelbraune Haare. Im Gespräch zeigte er sich lebhafter als Giovanni, der seine Gefühle eben so meisterhaft zu verbergen verstand, als er mit seinen Meinungen zurückhielt.

»Betrachten wir uns Beide als von Gott erwählte Repräsentanten unserer so bevorzugten Nation,« sprach Giovanni Morazzi. »Uns ist die große heilige Aufgabe geworden, dieses Volk, das so lange nicht glücklich war, weil es sich in seinem heißen Drange, die Wahrheit zu erkennen, immer von Neuem zu Thorheiten fortreißen ließ, endlich auf den rechten Weg zu leiten. Daß wir es wollen, wer kann daran zweifeln? Laß uns also die Punkte feststellen, welche die Grundpfeiler des Glückes bilden sollen, das wir unsern geliebten Brüdern so gern darbringen möchten.«

»Du kennst mein Ziel und die Wünsche dieses Volkes,« sagte Salvatore Morazzi. »Ich habe dafür gesprochen, als ich noch fürchten mußte, von der heiligen Inquisition für

meine Kühnheit bestraft zu werden. Die Censuren, mit denen sie mich belegte, konnten mich eben so wenig bekehren, als furchtsam machen. Ich blieb mir immer treu und handelte nie gegen meine Ueberzeugung. Kannst Du dasselbe von Dir behaupten?«

»Ich kann es,« erwiderte Giovanni.

»Aber Du mißbrauchtest meinen Namen,« fuhr Salvatore lebhafter fort. »Du gabst vor, Du seist jener von der Kirche verfolgte Mann, der im eigenen Vaterlande keine bleibende Stätte mehr habe! Du stelltest Dich, als wollest Du der Kirche entsagen, für deren Erhaltung und Befestigung Du den Märtyrertod zu leiden. Du warst ich selbst, während Du im Dienst meiner Gegner, der Gegner Deiner verkannten, geknechteten von tausend und abertausend Heuchlern verrathenen Nation standest?«

»Wie kannst Du diese Anschuldigungen, denen gegenüber ich, wie Du siehst, ganz ruhig bleibe, beweisen?«

»Ich hoffe den Beweis zu liefern am Tage unseres Sieges. . . . Denke an Montalto! Noch lebt ein Mann dieses Namens!«

Auf Giovanni Morazzi's marmornen Zügen war keine Bewegung sichtbar.

»Wenn Du Recht hast, so bist Du besser unterrichtet als ich,« versetzte er. »Diese Behauptung haben Mehrere aufgestellt, Keiner aber hat sie durchführen können. Schloß Montalto ist Eigenthum der Kirche, und den Mann, von dem Du sprichst, hat seit sehr sehr langen Jahren Niemand mehr gesehen. . . . Doch entschuldige, daß ich von

diesem Gegenstande abbreche und auf das wichtige Thema wieder zurückkomme, das uns zusammenführt. Hier nun rufe ich Dir zu: Bedenke das Ende!«

»Es ist bedacht und ich hoffe, schon steht es uns nahe bevor.«

Giovanni lächelte, während ein heimtückisches Funkeln in seinen schillernden Augen kaum sekundenlang zitterte.

»Du meinst,« fuhr er fort, »es werde Dir und Deinen vielen Freunden, die so zahlreich sein mögen, wie der Sand am Meere, gelingen, die Kirche Petri zu stürzen. . . .«

»Erlaube, daß ich Dich unterbreche,« fiel Salvatore dem Halbbruder in's Wort. »Wir Nationalen führen nicht Krieg mit der Kirche Petri. Wir bekennen uns aus vollem Herzen, mit ganzer Ueberzeugung zu ihr, und wir wünschen, daß sie groß und mächtig und so allsegnend werde, wie der Himmel, welcher den ganzen Erdball umspannt! Die Kirche, gegen die wir uns auflehnen, die wir stürzen, ja vernichten wollen, ist ein künstlicher Bau, den klügelnde Menschen aufgeführt und an die Stelle der Kirche Petri gesetzt haben, um die Erde und alle Völker der Erde sich dienstbar zu machen!«

Giovanni senkte das Haupt, als scheue er sich, dem Mann, dessen Mund so ketzerische Worte sprach, frei in's glühende Auge zu schauen.

»Es ist ein thörichtes Unternehmen, dem Du Dritte beneidenswerthen Gaben in beklagenswerther Selbstverblendung opferst,« sprach er mit bewegter, fast traurig klagender Stimme. »Gelingen kann es nicht, denn es widerstreitet der höheren Weltordnung. . . . Wogegen kämpfst Du mit all' Deinen Reden, Deinem zweiseitigen Hohn, mit Deinen unzähligen jubelnden Schildknappen? Gegen eine *Form*, die deshalb bestehen *muß*, weil die Welt ihrer nicht entrathen kann. Brich die Form und zurück kehrt der Wahn, der Zweifel, die Verzweiflung! Aus ihnen gebiert sich die Unordnung, die Verwilderung, der Zersetzungsproceß der moralischen Weltordnung, welche die Kirche Petri erst geschaffen hat, die zu erhalten ihr hoher, heiliger Beruf ist. Dein und Deiner Freunde Trachten würde, könnte es je gelingen, einen Weltbrand entzünde, als dessen gereinigte Schlacke das pure, kalte Nichts zurückblieb. Aber es kann nicht gelingen, denn Gott lebt, der diesen herrlichen Bau entstehen ließ, und Gott wird ihn schützen, wenn auch die wild lodernden Fackeln der Verblendung den Vatican, in welchem die Werkmeister lebten, dachten, schufen, in einen Schutthaufen verwandeln sollten! . . . «

»Den Vatican!« rief Salvatore, indem unwillkürlich sein Arm sich hob und seine Hand drohend sich ballte. »Du sprichst es aus das Wort, vor dem uns, die wir den wahren Fortschritt der Menschheit wollen, ein Grauen erfaßt! Ja, ich gebe Dir Recht in Allem, was Du sagst, dem Wortlaute nach, aber ich lege Deinen Worten einen andern Sinn bei. Der Wahn, der Zweifel, die Verzweiflung

sind es, welche der Vatican geboren und als Furien in die Welt entsendet hat, um diese in Angst und Verwirrung zu setzen. Und als ihm dies gelungen war, da schuf er jene Form, die Ihr bewundert, die Euch mehr ist, als der schöpferische Geist der freien, denkenden Menschheit. Aber als Ihr sie vollendet hattet, da war diese Form eine Zwangsjacke geworden, in der alles selbstständige Leben, Alles, was geistig unabhängig sich bewegte, unerbittlich eingeschnürt und zur willenlosen Maschine abgetödtet wurde! . . . Es ist so. Du selbst weißt es, denn Du hast oft genug mit geholfen bei Abrichtung widerspänstiger Geister. Diese Form wollt Ihr nicht zerschlagen lassen, weil Ihr die Macht der Freiheit, die aus der gebrochenen Form ihr Haupt stolz erheben muß, fürchtet. . . . So bleibt denn uns Freien im Geist, die wir den Muth besessen, den Kampf gegen Euch und gegen die Verführungskünste der Töchter des Vatican zu beginnen, nichts übrig, als offene Gewalt! Ein gemeinsamer Sturm auf die feste Burg, die Ihr vertheidigt, muß und wird diese eines Tages überwältigen; denn die Sturmcolonnen des freien Geistes aller Völker müssen zuletzt doch siegen über die kraftlosen Söldnerheere, die Ihr durch Eure künstlich zusammengefügtten Maschinen als Kämpfer uns entgegenstellen könnt!«

»Du mußt Deiner Sache sehr gewiß sein, da Du so züversichtlich sprichst,« erwiderte Giovanni Morazzi. »Wie aber, wenn Du Dich irrtest?«

»Ich kann mich nicht irren!«

»Und ich fürchte, Dich verblendet jener geistige Hochmuth, den zu vernichten eben die Form erfunden ward, welche Du so sehr verachtetest. Die Selbstverblendung aber ist immer der erste Schritt zu tiefem Fall.«

»Ich war offen,« sagte Salvatore, »ich habe ohne jeden Hintergedanken das Ziel genannt, dem wir nachstreben. . . . Noch ist es Zeit! Ich reiche Dir die Hand über die Kluft, die zwischen uns gähnt. Schließe Dich unserm Beginnen an; gib einen Widerstand auf, der nur Unheil anrichten und Ströme unschuldigen Blutes über die nur schon zu reich mit Bruderblut gedüngte Welt ausgießen muß! . . . *Ecclesia non sitit sanguinem!* . . . Hörst Du, Bruder? . . . Diese Worte klingen so mild, so friedliebend, wie die Psalmen, die Eure Priester anstimmen lassen von unsichtbaren Chören, wenn Ihr die Geister zu bethören, die Herzen mit neuen Banden zu umstricken beabsichtigt! . . . Das *Wort* verkündigt aller Welt den Frieden, aber die *Kirche* hat das Wort noch nie erfüllt, wie sie denen, die ihr vertrauen, nie, nie, nie den Himmel öffnen wird, zu dessen verschlossenen Pforten sie ganz allein den Schlüssel zu haben behauptet!«

Giovanni Morazzi ließ die Hand des Bruders unberührt. Sein vibrirendes, bald schwarz, bald bläulich grau schimmerndes Auge ruhte kalt und entschlossen auf dem begeisterten Antlitz Salvatore's.

»Hier endigt mein Auftrag,« sprach er langsam. »Zwischen uns liegt ein Abgrund und eine Klippe, von denen sich jener mit Worten weder füllen noch diese beseitigen läßt. Mir bleibt nur noch übrig, Dich zu warnen. . . .

Du glaubst an Sieg und der Untergang ist Dir gewiß! ... Kehre um! ... Die Kirche Petri vergibt jedem Reuigen. ... Besitzt der Vatican, der Dir so entsetzliches Grauen erregt, Fesseln und Strafen für Unwürdige, Abtrünnige, geistig Widerspänstige, so hat er für freiwillig Büßende auch Belohnungen. Wähle! Dann wollen wir scheiden ohne Zorn, ohne Feindschaft.«

»Ich habe gewählt,« sagte Salvatore Morazzi.

»Und ich brauche nicht zu wählen,« versetzte Giovanni.

»Es wird Dich gereuen!«

»Ich will für Dich beten.«

»In wenigen Stunden erheben sich die Unsern, um das Gesetz zu proclamiren, das *uns* ferner zur Norm dienen soll!«

»Wir fürchten Euer Gesetz nicht,« erwiderte Giovanni.

»Eine Zeit lang – nun ja – da schwebte die Welt auf einer Nadelspitze. Es war ein großer, ein furchtbarer Moment. Aber besiegt von der Klugheit der Kirche, ging er glücklich vorüber. ... Er wird und kann nicht wiederkehren, denn der, welcher ihn schuf, hat sich gedemüthigt vor dem Geist der Kirche, diese hat ihn erleuchtet, und ganz und für immer gehört ihr der erleuchtete Reuige bis an's Ende der Tage.«

Im Nebenzimmer, wo die übrigen Versammelten die Beendigung des Zwiegespräches abwarteten, ward es jetzt unruhig. Die beiden Halbbrüder vernahmen die halblauten Stimmen Monsignore Vestucci's und Pater Radom's. Auf der Straße ward es ebenfalls lebendig.

»Wir trennen uns wahrscheinlich für immer,« sagte Salvatore. »Sobald ich dieses Haus verlasse, verfüge ich mich in die Versammlung meiner Freunde.«

»Ich höre sie bereits,« entgegnete sarkastisch lächelnd Giovanni. »Die Besucher des *circolo popolare* erkennt man leicht an ihrer Tracht, ihrem Benehmen und den kräftigen Stimmen, durch welche sie ihren Gefühlen unter Gottes freiem Himmel Luft machen.«

Jetzt ward die Schelle am Hause stark angezogen. Gleichzeitig ließ sich ein Klopfen an der Thür des Zimmers vernehmen, wo die Halbbrüder verweilten.

»Du willst es also?« fragte Giovanni nochmals, in seinen bittenden Klage-ton verfallend.

»Ich gehöre meinem Geist und meinem Volke!« rief Salvatore.

»Und ich Gott und der Kirche des heiligen Petrus,« erwiderte mit eiserner Ruhe Giovanni.

Es ward abermals geklopft, während eilige Schritte die Treppe heraufkamen und die Worte: »Es ist geschehn. . . . Sie haben ihn ermordet!« von den Brüdern vernommen wurden.

In den Blicken Giovanni's und Salvatore's wechselten Furcht, Angst, Entsetzen. Giovanni öffnete und trat zuerst in den Salon der Marquise. Sein Auge fiel auf die schreckenbleiche Gestalt Eustachius, der in schmutzigen, halb zerrissenen Kleidern vor ihm stand.

»Wer ist ermordet!« riefen Alle wie aus einem Munde.

»Graf Rossi!« sprach Pater Eustachius. »Das Volk ist in Aufruhr, preist den Mörder und segnet den Dolch,

der den Unglücklichen niederstieß. ... Binnen wenigen Stunden werden die Rasenden den Quirinal erstürmen. ...«

»Der Sieg ist unser!« jubelte Salvatore. »Noch wenige Hammerschläge, und in Trümmern sinkt die Form, die ihr kurzsichtigen Thoren mit heuchlerischen Gebeten, mit Intriguen und mit Blut fester denn je noch einmal zusammenkitten wolltet. ... Es lebe die Freiheit, die Unabhängigkeit der Geister und die Heroen, die sie muthvoll verkündigen!«

Er verließ die Versammelten, ohne sie noch eines Blickes zu würdigen. Giovanni Morazzi aber und Monsignore Vestucci reichten einander lächelnd die Hände, breiteten sie dann wie segnend über die andern Anwesenden aus, und Giovanni Morazzi sprach:

»Lasset uns danken und den Geist ehren, der uns geleitet hat! Es ist Alles geschehen, was geschehen mußte! In dem heutigen Jubel ersticken die leichtsinnigen Thoren das angezogene Kind, das sie an die Stelle des heiligen Vaters als künftigen Völkermessias auf den Stuhl Petri zu erheben vermeinen. – Ehre sei Gott in der Höhe!«

SECHSTES KAPITEL. DER STURM.

Manfred und Versmissen, welche der furchtbare Volkstumult getrennt hatte, fanden sich erst am andern Tage gegen Mittag durch Zufall wieder. Einen der gewöhnlichen Versammlungsorte, wo Freunde sich trafen und sprachen, nach dem Geschehenen zu besuchen, wagten nur Wenige. Ein panischer Schrecken beherrschte die

Geister, fesselte die Aengstlicheren an's Haus und trieb die Erregten in die Volksversammlungen oder auf die öffentlichen Plätze, wo aufregende Reden gehalten, die Priester verflucht, der Papst verhöhnt, mit jedem religiösen Gefühl Spott getrieben wurde. Die Nachrichten aus Deutschland waren nur geeignet, die Aufregung des Volkes noch zu vermehren. Man brachte den Kämpfern auf den Barricaden Wien's Lebehochs und vermaledeite die Soldateska und ihre Führer, welche die Hauptstadt Oesterreich's mit Sturm genommen hatten.

Ludwig Versmissen hatte den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in dumpfer Apathie zugebracht. Er konnte weder arbeiten noch denken noch einen Entschluß fassen. Im Hause war es ihm unheimlich, auf die Straße zu gehen hielt ihn die Furcht ab, er könne Zeuge neuer grauenvoller Auftritte werden. Das Geschrei, das bald nach Eintritt der Dunkelheit wieder lauter durch die Straßen hallte, sagte ihm, daß an Wiederherstellung der Ordnung noch nicht zu denken sei. Er wunderte sich zwar über die unbegreifliche Lässigkeit der Regierung, die gar nichts thun zu wollen schien, um dem Unfug, der in völlige Anarchie umzuschlagen drohte, zu steuern, und doch mußte er sich auch wieder sagen, daß die Macht schon längst nicht mehr der Regierung, sondern den Rednern und Volksführern gehöre, welche für die Blutthat gewissermaßen verantwortlich gemacht werden mußten.

Das Schicksal des Freundes ängstigte Versmissen, und da es am andern Morgen in der Umgegend seiner Wohnung ruhig blieb, ging er in das von Manfred bewohnte Haus. Der Maler war nicht daheim, aber die gesprächige Signora, bei welcher sein Freund logirte, erzählte ihm, daß er wohl, nur sehr still sei. Sie selbst schien für das Volk zu schwärmen und hatte Nicht die geringste Theilnahme mehr für den heiligen Vater, den sie nur Papa, und in nicht eben sehr ehrwürdigem Tone nannte.

Versmissen ging auf weitem Umwege nach dem Capitol. Unterwegs erfuhr er, daß die Römer mit einer Sturmpetition nach dem Quirinal ziehen und von dem Papste das, was sie wünschten, um jeden Preis, nöthigenfalls mit Gewalt ertrotzen wollten.

»Er *kann* nicht, er *darf* nicht und er *will* nicht!« murmelte unser Freund vor sich hin, jener denkwürdigen Worte sich wieder erinnernd, die er vor einigen Monaten den Papst selbst hatte sprechen hören. »Wird Pius sich zwingen lassen oder als Apostel des Glaubens sich mit dem Schwert Petri umgürten?«

Die Treppe, welche zum Capitol hinaufführt, war frei von Bettlern. Priester begegneten Versmissen auch nicht. Jedes geistliche Gewand, jedes Ordenskleid schien verschwunden zu sein, oder ihre Träger hatten es abgelegt und sich weltlich gekleidet.

Nicht ohne Herzklopfen schritt unser Freund nach dem Hause am tarpejischen Felsen. Er faßte den Glockenzug, um zu schellen, aber die Glocke läutete nicht. ... Nach

kurzem Besinnen klopfte er mehrmals an die verschlossene Thür, aber auch die blieb erfolglos. Kein Laut regte sich in dem Hause, und Ludwig Versmissen sah sich genöthigt, es mit der Ueberzeugung verlassen zu müssen, daß die Marquise in aller Stille plötzlich abgereis't sein möge.

»Ob ich Angela nie wieder sehen werde?« fragte er sich. »Sollte mich das schöne, kluge Mädchen so leicht vergessen können? ... Aber ich verdiene mein Schicksal. ... Habe ich doch Hertha ganz unverantwortlich vernachlässigt.«

Um ungestörter seinen Gedanken nachhängen zu können und einige Tropfen der Sehnsucht zu schlürfen, die sich in seinem Herzen einnistete, ging er nach dem alten Forum und wanderte auf der Via sacra dem Colosseum zu. Unter dem Triumphbogen des Titus sah er schon von Weitem einen einzelnen Mann, welcher in die Betrachtung der bereits stark verwitterten Hautrelief's vertieft war, die sich auf die Thaten des Eroberers von Jerusalem und auf die Zerstörung der heiligen Stadt beziehen. Wie er näher kam, erkannte er zu seiner großen Freude in dem Betrachtenden seinen Freund Manfred.

»Daß Du lebst, erfuhr ich von Deiner Wirthin,« sprach er, den Händedruck des sehr verstimmtten Freundes erwidern, »aber ich besorgte, Rom verlassen zu müssen, ohne Dir Lebewohl sagen zu können.«

»Du willst nun also bestimmt abreisen?« erwiderte Manfred.

»Sobald ich kann! Diese Stadt – hu, mir graus't, wenn ich an gestern zurückdenke!«

»Reisen die Andern auch, auf die Du wartetest?«

»Sie scheinen mir vorausgeeilt zu sein. Das Haus steht leer, verschlossen.«

»Geflohen!« sprach Manfred. Es werden noch Viele ihre Pässe nehmen und abreisen, denn dies neue Morgenroth der Freiheit dürfte den Meisten die Augen blenden.«

»Ein blutiges Morgenroth!« versetzte Ludwig grollend. »Es deutet auf Sturm, auf Erdbeben, auf namenloses Unglück!«

Manfred zuckte die Achseln.

»Noch stehen die Dioskuren auf dem Monte Cavallo,« sprach er. »Ich höre, das Volk wolle da hinauf heute in seinem Siegesjubel eine Wallfahrt mit militairischer Begleitung antreten und dem heiligen Vater dort seine Huldigung, auf eine andere Tonart gesetzt, darbringen. Diese Wallfahrt will ich mir doch mit ansehen. Glückt sie, so kann die gestrige Blutthat der Welt den Frieden geben und der Papst wird sie schließlich – vergessen müssen; mißglückt sie, dann bin ich neugierig, ob die Figuren der Pferdebandiger nicht aus ihrer symbolischen Rolle fallen werden. . . . Willst Du mich begleiten?«

Versmissen nahm den Arm des Freundes und kehrte mit ihm um.

Sie hatten einen weiten Weg zurückzulegen, um den Quirinal zu erreichen. Damit sie nicht etwa tumultuirenden Volkshaufen begegnen möchten, die dasselbe Ziel im Auge hatten, entfernten sie sich bis in die Gegend der

Diocletianischen Thermen. Darüber verging eine geraume Zeit. Eben wollten sie die breite, an diesen mächtigen Rainen vorüberziehende Straße betreten, als rasch hinter einander mehrere Schüsse fielen. Es folgte eine kurze schwüle Stille; darauf Musketengeknatter, Geschrei Kämpfender, endlich der volle betäubende Lärm einer sich entspinrenden Straßenschlacht.

»Der Papst scheint hartnäckig zu sein,« sagte Manfred, den zögernden Freund nach der Straße der vier Springbrunnen mit sich fortziehend, von der man in der Ferne die Zugänge zum Quirinal überblicken kann. »Oder sollten es Freudenschüsse sein, die das Volk so lustig in die Lust knallt?«

Die Freunde gingen die Straße hinaus, nach wenigen Schritten aber sahen sie sich bereits veranlaßt, Halt zu machen. Das immer furchtbarer werdende Getöse, die sich mehrenden Schüsse, das Menschengewühl, das schreiend durch einander wogte, konnten sie über die Natur des entsetzlichen Lärms nicht lange in Zweifel lassen. Dicht am Throne des Vaters aller Gläubigen, unter dem Balcon, von dem herab Pius so oft dies Volk, das jetzt wuthentbrannt nach Freiheit brüllte, gesegnet hatte, war der Kampf um Sein oder Nichtsein der Macht entbrannt, die weit über ein Jahrtausend die halbe Welt beherrscht hatte.

Es wäre Wahnsinn gewesen, sich in das Gewühl einer Metzelei zu stürzen, deren Ausgang wie Folgen Niemand berechnen konnte. Beide Freunde hingen aber so innig

an Rom, daß sie doch auch diesem Kampfe nicht gleichgiltig zusehen konnten. »Wäre es doch erst zu Ende!« Das war der Gedanke, der Beider Herzen ganz erfüllte. Wem sie in diesem Wirrwarr den Sieg wünschen sollten, ob dem Volke, das vom Blut eines Unschuldigen berauscht, in ungebändigter Wuth weiter ras'te, oder dem Papstthume, dessen zäher Widerstand die erbitterten Gegner eines verhaßten Priesterregiments zu diesem Aeüßersten getrieben hatte; darüber nachzudenken, gestattete die fieberhafte Aufregung nicht, die sich der Eingeborenen wie der Fremden gleichmäßig bemächtigte.

»Laß uns in jenen Garten dort gehen, dessen Gitterthor offen steht,« sagte Ludwig Vermissen. »Ich kenne die Oertlichkeiten. Ganz am äußersten Ende desselben befindet sich eine antike Mauer, die man neuerdings nothdürftig restaurirt und zu einem Ueberschau eingerichtet hat. Erst kürzlich habe ich von dort herab die Aussicht über die tiefer gelegenen Stattheile bewundert. Den Quirinal übersieht man ebenfalls seiner ganzen Ausdehnung nach.«

Wenige Minuten später standen die beiden Freunde in ihrem sichern Versteck. Die Sonne ging eben unter und übergieß mit blutigem Roth die zahlreichen Kuppeln und Glockenthürme der ewigen Stadt. Um den päpstlichen Palast auf dem Quirinal glühte der Abendschein wie eine Glorie, anfangs strahlend hell, dann matter, bis er wie durch Zauber plötzlich erlosch. Nun sah man die rothen Pulverblitze jedes abgefeuerten Schusses. Zwischendurch vernahmen die Freunde die Glockenstimmen, die trotz

des Schlachtgetümmels alter Gewohnheit nach die Gläubigen aufforderten, das Ade Maria zu beten. . . .

Nun ward es Nacht und der Kampf auf dem Monte Cavallo nahm eine immer grausigere Gestalt an. Einen Hagel von Kugeln schleuderte das massenhaft versammelte Volk gegen den Palast, in dessen innersten Gemächern der heilige Vater vor dem Bilde der Madonna auf den Knieen lag, die Hände gen Himmel erhob und wiederholt in die Worte ausbrach: »Gerechter Gott, hast Du denn keine Blitze mehr?«

Die Thore des Palastes, dessen Fenster von hundert Kugeln durchlöchert waren, hielten, dicht gedrängt, eine Anzahl treuer Schweizer besetzt. Sie zu brechen, wollte den Stürmenden nicht gelingen. Da schrieen die Wildesten aus der Menge:

»Fackeln! Feuer! Zündet den Palast an! Verbrennt die Verräther des Volkes!«

Bald wehten die rothen Flammen vieler Fackeln über den weiten Platz. Man schichtete Holz auf an der Hauptpforte und zündete es an. Die auflodernde Flamme warf ihren grellen Widerschein auf die rasende Menge, die ihr zujauchzte, und auf die unbeweglichen, ernsten Statuen der beiden Pferdebandiger.

»Es ist entsetzlich!« murmelte Versmissen, in tiefster Seele erschüttert, vor sich hin. »Daß man das mit erleben muß – nach solchem Freuden- und Dankesjubiläum! . . . Das ist der Anfang des Weltunterganges . . . «

»Oder des Weltbrandes, aus dem sie sich in schönerer, reinerer Gestalt, wie der Phönix aus den Flammen, erheben soll,« fügte Manfred hinzu. »Hörst Du's? ... Sie rufen Victoria! ... Der Kampf ruht ... die Flammen werden ausgelöscht ...«

»Und Pius ist der Gefangene seines undankbaren Volkes!« sprach Versmissen.

Manfred schwieg. Es ward in der That ruhiger. Man hörte nur noch Geschrei und Lärm, aber keine Schüsse mehr.

»Glaubst Du, daß es gewagt ist, jetzt noch einen Gang über den Monte Cavallo zu machen?« fragte Manfred den erschütterten Freund. »Es ist nur, um mich von dem Verhalten der Dioskuren zu überzeugen, die verschwiegene Zuschauer dieses merkwürdigen Kampfes vor der Schwelle der päpstlichen Residenz gewesen sind. Ich glaube nicht, daß uns irgend Jemand belästigt. Wenn das Volk von Rom jubelt, ist es Jedermanns Freund.«

»Ich bin's zufrieden,« sagte Versmissen. Noch einen, den *letzten* Gang durch Rom will ich machen, dann gehe ich in mein Kämmerlein, schnüre mein Bündel und schüttele den blutbefeuchteten Staub der ewigen Stadt, die, wie Grevenhusen ganz richtig bemerkte, der großartigste und grauenhafteste Punkt der ganzen Welt ist, von meinen Füßen, um ihr für immer den Rücken zu kehren. ...«

Vor dem geschwärzten Portal des Quirinalischen Palastes, dessen Thore jetzt offen standen, lagen verglimmende Kohlen, die im Winde knisterten und Funken sprühten. An die Fronte hatte man einzelne Todte gelegt, die im Kampfe gefallen waren. Sie boten eine bunte, seltsame Leichenschau dar. Neben einem riesigen Schweizer in seiner altberner Tracht, der aus vielen Wunden blutete, die ohne Zweifel von Dolchstichen herrührten, lag ein Kapuziner mit großer breiter Tonsur. Die nervige Faust des noch sehr jugendlichen Mönches hielt eins jener langen Faschinenmesser, welche die Freischaaren als Waffe führten. Wahrscheinlich hatte sich dieser priesterliche Kämpfer dem stürmenden Volke angeschlossen und war dicht vor dem Eingange zum Palast von seinem Schicksale erreicht worden.

Die Freunde schritten lautlos an den Leichen vorüber. Alle Schweizer waren verschwunden. Bewaffnete aus dem Volke bewachten den Palast. Auch der ganze große Platz, der überall Blutspuren zeigte, war von bewaffneten Gruppen besetzt, zwischen denen das Volk in Scharen unbehindert umherwanderte.

In geringer Entfernung zog ein vereinzelt liegender Leichnam viele Neugierige an. Keiner ging an dem Todten vorüber, ohne ihn zu betrachten, die Meisten aber stießen dumpfe Drohungen aus, wenn sie sich wieder entfernten.

Dieser Todte, dem eine Kugel das Herz durchbohrt hatte, war ein bekannter Prälat.

Versmissen ließ sein Auge ebenfalls einige Sekunden auf dem marmorkalten Antlitz des Gefallenen ruhen. Dann reichte er Manfred die Hand und ging weiter.

»Den Tod dieses Mannes beklage ich nicht,« sprach er. »Hat das Volk begründetes Recht, der Kirche die Anwendung schlechter Mittel vorzuwerfen, so traf dieser Vorwurf unter allen Handlungen der Hierarchie gewiß diesen doppelzüngigen, verschlagenen Mann. Ich halte es für ein Glück, daß durch seine vom Tode erfaßte Hand nichts Böses mehr gestiftet werden kann.«

Manfred betrachtete mit Aufmerksamkeit die verschiedenen Blutspuren, die von Verwundeten herrühren mußten, welche sich während des Kampfes geflüchtet haben mochten. Eine derselben lief nach der Dioskurengruppe hin, die jetzt wieder in nächtliche Schatten gehüllt war. Er behielt sie fest im Auge, während er an Ludwig's Seite jenem Meisterwerke der Sculptur sich näherte.

Das Antlitz der Stadt zugekehrt, gewährten die Freunde nahe den Statuen die Gestalt eines gut gekleideten, nicht mehr jungen Mannes, der gekrümmt am Boden saß und von Zeit zu Zeit leise stöhnte. Der Mann war offenbar von einer Kugel getroffen worden, hatte sich hinter die schützende Statue geflüchtet und vermochte sich nicht weiter zu schleppen.

Manfred entschloß sich, ihn anzureden.

»Wart Ihr beim Kampfe beteiligt?« fragte er den Unbekannten in italienischer Sprache.

Dieser verneinte, indem er schwer aufseufzend sein Bedauern darüber äußerte, daß die Kugel seinem traurigen Leben nicht rasch ein Ende gemacht habe.

»Seid Ihr schwer verletzt?« forschte Manfred weiter.

»Leider nicht,« versetzte der Verwundete. »Ich werde nur elend verschmachten müssen.«

»Das sollt Ihr nicht,« fiel Versmissen ein. »Wir wollen Euch behilflich sein. Wo wohnt Ihr?«

Der Verwundete blickte die Freunde wie verwundert über eine solche Frage an.

»Wo ich wohne?« sagte er. »Hätte ich ein sicheres Obdach, so würde ich nicht mit zerschossenem Beine hier liegen.«

»Ah, Ihr seid fremd und die Neugierde hat Euch einen bösen Streich gespielt,« sprach Manfred. »Um so mehr muß Euch geholfen werden. Könnt Ihr noch gehen, wenn wir Euch führen?«

»Ich will es versuchen. . . . Aber wie soll ich Euch danken für Eure Theilnahme? . . . Ich besitze augenblicklich nichts, werde von Feinden verfolgt, und wer weiß . . . «

»Quält Euch nicht um das Kommende,« unterbrach Versmissen den Unbekannten, indem er ihn mit Hilfe seines Freundes aufrichtete. »Wir sind Künstler, ehrliche Deutsche, und obwohl Eure Landsleute uns viel Böses nachreden, sollt Ihr doch erfahren, daß wir mindestens nicht schlechter sind als andere Leute. Die Wohnung meines Freundes ist nicht gar weit. Wir können uns Zeit nehmen. Erreichen wir sie glücklich, so wollen wir zuerst Hilfe schaffen. Das Uebrige läßt sich später besprechen.«

Ludwig fühlte seine Hand dankend gedrückt. Auf beide Freunde gestützt, konnte der Verwundete, den der Blutverlust mehr, als die erhaltene Wunde selbst schwächte, ohne zu große Schmerzen sich langsam fortbewegen. Mühsam zwar, aber doch glücklich, erreichten alle Drei die Via Felice.

»Ich rufe einen mir bekannten deutschen Arzt,« sagte Versmissen. »Seine Wohnung liegt in der Nähe. Hoffentlich werde ich ihn zu Hause treffen. Aber wen habe ich als dringender Hilfe bedürftig dem Aesculap zu nennen?

Der Fremde wandte sein Auge wieder unserm Freunde zu.

»Nu,« sprach er, »Ihr seid ja Deutsche und ein Deutscher soll mich verbinden. Von Euch darf ich nicht fürchten, meinen unversöhnlichen Feinden verrathen zu werden. . . . Geht denn, Freund, und nehmt meinen Dank für Eure Theilnahme voraus! . . . Sollte ich noch einmal bessere Tage sehen, so wird Graf Montalto der langen Reihe seiner Ahnen keine Schande machen.«

Ludwig Versmissen stand wie gelähmt vor dem Verwundeten, zu dem sich Manfred's Wirthin jetzt mit lauten Klagen gesellte. Er fand keine Worte zu neuen Fragen, aber er prägte sich das Bild des Leidenden tief ein in seine Seele, um es nie wieder verloren gehen zu lassen. Dann erst entfernte er sich, um den Arzt zu holen.

SIEBENTES KAPITEL. MONTALTO'S SCHICKSALE.

Graf Montalto lag in einem stillen Hinterzimmer, dessen Fenster nach einem Garten sich öffneten. Er ward

auf das Freundlichste gepflegt und von der gutherzigen, nur gar zu leicht erregbaren Signora häufig unterhalten. Manfred versäumte nicht, sich täglich mehrmals nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen, den er übrigens in den ersten Tagen durch längeres Verweilen nicht belästigte.

Ludwig Versmissen war noch nicht abgereis't. Gepackt hatte er, aber es ging ihm jetzt in Rom gerade wie damals bei Grevenhusen, und er gestand es sich selbst, daß er die Abreise so lange verschieben werde, bis eine zwingende äußere Veranlassung ihm die Ausführung eines längst gefaßten Entschlusses erleichtere.

Mit Manfred hatte unser Freund lange, ernste Unterredungen. Ihm theilte er jetzt mit, was ihm aus dem Vermächtniß Frontelli's über des Verstorbenen Familienverhältnisse und über dessen Stellung zum römischen Klerus noch lebhaft erinnerlich war. Außerdem zeigte er Manfred den Brief seines Veters, der so wichtige Aufschlüsse enthielt. Bisher hatte Versmissen diese Eröffnungen vor Jedermann geheim gehalten, jetzt aber glaubte er die Verpflichtung zu haben, einem zuverlässigen Freunde sein Herz zu erschließen, um dessen Meinung zu hören, ehe er einen Entschluß fasse. Manfred war nicht viel weniger bewegt, als Ludwig selbst, und erklärte sich sogleich bereit, dem Freunde in jeder Weise mit Rath und That beizustehen.

»Jetzt hast Du ein Recht, noch eine Zeit lang in Rom zu bleiben,« sprach er. »Diese unvermuthete Begegnung ändert die Verhältnisse. Um das Draußen wollen wir uns

vor der Hand nicht weiter kümmern. Die Römer haben so viel mit sich und ihren im Sturm eroberten, nur leider noch nicht in Sicherheit gebrachten Freiheiten zu thun, daß sie jeden Fremden ruhig seinen Weg werden gehen lassen. Unterrichtet muß der Graf von diesen Vorgängen werden, die einer dunkeln Vergangenheit angehören. Nur wird es uns obliegen, vorher zu ermitteln, ob wir auch wirklich den rechten Montalto vor uns haben. Dies Geschäft überlasse mir. Ich bin unparteiisch, mithin auch unbefangener, und außerdem drücke ich mich leichter und gewandter in italienischer Sprache aus, als Du Böötier.«

Versmissen war mit diesem Vorschlage sehr zufrieden. Während Manfred die auch ihn interessirende Angelegenheit taktvoll zur Sprache brachte, schrieb Ludwig mit großem Eifer Briefe an Mathias Grant, Grevenhusen, Hertha und Andere. Von all' diesen Episteln sendete er aber keine ab, da er noch immer nicht im Stande war, seinen zukünftigen Aufenthalt mit Bestimmtheit angeben zu können.

In Rom wollte er nur so lange noch verweilen, bis er sich mit dem Grafen Montalto ausgesprochen und von diesem erfahren haben würde, was er in seiner Sache zu thun beschliesse. Die Luft der ewigen Stadt behagte unserm Freunde schon lange nicht mehr, seit den neuesten Erlebnissen aber bangte ihm vor der nächsten Zukunft. Die große Menge jubelte zwar, dieser Jubel war aber nicht der erquickende, auch Andern sich mittheilende Ausdruck ungezwungener Herzensfreudigkeit, sondern

glich dem unheimlichen Lachen eines von krampfhaften Zuckungen befallenen Menschen, der eine Zeit lang nicht Herr seines Willens und seiner Gliedmaßen ist. Ludwig ging wenig aus und vermied absichtlich diejenigen Stadtgegenden, wo stets die größten Volksanhäufungen stattfanden. Ein einziges Mal nur wagte er sich bis in die Nähe des Quirinal, um zu sehen, was sich dort, auf dem denkwürdigsten Schauplatz der neurömischen Geschichte, wohl zutragen möge. Bekannte, die ihm begegneten und keine Anhänger der augenblicklich an's Ruder des Staats gelangten Partei waren, behaupteten, der heilige Vater werde wie ein Staatsgefangener bewacht. Seit der Schreckensnacht des sechszehnten Novembers habe er noch nicht den Palast, kaum das Zimmer verlassen, und gerade die Ruhigsten seien der Ansicht, man werde den unglücklichen Mann so lange gefangen halten, bis man ihm Alles, auch das Unmögliche, durch consequentes Fordern und Drehen abgetrotzt habe.

Zweimal ging unser Freund, immer auf Umwegen, nach der Wohnung der deutschen Marquise. Es wollte ihm nicht recht einleuchten, daß diese kluge und beherzte Frau beim bloßen Herannahen des Sturmes schon geflüchtet sein solle. Da jedoch die Thür ihres Hauses trotz seines wiederholten Klopfens verschlossen blieb, mußte er zuletzt ihre schleunige Abreise doch für eine vollendete Thatsache halten. Gerade jetzt hätte Ludwig gewünscht, mit der Marquise wieder verkehren zu können, weil er es nicht für möglich hielt, daß sie unabläugbaren

Thatsachen gegenüber Unkenntniß zu heucheln im Stande sein werde. Auch war es ihm fatal, in Angela Wardoe eine Kokette erblicken zu müssen, die nur momentaner Reiz auf kurze Zeit ihm nahe gebracht habe. Sein Herz sagte ihm, daß er das interessante Mädchen nicht liebe, aber er fühlte sich von ihr beleidigt, und das verdroß ihn mehr, als daß es ihm Schmerzen verursachte. Eine gewisse Leere aber empfand er doch, seit er nicht mehr Gelegenheit hatte, in die eigenthümlich glänzenden Augen der gefährlichen Zauberin zu sehen.

Abermals von einer seiner kurzen Wanderungen zurückkehrend, auf denen er gleichsam die Temperatur der Luft erprobte, fand er Manfred seiner harrend.

»Du wirst sehnsuchtsvoll erwartet,« redete dieser den Freund an. »Graf Montalto ist wirklich der Bruder jenes Frontelli, der als Seiltänzer durch einen unglücklichen Sturz seinen Tod fand und Deinem Vetter sterbend das Geheimniß seines Lebens vererbte. Ich habe den Grafen in einer Stimmung verlassen, die mich besorgt machte. Jetzt ist der Arzt bei ihm. Er wird nicht von dem Aufgeregten gehen, bis er es mit der Ueberzeugung thun kann, daß keine Gefahr vorhanden ist. Von Deinem Kommen hoffe ich viel. Er will mit Dir sprechen, sich Dir ganz offenbaren, weil er fest überzeugt ist, daß durch Dein und Deines Veters Dazwischentreten seinen unermüdlichen Feinden der Raub wenigstens verkümmert werden dürfte, den sie an ihm und seinen Geschwistern begangen haben.«

Ludwig Versmissen zauderte nicht, dem Freunde zu folgen. Unter der Thür begegnete den Malern der Arzt, dessen heitere Miene ihnen Gutes verkündigte.

»Je eher Sie mit dem Grafen von dem sprechen, was ihm das Wichtigste zu sein scheint,« sagte dieser, »desto rascher wird er genesen. Sollten Sie ihm aber Mittheilungen ergreifender Art zu machen haben, so halten Sie Maß, damit der Aufregung nicht eine zu große Anspannung folgt.«

Graf Montalto empfing die Freunde mit Herzlichkeit. Er bat Ludwig, sich nahe zu ihm zu setzen und zwar so, daß er sein offenes Auge sehen könne. Manfred nahm zu Häupten des Lagers Platz, das der Verwundete noch nicht verlassen hatte.

»Ihr Freund,« nahm er nach einer Pause, während welcher er Versmissen wohlwollend betrachtete, das Wort, »hat mich von Allem unterrichtet, und zum ersten Male darf ich sagen, daß mir ehrliche Offenheit gute Dienste zu leisten verspricht. Es war nicht meine Absicht, in Rom meinen Namen bekannt werden zu lassen. Wollte ich meine Feinde überraschen und mir kräftige Vertreter meiner guten Sache sichern, so mußte ich längere Zeit incognito hier verweilen. Aber die Begebenheiten haben mich überrascht, meine Pläne gekreuzt, und da ich bestimmt glaubte, ich würde nur wenige Tage noch leben und müsse einen Kampf aufgeben, der meine Kräfte zu früh aufgerieben hat, so hielt ich es für unnütz, länger maskirt zu bleiben.«

Der Graf, dessen Züge zwar gealtert waren und die unauslöschlichen Spuren schweren Kummers trugen, sprach lebhaft, und sein feuriges Auge deutete auf eine noch lange nicht erloschene, nur stärkerer Nahrung bedürftige Lebenskraft. Er drückte unserm Freunde wiederholt die Hand, um ihm seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Dann fuhr er fort:

»Sie kennen die Geschichte meines unglücklichen Bruders, dessen Aufenthalt ich nie ermitteln konnte, seit er in das Profeßhaus gebracht worden war, das ihn geistig vernichten oder zum willigen und gehorsamen Werkzeuge derer machen sollte, die das Unglück unseres Hauses verschuldet haben. Ich sehe es wohl ein, daß die Schicksale jedes Einzelnen der Leitung einer höheren Macht unterstellt sind, deren Walten uns oft verwirrt und sogar zu thörichtem Widerstande reizt. Wäre es anders, ich läge dann nicht hier, unfähig, mir selbst ganz allein zu helfen, und nie gewiß wäre ich Ihnen, meine Freunde, begegnet. Diese Begegnung läßt mich hoffen, ermuthigt mich zu neuem Kampfe und söhnt mich mit all' den schweren Leiden aus, die ich ohne meine Schuld ertragen mußte.«

Wieder machte Montalto eine Pause, ehe er seine Erzählung von Neuem begann.

»Die Aufzeichnungen meines beklagenswerthen Bruders enthalten die Mittheilung, ich habe mich dem Militärstande gewidmet. Diese Mittheilung war damals eine begründete. Ich hatte Lust zur militärischen Laufbahn und war, wie mein Bruder, frühzeitig ein Meister in allen ritterlichen Künsten. Nach dem Tode des Vaters trat ich,

von einem wohlwollenden österreichischen Offiziere, mit dem ich wiederholt in Belaggio am Comersee zusammentraf, aufgefordert, in die Armee des großen Kaiserreiches. Ich ward, da ich nachwies, wer ich sei, Fähndrich, und da ich mir frühzeitig eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit in der Handhabung der Stoßwaffe angeeignet hatte, so erhielt ich zugleich die Stelle eines Regimentsfechtmeisters. Dies wohlwollende Entgegenkommen war mir in doppelter Hinsicht erwünscht, da es mich schnell in allen militärischen Kreisen bekannt und beliebt machte, und mir außerdem auch Gelegenheit zu ansehnlichem Gelderwerb gab. So lange ich mit Wadomy zusammenlebte –«

»Wadomy?« fiel Versmissen dem Grafen in's Wort.

»So hieß der erwähnte Offizier, dem ich vielfach zu Dank verpflichtet bin.«

»Ein Wadomy war kurze Zeit mein Begleiter. Er sprach ungarisch-deutsch und zeichnete sich durch seine originelle Häßlichkeit aus.«

»Dann kennen Sie den wackern Mann, den ich meine,« fuhr Graf Montalto fort. »Zu meinem Bedauern ward Wadomy bald zu einem andern Regiment versetzt, während ich als Fechtlehrer in meiner Stellung verblieb. Ich lag damals in Padua, wo sich auf allen Gegenden Italiens eine Menge vornehmer und meistentheils unabhängiger junger Männer Studirens halber aufhielt. Mit diesen führten mich die Landsmannschaft, Gleichheit der Gesinnung und der Sitten häufig zusammen. Wir wurden lebhaft, Mancher der jungen Edelleute ließ sich zu

mißbilligenden Aeüßerungen über gewisse Regierungsmaßregeln fortreißen, und diese jugendliche Unbesonnenheit brachte uns in den Verdacht, wir möchten irgend einer jener vielen verbotenen politischen Gesellschaften angehören, welche von der Regierung mit schonungsloser Strenge verfolgt wurden.«

»Warnungen, die uns anonym zugingen, beachteten wir nicht, obwohl mich das Beispiel meines eigenen Vaters vorsichtiger hätte machen sollen. Aber ich war ja beliebt, ich glaubte viele Freunde und Beschützer zu haben, und weil ich mich außerdem völlig unschuldig wußte, brach ich den mir lieb gewordenen Umgang gerade mit Solchen, welche am Meisten verdächtig geworden waren, nicht ab. Diese Sorglosigkeit führte plötzlich zu einer Menge Verhaftungen, die mit der Ausweisung Fremder, mit Internirung Einheimischer endigten.«

»Als Militär wurde ich noch strenger behandelt, als mancher Andere. Es war Absicht der Regierung, mich in das Innere des Landes, in eine der festen Plätze zu schaffen, aus denen so leicht kein politischer Gefangener zu entfliehen vermag. Wirklich ward ich auch bei Nacht und Nebel mit einigen Leidensgefährten abgeführt. Wir betraten die Alpenpässe, und ich glaubte mich schon in das Unabwendbare fügen zu müssen, als ein fast wunderbares Begegniß mir Rettung brachte.«

»In einem Gebirgsdorfe, dessen Häuser weit zerstreut auf den Matten lagen, hielten wir Nachtquartier. Es gab

in diesem Alpenorte kein Hotel, nicht einmal ein gewöhnliches Wirthshaus. Unterkunft jedoch konnten genügsame Reisende in der Wohnung des begütertsten Mannes, der zugleich Ortsvorsteher und ein geborener Wälschtyroler war, erhalten.«

»Bei diesem Manne sollten auch wir übernachten. Ich mochte ihm auffallen durch die tiefe Niedergeschlagenheit, die sich meiner bemächtigt hatte, und wohl um zu erfahren, was mir zur Last gelegt werden möchte, begann er mit mir zu sprechen, während seine Tochter, ein großes, kühnes Mädchen mit sprechenden Augen, unsern militärischen Begleitern auf sein Geheiß Wein und Abendbrod auftragen mußte. Es waren gutherzige Bursche, die mich bedauerten und wiederholt ihre Unzufriedenheit über die unnöthige Strenge an den Tag gelegt hatten, mit welcher an jedem Militär arglose Aeufferungen bestraft wurden.«

»Der Wein machte die Leute munter, gesprächig, zutraulich. Bald mischte sich der mir wohlwollende Wirth des Hauses, dem ich das Schicksal meiner Familie mit wenigen Worten mitgetheilt hatte, in das Gespräch und stellte ihnen vor, daß sie ein gutes Werk thäten, wenn sie uns unbemerkt entschlüpfen ließen. Da er bemerken konnte, daß sie schwankend wurden, drang er noch lebhafter in sie, ließ neuen, noch besseren Wein auftragen, den ihnen die liebliche Tochter kredenzen mußten, und ehe noch Mitternacht herankam, befand ich mich mit meinen Gefährten bereits auf der Flucht. Diese wurde so leicht bewerkstelligt, daß unsere in's Gespräch mit

dem Wälschtyroler vertieften Wächter gar nichts ahnen konnten. Die beherzte Tochter war uns Führerin durch die Gebirgswildniß, in der sie jeden Schleichweg kannte. Um uns vor möglicher Verfolgung zu sichern, geleitete uns das wackere Mädchen über die Grenze. Noch vor Beginn der Morgendämmerung standen wir auf eidgenössischem Boden. Gerührt drückte ich dem braven Kind des Gebirges die Hand zum Abschiede. Auch sie schien bewegt zu sein. Ihr großes Auge ruhte liebevoll, andächtig auf mir, als wolle sie mir fromme Wünsche in's Herz blicken. Dann schied sie und entfernte sich mit schnellen Schritten, ohne sich noch einmal umzukehren. Ich habe den Blick meiner uneigennützigten Retterin nie wieder vergessen. Noch jetzt lebt er fort in meinem Gedächtniß. Segen aber hat er mir doch nicht gebracht.«

Die Rückerinnerung an eine bewegte Vergangenheit machte den Grafen einige Zeit schweigen. Versmissen unterbrach ihn nicht durch unzeitige Fragen, und als Montalto seiner Stimmung wieder Meister geworden war, fuhr er unaufgefordert in seiner Erzählung fort:

»Von jenem Tage an begann für mich ein ganz neuer Zeitabschnitt. Meine Schwester Angela, die von mir unterstützt ward und in Genua bei einer hoch angesehenen Familie lebte, hatte mir kurz vor meiner Verhaftung brieflich die Anzeige gemacht, daß sie Aussicht habe, ihre bisherige Stellung mit einer andern, ungleich vortheilhafteren zu vertauschen. Ich konnte aus Angela's Mittheilung errathen, daß sie bereits mit sich einig sei, obwohl sie

ausdrücklich hinzufügte, sie werde keinen Entschluß fassen, ehe sie meine Ansicht gehört habe. Der gute Wille, sie nicht lange auf Antwort warten zu lassen, war bei mir vorhanden, ihn auszuführen aber hinderte mich der mehr erwähnte Zwischenfall. Da alle meine Papiere behufs der einzuleitenden Untersuchung mit Beschlag belegt wurden, konnte ich den Brief der Schwester nicht zurückhalten. Correspondenz war nicht gestattet, und so mußte ich gezwungen diese Angelegenheit ruhen lassen. Kaum aber wußte ich mich frei, als ich mich auch Angela's und ihrer Anfrage wieder erinnerte. In die Lombardei zurückzukehren durfte ich nicht wagen. Das nächste Ziel meiner Wünsche war Genua, und dies von der Schweiz aus in nicht gar langer Zeit zu erreichen, schien mir leicht zu sein. Leider fehlte es mir an Mitteln, um schnell vorwärts zu kommen. Auch fürchtete ich noch immer, irgendwo einem Verfolger in die Hände zu fallen. Um mir nun die nöthigsten Mittel zur Erhaltung des Lebens zu verschaffen, kaufte ich für den Rest meiner unbedeutenden Baarschaft allerhand Gegenstände, die beim Landvolke beliebt sind, legte einfache Kleidung an und nannte mich wieder Frontelli.«

»Unter diesem Namen traf ich etwa vier Wochen nach meiner glücklichere Flucht in Genua ein. Hier mußte ich eine abermalige Metamorphose mit mir vornehmen, da ich mich in die Familie einführen wollte, in deren Mitte meine Schwester so zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte. Zuerst aber schrieb ich an Angela und machte

ihr Anzeige von meiner persönlichen Ankunft. Nach wenigen Stunden schon erhielt ich mein Billet mit der Bemerkung zurück, Angela sei schon vor zwei Monaten in Begleitung des Baron Maria von Radom nach dem Neapolitanischen abgereis't, um als Gesellschaftsdame bei der Marchese von Castelcaccio einen ihren Talenten und ihrer Geburt entsprechenden Wirkungskreis zu finden.«

»Kannten Sie die Marchesa?« erlaubte sich hier Versmissen einzuwerfen.

»Angela hatte in ihrem Briefe nur Gutes von ihr gesagt,« erwiderte Montalto, »und was ich nachträglich erfuhr, konnte mich nicht beunruhigen. Die Marchesa, hieß es, sei nach Sorrent gereis't, wo sie längere Zeit zu verweilen gedenke. Näheres über die Verhältnisse der hochgeehrten Dame könne mir Pater Radom in Rom mittheilen, an den ich mich vertrauensvoll wenden dürfe.«

»Sie reis'ten nach Rom? Sie sprachen mit dem Pater, und er leitete Sie auf falsche Spuren?« fragte unser Freund.

»Ich war frei, Herr meiner Zeit und meines Willens,« fuhr Graf Montalto fort. »Was sollte mich abhalten, nach Rom zu gehen, wo ich Fürsprecher, jedenfalls Freunde, wahrscheinlich auch Unterstützung finden konnte? Mein Bruder stand ja im Dienst der Kirche und ich nahm an, es werde ihm, wie so manchem Montalto vor uns, gelingen, sich dem Klerus wieder angenehm, vielleicht sogar unentbehrlich zu machen. Bei den geistigen Gaben und der großen Energie meines Bruders konnte ihm, hatte er

erst sein Herz besiegt, eine Stellung von Bedeutung im Kirchenstaate nicht fehlen.«

»Voll Hoffnungen, Sehnsucht im Herzen und tausend geheime Wünsche hegend, hielt ich meinen Einzug in die ewige Stadt. Er war nicht glänzend, wie er einem Sprößlinge des berühmten Geschlechtes Montalto eigentlich zugekommen wäre. Aber ich lebte von dem Glanz der Gedanken, denen ich mich überließ. . . .«

»Der Pater Radom war bald gefunden. Ich nannte mich ihm, ich erzählte, was mich nach Rom führte. Ich fragte, ob er wisse, wie es meinem Bruder ergehe, wo ich die Marchesa von Castalcaccio und meine Schwester finden könne.«

»Pater Radom hörte mit ungetheilte Aufmerksamkeit zu, warf ab und an eine kurze Frage ein, um mich zu weiteren Mittheilungen zu veranlassen, und versicherte mich dann, meinem Bruder gehe es wohl. Er würde demnächst Gelegenheit nehmen, ihm wissen zu lassen, daß er das Glück habe, endlich sämmtliche Kinder des verstorbenen Grafen Montalto persönlich zu kennen. Dabei schienen sich eine sonderbare Rührung des Vaters zu bemächtigen. Er reichte mir theilnahmsvoll die Hand und sagte in dem wohlwollenden Tone eines aufrichtigen Freundes: Haben Sie nur Geduld, Graf, das um das Heil der Kirche so verdiente Geschlecht der Montalto soll wieder zu Ehren kommen! . . .«

»Ohne dies bestechende Entgegenkommen des menschenfreundlichen Geistlichen würde ich mich schwerlich zufrieden gegeben haben, denn es drängte mich, die

Schwester wieder zu sehen und aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, daß es ihr wohl gehe, daß sie glücklich sei. ... Ich hatte damals noch keine Ahnung, zu welchem Zwecke man Angela zu bethören gesucht. Einige Monate später erst erfuhr ich die Flucht des Bruders aus dem Profeßhause. ... Der Klerus vermuthete, Angela könne in Mitwissenschaft gezogen worden sein; er fürchtete die Heftigkeit des Entronnenen, die Wiederaufnahme des Prozesses, welcher unserm Vater sein ganzes Vermögen gekostet hatte, und diesen zu hintertreiben, war er entschlossen, jedes Mittel zu ergreifen, welches zum Zweck führen möchte.«

»Als Pater Radom meinen Ungestüm durch freundliche Antworten nicht mehr besänftigen konnte, wies er mich an Monsignore Vestucci. ...«

»Vestucci?« rief Versmissen bestürzt. »An Tommaso Vestucci?«

Graf Montalto fuhr in seiner Erzählung fort: »Ich befolgte den Wink und ich verfügte mich in den Vatican. ... Auch hier war die Aufnahme, welche ich fand, vielversprechend. Vestucci gelobte, Alles für mich zu thun, nur verlangte er, ich solle mich verbindlich machen, nie etwas zu unternehmen, von dem ich ihn nicht zuvor in Kenntniß gesetzt habe. Sie sind hier unbekannt – fügte er hinzu – und Sie haben heimliche Feinde, die Ihnen nachstellen. Einem derselben ist es gelungen, Ihren Bruder durch falsche Vorspiegelungen zu einem unüberlegten Schritte zu veranlassen, ein Anderer hat ... Hier

stockte der Prälat und seine trüb auf mich gehefteten Augen versetzten mich in Angst.«

›Was werd' ich hören!‹ rief ich bestürzt aus. . . . ›Erklären Sie sich, Monsignore! Verschweigen Sie mir nichts! . . . Meine Schwester . . .‹

›Noch dürfen wir nicht alle Hoffnung aufgeben,‹ unterbrach mich Vestucci, seine klugen Schlangenaugen immer fest auf mich richtend. ›Ein schlauer, junger Mann, wahrscheinlich von guter Familie, aber wie Viele, ohne Religion, ohne Sitte, ein Betrüger der gefährlichsten Art hat sich unter dem Namen eines Barons von Radom in die genuesische Adelsfamilie einzuschleichen verstanden, bei welcher Ihre Schwester lebte. Als gewandter Cavalier, ausgerüstet mit allen Eigenschaften eines Mannes von Bildung, gelang es dem Abenteurer, das Vertrauen Angela's zu gewinnen, wie er die Achtung ihrer natürlichen Beschützer sich bereits errungen hatte. Die Marchese von Castalcaccio ist mit der Familie Radom eng verwandt. Der verdiente Pater Radom selbst ist ein nicht sehr entfernter Cousin derselben. Vertraut mit diesen Verhältnissen, konnte es dem verschmitzten Abenteurer nicht schwer fallen, das unerfahrene Mädchen zu umstricken. Ihre Schwester verabschiedete sich von ihren Beschützern und ging mit dem angeblichen Baron, der ein Vertrauter der Marchesa zu sein vorgab, zu Schiffe. Allein Beide sind, wie erst jetzt ermittelt wurde, niemals in Rom angekommen, und auch in Sorrent, wo sich die Marchesa gegenwärtig aufhält, hat man weder Angela,

Gräfin von Montalto, noch den Baron von Radom mit Augen gesehen.«

»Diese Eröffnungen des Prälaten erfüllten mich mit Angst und Schmerz. Ohne Freundesrath, wie wäre es mir möglich gewesen, die verloren Gegangene, die auf so heimtückische Weise mir Geraubte, vielleicht Verführte, je wieder zu finden! . . . Vestucci sah meine Bestürzung und zeigte sich sogleich bereit, zu helfen. Als er gewahrte, daß ich den ersten erschütternden Eindruck einer Kunde, die er mir nicht länger verbergen durfte, überwunden hatte, nahm er das Gespräch wieder auf.«

»Ich bin schon geraume Zeit mit mir zu Rathe gegangen, ob es nicht möglich sein sollte, diesem gefährlichen Abenteurer auf die Spur zu kommen und ihn zu entlarven,« sagte er. »Er hat den Namen eines Mannes gemißbraucht, dessen Ruf unantastbar ist. Diesen auf so gewissenlose Weise zu compromittiren, ist schmachvoll und verdient die strengste Strafe. Wenn Sie mir vertrauen wollten? . . .«

»Ich ließ den Monsignore nicht ausreden. Mit heißen Bitten drang ich in ihn, mir zur Entdeckung der Schwester behilflich zu sein.«

»Sie müßten sich entschließen, sofort abzureisen,« fuhr er fort. »Ein zuverlässiger Mann, der aufrichtigen Anheil an Ihrem Schicksal nimmt, geht in wichtigen Aufträgen nach dem Süden. In seiner Begleitung würden Sie vor jedem Unfall bewahrt bleiben. Die Straßen sind, wie bekannt, neuerdings wieder sehr unsicher geworden. Man erzählt sich entsetzliche Dinge von Raubanfällen,

von Morden, von Entführungen in die unzugänglichsten Schlupfwinkel der Gebirge. Unbemittelte, einfache Diener der Kirche haben solche Unfälle niemals zu fürchten, und eben deshalb würde für Sie die Person meines Freundes, des Abbate Maria Emanuele Frontelli, eine sehr passende Begleitung sein.«

»Ich hatte kein Arg. Der Name Frontelli, den sich der verstorbene Vater nach seinem Sturze beilegte, den wir Brüder selbst eine Zeit lang führten, bestach mich. Ich sagte freudig zu, und schon am nächsten Tage saß ich in einer Halbchaise neben meinem freundlichen Reisegefährten, um die Schwester aufzusuchen.«

»Der Abbate war heiter, sehr gesprächig und außerordentlich unterrichtet. Er kannte die Geschichte meines Hauses so gut, wie ich selbst. Er mißbilligte die Verfolgung meines Vaters und pflichtete ganz den Aeußerungen bei, welche schon Pater Radom gegen mich hatte laut werden lassen.«

»Wie leicht ließe sich diese betrübende Angelegenheit ordnen, wenn Ihr Bruder weniger leichtsinnig gewesen wäre,« fügte er bedauernd hinzu. »Es war Alles schon eingeleitet, um den Urtheilsspruch für null und nichtig zu erklären, die heimliche Entfernung des Grafen aus dem geistlichen Erziehungsinstitute aber macht dies wenigstens für den Augenblick wieder völlig unmöglich. Der Graf hat sich gegen die Kirche versündigt durch diese gottlose Flucht, und die Kirche kann sich unmöglich für

einen Verbrecher verwenden und die Zurückgabe zeitlicher Güter befürworten, ehe dieser reumüthig sein Unrecht erkennt und freiwillig Buße thut!«

»In meiner Betrübniß und Hilflosigkeit wagte ich nicht, durch Widerspruch mir den Freund zu entfremden. Ich suchte den Bruder zu entschuldigen, indem ich hervorhob, daß er ohne Neigung sich dem geistlichen Stande nur deshalb gewidmet habe, weil das Gelübde der Grafen Montalto nicht gebrochen werden sollte.«

»Es ist aber gebrochen worden,« versetzte in tadelndem Tone mein Begleiter, »und ich fürchte, diese frevelvolle That ist die Ursache aller der übrigen Unglücksfälle, welche über die Familie hereingebrochen sind oder noch hereinbrechen dürften!«

»Das waren nicht tröstlich lautende Worte. Aber ich nahm sie ruhig hin, um mit Hilfe des Abbate Eintritt bei der Marchesa von Castalcaccio zu erlangen und durch diese wieder Erkundigungen über die Person des frechen Räubers meiner Schwester einziehen zu können.«

»Zu meinem großen Bedauern reisten wir sehr langsam. Der Wagen war eine alte, zerbrechliche Maschine, das Pferd steif und lahm; der Vetturin, dem Beides gehörte, halb taub, furchtsam und immer zum Weinen aufgelegt. Frontelli machte sich wiederholt über ihn lustig, und amusrte sich, ihn gelegentlich durch die Worte: Ich glaube, dort im Schilf lauern Birbanti! zu erschrecken.«

»In den pontinischen Sümpfen überraschte uns die Nacht, obwohl unser weinender Wagenlenker die Peitsche nicht schonte und die Hilfe der heiligen Jungfrau

zahllose Male anrief. Der Abbate lachte den Feigling aus, leider wohl zu laut; denn als wir nur noch etwa andert-halb Miglien von Terracina entfernt sein mochten, bra-chen wirklich Räuber aus dem Gebüsch, warfen den Vet-turin von seinem Sitze und nöthigten uns auszusteigen. Ehe ich noch recht zur Besinnung kam, war ich schon von meinem Begleiter getrennt. Was aus ihm geworden war, erfuhr ich nicht. Die Räuber, die mich in Eile mit sich fortschleppten, geboten mir auf's Strengste Ruhe, fügten mir aber kein Leid zu. Wir kamen sehr bald in's Gebirge, das wir auf schmalen, steilen Wegen erstiegen. Die halbe Nacht mußte ich so wandern. Endlich erreichten wir eine Stadt, die wild und verfallen aussah, und deren Bewoh-ner aus lauter Banditen zu bestehen schienen. Hier ward ich in ein altes Haus geführt und durfte mich der Ruhe überlassen.«

›Sie haben nichts zu befürchten, Herr Graf,‹ sagte der Stattlichste meiner räuberischen Begleiter. ›Wenn Sie sich ruhig verhalten und jeden Fluchtgedanken aufgeben, wird es Ihnen an nichts fehlen. Sie sind hier gut aufgehoben, nur wollen Sie nicht vergessen, daß Sie auch eben so gut bewacht werden! Um Ihre Schwester brauchen Sie nicht in Sorgen zu sein. Gräfin Angela Montalto befindet sich in guten Händen.‹

»Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Ich war getäuscht, durch freundliche Vorspiegelungen schmach-voll hintergangen, und die mich als Freunde aufgenom-men hatten, deren Rath ich befolgte, waren meine und meiner Familie unversöhnliche Feinde! . . . «

»Konnte ich auch annehmen, daß von Allem, was man mir erzählt hatte, das Meiste entweder ganz erfunden oder doch sehr veranstaltet sei, so konnte ich mit offener Gewalt doch gegen meine Verfolger nichts ausrichten. Gelang es mir nicht, durch List meine Wächter sicher zu machen, so war für mich an Entrinnen gar nicht zu denken.«

»Ueber die Behandlung derer, denen meine Bewachung anvertraut war, konnte ich nicht Klage führen. Es fehlte mir wirklich an nichts, meine Umgebung begegnete mir ehrerbietig, selbst nach meinen Wünschen erkundigte man sich, und sie wurden so ziemlich alle befriedigt. Man gewährte mir Bücher, damit ich nicht von langer Weile geplagt werden möge; man sorgte anderweitig für Zerstreung. Ich erhielt Besuch und durfte Gegenbesuche machen. Kurz, mein Leben wäre mehr als erträglich gewesen, hätte ich mich frei bewegen und den Ort, wohin mich offenbar Priester, Feinde der Montalto, verbannt hatten und wo ich internirt wurde, beliebig verlassen oder mit einem andern vertauschen dürfen.«

»Während der ersten Monate meines gezwungenen Aufenthaltes in Sonnino – denn in diese verrufene Stadt hatten meine Feinde mich bringen lassen – erhielt ich keine Nachrichten von der Außenwelt. Ueber mich und mein Verhalten wurden jedenfalls Berichte abgestattet. Diese mußten befriedigend gelautet haben, denn es ward mir zu verstehen gegeben, daß ich an meinen Bruder, dessen Aufenthalt wieder ermittelt worden sein sollte

und der sich zu bessern versprochen habe, schreiben dürfe. Ich that es, natürlich mit großer Vorsicht, denn ich konnte mir ja denken, daß jede Zeile, die ich niederschrieb, gelesen würde. Meinen Brief nahm ein Mann, der sich Morazzi nannte, in Empfang. . . .«

»Ohne Zweifel Giovanni Morazzi, genannt O'Flaherty oder Wardowsky,« sprach Versmissen. »Erhielten Sie je Antwort auf Ihre Briefe?«

»Bis vor einigen Monaten,« fuhr der Graf fort. »Die Briefe des Bruders lauteten immer beruhigend, so beruhigend, daß ich längst schon an mir selbst irre geworden war und manchmal glaubte, ich hätte meine Feinde ohne Grund in Verdacht, daß sie mir übel wollten. Der Bruder sprach immer von der Revision des Prozesses, der unsere Habe verschlungen hatte. Er mahnte zur Geduld, zum Glauben und drang sogar in mich, noch einige Zeit nicht um Angela mich bekümmern zu wollen. Die Schwester sei geborgen, hieß es, aber sie dürfe vor der Welt nicht eher erscheinen, bis unsere äußerst verwickelten weltlichen Verhältnisse geordnet seien. Da traf ich eines Tages eine Frau aus dem Volke vor den Stufen der Kathedrale, die ich, wie Andere, aus Gewohnheit besuchte. Sie sah mich scharf an, nannte leise meinen Namen und sagte darauf: Rette Deine Schwester! Sie ist dem Untergange nahe! . . . Nach Ave Maria sehen wir uns wieder! . . .«

»Ich war unschlüssig, was ich thun sollte. So oft schon getäuscht, mißtraute ich Jedem. Indeß hatte ich doch keine Ruhe, und um Ave Maria trat ich wieder in die Kirche.«

»Sie war fast leer, die Frau aber fand ich knieend vor einem Seitenaltare. Ich nahm einen der nahe stehenden Stühle, stellte ihn neben die Knieende, stützte mich auf die Lehne und betete. Die Unbekannte erhob sich.«

»Der Weg ist frei,« sprach sie leise. »Die über Dich wachen, haben wichtige Dinge vor. Man hat Dich vergessen. . . . Eile nach Rom! . . . Auf dem Monte Cavallo wirst Du meinen Schwiegersohn Antonio finden. . . . Was er Dir sagt, das thue! . . . Sie haben ihm sein Kind geraubt, wie Dir die Schwester. Antonio wird Dir Deine Schwester wieder zuführen. . . .«

»Die unheimliche Person ging von mir, ohne mir zu sagen, wer sie sei, wer sie sende, auf welche Weise sie mich kennen gelernt habe! . . . Wer war Antonio? . . . Wie sollte ich mir die Worte von dem geraubten Kinde deuten? . . . Welchen Weg mußte ich einschlagen, um nach Rom zu kommen, und, wenn ich es glücklich erreichte, wie fand ich Antonio? . . . Dies alles waren Fragen, die mich in die größte Aufregung versetzten. Aber ich glaubte doch der Fremden mehr, als Andern, und folgte deshalb ihren Weisungen.«

»Als es dunkelte, verließ ich das Thor. Ich hatte dies in der letzten Zeit oft gethan, ohne daß ich daran verhindert ward. Immer aber begegnete mir bald ein Priester, bald ein anderer Bekannter, die mich begleiteten. Mehrere gesellten sich später noch zu uns, und so ward ich auf das Freundlichste genöthigt, immer wieder in mein weites Gefängniß zurück zu kehren.«

»Diese Begleitung blieb dies Mal wirklich aus. Die Frau aus dem Volke hatte die Wahrheit gesagt. . . . Ich war frei, wenn ich unbemerkt das Gebirg erreichte. . . . Das Wagniß glückte. Im nächsten Orte erfuhr ich, in welcher Aufregung sich Rom befinde, daß die Herrschaft der Priester ihrem Ende nahe sei, daß alle Waffenfähigen schon seit einigen Tagen ihre Heimath verlassen hätten, um in der ewigen Stadt die Ereignisse abzuwarten und sich den Feinden des verhaßten Priesterregimentes zuzugesellen.«

»Diese Nachrichten stählten meine Kräfte, erfüllten mich auf's Neue mit frohem Muthe. Ich strebte vorwärts ohne Aufenthalt. Ich sah die Kuppeln Rom's, als ich von den Bergen Latiums herabstieg. Unterhalb Tivoli, unsern der Villa Diceletians miethete ich ein Maulthier, um mein Ziel schneller zu erreichen. Nur einmal rastete ich noch. Da sprach ich flüchtende Künstler, die mir von der Verwirrung in der Stadt ein abschreckendes Bild entwarfen. Ich ließ mich aber nicht zurückhalten. Ich betrat die Thore, die ich Jahre lang nicht mehr gesehen hatte; ich wanderte zum Quirinal, um den Unbekannten zu suchen, der mein Führer, mein Mentor sein sollte! . . . Stundenlang saß ich am Fuße der Dioskuren, um Antonio zu finden. . . . Da erschien der Zug des erbitterten Volkes, der Kampf begann. Kugeln schwirrten um mein Haupt, getroffen brach ich zusammen und schleppte mich blutend wieder zum Sockel der herrlichen Gruppe, um dort still ergeben den Tod zu erwarten. . . . Da führte Gott Euch mir zu. . . . Ihr hattet Mitleid mit mir, Ihr unterstütztet mich, und wenn auch Antonio nicht erschien, durch und mit Euch

hoffe ich, wird es mir gelingen, endlich den Aufenthalt meiner Schwester zu finden und aus den Umstrickungen der Feinde, die jetzt gedemüthigt sind, befreit zu werden. . . . «

Von langem Sprechen erschöpft, brach hier Graf Montalto seine Mittheilungen ab. Die Freunde waren seinem Vortrage mit Aufmerksamkeit gefolgt, und wenn auch Vieles in denselben lückenhaft, Manches noch fast ganz unverständlich war, so ließ sich aus dem Vernommenen doch ein ziemlich klares Bild von dem Lebensgange zusammensetzen, auf welchen Montalto durch verschiedene zusammenwirkende Kräfte wider seinen Willen gedrängt worden war. Ludwig Versmissen namentlich hegte die besten Hoffnungen. Seinen Blicken zeigte sich mehr als ein Faden, der jetzt nicht unbeachtet gelassen werden durfte. Nur mußte der Graf selbst verborgen bleiben. Ließ sich dann der Aufenthalt der Marchesa von Castelcaccio ermitteln, woran unser Freund selbst mitten in dem ungeheuern Durcheinander nicht zweifelte, so war gerade bei dem Umschwunge im öffentlichen Leben und bei dem nicht mehr zu beseitigenden Wechsel des Regierungssystemes, das jetzt auch im Kirchenstaate zur Geltung kommen mußte, Aussicht vorhanden, Graf Montalto werde seine Wünsche wenigstens zum Theil in Erfüllung gehen sehen.

ACHTES KAPITEL. HOFFEN UND HARREN.

Zurückgekehrt in seine Wohnung, die für ihn keine fesselnde Kraft mehr besaß, wiederholte sich Versmissen das

Vernommene nochmals, griff zur Feder und notirte sich diejenigen Punkte, die ihm für künftige Anknüpfungen am wichtigsten zu sein schienen. Als er dann das Niedergeschriebene überlas, fesselte ihn vor Allem der Name Antonio. Diesen Namen hatte er schon bei der ersten Visite gehört, welche er der Marchesa von Castalcaccio abstaten. Pater Radem war es gewesen, der ihn nannte. Zugleich war damals die Rede von einem jungen Mädchen Margarita, das angeblich aus dem Hause der Marquise entführt worden sein sollte. Gerade die Persönlichkeit, welche diese Nachrichten der Marquise an jenem Tage zuflüsterte, brachte Ludwig jetzt auf den Gedanken, es möge dieselbe bei der Intrigue, die den Grafen Montalto Jahre lang in eine entlegene und verrufene Gebirgsstadt verbannte, eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Verglich nun unser Freund diese Mittheilungen mit den Eröffnungen Grant's und mit seinen eigenen Erlebnissen, so ergab sich, daß alle unter einander in einem geheimen Zusammenhange standen. War er selbst auch nicht direct dabei betheilig, so vermochte er doch eben so wenig die Schlingen zu lösen, die Maschen zu zerreißen, in die ihn eine Reihenfolge seltsamer Umstände mit verstrickte. Auch sein Edelmuth mochte etwas dazu beigetragen haben sich unaufgefordert zum Ritter aller Verfolgten und Bedrückten aufzuwerfen. Zwar konnte er sich für die revolutionäre Wendung nicht begeistern, in welche die Reformbewegung des Papstes neuerdings wider dessen Willen umgeschlagen war, nur der Sturz priesterlicher Willkürherrschaft war ihm erwünscht. Daß ein

Fortbestehen dieses unheimlichen Regimentes der Welt nicht den Frieden, den Völkern nicht Glück und Freiheit geben könne, leuchtete ihm ein.

Tagelang schon wartete Versmissen auf Briefe aus Deutschland, in der entsetzlichen Verwirrung aber, die seit dem Sturm auf den päpstlichen Palast überall herrschte, schienen alle Verwaltungsbranchen in Rom ohne jede Oberleitung zu sein. Namentlich machte sich auf der Post eine erschreckende Unordnung bemerkbar. Dort lief Einer dem Andern im Wege herum. Die neuesten Posten hatte man im allgemeinen Tumult entweder unberührt liegen lassen oder sie gewissenlos jedem Beliebigen hingeworfen, damit er selbst nachsehe, ob sich für ihn ein Schreiben darunter befinde. Durch dies gewissenlose Verfahren ging eine sehr große Menge Briefe verloren, andere wurden mit Vorbedacht geraubt, eröffnet, vernichtet.

Geärgert über so schmachliche Eingriffe in Anderer Eigentum und in das Gedankenleben Fremder wie Einheimischer, kehrte Manfred von einem Gange zur Post, der auch für ihn erfolglos gewesen war, zurück und trat in des Freundes Zimmer. Er fand Ludwig eifrig mit Schreiben beschäftigt.

»Was thust Du da?« redete er ihn an.

»Ich schreibe Briefe.«

»Briefe? Wie willst Du sie denn in die Welt bringen?«

»Das muß ich dem Zufall überlassen.«

»Den halte ich für den allerschlechtesten Postboten.«

Versmissen legte die Feder weg.

»Ich habe nicht die Absicht, die römische Post zu incommodiren,« sagte er, »ich schreibe nur, um mich frei zu machen von den Eindrücken, die seit Mitte November wie ein Alb auf mir lasten. . . . Sieh'! da liegen drei eng beschriebene Blätter, die ich sorgfältig in meiner Skizzenmappe verwahren werde, bis wieder eine Art von Ordnung in den zerrütteten römischen Staatshaushalt gekommen ist. Sie enthalten die Geschichte des armen Grafen, dessen noch ärmeren Bruder Consul Grant zu Grabe begleitete. Als der geistige Erbe des Einen muß mein Vetter doch erfahren, wie abscheulich dieselben Personen, welche den Seiltänzer um Glück, Ruhe und Leben brachten, auch dem Andern mitspielten. Ich wünschte freilich, ich hätte Mathias Grant mehr in der Nähe. Bei der Stellung, die er sich durch seine Talente errungen hat, würde er schwerlich anstehen, ein gewichtiges Wort zu sprechen. Die Zeit, um offenkundigen und heimlichen Schurkereien ein Ende zu machen, ist günstig. Die Widersacher der verfolgten Grafenfamilie halten nicht mehr Stand, wenn man ihnen ernsthaft zusetzt, und das läßt sich mein Vetter gar nicht nehmen, sobald er von dem unterrichtet ist, was wir wissen.«

»Der Graf befindet sich heute um Vieles besser,« versetzte Manfred. »Er ist Willens, sich ebenfalls einen andern Aufenthaltsort aufzusuchen.«

»Bestärke ihn in diesem Vorsatze und – begleite uns!«

»Bist Du überzeugt, daß alle Freunde der Marquise Rom verlassen haben?«

»Flohen sie nicht, so halten sie sich doch verborgen, obwohl mir letzteres weniger wahrscheinlich vorkommt. Hier ist jetzt Salvatore Morazzi Gebieter, und solange das Wort dieses Mannes und seiner Freunde gilt, müssen die Anhänger der klerikalen Partei schweigen.«

Manfred schritt einige Male nachdenklich im Zimmer auf und nieder, während Ludwig in seiner Arbeit fortfuhr. Nach einer Pause nahm er Versmissen die Feder aus der Hand und sagte:

»Auf dem Wege durch den Corso hörte ich, der Papst werde Rom verlassen. Noch gilt diese Behauptung für ein böswilliges Gerücht, bald aber wird das Volk Gewißheit erhalten, und dann . . . «

Ludwig legte beschriebenes und unbeschriebenes Papier in seine Skizzenmappe und schloß diese.

»Ich bin reisefertig,« sprach er entschlossen. »Gepackt habe ich längst schon. Ohne Papst verwandelt sich Rom binnen Jahresfrist in einen einzigen großen Club rother Republikaner. Und das Schauspiel, das diese der Welt dann geben werden, will ich nicht mit ansehen. Bestelle einen Vetturin und knickere nicht. Fort, fort über alle Berge! muß jetzt unsere Losung sein.«

»Wenn ich mit auswandern soll, so geschieht dies nur unter zwei Bedingungen,« erwiderte Manfred

»Die *ich* einzugehen habe?«

»Bist *Du* mit mir einverstanden, so widerspricht der Graf auch nicht.«

»Nenne sie!«

»Wir reisen nach Neapel, nach Salerno nach Capri, gleichviel. Wo Du am liebsten Dich niederlassen möchtest unter jenem paradiesischen Himmel, da ist es mir recht.«

»Ich bin's zufrieden, nur verwahre ich mich persönlich gegen jede Niederlassung auf bestimmte Dauer. Ich reise, um zu suchen und zu finden.«

»Meine zweite Bedingung wird Dir weniger gefallen,« sagte Manfred zögernd.

»Ich bin unglaublich nachgiebig geworden, seit mir das Beispiel des heiligen Vaters vorleuchtet,« versetzte Ludwig. »Sprich Dich also immerhin aus.«

»Vor drei, vier Tagen kann ich mich unmöglich zur Reise rüsten.«

Unser Freund ward wirklich unruhig.

»Aber wozu so lange zögern?« erwiderte er. »Meinst Du, die Römer werden Psalmen und Litaneien singen, wenn sie den Stellvertreter Christi nicht mehr mit ihren leiblichen Augen sehen? Ich fürchte, sie vergessen das Beten ganz über der Politik, und anstatt in die Kirchen zu gehen, setzen sie sich in den Volksversammlungen zusammen, um Kugeln zu gießen und Schwerter zu schleifen.«

»Sehr wahrscheinlich,« sagte Manfred, »dennoch ist es mir unmöglich, früher abzureisen.«

»Darf ich den Grund wissen?«

Manfred sah dem Freunde ernst in's Auge.

»Du zürnst, Du mißtraust mir?« entgegnete er. »Ich meine es redlich mit Dir, wie mit Jedem.«

»Dann sei auch nicht zurückhaltend!«

»Ich muß es sein!«

»Bist Du abhängig?«

»Gewissermaßen! Zum Glück dauert diese Abhängigkeit nicht lange.«

»Drei, vier Tage sind gegenwärtig eine Ewigkeit.«

»Heute schon nach Ave Maria endigt sie. Willst Du mich eine Stunde nach Sonnenuntergang besuchen?«

»Was kann ich Dir nützen? Ich möchte lieber die Briefe an meinen Vetter beendigen.«

»Thu' mir's zu Liebe und nimm das Abendbrod bei mir! Die Signora versteht es besser zuzubereiten, als die Inhaber der Trattorien. Zudem wird es in diesen Sammelplätzen berufener und unberufener Politiker, falls das Gerücht sich bestätigt, heute Abend zugehen, wie im Vorhofe der Hölle.«

»Du hörst ja, daß ich keine Lust habe! ... Wenn ich komme, hört es der Graf, und ginge ich von Dir, ohne den bedauernswerthen Mann gesprochen zu haben, so hieße das, ihm eine Beleidigung zufügen.«

»Ich kann Dir dann den Grund sagen, der mich zwingt, noch einige Tage diese schwüle Luft zu athmen.«

Versmissen sah den Freund fragend an, dann reichte er ihm die Hand und sagte:

»Eine Stunde nach Ave Maria lösche ich mein Licht. Empfehl mich der Signora und grüße den Grafen. ... Gleich nach Tische will ich mit dem alten Filippo in Unterhandlung treten, der uns letzthin nach Ostia kutschirte. Der Mann ist zuverlässig, und der tolle Lärm um ihn

her hat ihm noch nicht den Verstand umnebelt. Ist er nicht schon engagirt, so glaub' ich, eine Ausfahrt nach Neapel kommt ihm gerade gelegen. Während seiner Abwesenheit können die Herren vom neuen Regiment hier reine Wirthschaft machen. Kommt er dann wieder zurück, so findet er das alte Haus vom Giebel bis in die Keller hinunter schön blank, ohne daß ihn die Unruhe des Reinigens und Einrichtens in seinem Frieden gestört hat.«

»Ich hoffe, Du wirst mich loben, daß Du meine Bedingungen acceptirst,« sagte Manfred mit sonderbarem Lächeln, dem Freunde Lebewohl wünschend. »Endige Deine Briefe, grüße Deine Vetter und Muhmen, wenn Du willst, und bringe den Handel mit Filippo in's Reine. Auf's Contrahiren verstehst Du Dich ja, und die *buona manoha* in Deinem Munde immer einen bessern Klang, als wenn ich sie bewilligen soll. Ich kenne genau meine eigene Schwäche, ohne sie ablegen zu können. . . . Wer keine Erbschaften macht, muß die harten römischen Thaler festhalten, und wenn sie das Bildniß des siebenten Gregor auf dem Gepräge trügen.«

»Hast Recht, hast Recht!« rief Versmissen dem Fortgehenden nach. »Ich bin ein leichtsinniger Thor, der sich aus reiner allgemeiner Menschenliebe in allerhand Händel mischt und das Seinige dabei verliert. Du artest dem weisen Salomo nach und thust immer Alles zu seiner Zeit. . . . Auf Wiedersehen eine Stunde nach Sonnenuntergang!«

NEUNTES KAPITEL. DAS MODELL.

Unter dem mit Rosen bekränzten, von zwei Lämpchen trüb erleuchteten Bilde der Madanna an der Ecke der Via di Porta Pinciana, welche die Via Sistina und die Via Felice kreuzt, standen drei Landleute, zwei Männer und ein Knabe. Ihre Tracht bezeichnete sie als Abruzzesen. Nach alter Sitte wandern zur Zeit des Adventes viele dieser Gebirgsbewohner nach Rom. Man trifft sie überall vor den Madonnenbildern, auf ihren einfachen Instrumenten zur Ehre der Himmelskönigin musicirend.

Ludwig Vermissen hörte schon von Weitem die ihm wohlbekannte monotone Melodie, die nichts Bestechendes hat und dennoch eine eigenthümliche Anziehungskraft besitzt. So oft er musicirenden Abruzzesen begegnete, immer blieb er eine Zeit lang stehen, um den wunderbarlich klagenden Tönen zu lauschen und die seltsamen Figuren mit ihren in der Regel höchst ausdrucksvollen Physiognomien zu betrachten.

Auch heute hielt es ihn fest in der Nähe der Anbetenden. Die einfache Melodie der unwissenden Landleute paßte so gar nicht zu der Stimmung des Volkes in der ewigen Stadt. Unter dieser politisch erhitzten Bevölkerung gab es gewiß nicht Viele, welche der heiligen Zeit ernsthaft gedachten. Die Kirchen leerten sich mit jedem Tage mehr. Priester und Ordensbrüder traten scheu auf und mieden die Berührung mit dem Volke. Der heilige Vater selbst war unsichtbar geworden! Die Abruzzesen

nur waren die Alten geblieben und spielten vor der Madonna ihre von den Vorfahren erlernten Melodien mit derselben Gedankenlosigkeit inmitten der Alles in Frage stellenden Umwälzung, wie sie es früher im tiefsten Frieden gethan hatten.

Beim Anhören der unmelodischen Klänge bemächtigten sich unseres Freundes gar eigene Gedanken. Die Melodie der Abruzzesen erweckte in ihm eine wehmüthige Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach jenem Rom, das ein Sturmwind von der Erde fortgesetzt zu haben schien. Er wunderte sich fast, daß die augenblicklich herrschende und allmächtige Partei den armen Leuten ihr unschuldiges Vergnügen noch gestattete. Wußte er doch, daß alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um dem Papste auch den geringen Schein von Macht, den man ihm seit der Ermordung des Grafen Rossi noch gelassen hatte, vollends zu nehmen, um sodann eine republikanische, vom Clerus und dessen Einfluß ganz unabhängige Regierung einzuführen.

Eine laut sprechende Gesellschaft Römer, die von der Straße Capo le Case heraufkam, vertrieb ihn. Er trat in die Via Felice, wo er mehreren ihm Entgegenkommen ausweichen mußte. Als diese mit den Uebrigen zusammentrafen, vernahm Ludwig die Worte. »*Signori, sapete già?*« Er blieb stehen, um eine Antwort abzuwarten. Diese erfolgte jedoch nicht. Dagegen sprach eine andere Stimme:

»*Per Baccho*, der Papst ist verreis't!«

»Verreis't!« wiederholte Versmissen still bei sich. »Das heißt unter den obwaltenden Umständen geflohen! ... Aber noch kann ich es nicht glauben. ... Die Haltung des Volkes widerspricht dem Gerücht, das wahrscheinlich von denen erfunden worden ist, deren Streben dahin geht, den heiligen Vater alles Ansehens zu entkleiden. ... Verläßt der Papst Rom, so bricht schon in wenigen Tagen die Anarchie hier herein. Und wohin will er fliehen? ... Nach Frankreich? Nach Spanien? ... Man wird ihn ergreifen, ehe er die Küste erreicht, und ihn als Gefangenen des Volkes zurückführen, um sein Müthchen an ihm zu kühlen. ...«

Die Wohnung Manfred's war auffallenderweise verschlossen. Versmissen mußte stark klopfen, ehe man ihm öffnete. Es war der Diener des Hauses, ein kleiner, schwächlicher Mann, der sich jeder Hausarbeit unterzog und von Allen als Factotum benutzt wurde. Da er den Maler kannte, begrüßte er ihn in gewohnter Weise und sagte:

»Ihr Landsmann erwartet Sie.«

Ludwig Versmissen trat in Manfred's Atelier. Er fand den Freund vor der Staffelei, die vortrefflich durch mehrere vortheilhaft gestellte Lampen beleuchtet war. Ein mit Leinwand bespannter Rahmen stand auf der Staffelei, und alle einem Maler unentbehrliche Utensilien lagen daneben auf einem niedrigen Tische.

Dem Sitze des Malers gegenüber war ein faltiger Vorhang angebracht, der, um ein leichtes Gerüst sich schlingend, dies völlig verdeckte.

»Ah,« redete Ludwig seinen Freund lächelnd an, »Du hast mir eine Ueberraschung zgedacht! Diese leere Leinwand hier, die vielen Lichter, dort der geheimnißvolle Vorhang – nun, ich kann mir denken, was sich dahinter regt! . . . Das hättest Du aber auch heute Vormittag mir mittheilen können. Ich wäre dann etwas früher gekommen. Darf ich?«

Versmissen näherte sich dem Vorhange, um die Schnur zu ergreifen, die ihn zurückgleiten ließ.

»Gern,« versetzte Manfred, »nur entsetze Dich nicht! Du findest schwerlich, was Du erwartest.«

Der Maler zog kräftig an der Schnur und bog zugleich neugierig den Kopf vor. Manfred saß still auf seinem Sessel.

»Das finstere Weib von der spanischen Treppe!« rief Versmissen, indem auch auf seiner Stirn sich eine Wolke bildete. »Und dieses Weibes wegen willst Du noch Tage lang hier verweilen? Auf einem Boden, der unaufhörlich in Bewegung ist, der in jedem Augenblicke sich öffnen und Alle, die auf ihm stehen, verschlingen kann?«

Die Frau hinter dem Vorhange regte kein Glied. Sie saß in ihrer malerischen Tracht, das weiße Kopftuch so über die dunkeln Flechten gelegt, daß ein Theil ihres tief ernsten Gesichtes halb davon beschattet wurde, auf einem Felsblock. Vor ihr, ebenfalls auf steiniger Unterlage, lagen lose Blätter, auf welche sie ihre großen Augen fest gerichtet hielt, als ob sie mit Aufmerksamkeit darin lese. Den Hintergrund bildete eine Höhle, die von dämmern-dem Lichtschein matt erhellt war.

Manfred ergriff die zugespitzte Kohle und begann mit leichter Hand die Umriss einer Grotte auf die Leinwand zu zeichnen.

»Du weißt,« sprach er, während Ludwig Versmissen neben ihm Platz nahm, »daß ich mich längere Zeit mit dem Gedanken trage, eine Sibylle zu malen, wie sie in geheimnißvollen Rollen die Geschicke der Zukunft Rom's, die ja immer auch die Geschicke der Welt sein werden, studire. Mir schwebten eine Menge Persönlichkeiten vor, die ich recht gut zum Bild einer Sibylle, wie ich sie mir denke, hätte benutzen können, so oft ich aber an die Arbeit gehen wollte, fühlte ich, daß der Vorstellung, die ich mir von dem Conterfei einer Sibylle machte, ein Etwas fehle, das ich nicht erfinden konnte. So verschob ich den Entwurf von einem Tage zum andern, bald da bald dort mich nach einem Modell umsehend, das meinen Anforderungen in jeder Hinsicht entsprechen könnte.«

»Nun bist Du doch zufrieden?« sagte Versmissen.

»Wie nie zuvor,« erwiderte Manfred. »Und eben weil ich nach langem Umherschauen endlich dies Prachtexemplar wieder gefunden habe, das sich zu meiner großen Betrübniß in den Sturmtagen mit allen übrigen Modellen, deren Standquartier die spanische Treppe ist, verloren hatte, wollte ich die günstige Gelegenheit, die schwerlich ein zweites Mai sich findet, nicht unbenutzt vorübergehen lassen.«

Die Frau hinter dem Vorhange achtete nicht auf die beiden Maler. Sie würdigte sie keines Blickes. So unverwandt, als lese sie wirklich in den Blättern, blickte sie

darauf hin, und nur an der Bewegung des Busens gewahrten die Freunde, daß Leben und Bewegung in dem ernstesten Weibe sei.

»Ist es eine Römerin, die Dir sitzt?« fragte Versmissen, das Bild des Modells sich einprägend.

»Ich kenne ihre Heimath eben so wenig, wie ihren Namen,« entgegnete Manfred. »Ich bin geneigt, sie eher für eine Sabinerin zu halten, d. h. für eine Tochter aus dem Lande der alten Sabinerinnen, die den Erbauern Rom's so gut gefielen, daß sie beschlossen, diese unvergleichlich schönen Frauen gewaltsam zu entführen.«

»Mir dünkt, Dein Modell muß vor längeren Jahren auch schön gewesen sein,« bemerkte Versmissen. »Welch' edles Profil! Wie prächtig tritt die schön geformte Nase unter der leicht gewölbten Stirn hervor!«

»Es freut mich, daß Du meine Wahl billigst,« sprach Manfred. »Ich muß mich aber auch tüchtig angreifen, und deshalb bin ich genöthigt, etwas sparsam zu leben. Das unglückliche Weib ist taub und stumm! . . . Deshalb hat sie sich den Alten zum Begleiter engagirt. Der Junge mit dem Ziegenfell um die bloßen Beine ist sein Enkel. . . . Jetzt wird Dir einleuchten, daß ich für drei Personen auf einmal bezahlen muß.«

»In der That?« erwiderte Versmissen. »Sollte das nicht bloß eine Finte sein, um auf leichte Weise viel Geld zu verdienen?«

»Betrügt man mich, so muß ich mir's gefallen lassen,« entgegnete Manfred. »Ich bin nicht ohne Weiteres auf die Forderung des Alten eingegangen. Ich machte mir mit

dem Jungen zu thun, ich sprach auch die Sibylle an. Ein Marmorblock gibt aber eben so viel Antwort, wie diese lebendige Statue. Demnach war ich zuletzt wohl gezwungen, sie wirklich für taubstumm zu halten.«

Ludwig Versmissen musterte abermals die Sibylle, die ihn, je länger er ihr gegenüber saß, immer mehr fesselte.

»Hast Du sie auf Tage engagirt?« fragte er nach einer Weile.

»Im Ganzen hat sie sich anheischig gemacht, mir zehn bis zwölf Stunden zu sitzen. Diese Zeit genügt auch vollkommen, und da ich die Stunden zu bestimmen habe, so werde ich sie auf drei Tage zu vertheilen suchen. Mithin können wir am fünften von heute an gerechnet spätestens abreisen. Hast Du mit Filippo abgeschlossen?«

»Allerdings,« sagte Versmissen, »es hat mich aber nicht wenig Mühe gekostet, den Mann zur Abfassung eines Contractes zu vermögen. Ohne sein Handgeld hielt ich ihn nicht für sicher.«

»Was macht ihn so schwierig?«

»Die vielversprechenden Aussichten auf die Herrlichkeiten der römischen Zukunft! Filippo ist weder übertrieben klug, noch im Geringsten bornirt. Er besitzt aber das Talent sehr vieler seiner Landsleute, aus jedem Umstande für sich selbst Nutzen zu ziehen. Noch bin ich überzeugt, daß der heilige Vater seine hohepriesterliche Residenz nicht verlassen hat, obwohl man sich diese Neuigkeit laut auf der Straße erzählt. Wäre das Gerücht nicht aus der Luft gegriffen, so böten Straßen und Plätze schon jetzt einen andern Anblick dar. Aber die Abreise wird und

kann nicht ausbleiben, weil die Radicalen darauf speculiren. Welcher ächte Sohn Rom's möchte nun wohl abwesend sein, wenn auf dem Capitol ein berühmter Mann, etwa Ciceruacchio zum Dictator ausgerufen wird, und ein Triumphzug die Straßen der ewigen Stadt durchwogt, wie man ihn seit den glanzvollen Tagen der siegreichen Cäsaren nicht mehr gesehen hat? Für Leute von Filippo's Gesinnung wiegen solche Tage unendlich schwer, und wer sein Geschäft gründlich versteht, hält eine goldene Aernde.«

»Ciceruacchio auf Pius!« sagte Manfred. »Kannst Du das glauben?«

»Ein Dictator könnte auch Salvatore Morazzi heißen.«

Die Sibylle erhob jetzt ihr Haupt und kehrte es langsam den beiden Malern zu. Die Züge der stattlichen Frau blieben ernst und unbeweglich, selbst in den Augen schienen keine Lebensregung zu sein. Manfred ließ den Griffel sinken und wartete einige Sekunden. Dann bedeutete er dem Weibe, es möge seine frühere Stellung wieder einnehmen.

»Magst Du mit dieser Person allein sein?« fragte Versmissen den Freund. »Mir würde ihre Gegenwart unheimlich werden und mich sogar im Schaffen behindern.«

»Am Tage überschleicht mich kein bängliches Gefühl, des Abends aber wird es mir immer angenehm sein, wenn Du mir Gesellschaft leisten kannst.«

»Du darfst auf mich rechnen,« entgegnete Versmissen. »Morgen Abend komme ich vielleicht etwas später.«

»Machst Du Abschiedsbesuche?«

»Das nicht, ich will spioniren.«

»Für Dich oder für Andere?«

»Zunächst für mich. Ich vermuthe nämlich, daß Pater Radom verkleidet hier herumstreift.«

Manfred ließ die zeichnende Hand sinken und sah Ludwig stumm fragend an. Die Freunde bemerkten nicht, daß auch die Sibylle sich wieder regte und ihnen einen langen, festen Blick zuwarf.

»In seiner Behausung triffst Du den verhaßten Freund der Jesuiten sicherlich nicht,« sprach Manfred, in seiner Arbeit fortfahrend. »Wo aber willst Du ihn sonst noch suchen?«

»Im *Café nuovo*, wo ich zuerst mit ihm zusammentraf. Die Klericalen fehlen dort eben so wenig wie die Radica-len.«

»Und wenn Du ihn findest, was kann es Dir fruchten?«

»Die Namen Marchesa von Castalcaccio und Angela zwingen ihn, mir Rede zu stehen.«

Ein dumpfes, tiefes Ha! entrang sich jetzt der Brust der Sibylle, sie erhob sich in ihrer ganzen Größe, kreuzte die Arme über dem Busen und sah mit großen, glänzenden Augen nach dem hohen Fenster, das gegen den Quirinal gekehrt und nur von einer dünnen Gardine verhüllt war. In demselben Augenblicke ließ sich die ängstliche Stimme der lebhaften Signora hören, die bald nach dem Diener rief, bald die Namen der beiden Maler nannte, und dann in die Worte ausbrach:

»O Dio! Quel incendio!«

ZEHNTES KAPITEL. ROM UNTER DEM EINDRUCK DES
NORDLICHTES.

»Feuer?« – »Ein Brand in Rom!« sprachen Manfred und Versmissen, indem sie ihre Blicke ebenfalls dem Fenster zukehrten.

Manfred schlug die Gardine zurück. Ein rother Gluthschein breitete sich aus über dem Häusermeer und wogte in zitterndem Wellenspiel, als sei die ganze Atmosphäre in phosphorescirender Bewegung, um Thürme, Kuppeln und Paläste. Ohne einen weiteren Laut von sich zu geben, starrte die Sibylle offenen Auges in die wunderbare Gluth, die immer heftiger ward und ihre glänzenden Strahlen bis zum Zenith emporschoß.

»Ein Nordlich!« sagte Versmissen, als er das wunderbare Schauspiel einige Minuten lang beobachtet hatte. »Ein Nordlicht von solcher Farbenpracht in Rom ist eine Naturmerkwürdigkeit so eigener Art, daß unter Millionen wohl nur wenige Bevorzugte so glücklich sind, sie bewundern zu können. Laß uns einen der frei gelegenen Plätze mit weiter Aussicht aufsuchen und uns den weiteren Verlauf des herrlichen Phänomens betrachten. Auch möchte ich hören und sehen, was die Römer, die bei allem Enthusiasmus für den Fortschritt und die Freiheit doch in sehr vielen Dingen noch stark von Vorurtheilen befangen sind, zu diesem in Gluth und Purpur getauchten Himmel sagen.«

Manfred gab der ernstesten Frau, die ihm als Modell saß, durch Zeichen zu verstehen, daß die Sitzung für diesmal aufgehoben und sie selbst entlassen sei. Die Ursache des farbensprühenden Firmamentes der Taubstummen zu erklären, konnte keinem der beiden Maler in den Sinn kommen. Sie griffen eiligst nach ihren Hüten und stürmten, gefolgt von der Sibylle, die Treppe hinab, auf der ihnen die vor Angst und Furcht bleich gewordene Signora mit dem nicht weniger entsetzten Diener begegnete.

Daß der nie gesehene Glanz am Himmel, der die tief dunkle römische Nacht in hellen Tag verwandelte, von keiner gewöhnlichen Feuersbrunst herrühren könne, leuchtete den Erschrockenen ein. Die halbe Stadt hätte in Flammen stehen müssen, um den Himmel so intensiv zu röthen und bis in die entlegensten Straßen und Häuser Licht zu verbreiten. Aber wie sollten sich die Unerfahrenen das Unbegreifliche, nie zuvor Erlebte erklären?

»*L'Inferno è aperto!*« rief der Diener zitternd, die dunkeln Augen vor Entsetzen verdrehend. »Der Weltuntergang naht! . . . Wer kann uns retten, wer segnen!«

»*O Santo Padre, la tua benedizione!*« lallte verzweifelnd die Signora, in deren geängsteter Seele eine dunkle Ahnung des Unrechts aufdämmerte, das man neuerdings dem heiligen Vater zugefügt hatte.

»Padrona« unterbrach Manfred die entsetzte Dame, fürchten Sie nichts! Von diesem Himmelslichte, das uns Bewohnern des Nordens gar häufig die langen Winternächte magisch erhellt, geht weder die Welt noch Rom

unter. Den heiligen Vater aber, wenn sein Auge sich an dieser Pracht der Schöpfung erlabt, bewegt es vielleicht seine Hand noch einmal segnend über die Stadt auszustrecken, die in letzter Zeit seiner milden wohlklingenden Hirtenstimme so wenig Gehör schenkte. ... Bitte, Padrona, nehmen Sie sich dieser armen Frau da an, die ebenfalls von der glühenden Himmelserscheinung erschreckt worden ist und sich nicht einmal darüber aussprechen kann. Auch Graf Montalto wird der Beruhigung bedürfen, wenn der Eindruck dieses seltenen Phänomens seiner so schnell fortschreitenden Genesung nicht schädlich werden soll. Auf frohes Wiedersehen!«

Ohne sich weiter um die Zurückbleibenden zu kümmern, verließen die Freunde das Haus. Die Straßen boten einen höchst sonderbaren Anblick, der gleichmäßig fesselte wie Entsetzen einflößte. Hunderte, ja Tausende hatten, von dem Purpurschein des Nordlichtes aufgeschreckt, ihre Häuser verlassen und blickten mit weit aufgerissenen Augen, die Angst des Entsetzens auf ihren bleichen Gesichtern lautlos in den glühenden Himmel, jeden Augenblick das Herabfallen feuriger Flocken erwartend. Frauen und Kinder rangen schluchzend die Hände, schlugen sich an die Brust und riefen in wimmernden Klagetönen die Madonna um Hilfe, Beistand und Fürbitte an. Vor jedem Heiligenbilde lagen dicht gedrängte Gruppen, theils still, theils laut betend auf den Knieen. Leute niedrigsten Standes liefen schweigend mit kurzen Leitern, eine Lampe in der Hand, umher, um überall vor den Madonnen- und Christusbildern die seit einiger Zeit

erloschenen Lichter eiligst wieder anzuzünden. Aus der Ferne hörte man die monotonen Töne angestimmter Bittgesänge. Zahlreiche Lichter blitzten bald da, bald dort auf, und lange Züge wallfahrtender Bruderschaften, die Gesichter verhängt mit schwarzen, über der Brust spitz zulaufenden Kappen, aus denen nur fanatische, düstere Augen funkelten, schritten langsam an den verstummenden Menschengruppen vorüber, ohne von diesen insultirt zu werden. Seit Wochen hatten sich nicht so viele Priester auf offener Straße sehen lassen.

Hin und wieder wagte es sogar ein Einzelner, die geängstigte, zweifelnde Menge anzureden und von dem nahe bevorstehenden Strafgericht Gottes zu sprechen. Auch diese Furchtlosen ließ man im besinnungslosen Taumel des allgemeinen, bis zur Erstarrung gehenden Schreckens unangefochten. ...

Es war die Absicht der Freunde, das Capitol zu besuchen, um von dort herab das Bild der Stadt, wie es sich in der fluthenden Lichtwoge des Nordlichtes ihnen darstellen werde, sich recht tief in die Seele einzuprägen. Versmissen besonders versprach sich einen über alle Vorstellungen großartigen Anblick von den Trümmerresten des alten Forum, von den Kaiser-Palästen, dem Colosseum und der öden Campagna bis an das Albaner Gebirge hin, das in der Beleuchtung einer so außerordentlichen Naturerscheinung einen ganz besondern, von jeder andern landschaftlichen Färbung abweichenden Charakter annehmen mußte.

Bald aber gab unser Freund diesen Plan auf. In breiten, meist nur flüsternden Zügen strömte das Volk zum Quirinal. Dort, gerade über den Zinnen des päpstlichen Palastes, glühte der Himmel in wahrhaft fesselnder Pracht. Die leicht entzündbare Phantasie der Römer erblickte in dem häufig wandelnden Lichtfluidum bald bestimmte Gestalten. Der Eine wollte ein von fallenden und rollenden Lichtperlen umflossenes Frauenbild, das nur die Himmelskönigin selbst sein konnte, auf flammender Wolke knieend, erkennen, der Andere entdeckte einen Engel, zwei bluttriefende Schwerter über die Stadt ausstreckend. Wieder Andere behaupteten, die dreifache Krone des heiligen Vaters sei langsam vom Quirinal nach dem Vatican, umwallt von unzähligen Engelsgestalten, Päpsten, Bischöfen und Heiligen, durch den glänzenden Aether getragen worden.

Viele erwarteten ohne Zweifel, der Papst werde diesen außergewöhnlichen Moment nicht unbenutzt vorbegehen lassen. Eine große Anzahl Besonnener, denen die letzten Vorgänge ein Gräuel waren und die mit Recht der Zukunft bangend entgegengingen, wünschten sogar, der tief beleidigte, unwürdig behandelte Monarch möge sich unter der flammenden Beleuchtung der Aurora Borealis der betroffenen Menge unaufgefordert zeigen, seine tönende Stimme erschallen lassen und mit dem Mahnrufe, bestimmt für schuldbelastete Gewissen, noch einmal die Benediction allen Völkern der Erde, gläubigen wie ungläubigen, vergebend ertheilen. Ein so kühner, unerwarteter Schritt, meinten diese wohlwollend Hoffenden,

werde einen Umschlag der Gesinnung hervorbringen, der nur zum Guten führen und zunächst Rom und der Kirche den so nöthigen Frieden wiedergeben könne.

Hoffend und fürchtend, bald von scheuer Andacht erfüllt, bald von Zweifeln gequält, betraten die Freunde den von Menschen erfüllten Monte Cavallo. Hoch empor über die summende Menge ragten die beiden Meistergebilde der Dioskuren, still glühend, als durchflamnte sie ewiges Feuer. Der päpstliche Palast schwamm in einer Glorie silberner Flammen, die oft ein violetter Schatten durchwehte. Die breite Flucht der hohen Fenster war dunkel, nur an den Fensterthüren über dem Balcon sah man Licht. Die Thüren selbst standen offen. Eine lautlose Stille trat ein, als jetzt die Gestalt eines hohen Mannes vor oder in der Thür sichtbar ward. Kein Zweifel, Jeder glaubte, der heilige Vater werde den Balcon betreten. Die ungezählten Tausende würden in der gewaltigen Aufregung, die Alle gleichmäßig ergriffen hatte, anbetend vor dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche auf die Knie gesunken sein. . . .

Aber Pius erschien nicht. Man sah nur einen Schatten, der in stillem Gebet die Hände ausgebreitet zum flammenden Himmel erhob und geraume Zeit in dieser Stellung verharrte. Ob dieser Betende der heilige Vater selbst war, konnte Niemand erkennen. Viele behaupteten, die Meisten glaubten es. Als der Betende sich in das Innere des Palastes wieder zurückzog und die Fensterthüren sich schlossen, verminderte sich der Glanz des Himmels.

Blitzartig aufleuchtend züngelten noch einzelne verrinnende Ströme des wunderbaren Feuers um Kuppeln und Paläste, dann erlosch der Schimmer rasch, wie man eine Kerze austhut, und undurchdringliche Finsterniß bedeckte wieder das ewige, heilige Rom. . . .

Das Volk zerstreute sich ohne lärmendes Geräusch. Züge Litaneien singender Bruderschaften wurden in ihrer Andacht nicht gestört. Vor allen Bildern der Madonna bemerkten die heimkehrenden Freunde auch jetzt noch brennende Lampen, Gruppen still Betender, und hier und da bliesen zerlumpte Abruzzesen ihre der Ankunft Christi geweihten harmonielosen Melodien.

Die Freunde wechselten auf ihrem Heimwege nur wenige Worte. Das Erlebte hatte Beide zu tief ergriffen, um den Gedanken, die sich ihnen aufdrängtem Worte leihen zu können.

Vor Manfred's Hause wünschte Versmissen dem Freunde gute Nacht.

»Morgen ein Mehreres,« sagte er; »augenblicklich bin ich ganz verstört.«

»Ich erwarte Dich gleich nach Tische,« erwiderte Manfred.

Ludwig nickte beistimmend und schritt die Straße hinauf. Manfred trat in das von ihm bewohnte Haus. Als er die Thür schloß, zeigte sich Lichtschein auf der Treppe und die Signora nannte nicht fest, wie sonst, sondern ängstlich, zaghaft seinen Namen.

»O Signore!« rief sie aus, als der Maler antwortete. »Der Graf! . . . Er ist außer sich! . . . Die Signora! . . .«

Manfred vermochte nicht zu errathen, was seine Wirthin mit diesen Worten sagen wolle. Diese aber erfaßte seine Hand und führte ihn in die Kammer des Verwundeten, der so freundliche Pflege bei der gutherzigen Römerin gefunden hatte.

Graf Montalto zeigte sich dem Maler allerdings in sehr aufgeregter Stimmung, diese Erregtheit mußte aber eine frohe Veranlassung haben, denn das Auge des Genesenden glänzte, und seine ganze Erscheinung hatte etwas Gehobenes.

»Das herrliche Naturphänomen hat Sie entzückt,« redete Manfred den Grafen an. »Nie sah ich Rom in ergreifenderer Beleuchtung!«

»Gott ist gerecht!« versetzte Montalto bewegt. »Er thut keine Wunder, aber die Wege, die er uns gehen heißt, sind unerforschlich. . . . Angela! Angela! . . .«

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. . . . Ein Zettel, welcher auf dem Tische vor seinem Bette lag, mußte dem Maler das Uebrige sagen.

»Unmöglich!« rief jetzt auch dieser, als er die wenigen darauf geschriebenen Worte staunend überflogen hatte. »Wo, wo, Herr Graf, wo ist sie geblieben?«

»Wir sehen sie wieder – in Frascati,« sprach Graf Montalto. »Dort lebt Antonio. Zu ihm will sie sich flüchten, ehe man uns hier entdeckt!«

»Sie wollen uns verlassen?«

»Verlassen nicht, begleiten aber werde ich Sie und Ihren Freund. Nur zögern wollen wir nicht länger. Unterrichten Sie Signor Versmissen, treiben Sie sich und ihn

zur Eile an. . . . Die nächste Nacht darf uns nicht mehr in Rom treffen. . . .«

Der Wunsch des Grafen ward erfüllt. Am nächsten Tage, als die Glocken Rom's Ave Maria geläutet hatten, hielt der Wagen Filippo's erst auf der Via Sistina, dann vor der Wohnung Manfred's. Der Abschied von der lebhaften Signora, die sich von ihrem Schreck bereits wieder erholt hatte, war kurz, aber herzlich. Sie rief den Abreisenden mit volltönender Bruststimme ein beherztes: *Non timore!* nach und grüßte, die Hand graziös erhebend, noch aus der Ferne.

Einige Stunden später rollte ein hochbepackter Reisewagen durch die Porta del Popolo. Der große Platz war von jubelnden Menschen erfüllt, die um Fackeln tanzten, deren roth lohende Zungen das Bild des heiligen Vaters verzehrten. . . . Das Volk hatte so eben die wirklich erfolgte Flucht des Papstes erfahren. . . .

Aus dem Fenster des Reisewagens sah in dieses wilde Treiben das nachdenkliche Gesicht Grant's und das glücklich lächelnde Augenpaar seiner blühenden Tochter Felicia. Leontine lag zurückgelehnt im Wagen und drehte, von dem Geschrei unangenehm berührt, grollend ihr Taschentuch zwischen den Händen.

FÜNFTES BUCH. NEBEN DEM KRATER.

ERSTES KAPITEL. DIE BLAUE GROTTE.

Am Strande von Capri wurden von kräftigen Schiffern, denen die schief auf dem schwarzlockigen Haar sitzende rothe phrygische Mütze vortrefflich zu Gesicht stand, verschiedene kleine Nachen flott gemacht. Die lebhaften Südländer waren sehr heiter bei ihrer Arbeit. Sie lachten und scherzten mit anderen Marinari's, die müssig an den Borden ihrer an's Land gezogenen größeren Boote lehnten und aus kurzen rothen Thonpfeifen Tabak rauchten. Mehr noch als die Worte der Sprechenden sagten die zahllosen Gesten, deren sich Alle mit fabelhafter Schnelligkeit bedienten.

Als die Nachen auf der azurblauen, ganz stillen See schaukelten, wurden sie von den Schiffern bestiegen und das Gespräch mit den Bootsleuten begann auf's Neue.

»Ihr werdet wohl gut bezahlt von den Herrschaften, die Ihr heute von Sorrent herüber gerudert habt?« fragte der Jüngste der Schiffer, sein Ruder in die durchsichtige Fluth tauchend und den Nachen in leicht schaukelnde Bewegung sehend. »Sind's Engländer oder Russen, die Euch besolden?«

Der Steuermann des größten der seehaltigen Boote antwortete durch eine Handbewegung, die von dem Fragenden sehr gut verstanden, nicht aber übel aufgenommen wurde. Er fuhr lachend fort:

»Da habt Ihr freilich Recht. Es kann mir gleich sein, was Ihr verdient, aber es ist *mir* nicht einerlei, ob ich

einen Carlino mehr oder weniger einnehme. Darum möcht' ich wissen, aus welchem Lande, von welchem Volke die Herrschaften stammen. Daß sie fremd sind in unserem Lande, sieht man ihnen schon von Weitem an.«

»Fordert mäßig und Ihr werdet zufrieden sein,« erwiderte der Gefragte, »Ihr habt es mit verständigen Leuten zu thun.«

»Um so besser. Man braucht sich dann nicht außer Athem zu sprechen.«

»Da kommen sie schon,« sagte der Vorige. »Sie haben meinen Rath befolgt und Giuseppe sich zum Führer durch die Insel erwählt. Das thun nicht Alle; denn Ihr wißt, Giuseppe läßt nie mit sich handeln.«

Der junge Mann blickte scharf nach dem von der Stadt Capri zum Strande führenden Wege, wo eine Gesellschaft, aus Damen und Herren bestehend, sichtbar ward.

»Es sind Engländer, ich wette!« rief der junge Schiffer.

»Dann müssen sie schon lange Jahre in unserm Lande leben,« versetzte der Bootführer, »denn sie sprechen unsere Sprache so gut wie Eingeborene.«

»Die Vordersten sind wohl Verlobte?«

»Sehr möglich!«

»Oder ein junges Ehepaar.«

»Kann auch sein.«

»*Corpo di Baccho*, welche Augen hat die Donna, die der Herr mit den grauen Haaren führt! Wahrhaftig, jetzt stimme ich Euch bei! So blickt keine Engländerin um sich; auch trägt sich keine der Damen von jener fernen Insel so stolz!«

Die Unterhaltung mußte abgebrochen werden, da die Fremden nur noch wenige Schritte vom Ufer entfernt waren. Der junge Schiffer sprang an's Land, zog seinen Nachen wieder fest auf den Kies und legte ein schmales Brett vom Strande zum Boote. Dann trat er zur Seite und grüßte mit natürlichem Anstande die inzwischen angekommene Gesellschaft.

»Sind diese Kähne für uns bestimmt?« fragte Felicia Grant ihren Begleiter Ludwig Versmissen, auf den schmalen Nachen deutend.

»Gewiß, Cousine,« versetzte der Maler, der nicht mehr so jugendlich frisch und harmlos, wie damals aussah, als er im Hause seines reichen Veters lebte. »Breitere Fahrzeuge sind bei diesem Ausfluge nicht anwendbar.«

»Dann geben Sie mir die Hand, Ludwig,« sagte das zu voller jungfräulicher Schönheit erblühte Mädchen. »Mich schauert's zwar, wenn ich an die Möglichkeit eines plötzlich aufspringenden Windes denke, aber ich habe einmal zugesagt, Sie begleiten zu wollen. Auch bin ich durch Ihre Schilderung auf die wunderbare Grotte so neugierig geworden, daß ich mich selbst ausschelten würde, ließe ich mich von einer vielleicht nicht einmal begründeten Furcht abschrecken, dies viel gepriesene Wunder Capri's mit Augen zu sehen.«

»Es ist nicht der geringste Grund zu gerechtfertigter Besorgniß vorhanden, liebe Cousine,« erwiderte Ludwig Versmissen. »Kein Marinaro Capri's steigt zu Schiffe, die blaue Grotte zu besuchen, wenn die See nicht ganz still, die Luft klar, der Himmel tief dunkelblau ist.«

Felicia Grant hatte den schmalen, unter ihrem Tritt stark schaukelnden Nachen schon bestiegen. Ludwig folgte und zog sie neben sich nieder auf den einzigen ungefähr in der Mitte des Kahnens befindlichen Sitz.

»Das ist eine ganz jämmerliche Einrichtung für Damen,« sprach Felicia, jetzt wirklich schmollend. »Sehen Sie, da habe ich das Kleid schon in's Wasser getaucht! Und im Kahne selbst ist auch kein Mangel daran. O, Italien, wenn Deine Bewohner doch etwas mehr Sauberkeit und Sinn für Comfort von den Barbaren im Norden lernen wollten!«

Der Nachen stieß ab und wenige rasche Ruderschläge des gewandten Marinaro trieben ihn hinaus auf die spiegelglatte See.

»Aber Vater,« rief Felicia, sich umkehrend, dem Ufer zu. »Du kommst doch mit? Allein will ich die Azurgrotte nicht sehen.«

»Ich besteige mit der Gräfin den zweiten Nachen,« sprach Mathias Grant, die Tochter beruhigend grüßend. »Verlaß Dich auf Ludwig und thue, was er sagt. Er sieht das Wunder nicht zum ersten Male. . . . Wir bleiben dicht hinter Euch. . . . Mehr wie zwei Personen außer dem Führer kann keiner dieser Kähne fassen.«

Leicht aufseufzend, zog Felicia ihren Shawl fester über der Brust zusammen und richtete den Blick auf die, gelblich weißen Häuser von Anacapri, das sie vor einigen Stunden erst verlassen hatte. Geräuschlos fast glitt der Nachen unfern des röthlich schimmernden Felsens der

Insel fort, der sich beinahe senkrecht aus der Fluth des Meeres erhebt.

»Möchten Sie wohl Ihr Leben da oben zubringen, Vetter?« sagte Felicia zu dem hart neben ihr sitzenden Maler. »Die Aussicht ist wunderbar lieblich! Noch jetzt bin ich ganz entzückt von ihr!«

»Es käme darauf an, wer mir Gesellschaft leistete.«

»Allein also möchten Sie nicht auf Capri wohnen?«

»Ich liebe die Einsamkeit, doch nur zu gewissen Zeiten. Ohne Umgang mit verwandten Seelen wird Jeder zum Einsiedler. Zu einsiedlerischem Leben aber fühle ich keinen Beruf in mir.«

Felicia suchte in dem Auge Versmissen's zu lesen, dieser aber deutete auf den Fels, um die schöne Cousine auf das Wogen der scheinbar ganz ruhigen See aufmerksam zu machen. Das Steigen und Sinken des Meeres enthüllte in kurzen Pausen einen breiten Gürtel röthlicher Korallen am dunkeln Gestein.

»Die sinkende Woge läßt uns durch den Eingang der Grotte gleiten,« sprach er. »Fürchten Sie sich noch?«

»Ich weiß es nicht,« versetzte Felicia. »Soll ich indeß ehrlich sein, so muß ich gestehen, daß es mir in Sorrent doch besser gefällt, wie hier. Wie ewig schade ist es, daß wir, einander so nahe, doch so lange getrennt bleiben mußten! Ich hatte mich ganz unglaublich gefreut, gerade mit Ihnen die unzähligen Herrlichkeiten dieses eben so wunderbaren wie unglücklichen Landes betrachten und genießen zu können. Statt dessen suchen wir uns drei Jahre bald im Süden, bald im Norden der Halbinsel, um

uns erst in dem Augenblicke zu finden, der uns, wer weiß wieder für wie lange Jahre auf's Neue trennen soll!«

»Lassen Sie uns vorläufig nicht an den Tag einer erst bevorstehenden Trennung denken, Cousine,« erwiderte Versmissen. »Ihr Vater ist, wie er ja selbst sagt, ein unabhängiger Mann, seit er das Verhältniß wieder gelöst hat, das ihn einige Jahre bis zu einem gewissen Grade band. Wenn Sie ihm recht zureden, so trennt er sich nicht so rasch von dieser Natur, wie er es jetzt allerdings Willens zu sein scheint.«

»Die Verhältnisse werden ihn zwingen. Meine Mutter –«

Felicia unterbrach sich selbst, blickte seitwärts auf das farbige Meer und senkte ihre Hand in die warme, blitzende Fluth.

»Warum sind Sie so zurückhaltend, liebe Felicia?« sprach Versmissen. »Meine ich es nicht gut mit Ihnen? Habe ich nicht immer für Sie gesprochen, wenn bald der Vater, bald die Mutter nicht geneigt waren, Ihre kleinen Wünsche zu erfüllen? Was hielt eigentlich Ihre Mutter in Rom zurück? Der Vetter sagt, sie fühle sich schon lange unwohl und bedürfe der Ruhe. Wenn ich ihn aber darauf ansehe, glaube ich ihm nicht. Es ist ein anderer, ein tieferer Grund. Soll ich Ihnen sagen, was ich denke?«

Felicia schlug ihr Auge langsam zu Ludwig auf und blickte ihn vertrauensvoll an.

»Ich denke mir,« fuhr der Maler fort, »meine gute Cousine ist, des langen Reisens und der damit verbundenen Strapazen müde, mit Freunden oder Verwandten, von

unüberwindlichem Heimweh ergriffen, nach Deutschland zurückgereis't. Vetter Grant war mit dieser Rückkehr natürlich nicht einverstanden, weil er sie aber doch auch nicht gut verhindern konnte, so ließ er schließlich das Unabänderliche geschehen.«

Felicia schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf.

»Nein, Vetter Ludwig, gerade *das* glauben *Sie* nicht,« lautete die Antwort des schönen Mädchens. »Sie kennen meinen Vater viel zu gut, um ihm so etwas zuzutrauen. Meine *krank*e Mutter würde der Vater nie verlassen, die *gesunde*, nach der Heimath sich sehnende nie allein oder in Begleitung zuverlässiger Freunde dahin haben abreisen lassen. Weil nun Beides gar nicht möglich ist, so bleibt nur ein Drittes übrig. Das aber kann ich Ihnen nicht sagen. . . .«

»Sie befehlen mir also, ich soll Ihrer Mutter im Gespräch gar nicht mehr gedenken?«

»Folgen Sie Ihrem Herzen, Vetter, das ist gut und will immer das Rechte, nur nach der Veranlassung der Abwesenheit meiner Mutter sollen und dürfen Sie mich nicht mehr fragen.«

»Sie sehen sich gewiß bald wieder, nicht wahr?«

Felicia schlug ihr feucht gewordenes Auge zum Himmel auf und sagte nach kurzer Pause:

»O ja! Wir glauben ja Alle an das Jenseits!«

Ludwig ergriff die Hand seiner Cousine und drückte sie theilnehmend.

»Nun weiß ich, was *Sie* nicht sagen können, *ich* nicht sagen darf,« sprach er tief bewegt. »Ahnen konnte ich es längst schon, für möglich aber hielt ich es doch nicht.«

»Und wir lebten zwei Jahre in Rom!« sprach mit viel-sagendem Blick Felicia. »Mein Vater, meine Mutter! ... Wir sahen das republikanische Rom vor der Belagerung und Einnahme durch die Franzosen, wir lernten das Rom nach der Restauration kennen! ... Diese Restauration er-trug mein Vater nicht ... Vermögen Sie jetzt das Uebrige zu errathen?«

»Der Vetter soll mir später, wenn er ruhiger darüber denken wird, erzählen,« versetzte Versmissen. »Es gibt Schicksale, denen man eben so wenig ausweichen kann, als gewissen Begegnungen. ... Denken Sie doch an mich, an meine Freunde, die Gebrüder Maffei, die sich ja auch wieder zu uns gefunden haben. ... Vergessen Sie ferner nicht des Grafen Benninghausen und der un-glücklichen Dame, die erst jetzt, nun sie das lang ersehnte Glück genießt, Ihren Vater kennen gelernt zu haben, wieder langsam auflebt! ... Welch' ungeheuerere Ereignis-se liegen zwischen dem Tage, wo Sie mit blutendem Fin-ger auf dem Cursus zurückkamen, und der jetzigen Stun-de! Diese Zeit hat uns alle gebildet und – hoffen wir nicht ganz umsonst. Nur daß es ihr auch gelungen ist, Zusam-mengehöriges zu trennen, das ist's, was mich oft betrübt, weil ich in diesen Trennungen nicht immer den leitenden Finger einer weisen Vorsehung zu erkennen vermag.«

Jetzt ließ sich Mathias Grant's Stimme hören, welche seiner Tochter die Weisung gab, ja vorsichtig, aber auch ohne Furcht zu sein.

»Lege Dich flach nieder, Kind, und richte Dich nicht eher wieder auf, bis der Bootführer es erlaubt.«

Die Nachen waren vor dem Eingange der berühmten Grotte angelangt, der nichts Einladendes hatte. Die unergründlich tiefe Meerfluth hob und senkte sich langsam, ohne die geringste Brandung an dem schroffen Gestein zu verursachen, übersprühte aber fast ohne Unterbrechung die halbrunde Höhlung, durch die allein man in die Grotte gelangen kann, mit flockigem Schaum.

Der Marinaro trieb den Nachen bis dicht vor die Mündung der Höhle, ließ dann das Ruder sinken und klammerte sich, am andern Ende des Kahnes stehen bleibend, mit beiden Händen an die glatte, vom Meerwasser tiefende Felswand. So einer tieferen Senkung der Woge entgegenharrend, näherten sich auch die andern beiden Nachen. Im letzten hatten die Gebrüder Maffei Platz genommen.

Felicia lag, bang athmend, mit halb geschlossenen Augen regungslos neben dem Vetter im Kahne.

»Wenn uns nun die purpurne Fluth so in die Tiefe hinabzöge!« hauchte sie, den Herzschlag des Malers an ihrem Arme fühlend.

»Ich könnte mir einen sanfteren und schöneren Tod kaum denken,« erwiderte Versmissen. »Wir schlummernten dann in *einem* Sarge der Ewigkeit entgegen, Cousine!«

Der Nachen bewegte sich. Gurgelnd schlugen die Wellen an beide Borde und ein feiner Regen sprühenden Salzwassers überschüttete Ludwig und Felicia. Dann ward es plötzlich tiefe, finstere Nacht.

»Ich sterbe, Ludwig!« hauchte das junge Mädchen, mit fest geschlossenen Augen ängstlich nach der Hand des Veters tastend.

»Noch nicht, Felicia,« sagte der Maler. »Oeffne zuvor noch einmal Deine Elfenaugen, liebe, herzige Seele, und trinke die farbige Gluth dieses unterirdischen Paradieses. Dann, wird die Last der Erde Dir zu schwer, laß uns Arm in Arm, Brust an Brust und Mund an Mund zusammen in die blaue Tiefe sinken! . . . «

Vor dieser ungewohnten Anrede des Veters erschrecken schlug Felicia die Augen auf und richtete sich empor. Versmissen legte seinen Arm um ihre Taille.

»Himmel, wie ist das wunderbar!« rief das junge Mädchen aus, von dem Anblick, der sich ihr darbot, völlig bezaubert. »Ist das Luft oder kühles Feuer? Fällt ein Diamantenregen aus diesem blitzenden Nebelhimmel oder glühen unter uns rollende Flammen, die aus der Tiefe des Meeres herauslohen?«

Ludwig Versmissen's Blicke hingen an dem schönen Antlitz des erschrockenen, überraschten und im Anschau der Wundergrotte glücklichen Mädchens. Das Himmelslicht, das um ihn zitterte, das leise melodische Klingen, das aus dem geheimnißvollen Innern der Grotte wie ferne Aeolsharfentöne über die stille Fluth zu ihm herüberglitt, machten sein Herz schwellen. Nie früher

hatte er sich so tief bewegt, nie so innerlich zufrieden gefühlt, trotz der Sehnsucht, die ihn erfüllte und um Gegenwart und Zukunft rosige Wolken breitete. Er hätte gern viel und lange mit Felicia gesprochen; er hätte ihr von seiner Jugend, von seinen längst verstorbenen Aeltern, von seinen Reisen, seinen ersten künstlerischen Versuchen, endlich von seinen Träumen und Wünschen erzählen mögen. Aber er mußte schweigen; denn Bord an Bord schaukelte der Nachen Grant's, und hinter ihm glitt der Kahn mit den Lucchesen vorüber, die wie Zwei in blauem Feuer glühende Statuen die Wunder der Azurgrotte und ihre Stalaktitenbildungen anstauten.

»Es geht mir heute noch gerade so, wie vor Jahren, als ich diese seltsame Höhle zum ersten Male besuchte,« sprach Grant, seine Worte an Versmissen richtend. »Je länger ich in diesen Duft meine Blicke versenke, die sich mit Wohlgefallen darin baden, muß ich an Rom und die römische Kirche denken. Wenn man sich gehen läßt und träumerisch vertieft in dies Glimmern, Blitzen, Sprühen und farbige Wogen, ist man eine Zeit lang so ganz innerlich befriedigt, daß man von dem Gedanken überrascht wird, es möge gar nie wieder anders werden. Diese magische Helligkeit, die doch nicht licht, nicht klar ist, die uns in ewige Dämmerung hüllt, möge sich zum Himmel umgestalten, dessen Harmonie gedankenloser Friede, unablässiges Schwelgen in seligen Gefühlen ist. Wer kann läugnen, daß vieler Duft unserm Auge schmeichelt? Aber reißt ein Mal den Felsen nieder, der über dieser Grotte ruht, läßt das sonnige Licht des Tages nur

durch eine einzige offene Spalte hineinfallen, und Ihr seht, daß Alles, was Ihr saht, was Ihr bewundertet, wofür Ihr schwärmtet nichts war, als eitel Schein, Dunst, Einbildung! ... Nur die eigenthümliche Strahlenbrechung des Lichtschimmers draußen auf dem unbewegten Spiegel des Meeres erzeugt diese farbige Dämmerung, die Jeden entzückt, der sie einathmet. Führt der Sturmwind über die Fluth, säumen die Wogen sich empor wie Riesenungethüme der Tiefe, peitschen die weißen Mähnen der empörten Wellen den Fels, an dem sie zerschellen; so ist diese Grotte in undurchdringliche Nacht gehüllt. Der Zauber, von dem sie künstlich erleuchtet wird, verliert dann seine Kraft, und wo die Kraft erlahmt, da hört das Wunder und mit dem Wunder gar bald auch die Wirkung auf. Wir sind ernüchtert und gehen unbefriedigt von dannen. ... Daß ich Recht habe, beweist die Geschichte Rom's während des letzten Trienniums. Der Sturm, welcher um den Fels Petri wüthete, hat diesen selbst nicht umgeworfen, aber die farbige Luft, das Aroma, die Alle bezauberten, welche in die verführerische Nähe jener Wundergrotte kamen, deren Eingang noch schmaler ist, als der, durch welchen hier das bläulich Silberlicht fluthet, in dem wir uns staunend bewegen; sie sind fortgefächelt und werden schwerlich in früherer Intensivität wieder zurückkehren. Ja, wenn es keine Stürme gäbe auf Erden, wenn die Sonne in ungetrübter Klarheit Jahrtausende lang schiene; dann würde der römische Zauber ein ewiger bleiben und den Sieg davon tragen über Alles, was die Menschheit etwa noch erfinden mag.«

Versmissen war nicht eben aufgelegt, sich in die Stimmung des stark gealterten Veters zu versenken, obwohl er sehr gut begriff, daß die Verhältnisse ihn auf diesen Gedankengang hinleiten mußten. Er zog es deshalb vor, statt Mathias Grant zu antworten, sich fragend an dessen Tochter zu wenden, die offenbar mehr zum Schweigen in unklaren Gefühlen, als zum Denken und Grübeln geneigt war.

»Haben die Neapolitaner nicht ein Recht, zu sagen, ihre Heimath sei ein Stück Himmel, das sich auf die Erde niedergelassen habe, um in den Herzen der Bewohner derselben immer die Sehnsucht nach dem Leben im Himmel lebendig zu erhalten?«

Felicia reichte dem Vetter schweigend, aber beistimmend die Hand. Ueber dem Eingang zur Höhle brach sich eine Welle.

»Wir müssen aufbrechen,« sagte der Marinaro, welcher den Kahn führte, der Versmissen und Felicia trug. »Ein Luftzug in der Ferne bewegt das Meer. Sollte es nach einiger Zeit Wellen schlagen, so würden wir Gefangene der Azurgrotte sein, deren Geister schon Zahllose in ihr unterirdisches Reich entführt haben.«

Grant lächelte über den Aberglauben des Marinaro, gab aber zugleich auch zuerst das Zeichen zum Aufbruch, indem er sich wieder im Nachen ausstreckte.

Während der Ausfahrt aus der Grotte richtete Versmissen abermals zärtliche Worte an Felicia. Diese wagte keine Entgegnung, bis sie die warme Luft des Junitages wieder um Stirn und Wangen fächeln fühlte. Da erst richtete

sie sich auf, entfernte die Hand des Veters, die wieder ihre Taille umfing, und sagte, einen ernsten Blick auf ihn richtend:

»Sie vergessen, Ludwig, daß meine Mutter es vorzog, ohne uns in Rom zu bleiben! Als Tochter müßte ich mir eigentlich Vorwürfe machen, daß ich dem Vater folgte und die Mutter verließ. Es geschah nur auf Zureden des Vaters, dem ich ja mindestens eben so viel Gehorsam schuldig bin, wie meiner Mutter. Es wird aber ein Tag kommen, wo auch diese zeitweilige Trennung wieder aufhört, und dann, dann erst darf ich hören und verstehen, was Sie zu sagen sich erdreisteten.«

Versmissen erschrak über diese Zurechtweisung, grollen aber konnte er der anmuthigen Cousine nicht. Er mußte ihr eher dankbar sein, daß sie nicht anstand, ihn mit zarten Worten aufmerksam zu machen auf eine Trennung, die sie geistig schied und auch in Zukunft immer scheiden mußte. Felicia war Katholikin, Versmissen Protestant. Ganz dasselbe Verhältniß fand zwischen Mathias Grant und Leontine statt und hatte beiden Gatten unzählige trübe, ja wahrhaft entsetzliche Stunden verursacht. War Felicia auch überzeugt, daß Ludwig Versmissen weniger hartnäckig in seinen Behauptungen, weniger schroff in seinen Meinungsäußerungen sein werde, als ihr eigener Vater; so wollte sie ihm durch Schweigen doch kein Recht zu irgend welcher Hoffnung geben. Was ihr sonst zu thun obliegen möge, das wußte Felicia augenblicklich selbst noch nicht. Sie fühlte sich frei,

ungebunden, obwohl ihr Herz schon oft in unruhige Bewegung gerieth, wenn sie des ersten, in Triest verlebten Herbstes gedachte. Da sie zu bemerken glaubte, daß Ludwig bestürzt sei, wandte sie sich nach einer Pause nochmals zu ihm.

»Läßt der Vater sich halten,« sprach sie, »so wollen wir noch recht viele angenehme Tage mit einander erleben. Und ich hoffe, es wird wenig Mühe kosten, ihn an Sorrent, Neapel und Pompeji zu ketten. Der Graf Montalto ist für ihn ein ganz passender Umgang, selbst die Gräfin wird ungeachtet ihrer Melancholie und ihres oft peinlichen Schweigens ihn doch immer wohlthuend anregen. Beide geben seinem Geiste Nahrung und veranlassen ihn, sich mit der Gegenwart zu beschäftigen, während er die Vergangenheit noch einmal an seinem Blick vorüberziehen läßt. Gestern erst hörte ich ihn den Wunsch äußern, er möge Schloß Montalto sehen. Der Graf schien diesen Wunsch nicht zu theilen, wenigstens widersprach er lebhaft. Allein der Vater wird schwerlich nachgeben, sollte er auch im Falle dauernder Weigerung des Grafen die Reise dahin ganz allein antreten müssen.«

»Würden Sie Ihren Vater nicht begleiten?« warf Versmissen ein.

»Ohne Zweifel, wenn er es gestattete.«

»Und pflichten Sie dem Vater bei?«

»Ich sehe keinen rechten Grund, der ihn von einer solchen Ausflucht in's Gebirge zurückhalten sollte.«

»Liebe Cousine,« sagte Versmissen, »ich werde mir die Freiheit nehmen, mich diesmal mit dem Grafen gegen

meinen Vetter zu verschwören. Damit Sie mich aber keiner heimlich eingeleiteten Intrigue beschuldigen können, mache ich Ihnen gleich jetzt Anzeige von meinem Vorhaben.«

»Im Ernst?« fragte, noch immer ungläubig Felicia.

»Im bittersten Ernst!« erwiderte Versmissen.

»Doch nicht aus Verdruß, daß ich Ihnen vorhin ein ganz klein wenig den Text zu lesen mir erlaubte?«

»Im Gegentheile, aus reiner Dankbarkeit und Liebe!«

Felicia schlug verlegen die Augen nieder.

»Aus Dankbarkeit und Liebe zu Ihrem Vater, Felicia!« fuhr Ludwig Versmissen fort. »Einer unglaublich großen Gefahr ist mein braver Vetter, glaub' ich, entgangen, ehe sie ihn fest umstrickte, sich einer zweiten in die Arme stürzen wollen, wäre mehr wie unbesonnen.«

Felicia lachte übermüthig.

»Werden Sie feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln?« sagte sie schalkhaft. »Bitte, Vetter, geben Sie sich mit einem so wenig rentablen Geschäft nicht ab, wie Freund Guttmann sagen würde! Ich danke Ihnen, wenn Sie mir ein heiterer, belehrender Gesellschafter bleiben wollen, für den Vater aber wollen wir doch den ehemaligen Rathsherren sorgen lassen!«

»Wenn Sie nur überzeugt sind, daß ich es ernst mit dem Vetter meine, beruhige ich mich schon,« versetzte Ludwig. »Ich weiß, Grant spricht mit mir, ehe er Sorrent verläßt, und für die Folgen eines solchen Gespräches unter ehrlichen Freunden sollen Sie nicht verantwortlich gemacht werden!«

Die Marine von Capri war erreicht, die Nachen liefen neben einander auf den Strand und bald wanderte die Gesellschaft wieder der kleinen Stadt zu, deren Häuser sich, von Palmen umrauscht, malerisch über einander thürmen.

ZWEITES KAPITEL. AUFSCHLÜSSE.

Graf Montalto und seine Schwester Angela bewohnten seit Kurzem ein und dasselbe Haus mit Mathias Grant und dessen Tochter. Es lag auf hohem Fels dicht am Meere. Die Aussicht über den Golf von Neapel, auf den Städtetekranz rings um diesen zauberischen Meerbusen, auf die Hauptstadt, den Vesuv und die Inseln war unvergleichlich und gewährte im Wechsel des Lichtes immer neuen Genuß. Wenige Häuser entfernt hatte schon längere Zeit Ludwig Versmissen sein Atelier aufgeschlagen. Er war sehr fleißig, verkehrte viel mit den ebenfalls in Sorrent lebenden Brüdern Maffei und kam bisweilen auch mit Manfred zusammen, der es vorzog, in dem geräuschvollen Neapel sich aufzuhalten, um dort Studien zu machen.

Einige Tage nach dem Besuche der Insel Capri finden wir Mathias Grant mit seinem Vetter im Gespräch auf dem flachen Dache der so schön gelegenen Villa auf- und abwandelnd. Der Duft blühender Orangenbäume, die üppig in den fruchtbaren Erdritzen des Felsens wuchsen, der seinen Fuß in violetterem Meere badete, erfüllte die Luft mit süßem Arom. Das Meer war nur wenig bewegt, so daß die ganze, so unendlich malerische Umgebung des

Golfes sich darin spiegelte und die fliegende Rauchsäule des Vesuv wie ein breiter purpurner Wimpel unter den Wogen wie in der Luft fortzuflattern schien.

»Deine Frage, liebster Vetter, bewegt mich mehr, als Du vermuthen wirst,« sprach Mathias Grant, an die Umfriedigung des Daches tretend und auf das vor seinen Augen sich ausbreitende Panorama hinausblickend. »Von Felicia hörte ich schon, daß zwischen Euch dies unerquickliche Thema berührt worden sei. Leider ist das Geschehene nicht zu ändern, und manchmal glaube ich sogar, es ist besser, daß es so kam. Was soll ich länger ein Geheimniß daraus machen? Du wenigstens magst es wissen. Leontine hat sich freiwillig von mir getrennt! . . . «

»Ich fürchtete es,« sagte Versmissen, »und ich ahne auch, was sie zu diesem Schritte veranlaßt haben mag.«

»Die eigentliche Veranlassung kannst Du unmöglich ahnen,« fuhr Grant fort. »Daß wir seit Jahren schon nicht mehr in unsern Ansichten harmoniren, ist Dir bekannt von früher her. Schon damals verschwieg ich Dir nicht meine Betrübniß darüber, so wie ich auch auf die muthmaßliche Quelle hindeutete, welche immer von Neuem die Pflanze der Zwietracht befruchtete, die zwischen uns aufgeschossen war. Zu spät habe ich eingesehen, daß ich ursprünglich, freilich ohne es zu wollen noch zu ahnen, den Samen zu dieser Saat der Zwietracht mit eigener Hand ausstreute. Das, was wir Toleranz nennen, hat ihr den fruchtbarsten Boden zugeführt. Der wahre Protestant kann ohne Toleranz nicht leben. Gibt er sie auf,

so hört er auch auf, im wahren Sinne des Wortes Protestant zu sein. Ganz anders bei dem ächten Katholiken. Die römisch-katholische Kirche kennt die Toleranz nicht und darf sie auch nicht kennen. Ihr Himmel verflüchtigt sich ja in Nichts, wenn sie Andersgläubige duldet. Todtschlagen, völlig vernichten kann sie diese allerdings nicht, dafür spricht sie ihnen die Seligkeit ab. Die Consequenzen dieser Lehre sind von ganz unberechenbarer Tragweite, und ihre Schwere macht sich nirgends fühlbarer, stiftet nirgends größeres Unheil, als bei gemischten Ehen, wenn der eine Gatte bigott katholisch ist oder wird, der andere sich einer unbegrenzten Freisinnigkeit in Bezug auf alle religiösen Fragen zuneigt. Die römisch-katholische Kirche hat nichts Größeres, nichts Heiligeres zu thun, als die Nichtgläubigen, die von ihr Abgefalle- nen, die Dissidenten, die Lauen zu der von ihr mit unwandelbarer Hartnäckigkeit festgesetzten Lehre zu bekehren. Wo dies nicht gelingt, muß sie Trennung des noch ganz oder nur halb Gläubigen vorbereiten, damit der eine Theil wenigstens gerettet werde. Ich würde diesen Einfluß, diese Macht der Kirche weniger schwer empfunden haben, wäre ich nicht so leichtsinnig gewesen, aus reiner Gefälligkeit gegen Leontine mir die väterliche Gewalt über das eigene Kind entwenden zu lassen.«

»Hängt Felicia nicht mit inniger Zärtlichkeit Ihnen an?« sprach Ludwig Versmissen, als Grant seufzte. »Sie verehrt, sie liebt Sie, oder ich müßte sie für eine vollendete Heuchlerin halten.«

»Felicia ist ein gutes Kind, eine brave Tochter,« fuhr Grant fort, »aber gerade, weil sie es gegen mich, den vorurtheilslosen, freisinnigen Mann ist, habe ich die Gattin, hat meine Tochter die Mutter verloren.«

»Das wäre ja entsetzlich!« rief der Maler entrüstet aus.

»Ich finde es mehr traurig, als entsetzlich,« erwiderte Grant, »denn mich lehrt diese einzige Thatsache, die das Leben, das Glück eines einzelnen Mannes größtentheils vernichtet, daß alle Diejenigen, welche das wahre Wohl der Völker schon dem Schooße der Zukunft sich entwinden sehen, sich in einem fürchterlichen Irrthume befinden. . . . Was liegt an dem Wohle eines Einzelnen? Wer fragt nach mir und meinen Seelenleiden, die ich unter einem glücklichen Himmel zu vergessen suche, obwohl es mir nicht recht gelingen will! Das Ganze sieh an, den Bau betrachte, der auf solchen Grundsätzen ruht, und dann stelle die Frage an Dich: wie soll die *Welt* sich gestalten, wenn es bleibt, wie es war, und wenn dieser Ueberzeugung selbst der höchste Priester der Christenheit das eigene Herz, vielleicht die Ruhe seines Gewissens zum Opfer bringt?«

»Pater Radom hätte also doch Recht?« warf Versmissen ein. »Aus seinem eigenen Munde hörte ich, daß dieser Rausch verfliegen, daß Alles wieder in die alten Geleise zurückkehren werde.«

»Lügen strafen läßt sich der Mann nicht,« nahm Grant abermals das Wort, »indeß möchte ich mich doch noch

lange nicht überwunden geben. Was mich in diesem augenblicklich beschwichtigten Kampfe des ewig schaffenden Weltgeistes mit der von klügelnden Menschen erfundenen und heilig gesprochenen Form am meisten interessirt, ist die wunderbare Macht, welche dieser an sich doch ganz todten Form noch Leben einhaucht. Als ich vor Jahren zum ersten Male die ewige Stadt besuchte, war es Liebe zur Kunst und Hochachtung vor einer großen geschichtlichen Vergangenheit, die mich die weite Reise machen ließ. Das kirchliche Treiben betrachtete und behandelte ich völlig als Nebensache. Für mich waren das Alles längst abgethane Dinge. Ich hielt das Papstthum für wenig mehr, als für eine interessante Ruine, die man sich gern einmal ansieht, an der man gleichsam herumklettert, die man befühlt, bemeißelt und von der man sich schließlich ein kleines Andenken mitnimmt. Meinen Irrthum sah ich erst ein, als ich mit Pater Radom in lebhaft Debatten mich verwickelte. Es überfiel mich die erschreckende Ahnung, daß man im protestantischen Norden dies Rom, wie es wirklich ist, eigentlich gar nicht kenne, und daß man sich viel zu wenig um dasselbe bekümmert. Freilich bestritt und läugnete ich mit Entschiedenheit die Macht des Vatican, den Beweis aber, daß diese Macht, wenn überhaupt noch vorhanden, doch im Absterben begriffen sei, mußte ich meinem Gegner schuldig bleiben. Ich hätte leichteres Spiel gehabt, wäre damals Pius schon Papst gewesen. Mit einem Hinweis auf die Reformen dieses wohlwollenden Mannes würde Pater Radom haben verstummen müssen. . . . Was ich von dieser

Bewegung hielt, habe ich Dir mitgetheilt. Du weißt, es zog mich unwiderstehlich fort nach Rom, und ohne das Unglück mit dem Brande, das mich fest in der Heimath hielt, wäre ich noch lange vor Dir dahin wieder zurückgekehrt. Daß ich diesen Wunsch nicht verwirklichen konnte, beklage ich erst jetzt aus tiefster Seele.«

»Meinen Sie, es würde Ihnen möglich geworden sein, den häuslichen Zwist zu schlichten, ehe er sich bis zum Bruche erweiterte?«

»Wenigstens wäre *das* unterblieben, *was* geschah, weil ich die handelnden Personen nicht kannte oder nicht errieth,« fuhr Grant mit Lebhaftigkeit fort. »Du erinnerst Dich meiner brieflichen Eröffnungen von Triest aus, nachdem ich in den Besitz des von Giovanni Morazzi herührenden Briefes an Frontelli oder, wie man ihn eigentlich nennen sollte, an Freiherrn von Radom gekommen war. Ich hätte mich selbst absichtlich verblenden lassen müssen, hätte ich noch zweifeln wollen, daß feindlich gesinnte Menschen mich umschlichen. War es nicht Absicht dieser geheim Wirkenden, mich zu verderben, so konnten sie nur bezwecken, mich von ihrem Willen abhängig zu machen, meinen eigenen Bestrebungen entgegenzuarbeiten und so die ihrigen zu fördern. Möglich ist es auch, daß ich unbewußt ein wirksames Werkzeug in ihrer Hand sein und in der Meinung, ich wirke und arbeite für meine eigenen Ideen, den ihrigen zu Macht und Ansehen verhelfen sollte. Jedenfalls war es den unversöhnlichen Feinden aller Aufklärung vortrefflich gelungen, Terrain zu gewinnen. Ich ahnte nichts von den Schlingen,

die mich auf allen Seiten umgaben, ich wäre sogar ohne Arg fortgefahren, mich selbst mit zu verfolgen, hättest Du mir nicht so tiefgehende Mittheilungen über die Gesellschaft gemacht, deren hervorragendste Mitglieder im Salon der deutschen Marquise zusammenkamen. Noch jetzt, lieber Vetter, lobe ich Deine Vorsicht, die gerade die allerwichtigsten Thatsachen einem besonders versiegelten Billet anvertraute. Du hattest diese Winke, die mich theils aufklären, theils warnen, theils vorsichtig machen sollten, nur für mich bestimmt. Ein Zufall ließ mich Dein Billet verlieren und dieser unselige Zufall spielte es Leontine in die Hände.«

»Ist das gewiß?« unterbrach Ludwig den Cousin.

»Leontine hat es mir erst vor einigen Monaten aus eigenem Antriebe gestanden, daß sie mit dem Inhalte Deines Billets ganz genau vertraut war.«

»Ja dann, dann begreife ich Alles!« rief Versmissen aus.«

»Ohne daß ich eine Ahnung von ihrem Wissen haben konnte,« sprach Grant weiter, »benutzte sie die Winke, welche mich in die geheimen Machinationen einweihten, die im Salon der Marchesa von Castelcaccio ersonnen wurden. In ihrem blinden Eifer, der von Frevlern verfolgten Kirche einen Dienst zu leisten, welcher allein schon zur ewigen Seligkeit verhelfen könne, ward Pater Lorchheimer durch Leontine von Allem unterrichtet, was Du mir unter dem Siegel des Geheimnisses über die Vergangenheit der Marchesa, über ihr Verhältniß zu der Familie Radom, über Frontelli, Eustachius und Andere schriebst.

Lorchheimer, mein alter Feind, correspondirte auf Grund dieser Angaben mit Giovanni Morazzi, wahrscheinlich auch mit Pater Radom und Vestucci, zog Emerentia von Seidenblatt, die neue und sehr werkhätige Convertitin, mit in's Geheimniß, und legte mir durch dies geschlossene Zusammenwirken so viele Contreminen, daß ich völlig umsonst arbeiten mußte. Da erfolgte die erschütternde Katastrophe in Wien, die mich wie alle diejenigen, welche im gemessenen Fortschritt allein das Ziel erkannten, dem man zustreben müsse, um das alte Regime zu zerbrechen, das stachius und Andere schriebst. Lorchheimer, mein alter Feind, correspondirte auf Grund dieser Angaben mit Giovanni Morazzi, wahrscheinlich auch mit Pater Radom und Vestucci, zog Emerentia von Seidenblatt, die neue und sehr werkhätige Convertitin, mit in's Geheimniß, und legte mir durch dies geschlossene Zusammenwirken so viele Contreminen, daß ich völlig umsonst arbeiten mußte. Da erfolgte die erschütternde Katastrophe in Wien, die mich wie alle diejenigen, welche im gemessenen Fortschritt allein das Ziel erkannten, dem man zustreben müsse, um das alte Regime zu zerbrechen, das der politische Absolutismus im Bunde mit dem römischen Klerus aufgerichtet hatte und um jeden Preis aufrecht zu erhalten entschlossen war, höchlichst bestürzte. Vorsichtiges Einlenken, behutsames Zurückhalten war jetzt geboten. Ich selbst rieth eifrig dazu, machte mich sogar anheischig, selbstthätig einzugreifen. . . . Es schien, als sei man geneigt, meine Vorschläge in Erwägung zu ziehen. Die einflußreichsten Personen zeigten mir ein Vertrauen,

das mich stolz und mittheilend machte. ... Ich sprach offen, was ich unter der neuen Weltconstellation für die höchste Aufgabe einer weisen Regierung halte. Ich bevorzugte jede freisinnige Regierungsmaxime; ich deutete zuletzt auf die Nothwendigkeit einer freieren Bewegung auf kirchlichem Gebiete hin, indem ich den Papst selbst als die von der Vorsehung berufene Persönlichkeit bezeichnete, deren Beispiel der weltliche Staat nachzuahmen nicht bloß das Recht, sondern sogar die Verpflichtung habe.«

»Und man kam Ihnen höchsten Orts entgegen?« fragte Versmissen.

»Man entschloß sich, mich gleichsam als officiösen Horcher nach Rom zu senden,« fuhr Grant fort. »Die Form für eine solche Sendung war bald gefunden. Peregrin Guttman war für die guten Dienste, die er dem heiligen Stuhle in finanziellen Angelegenheiten geleistet hatte, durch eine Ordensdecoration ausgezeichnet worden. Dafür mußte man erkenntlich sein, und so erhielt ich zuvörderst den Auftrag, ebenfalls das diamantgeschmückte Ordenskreuz einem Prälaten zu überbringen, welcher die Decorirung Guttman's vorzüglich lebhaft betrieben hatte. Ueber mein Bekenntniß sah man dabei scheinbar hinweg, in der That und Wahrheit aber verfolgte man mit meiner Sendung einen Zweck, der meinen Instructionen geradezu entgegenlief und diese in sich vernichtete.«

»Ahnten Sie denn von alledem gar nichts?« unterbrach der Maler Mathias Grant.

»Es war für einen Mann von Herz, der für eine tiefe Ueberzeugung, für eine große Idee zu wirken sich vorgenommen hatte und den man in diesem Vorhaben auf das Freundlichste unterstützte, nicht der geringste Grund vorhanden, daß man ihn nur entfernen wollte, um ihn in einem Lager zu beschäftigen, in welchem hundert Magnete ihn festhielten,« entgegnete Grant. »Durch zahllose Spione über die Verhältnisse genau unterrichtet, sah man in den maßgebenden Kreisen voraus, daß es auch in Rom zu einer Katastrophe kommen müsse. Nur in der Stunde hatte man sich verrechnet. Es war Absicht gewesen, mich dieselbe mit erleben zu lassen. Als ich in der ewigen Stadt ankam, gab es bereits keine päpstliche Regierung mehr. Der heilige Vater selbst war unterwegs nach Gaëta. Dich, die Freunde und alle Bekannte suchte ich vergebens. . . . Ihr wart alle geflüchtet, und da auch meine Briefe verloren gegangen oder unterschlagen worden waren, konntest Du nicht wissen, daß ich Dir so nahe sei.«

»Ich hatte aber doch die Vorsicht beobachtet, in meiner Wohnung den ungefähren Aufenthalt, den ich wählen würde, anzudeuten.«

»Freilich hattest Du das,« sprach Grant, »allein Nutzen konnte ich nicht davon ziehen. Ich ward von den Personen, welche nach der Flucht des Papstes die Zügel der

Regierung ergriffen hatten, beargwohnt. Daß ich Protestant war, schützte mich nicht. Die Papiere, die Instructionen, die ich bei mir führte, mußten mich jenen Radicalen verdächtig machen, weil sie von klugem Nachgeben, von geschmeidigem Einlenken sprechen. Die neurömische Republik aber wollte nicht einlenken, sondern auf den Trümmern des heiligen Stuhles ein neues Reich der Freiheit, einen großen italienischen Freistaat nach altem Muster gründen.«

»Armer Vetter!« sprach Ludwig Versmissen. »Voll schöner Hoffnungen, voll größter Erwartungen hielten Sie Ihren Einzug in Rom als Abgesandter eines mächtigen Staates, der sich anstellte, die alten, veralteten und verrotten Formen, in denen er sich mühsam fortbewegte, zu zerbrechen, und das römische Volk erklärte Sie zu seinem Gefangenen!«

»Mit schauderndem Entsetzen denke ich an diesen, meinen zweiten römischen Aufenthalt,« fuhr Grant fort, »obwohl ich nie unwürdig behandelt wurde. Ich konnte nicht verlangen, daß die neuen Gewalthaber mir vertrauen sollten. Diejenigen, mit denen zu verkehren, Zweck meiner Mission war, hatten ein freiwilliges Exil der Einkerkierung, vielleicht dem unabwendbaren Tode vorgezogen. Ich mußte mir noch Glück wünschen, daß ich bewacht und vor Insulten geschützt ward. ... Es waren schwere, schreckliche Wochen und Monate, die ich erst in dem fanatisch aufgeregten, später in dem belagerten, zuletzt in dem erstürmten, von fremden Truppen besetzten Rom verlebte. In jenen Tagen der Prüfung verrieth sich

Leontine aus Furcht, es könne ihr etwas Schreckliches begegnen; denn was sie mit Augen sah, hatte sie weder erwartet, noch je für möglich gehalten. Da sie mich ebenfalls trüb und niedergeschlagen sah, und mir zuweilen wohl einzelne unbedachtsame Aeußerungen in meinem Unmuth entschlüpft sein mögen, die sich Leontine zu Gunsten ihrer Partei oder doch des Katholicismus deuten konnte; so glaubte sie, der Zeitpunkt, mich vollends zu sich herüberzuziehen, sei gekommen. Aus ihren Gesprächen und Vorschlägen erfuhr ich, daß ihr von Allem, was ich durch Dich wußte, nichts unbekannt war, und aus gewissen Wendungen errieth ich die Quelle ihres Wissens. Von mir gedrängt, läugnete sie nicht. Sie gestand, Dein Billet an mich gelesen, es sogar copirt zu haben. Wie viele Abschriften dieser Copie sie wieder an Gleichgesinnte verschickt haben mag, wollte ich nicht untersuchen. Die Erbitterung machte mich verstummen, der Groll, der von mir Besitz nahm, hielt gleichen Schritt mit dem Hasse, den ich mehr und mehr gegen alles Priesterregiment, gegen allen priesterlichen Einfluß in mir wachsen fühlte. . . . Das also waren die Ergebnisse eines mehr als zwanzigjährigen Zusammenlebens, das wie kein anderes die Herzen zu veredeln, die Seelen zu adeln berufen und geeignet ist! Mich ergriff ein Abscheu vor der Ehe, da ich diese menschlich schönste Vereinigung, diese heiligste Verbindung zwischen zwei Individuen so schändlich entweiht sah! . . . War etwas nur entfernt Aehnliches denkbar zwischen zwei Gatten, die ein und demselben religiösen Bekenntniß angehörten? . . . Die gesunde Vernunft

des allereinfachsten Menschenverstandes antwortete immer und immer mit einem schreienden Nein! auf diese Frage.«

»Erschrak Leontine nicht vor den Wirkungen ihres nie zu rechtfertigenden Verfahrens?« fragte Ludwig Vermis-sen den sehr aufgeregten gewordenen Vetter.

»Darin eben liegt gerade das Grauenhafte der Gewalt, welche der römische Klerus über die Seelen und Herzen derer besitzt, die ihm ganz verfallen sind, daß sie auch dann triumphiren und stolz sich emporrichten, wenn ein sogenannter Sieg Andersdenkende namenlos unglücklich macht,« versetzte Grant. »Ich war und blieb ja verloren, verdammt in ihrem Sinne, wenn ich meinen Ueberzeugungen treu blieb, von meinen Bestrebungen mich nicht abbringen ließ! Was ich beklagte, vermaledete, das pries Leontine, und als ich in meinem höchsten Schmerz auf Felicia hinwies, die nicht Zeuge meiner Leiden war, da sprach sie mit unerschütterlicher Seelenruhe: Nun, der allerheiligsten Madonna sei Dank, dies Kind wäre doch wenigstens gerettet!«

»Welch' ein trauriger Irrthum!« rief Ludwig betrübt.

»Dies Wort war entscheidend,« fuhr Grant fort. »Ich stellte Leontine eine Frist, innerhalb welcher sie sich erklären sollte, ob sie, ihr mir zugefügtes Unrecht einsehend, mich um Verzeihung bitten wolle. Ich machte ferner zur Bedingung unseres Zusammenbleibens gänzlichen Bruch mit jedem Priester ihrer Kirche; ich verlangte kategorisch, daß nie wieder ein Geistlicher unsere gemeinschaftliche Wohnung betreten dürfe!«

»Nun, und wie lautete die Antwort der Cousine?«

»Du kannst sie, wenn es Dich besonders interessirt, gelegentlich selbst lesen. Um sich zu entscheiden, bedurfte Leontine nur wenige Stunden des Nachdenkens. Der Brief, den ich von ihr erhielt, nannte mich kalt Herr und gab mir in der Anrede das respectvolle Sie, das wahrlich nicht zum Herzen spricht. Natürlich war *sie* vollkommen im Recht, ich allein der schuldige Theil. Sie behauptete, daß meine Forderungen mich für immer von ihr scheiden und so lange scheidest müßten, bis ich mich bekehre. Damit ich in mich gehen könne, überlasse sie mich mir selbst. Um ungestört für mich beten zu können, werde sie sich vorläufig in ein Kloster zurückziehen und Felicia werde sie in dies stille Asyl schmerzgesättigter Seelen begleiten.«

»Felicia weigerte sich, dem Verlangen ihrer Mutter Folge zu leisten?«

»Ich gab meiner Tochter den Brief Leontine's und stellte ihr die Entscheidung völlig anheim. Du sollst nicht gezwungen werden, sprach ich zu ihr, Dein Verstand soll prüfen, Dein Gefühl den Ausschlag geben. Wozu Du Dich auch entschließen magst, die Liebe Deines Vaters bleibt Dir überall gewiß, geleitet Dich in's Kloster, wie in die Welt! . . . Die Antwort Felicia's liegt in ihrer Anwesenheit. Ich setzte Leontine von dem Entschlusse unseres Kindes ebenfalls schriftlich in Kenntniß. Auf diese Anzeige hin verließ sie unsere Wohnung, ohne Abschied von mir

zu nehmen. Sie begab sich wirklich in ein Ursulinerconvent, in welchem verschiedene Landsleute lebten. Wahrscheinlich hält sich die Verblendete noch jetzt daselbst auf; denn die ewige Stadt ist ja wieder zurückgekehrt zu jenem schönen Gehorsam, den die Klerikalen zur alleinigen Rettung aus den Krallen des Antichrist für nöthig halten.«

»Freilich,« erwiderte Versmissen, »der Papst thront wieder im Vatican, die Priester haben obgesiegt mit Hilfe fremder Bayonette, aber das Volk in Rom, was sagt dies zu dieser neuesten Verwandlung? Ist es froh, daß Ciceruacchio seinen Tod auf der Flucht gefunden hat? Daß die Gefängnisse wieder mit politischen Verbrechern gefüllt sind, die Galeeren sich wieder mit Kettenträgern aller Stände bevölkern? Begehrt es ein einziges Mal seit dem traurigen Einzuge des heiligen Vaters dessen Segen? ... Jubelt dem einst Vergötterten nur *eine* Stimme zu, wenn er in feiner Staatskarosse durch die Straßen fährt? ... Ist das ein Sieg oder eine Niederlage des Geistes, der die Kirche belebt und der sie ausbreiten soll über den ganzen Erdkreis? Oder welchen andern bezeichnenden Namen müssen wir dieser eigenthümlichen Umgestaltung, diesem todten Leben im neuen hohenpriesterlichen Rom geben?«

»Dein Freund Grevenhusen hat ihn schon gefunden,« versetzte Mathias Grant. »Was sich damals der stauenden Welt offenbarte, als Pius zum ersten Male das zum Quirinal strömende Volk segnete; was Du selbst mit erlebtest, als es denselben historisch so merkwürdigen

Platz stürmend, fluchend, mordend in Besitz nahm, und was die lächelnden Sieger in Priesterrock und Kutte jetzt wieder zur Ehre Gottes dort beschließen, damit sie es als neue Segnung dem Erdenrunde schenken können: das Alles sind Kinder *eines* Vaters, *eines* Geistes, der so unwandelbar zu sein scheint, wie die ewigen Gesetze der Natur. Dieser Geist wohnt heute wieder im Vatican, wie in der Sterbestunde des sechszehnten Gregor, und wir müssen nun abwarten, wie sich seine Kinder entwickeln werden, wenn sie erst mehr heranwachsen.«

»Und wenn sie stürben? Wenn keins am Leben bliebe?« fiel Versmissen ein.

Mathias Grant zuckte die Achseln und lehnte sich an das Geländer des Daches, das ihnen zum Spaziergange diente. Dann streckte er die Hand aus und deutete auf den mehr und mehr verfliegenden Rauchwimpel, der vom Krater des Vesuvs her über den Golf zog.

»Es wäre möglich, daß der Vatican in diesem Falle nur noch als Mausoleum eine unwiderstehliche Anziehungskraft für alle Wallfahrer nach Rom besäße,« sagte er. »So gewiß, als eines Tages die Flammen im Krater jenes Feuerberges erlöschen, so gewiß zünden dereinst auch die Blitze nicht mehr, die man im Vatican schmiedet! Die Kinder des Vatican, die ehemals, bewaffnet mit diesen Blitzen, allmächtig waren auf Erden, sie sind jetzt lahm und schwach geworden, und die sich noch frisch und kräftig fühlen, werden sich emancipiren von der Herrschaft ihres Vaters und aus Pietät dereinst an seinem Sarge Todtengräberdienste verrichten.«

Ueber das Geländer der Treppe, welche aus dem Hause auf's Dach geleitete, erhob sich jetzt ein Frauenkopf, den ein schimmerndes Tuch turbanartig umwand. Es war die Gräfin Montalto. Als Grant die gewöhnlich sehr ernsthaftige Dame erblickte, sagte er zu Versmissen:

»Wir wollen die Gräfin nicht belästigen. Sie pflegt um diese Stunde gern längere Zeit allein hier auf und ab zu wandeln. Begleite mich an den Strand. Da sind wir ungestört und Niemand belauscht uns. Du kannst mir dann noch den Rest der Ereignisse mittheilen, welche die bedauernswerthe Dame den Bruder in Rom vermuthen ließen, und die sie auf den seltsamen Gedanken brachten, die Rolle einer taubstummen Sibylle zu spielen, um unerkannt und unverfolgt zu bleiben.«

DRITTES KAPITEL. VON DER DEUTSCHEN MARQUISE.

Durch eine pittoreske Felsschlucht mit üppiger südlicher Vegetation steigt von Sorrent ein schmaler Pfad zum Meere hinab. Diesen Pfad schlug Grant mit seinem Vetter ein. Auf der Sohle der schmalen Schlucht liegen ein paar kleine, weiß getünchte Häuser, in denen Schiffer wohnen. Im kleinen Hafen, welchen die See in's Land gewühlt hat, schaukeln stark gebaute Boote, welche Eigenthum der Schiffer sind, und die häufig von den in Sorrent lebenden Fremden zu Ausfahrten benutzt werden.

»Die Luft ist balsamisch mild,« sprach Grant. »Dort lehnt Pandolfo unthätig an der Thür. Laß uns ihn anrufen und ein Stündchen mit ihm segeln. Auf durchsichtiger

Meerfluth, angesichts dieser wundervollen Natur, dieses Eden auf Erden, plaudert sich's am Besten!«

Pandolfo war gleich bereit, den Wunsch der Fremden zu erfüllen. Er lös'te die Kette und hißte das Segel auf, und nach Verlauf weniger Minuten tanzte das Boot auf den funkelnden Wellen die prachtvolle Küste entlang, die immer neue, fesselndere Ansichten darbot.

»Die Marchesa von Castelcaccio war in ihrer Jugend bekanntlich keine Heilige,« begann Versmissen, an Grant's Aufforderung anknüpfend. »Als junges Mädchen lebhaft, sinnlich und leichtsinnig, vergaß sie schon frühzeitig, was sie ihrem Rufe schuldig war. Dadurch kam sie in's Gerede, und wenn auch die Männerwelt nicht mit gleichgiltigem Auge das junge Mädchen betrachtete, wollte sich doch kein treuer Verehrer mit ernsthaften Absichten für sie finden. Gerade dies Ausbleiben eines Bräutigams mochte sie jenen unüberlegten Schritt thun lassen, der sie ihren Verwandten entfremden mußte. Der Baron Coriolan von Radom führte Monica auf dem kürzesten Wege nach Italien. Er hatte dort unter der höheren Geistlichkeit Freunde und Verwandte, durch deren Fürsprache er sich eine einträgliche Stelle zu erringen gedachte. Dieser Plan mißglückte jedoch, weil Coriolan ein durchaus unzuverlässiger Charakter war, der zwar mit größter Bereitwilligkeit hundert Versprechungen gab, nie aber eine einzige hielt. Monica war nicht viel besser. Auch ihr behagte ein leichter Lebenswandel. Der Moment galt ihr Alles. Im Augenblick des Genusses konnte sie den besten Freund verläugnen, das edelste Herz verrathen.«

»Wie es scheint, hat die Frau diese Naturanlage mit Unterstützung ihrer Freunde später zur Meisterschaft ausgebildet.« meinte Grant. »Denn wenn nur der achte Theil dessen begründet ist, was man der Marquise nachsagt, so muß es Lebensaufgabe für sie gewesen sein, im Gewande der Demuth und Frömmigkeit Böses zu thun.«

»Zu loben ist jedenfalls weder ihr Wandel, noch ihr Wirken,« fuhr Ludwig Versmissen fort, »ich neige mich aber immer mehr der Ansicht Grevenhusen's zu, welcher an der Ueberzeugung festhielt, daß gerade so geartete Charaktere der Fortentwicklung der Welt weit förderlicher seien, als die ganz reinen, untadelhaften, die ohne Arg immer die Wahrheit sagen und, weil sie nie zurückhaltend auftreten, nur selten das Ziel ihres edlen Strebens erreichen. Wie dem nun auch sein mag, Monica von Seidenblatt verstand es, ihren Entführer geraume Zeit zu fesseln. Fast immer auf Reisen, lernte die Dame eine Menge interessanter und vornehmer Personen kennen, unter denen sich auch Geistliche von Einfluß befanden. Letztere erkannten sehr bald das bedeutende Talent der Baronin zu Intrigue und Verstellung, und gerade diesen war es wohl nur erwünscht, daß sie eine Vereinigung so verwendbarer Anlagen in dem Kopfe einer Ketzerin entdeckten. Die klugen Herren hüteten sich wohl, der lebenslustigen Dame mit Bekehrungsvorschlägen unbequem zu werden. Ihre Politik war umsichtiger und ganz auf den Charakter Monica's berechnet. Das Leben selbst sollte das erwählte Werkzeug dem Klerus in die Arme führen.«

»Ist die Quelle, aus welcher Du schöpfest, auch zuverlässig?« unterbrach den Maler hier Mathias Grant. »Wir sind so gern geneigt, denen, die uns nicht Gutes erwiesen, alles Schlimme zuzutrauen, und das macht uns leicht ungerecht.«

»Wenn ich Ihnen meine Quelle nenne, Vetter, werden Sie an der Wahrheit meiner Mittheilungen nicht länger zweifeln,« erwiderte Versmissen. »Die Baronin widerstrebt den Verlockungen nicht, durch die man sie zu reizen suchte. Der Marchese von Castelcaccio war Hauptmann der Nobelgarde. Seine bloße Erscheinung schon erregte Aufsehen, sein Umgang war einschmeichelnd, seine Unterhaltung entzückte. Jedermann wußte, daß der sehr reiche Marchese den Frauen gefährlich sei, und diese selbst ahnten es. Dennoch gab es unter den Klügeren und Ausgezeichneteren kaum eine, die auf die Bekanntschaft des Marchese nicht stolz gewesen wäre. Gerade die schönsten suchten einander den Rang in dem Streben abzulaufen, die Blicke des Hauptmanns auf sich zu lenken. Monica blieb nicht zurück, obwohl sie bereits Mutter zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter war, für deren Erziehung ihre vielen geistlichen Freunde großmüthig Sorge trugen.«

»Ich errathe ihre Namen,« fiel Grant ein. »Der Sohn heißt Maria Emanuele, die Tochter –«

»Gestatten Sie, Vetter, daß ich in meiner Erzählung, die gleich zu Ende ist, fortfahren darf,« unterbrach ihn Versmissen, »Coriolan von Radom war kein tadelloser Gatte,

kein zärtlicher Vater, aber er liebte Monica. Die Aufmerksamkeiten, die sie andern ihr huldigenden Männern gegenüber aus Eitelkeit nicht unterlassen konnte und wollte, machten ihn eifersüchtig. Es kam zu heftigen Auftritten, zu Drohungen, die Schlimmeres noch erwarten ließen, falls Monica ihr auffallendes Betragen nicht ändern sollte. Coriolan bewachte seine Frau mit Argusaugen und ließ sie von Andern beobachten. Was sich unter solchen Umständen vermuthen ließ, geschah. Der Baron glaubte Ursache zu haben, sich von dem Marchese von Castelcaccio für schwer beleidigt zu halten. Es erfolgte eine Ausforderung, die zu einem Pistolenduell führte. Coriolan fiel . . . Der Marchese mußte in Folge dieses Ereignisses seine Stelle als Hauptmann in der päpstlichen Nobelpolizei aufgeben. Weitere unangenehme Folgen hatte das Geschehene für den Schützling vieler Prälaten und den bevorzugten Günstling hoch angesehener Damen nicht. Es ward ihm bedeutet, sich zu entfernen, und der Marchese reis'te auf seine Besitzungen in Calabrien ab.«

»Und Monica?« fragte Grant.

»Die so plötzlich zur Wittwe gewordene Dame ward durch jene befreundeten Prälaten, die sich ihrer Kinder so liebevoll angenommen hatten, von dem betrübenden Vorgange unterrichtet, Trost aber spendeten diesmal die Priester der Erschrockenen nicht. Es konnte nicht schwer fallen, die ganze Wucht des Geschehenen, die Last der Blutschuld der Wittve zuzuwälzen. Ein Criminalprozeß, Verurtheilung, Gefängniß, vielleicht noch Schlimmeres

drohten in der Ferne. Verarmung, gänzlich Verlassen-sein konnte nicht ausbleiben, und die mit dem Tode des beleidigten Gatten schon schwer genug Gestrafte konnte auch noch schuld werden an dem moralischen Untergange ihrer Kinder, wenn die Freunde jetzt ihre Hand von einer Undankbaren abzogen. Dies Alles aber sollte geschlichtet, geordnet, den Augen der Welt für immer entzogen werden, wenn Monica sich bereit erklärte, gewissen Bedingungen sich unbedingt zu fügen. Es ward der Geängstigten und wohl auch Zweifelnden nicht verheimlicht, daß der Marchese von Castelvaccio sich über das Geschehene bitter gräme, daß er aber auch geneigt sei, sich mit Monica auszusöhnen! Der Wink des Priesters, welcher Monica diese Eröffnungen machte, ward von dieser vollkommen verstanden. Einige Wochen später betrat sie das Schloß des Marchese, ein Jahr darauf wurde sie ihm vermählt, nachdem sie ihren Glauben gewechselt und die Verpflichtungen eingegangen war, die man von ihr heischte. Für die Kinder aus ihrer ersten Ehe versprach der Klerus zu sorgen, doch mußte die Mutter eidlich geloben, nie ihre Rechte auf dieselben geltend machen zu wollen. Dagegen gestattete der Klerus wieder großmüthig, daß die Tochter, sobald sie der Schule entwachsen sei, in das Haus der Mutter so lange zurückkehren dürfe, bis diese ihr, immer mit Genehmigung ihrer uneigennützigten Freunde, einen ihrem Stande würdigen Gatten ausgesucht haben werde. Zum Ersatz für alle diese Forderungen ließ man der klugen Convertitin, die ihren Vortheil sehr gut verstand, in allen andern Dingen

freie Hand, machte ihr aber auch begreiflich, daß sie nur so lange stets ergebene, wohlwollende und immer hilf-bereite Freunde im Klerus besitzen werde, als sie durch ihren Geist, ihre Klugheit und ihre Mittel für denselben nach allen Seiten hin kräftig wirke.«

»Selten wohl dürfte eine Frau ein gegebenes Wort mit solcher Gewissenhaftigkeit gehalten haben,« bemerkte Grant. »Aus Deinen früheren Mittheilungen über die Marquise ist mir bereits ersichtlich geworden, auf welche Weise sie nach dem Tode ihres zweiten Gatten mit dem ihr durch Vermittelung des Klerus zugewiesenen Vermögen für diesen wucherte.«

»Beide Contrahenten hielten einander gegenseitig ihr Versprechen,« fuhr Versmissen fort. »Sie erkannten und würdigten sich ganz, und ich kann, seit ich Gelegenheit hatte, die Cirkel der Marchesa zu besuchen, auch vollkommen begreifen, daß sie in der Macht, die sie sich durch ihre Willfährigkeit gegen den Klerus schuf, reichen Ersatz für das fand, was sie dafür vielleicht ohne feste Ueberzeugung geopfert haben mochte. Sie ward eine Eingeweihte aller geheimsten Entschließungen, die im Vatican entstanden. Ihre Verbindungen umschlangen Freund und Feind, und da absichtlich in ihrer Wohnung ein Geist der Duldung, Milde und Humanität herrschte, wie man ihn überall nur äußerst selten findet, so mußte das Haus am tarpejischen Felsen für sehr Viele ein Magnet und für nicht Wenige ein Netz werden, in dessen fein geschürzten Maschen sie sich verstrickten. Die Machtstellung der

Marchesa würde sich noch viel großartiger gestaltet haben ohne den widerspänstigen Geist, der sich in ihrer Tochter Angela gleichsam als still waltende Nemesis entwickelte. . . .«

»Die Schwester Maria Emanuele's heißt also doch Angela?« sagte Mathias Grant. »Ich glaubte bisher immer, es finde hier eine Verwechselung statt.«

»Graf Montalto hat die Beweise dafür in den Händen, seit Margarita, die Tochter Angela's, diese ihre Mutter wiedergefunden hat. Er, der so lange Verfolgte, mit dem ich die letzten zwei Jahre in innigem Verkehr lebte, ist mein Gewährsmann. Aus Dankbarkeit für den geringfügigen Beistand, den ich ihm leistete, hat er mir diese Ermittlungen anvertraut. Seit auch seine Schwester ihm von der Vorsehung wieder geschenkt wurde, ist Montalto fest überzeugt, daß die Frevel nicht ungestraft bleiben werden, welche die Marquise sowohl an ihrer eigenen Tochter, wie an deren einzigem Kinde beging. Es hat augenblicklich freilich wieder den Anschein, als wolle sich die Macht des Klerus im Vatican nochmals stärker denn je befestigen und gegen jeden neuen Angriff der Zeit, deren Ideen ihn belagern und unterminiren, verschanzen. Diesmal aber, glaub' ich, wird der zuletzt errungene Sieg der Uebermüthigen und in ihrem geistlichen Hochmuth Unlenksamen unvermeidlicher Untergang. . . . Wie gern möchte ich Zeuge sein auch dieser aus römischem Boden entsprossenen Revolution der Geister! Wer aber darf wagen, die ewige Stadt unter dem jetzigen Regiment wieder zu betreten?«

Grant winkte dem Marinaro, daß er wenden und das Segelboot wieder dem Lande, das in prächtigster Abendbeleuchtung sich aus dem dunkelvioletten Meere hob und über dessen bewegte Fläche schon purpurne Lichter zuckten, zusteuern solle.

»*Ich* werde es wagen,« sprach er entschlossen, »trotz der Erfahrungen, die ich seither gemacht habe. Mich halten keine Verpflichtungen, keine Verbindlichkeiten. Will doch ja auch Grevenhusen sich die neu aufgerichtete päpstliche Herrschaft, die vom frei gelegenen Quirinal nach dem Vatican übergesiedelt ist, ein letztes Mal betrachten. Uebereilen wollen wir uns nicht. Erst nach Montalto, dann zum Vatican!«

»Sie gehen nach Montalto?«

»Versuche nicht, mir abzurathen!«

»Dann gehe ich mit.«

»Wenn Du hier nichts versäumst . . . «

»Ich mache mein Schicksal von dem Ihrigen abhängig.«

»Felicia könnte indessen . . . «

»Doch nicht etwa allein hier bleiben?« fiel Versmissen ein.

»Die Gräfin weigert sich, dem Bruder nach Montalto zu folgen,« sagte Mathias Grant.

»Verargen kann ich es ihr nicht. Sie fühlt sich hier wohl und sicher, und wenn die ernste Frau auch keine recht passende Gesellschafterin für das junge Mädchen ist, lieber wäre es mir dennoch, sie bliebe hier, wo sie Bekannte gefunden hat und die Vergangenheit Italiens studiren

kann, als daß sie sich den Strapazen einer Reise in's Gebirge aussetzte, die nur geringe Freuden darbieten dürfte.«

»Sind das nicht Giacomo und Cesare, die dort am Strande stehen?« sagte Versmissen, dessen weit sehendes Auge in der klaren Luft schon jetzt die einzelnen Personen an der Hafeneinbuchtung deutlich erkennen konnte. »Sie warten, scheint es, auf uns, ein Beweis, daß wir Neuigkeiten von ihnen hören werden.«

»Vielleicht sind Briefe aus dem Norden angelangt,« erwiderte Mathias Grant. »Ich sehne mich recht nach ausführlichen Nachrichten. Seit ich Rom zum letzten Male verließ, bin ich von allem Heimischen so abgeschnitten, als lebte ich auf der andern Hemisphäre.«

Als das Boot dem Lande näher kam, erkannte auch Grant die beiden Lucchesen. Ein dritter Mann, in einen schwarzen Mantel gehüllt, saß vor der Thür Pandolfo's, und hatte von Weitem das Ansehen eines auf Reisen begriffenen Geistlichen.

»Was kann das sein?« sagte Versmissen. »Von Allem, was mich an Kutte oder Chorrock erinnert, habe ich schon lange einen wahrhaft heiligen Respekt!«

Das Boot legte an. Die Lucchesen begrüßten die Verwandten mit heiterem Gesicht. Der Mann im Mantel erhob sich und schritt dem Ufer zu. Als er nur noch wenige Schritte von diesem entfernt war, richtete er sich in ganzer Länge auf und schlug den Mantel zurück. Unter diesem auf der linken Brust glänzte ein Ordensstern.«

»Guttmann!« rief Grant froh überrascht. »Sie in Sorrent? Und ich bin der Meinung, Sie haben Sitz und Stimme im Finanzministerium! Willkommen! Willkommen!«

»Ich seh' mir also doch noch selber ähnlich?« sagte der Banquier. »Na, schau' S', werthgeschätzter Freund, das freut mich! ... Dacht' ich's mir doch, daß Sie sich an einer Stelle niedergelassen haben würden, die mit einem Poeten zusammenhängt! ... Mir ist Alles angenehm, wenn ich mich nur ausruhen kann. ... Kommen S' mit! Sie finden bei mir Gesellschaft, und wenn Sie halt noch das Deutsch eines einfach simplen Menschen verstehen, will ich Ihna Geschichten erzählen, daß Sie die Ohren spitzen sollen, wie ein Märzhase!«

Grant ließ es sich gefallen, daß Peregrin Guttmann seinen Arm ergriff und ihn mit sich fortzog. In geringer Entfernung folgten den Voranschreitenden Versmischen und die beiden Lucchesen in leisem, aber lebhaftem Gespräch.

VIERTES KAPITEL. GUTTMANN ERZÄHLT UND BESTELLT MOSAIKGEMÄLDE.

Graf Montalto hatte sich geraume Zeit mit seiner Schwester unterhalten, die es sich angelegen sein ließ, dem Bruder ihre Ansichten auseinander zu setzen, um ihn für dieselben zu gewinnen.

»Du bist also überzeugt, ihn gesehen und wieder erkannt zu haben?« sprach er sinnend. »Es wäre ein Unglück für uns, wenn Du Dich irrtest und wir entschlossen uns, den gewagten Schritt zu thun.«

»Sein Bild lebt ewig fort in meinem Auge,« versetzte Angela, »ich kann mich nicht täuschen. Wochenlang war er mein täglicher Umgang. Wir wurden mit einander vertraut, denn Emanuele kann liebenswürdig sein, wenn er will, wie es ihm leicht wird, unter der gefälligsten Form seine teuflischen Absichten zu verstecken. Damals, als ich mich auf Anrathen meiner Namensschwester, die ich durch Zufall in Subiaco kennen lernte, verkleidet nach Rom schlich, und, um völlig unkenntlich zu sein, mich für eine Taubstumme ausgab, hielt sich der Schändliche dort auf. Ich bin ihm wiederholt begegnet, aber ich durfte ihm nicht folgen, wollte ich mich nicht selbst verdächtig machen. Emanuele Radom war nie allein. Er wurde stets von Freunden begleitet, die aber häufig wechselten. Gewöhnlich umgaben den stets Geschäftigen vornehme Laien, in denen ich jedoch verkleidete Priester zu erblicken glaubte. Wenigen Geistlichen nur ist es gegeben, ihre Züge so abzuglätten, daß sich die letzte priesterliche Falte für längere Zeit in ihrer Physiognomie vermischt. Ich sah Emanuele bei einem Fest in der Kirche Araceli auf dem Capitol, in Maria Maggiore, in der Jesuitenkirche und im Colosseum, wo Pater Morazzi seine aufreizenden Reden hielt. Da ich mich immer sorgfältig unter die Menge mischte, konnte ich Niemand auffallen. Meine Absicht zu erreichen vermochte ich deshalb nicht, weil ich mich in keiner Weise ihm nähern konnte.«

»Was hielt Dich ab, die Marchesa aufzusuchen?« fragte Montalto.

»Meinst Du, die Mutter würde den Sohn verrathen haben?« erwiderte Angela. »Noch bis auf diese Stunde trage ich die feste Ueberzeugung in mir, daß ein Complot gegen uns bestand, dessen Zweck dahin ging, uns ohne Aufsehen erst zu trennen, dann nach und nach verschwinden zu lassen. Dies Complot ward ohne Zweifel erst nach der Flucht des Bruders aus dem Profeßhause ausgeklügelt. Giovanni Morazzi übernahm die Oberleitung desselben, nachdem man in Erfahrung gebracht hatte, daß Salvatore durch sein unablässiges Bemühen die Zurückgabe Montalto's an unsere Familie durchsetzen werde. Nur Dein Aufenthalt war bestimmt bekannt. Es hielt nicht schwer, Dich mit Menschen zusammen zu führen, die ihre Zunge nicht im Zaume halten konnten. Eben so leicht war es, durch ausgeschickte Späher Dich selbst beobachten und aushorchen zu lassen, damit ich den Verschworenen nicht verloren sehen möge. Wie trefflich es ihnen gelungen ist, diesen schlau gelegten Plan durchzuführen, dafür sprechen unsere beiderseitigen Schicksale.«

»Leider, leider muß ich Dir Recht geben!« antwortete der Bruder. »Aber ich hoffe doch noch einen Tag zu erleben, an dem ich diese Natternbrut frohlockend werde zertreten können.«

»Höre mich, folge mir, und es muß Dir gelingen!« rief Angela erregt.

»Wo sahst Du den Verruchten zuletzt?« fragte Montalto.

»Im Amphitheater zu Pompeji.«

»In Priestertracht?«

»Er begleitete als Abbate einen Prälaten.«

»War es derselbe, den meine deutschen Freunde Monsignore Vestucci nannten und auf welchen sie uns in einem der weiten Säle des bourbonischen Museums aufmerksam machten?«

»Es war derselbe. Die Gebrüder Maffei, die den Ausflug nach der wieder ausgegrabenen Stadt mit mir machten, erkannten ihn ebenfalls.«

»Für die Lucchesen ist auch Emanuele kein Fremdling.«

»Mein Auge ist schärfer, da ich mit Herz und Seele sehe.«

Montalto drückte die Schwester an sich.

»Du sollst gerächt werden,« sprach er. »Nur laß mir Zeit zum Ueberlegen! Wir stehen nicht mehr allein, wie damals, als das Unglück des Vaters uns fast mittellos die Heimath zu verlassen zwang. Allerdings fühlen unsere eine kurze Zeit tief gedemüthigten Gegner sich wieder stark, seit die Reaction sich überall verschwistert. Dieser Bund aber kann nicht von langer Dauer sein, weil er dem Zeitgeist, der Zeitbildung, dem allgemeinen Bedürfniß aller Völker Hohn spricht. Der Zeitgeist aber läßt sich ungestraft eben so wenig spotten, wie Gott!«

»Wenn ich Dich nun auffordere, mich nach Rom zu begleiten, wirst Du es mir abschlagen?«

»Nie und nimmer!« betheuerte Montalto. »Wir gehen aber nicht allein. Die Künstler aus Lucca und unsere deutschen Freunde werden sich uns anschließen. Mathias Grant, dessen Tochter Du schon lieb gewonnen hast, und

der auch mancherlei Druck von denen erdulden muß, die ihrer amtlichen Stellung zufolge eigentlich nur Liebe und Versöhnung stiften sollten, will unser Vaterland nicht verlassen, bis ihm Alles, was uns betrifft, klar geworden ist. Dem Worte dieses Ehrenmannes dürfen wir Vertrauen schenken.«

»Ich höre kommen,« unterbrach Angela den Bruder, indem sie ihren Sitz verließ und auf den Balcon trat, der von Weinlaub umrankt war.

»Es sind die neu angekommenen Fremden, die drüben im Hotel vorerst Wohnung genommen haben,« versetzte Montalto. »Herr Grant wollte sie zu einem Ausfluge nach dem Monte Sant' Angelo abholen. Bist Du geneigt, den Freunden Gesellschaft zu leisten, so bedarf es nur eines Wortes.«

»Nicht doch,« fiel Angela ein. »Ich bedarf immer der Sammlung, und diese finde ich nur in der Einsamkeit. Laß Dich selbst aber nicht von einem Vergnügen abhalten, das Dich zerstreuen und angenehm beschäftigen kann.«

Montalto umarmte die Schwester und schloß sich alsdann der kleinen Cavalcade an, die in der muntersten Stimmung nach dem Gipfel des hohen Sant' Angelo aufbrach. –

Es ward spät, ehe die Freunde, stark ermüdet, auf ihren trüg gewordenen und nur noch durch fortwährende Schläge vorwärts zu treibenden Thieren die Straßen Sorrents wieder erreichten. Verstimmt indeß war keiner. Die

herrliche Natur, die wunderbare Aussicht von dem hohen Gebirgsgipfel, die mancherlei Begegnungen hatten Alle erheitert. Peregrin Guttman gab es deshalb nicht zu, daß Grant und Tochter ihn nach der Rückkehr verließen.

»Nix da!« rief er in befehlendem Tone, von seinem Grauchen steigend und breitbeinig dem Hotel zuschreitend, wo er mit seiner Tochter Wohnung genommen hatte. »Der Einfall, einen Eselsritt auf den Berg zu machen, dem die hiesigen frommen Leute, die nur leider alle ausschauen, als wären sie unter'm Galgen oder doch wenigstens in einem Zuchthause ersten Ranges jung geworden, einen so verführerischen Namen geben, ist halt in meinem Kopfe entstanden, also ist's so einfach simpel, wie ich selber bin, daß ich, so weit's eben angehen kann, auch die Last davon ganz allein tragen muß. – Wird nicht widersprochen, werthgeschätzter Freund! . . . Geh'n S' hinein in die alte Casern'. Machen S' sich bequem, wenn S' einen vernünftig praktikabeln Stuhl finden, der nicht unter Ihnen seufzt und kracht, und rauchen S' derweil eine päpstliche Cigarre. – Gott, gerechter, was für a Kraut läßt doch Seine Heiligkeit verarbeiten zum Genuß für seine glücklichen Unterthanen! . . . Auf Credit, der Ausschuß von unserm Trafik, dem ich mit allerhöchster k. k. Erlaubniß vorzustehen habe, ist Weihrauch dagegen! . . . Geben S' nur zwei Minuten Pardon, Gnaden,« fuhr er zu Vermissten gewendet fort, »ich komm' zurück im Umsehen. In die Kuchel aber muß ich zuvor gehen, um in eigener Person Maccaroni beim Koch zu bestellen als einleitende

Suppen für's nachfolgende Souper. Maccaroni, wissen S', wie ich sie esse! Das ist ein ganz anderes Gericht, als die hiesigen gelben und braunen Würmer, die, Gott verzeih' mir die Sünde, ein einfach simpel civilisirter Magen nicht verdauen kann.«

Die ungemein heitere Stimmung des Banquier blieb nicht ohne Rückwirkung auf seine Begleiter. Alle fühlten sich nach langer Zeit wieder einmal recht heimisch, wenn auch das gemüthliche deutsche Heimlichsein sich noch immer nicht ganz einstellen wollte. Auf Mathias Grant namentlich machte die Ankunft Peregrin Guttman's einen sehr guten Eindruck. Wenn der bewährte Geschäftsmann auch gern etwas zu viel sprach und aus seinen Aeüßerungen nicht gerade der festeste Charakter durchblickte, so ließ er sich doch wieder jede Einrede ruhig gefallen, was dann Gelegenheit zu weiteren Auslassungen gab. Von Bedeutung war es außerdem Mathias Grant, daß der Banquier eine gründliche Kenntniß der deutschen Verhältnisse besaß, wie sie sich in den letzten Jahren gestaltet hatten. Von diesen war zwischen beiden Männern noch nicht die Rede gewesen, denn Guttman hatte hundert Fragen aufzuwerfen und dazwischen Alles, was ihm zu Gesicht kam, entweder maßlos zu bewundern oder unbarmherzig zu tadeln. Mit Beidem aber mußte er erst fertig geworden sein, ehe er gleichsam festen Boden unter sich fühlte, um ruhig in einem Sessel für einige Zeit zu vertrautem Gedankenaustausch Platz nehmen zu können.

Ein solcher Moment war jetzt für den quecksilbernen Mann gekommen. Zufällig logirten gerade nicht viele Fremde in dem Hotel, so daß unsere Freunde ganz unter sich waren. Das liebte Guttman; denn wenn er mittheil-sam ward, mochte er sich vor Niemand geniren und eben so wenig von Unbekannten belauscht sehen.

»Ein Bissel gescheidt fangen s' hier doch schon an zu werden,« sagte er zu Grant, sich neben diesen auf die gepolsterte Bank setzend und beide Beine lang ausstreckend. »Unter dem Küchenpersonal steckt ein ächt Wiener Früchtel, das so gut deutsch spricht, wie ein Uni-versitätsprofessor. Das Kerlchen, wissen S', hat sich gewiß salvirt vor den Kroaten, denn es sieht mir ganz so aus, als hätt' der krummbuckelnde hübsche Junge eine Flinte mit Geschick hinter hoch gebauten Barrikaden abfeuern können. Geht uns nichts an, werthgeschätzter Freund! Was ich nicht weiß – na, Sie kennen ja das geistreiche Dicitum! ... Ich also hab' bei diesem Wiener Krauskopf ein Stück Essen bestellt nach *meinem* Geschmack, und ich bin g'wiß, es wird Ihna munden, und der übrigen Gesellschaft auch. Aber wo sind s' denn geblieben alle zusammen?« fuhr er, sich in dem etwas öden mittelgroßen Saale umschauend, fort. »Die Mädels sind weg, und die Jungen – die jungen Herren, mein' ich, von der romani-schen und germanischen Nationalität kann ich auch nit mehr schauen.«

Grant bedeutete den Banquier, daß sein Cousin und die Lucchesen mit Semele und Felicia auf dem Balcon

weilten, um das Leuchten des Meeres und das Flammenspiel des Vesuvs zu bewundern, der bald in längeren, bald in kürzeren Pausen eine hochrothe Feuergarbe in die stille, mondbeglänzte Julinacht entsandte.

»Lassen wir dem jungen Volk seine gelbschnäbligen Liebhabereien,« begann Guttman auf's Neue. »Ich bewundere auch gern die Natur, und ich kann sagen, ich hab' eine ordentliche Force im Aufjauchzen, wenn ich 'was rechts Grandioses sehe. Aber ich verlange neben der Bewunderung meine Bequemlichkeit, sonst werd' ich der Sache überdrüssig. So z. B. lass' ich mich zum zweiten Male auf einen Eselsritt nit wieder ein. Die Viecher bocken ja wie der Teufel, und wenn man nicht recht fest in den Bügeln sitzt, so kann man das blühendste Unglück haben! . . . Seh'n Sie, werthgeschätzter Freund, meine Füße sind noch ganz steif, so tief hab' ich sie hineinstecken müssen in die Bügel, um von dem bockigen Langohr nicht in die duftende Romantik einer schönen Waldschlucht abgesetzt zu werden! Ich verwinde diesen Ritt in's Paradies nicht in acht Tagen. Dafür muß ich mir selbst eine Belohnung verschreiben, mithin will ich halt gut Wienerisch essen!«

Grant pflichtete dem Banquier vollkommen bei, indem er bemerkte, daß man die gehabten Strapazen am Schnellsten verwinden werde, wenn man die gegenwärtige Ruhe dazu benutze, sich gegenseitig die wichtigsten Erlebnisse und Erfahrungen mitzutheilen.

»Aufgeschaut!« rief Guttman. »Es ist mir lieb, daß Sie mich erinnern. Bald hätt' ich mich zerstreuen lassen und

das wär' halt schade und unverantwortlich obendrein gewesen! ... Aber schau'n S', da fällt mir gleich ein, daß ich vergessen hab', Grüße an Sie zu bestellen.«

»Ich werde sie immer gern annehmen, von wem sie auch kommen mögen,« meinte Grant.

»Versprechen S' nit zu viel, werthgeschätzter Freund,« fiel Guttman wieder ein. »Von den besten Freunden sind meine Grüße nicht! Aber eben deswegen will ich sie zuerst auskramen.«

»Wenn Feinde sich eines entfernten Gegners erinnern und diesem Grüße übersenden, nehme ich immer an, daß sie besser von ihm denken, als früher.«

»Besser? Späßen Sie sachte! Könn't's nit möglich sein, daß nur die größere Klugheit sie vorsichtiger handeln ließ?«

»Nennen Sie mir Ihre Anfraggeber, und ich hoffe zu wissen, ob ich zu schweigen oder Gegengrüße zu entsenden habe.«

Peregrin Guttman zog seine langen Beine, wie eine Schnecke ihre Fühlhörner ein und riß das Taschentuch aus seinem weiten erbsenfarbenen leichten Rocke, den er bei Bergpartien immer trug.

»Ich hab' den Lorchheimer gesprochen, als ich in Wien war, um mich – gehorsamst zu empfehlen,« sagte er. »Er fragte gleich nach Ihnen, und bedauerte sehr, daß es ihm nicht vergönnt sei, mich nach Italien zu begleiten. Dabei hielt er mich fest und zwang mich, mit ihm durch mehrere Straßen zu wandern. Endlich traten wir in ein ganz stattliches Haus. Da wollt ich dem Herrn Pfarrer Adieu

sagen. Aber er klammerte sich noch fester an mich und sprach: ich solle doch eine einzige Stiege mit ihm hinaufsteigen. Es wohne oben Jemand, der sich gewiß freuen würde, wenn er mich sähe.«

»Natürlich konnten Sie nicht unhöflich sein,« meinte Grant. »Sie gingen also mit und fanden? . . . «

»Ja, ich ging und fand – ein altes zusammengetrocknetes Fräulein. . . . «

»Emerentia von Seidenblatt!« rief Grant.

Es lag viel Komisches in dem Blicke, den der Banquier bei diesem Ausrufe des langjährigen Geschäftsfreundes auf diesen heftete.

»Richtig!« sprach er. »Daß Sie aber das alte Fräulein noch so alteriren würde, hätte ich nicht vermuthet.«

»Läßt Emerentia von Seidenblatt mich wirklich grüßen?« fragte Grant.

»Die ganze werthe Familie, auf Credit! Es thue ihr leid, daß Sie, werthgeschätzter Freund, mit einer gewissen Voreingenommenheit von ihr gegangen seien und Sie seitdem ganz vernachlässigt hätten.«

»Sehr verbunden,« sprach Grant mit ironischem Lächeln. »Ich habe allerdings nicht erwartet, daß Fräulein von Seidenblatt mich so tief im Herzen trage. . . . Sie war gewiß gegen Sie nicht weniger herzlich, und hat Sie mit noch mancherlei kleinen Aufträgen, wie man sie Bekannten mitzugeben pflegt, beehrt, nicht wahr?«

»So eigentlich nicht,« erwiderte Guttman mit den Augen blinzeln, »nur ein paar Briefe schickte sie mir nach,

mit der Bitte, sie an ihre Adresse abzugeben, wann ich meine Staatsvisiten in Rom erst besorgt haben würde.«

»Das war kein unbilliges Verlangen,« warf Grant ein.

»Doch, wenn Sie erlauben! Die Herrschaften waren nicht aufzufinden.«

»Das veranlaßte Sie, die Briefe an ihre Verfasserin zurückgehen zu lassen?«

»Ich wollt' mich bedanken,« versetzte Guttman. »Die Briefe behalt' ich im Sack, bis ich wieder retour komme. Pressant sind sie nicht, das sagte das Fräulein ausdrücklich, und ich will für meine gefälligen Botendienste als einfach simpler Mensch auch einen Nutzen haben.«

»Vielleicht könnte ich ihnen behilflich sein, die Adressaten auffinden zu helfen, wenn Sie mir ihre Namen nennen wollten.«

»Das ist bald geschehen,« sprach Guttman. »Ich weiß sie auswendig, wie die Firma meines Freundes Zabern, der leider unfreiwillig während der republikanischen Rebellionszeit das Zeitliche hat segnet! Müssen. Der eine Brief ist an eine Marchesa von Castalcaccio, wohnhaft am tarpejischen Felsen (trifft leider nicht zu), der andere an Monsieur Vestucci gerichtet. Dieser vornehme Herr war gerade verreis't. Weil mir aber just daran liegt, in das Haus eines Prälaten Zutritt zu erhalten, was nicht jedem einfach simpeln Menschen vergönnt ist, so zog ich's vor, dem schelmisch aussehenden Amanuensis des hochwürdigen Herren das einführende Empfehlungsschreiben nicht zu behändigen.«

Hatte Mathias Grant die Ankunft Peregrin Guttmanns bisher nur als ein erfreuliches Intermezzo betrachtet, das ihn von trüben Gedanken ablenken konnte, so erblickte er jetzt in der Person des Banquier den Träger eines Zauberschlüssels, den er sich um keinen Preis wieder durfte aus der Hand winden lassen. Gerade daß der redselige, ja bisweilen sogar schwatzhafte Guttmann keine Ahnung hatte von der hohen Wichtigkeit der beiden Persönlichkeiten, mit denen Emerentia von Seidenblatt Briefe wechselte, gewährte ihm große Vortheile. Nur mußte Guttmann in seiner Harmlosigkeit erhalten werden, damit er selbst freie Hand behielt.

Recht zu gelegener Zeit erschien der Krauskopf aus Wien, in dem der Banquier einen Barrikadenkämpfer aus den schrecklichen Octobertagen von 1848 witterte, von der einen Seite, um die Tafel zu decken, während die Freundinnen Felicia und Semele mit Versmissen und den beiden Lucchesen vom Balcon wieder in den Saal traten. Guttmann ging den jungen Leuten heiter entgegen, Grant legte die Hände auf den Rücken und maß das Zimmer, still im Geiste arbeitend, mit großen Schritten.

»Jetzt machen Sie mich einmal ein Bissel gescheidt,« redete der Banquier, der wieder seine steife Haltung, die er für äußerst vornehm hielt, angenommen hatte, die beiden Lucchesen an. »Ich höre, daß Sie's weit gebracht haben im Aushauen und Zusammenleimen – bitt' um Vergebung, wenn ich mich nicht ganz kunstgemäß ausdrücke. – Was sollt' eine von ihren Mosaiken wohl kosten, wenn sie ein zwanzig Fuß breit, und etwa dreißig Fuß lang

wäre, und aus so kleinen Steinen zusammengesetzt, daß man denken könnt', 's wären venetianische Perlen?«

Cesare Maffei, dem diese Frage eigentlich galt, bemühte sich ernsthaft zu bleiben, und suchte dem Banguier begreiflich zu machen, daß die zu einem Mosaikgemälde zu verwendenden Steine nicht alle gleiche Größe haben könnten.

»Glaub's Ihna gern,« fiel Guttman dem Lucchesen sogleich wieder in's Wort, 's ist halt Ihr Geschäft, also müssen Sie's auch verstehen.«

Er steckte beide Hände in die Taschen seines leichten Sommerrockes, pflanzte sich gerade vor die Brüder hin, warf den Kopf stark in den Nacken und fuhr fort:

»Seh'n Sie mich an, meine Herren Künstler! Ich bin nicht ganz mehr der einfach simple Mensch, der ich war, als Sie mir machten auf Gyps Amor und Psyche, wie sie sich schauen einander in die verliebten Augen, als sähen sie gewiß und wahrhaftig den Himmel offen. Ich bin geworden durch die Auszeichnung des heiligen Vaters ein Mensch von Zusammensetzung, eine menschliche Mosaik, und darum will ich auch spazieren gehen auf einer Mosaik, wenn ich werde vollgesogen haben meine vom Süden abstammenden weitflügligen Lungen mit südlicher Luft, daß ich wieder besser vertragen kann die kalte nördliche Atmosphäre, die mir, Gott Lob, noch immer erhält meinen jugendlich frischen Teint! . . . Ich werde Sie bezahlen anständig, meine Herren, auf Credit, sehr anständig, aber nicht auf Credit, sondern baar in Münze!

... Ich kann's, Gott sei Dank, denn ich bin schon im Mutterleibe gewesen ein sehr regsamer Mann! ... Aber es muß sein etwas Ausgezeichnetes, etwas Magnifiques, etwas Nobles, etwas, das man nicht findet anderswo! ... Es muß sein heilig, wie eine Reliquie, aber nicht wie eine Reliquie, die man hat gedoppelt, dreifach und hundertfach! Ich will stolz sein, herumzutreten auf etwas, das ich habe *ganz allein*, und das ich mit freudigem Bewußtsein kann zeigen allen meinen Freunden, ohne daß sie doch werden neidisch!«

Peregrin Guttmann sprach so laut und lebhaft, daß unwillkürlich Alle ihm zuhören mußten. Mathias Grant hatte sein Auf- und Abgehen aufgegeben und lehnte an der halb offenen Balconthür. Felicia und Semele saßen, sich schwesterlich umschlingend, auf der Polsterbank. Vermissen betrachtete die recht gut gelungenen Nachbildungen der Tänzerinnen aus Pompeji, die ein geschickter Maler auf den im pompejanischen Geschmack getünchten Wänden angebracht hatte. Der Wiener Krauskopf endlich, welcher die Tafel deckte und so eben damit zu Stande gekommen war, konnte sich nicht zum Fortgehen entschließen, da ihn der Vortrag seines Landsmannes höchlichst ergötzte. Guttmann gewahrte den Müßigen, dessen lächelnde Miene ihm auffallen mußte. Mit großen Schritten trat er auf den Säumigen zu und herrschte ihn an:

»Was ist man und was hat man hier zu thun, Signore? ... Man bückt sich, man bedient Leute von Distinction, man streicht Geld ein und drückt sich, denn man ist, mit

Verlaub zu sagen, noch nicht einmal ein einfach simpler Mensch! . . . Verstanden, Signore?«

Der Krauskopf ward krebsroth im Gesicht. Es schien ihm indeß doch nicht geheuer zu sein, den ohne Zweifel sehr reichen Banquier durch eine derbe oder malitiöse Antwort zu beleidigen. Deshalb machte er in aller Geschwindigkeit ein Compliment, fuhr sich etwas wild durch's volle Haar und tänzelte, den Kopf ganz so wie Guttman in den Nacken werfend, zur Thür hinaus.

Diese Entfernung des zudringlichen Wieners stimmte Alle heiter. Mathias Grant ließ sich sogar zu einem lauten Bravo verleiten, indem er leise dazu in die Hand klatschte.

Guttman wendete sich abermals zu den Lucchesen und nahm sein Gesprächsthema wieder auf.

»Wissen S',« sprach er, »ich hab' immer eine sublime Ansicht von der Kunst gehabt, aber verständlich muß sie für mich sein, sonst mag ich sie nicht ausstehen. All' die bewunderten Wandmalereien und Oelgemälde, die ich mit respectvoller, andächtiger Miene, wie hundert Andere betrachtet habe, ich muß Ihna sagen, daß sie mich allzumal kalt ließen. Es mag ein Fehler sein in meinem Auge, aber ändern kann ich's doch halt nicht. Es sind das alles lauter sublime Kunstleistungen, allein wer mag sie verstehen in ihrer Feinheit. Das also, meine Herren Künstler, müssen Sie vermeiden, wenn wir über ein Mosaikgemälde Handels eins werden wollen.«

»Mein Bruder kommt Ihnen gewiß auf halbem Wege entgegen,« bemerkte Giacomo Maffei, da er gewährte,

daß Cesare nicht genug Fassung besaß, um dem Banquier eine ernsthafte Antwort geben zu können. »Wenn Sie die Güte haben wollten, in Bezug auf den Gegenstand, den Sie bearbeitet sehen möchten, einige Vorschläge zu machen?«

»Gewiß, werthgeschätzter Herr,« erwiderte Peregrin Guttman. »Sie sind verständig und bescheiden. Ich hab' das gleich gemerkt, und eben deshalb hab' ich Vertrauen zu Ihnen gefaßt. Unter zwei Gegenständen dürfen S' wählen, wenn Sie die Sache mit Geschick und Geschmack anzufangen wissen. Entweder machen Sie mir ein Bild von der Anbetung des goldenen Kalbes, wie die Geschichte in der Bibel zu lesen ist, oder Sie malen mir mit lauter Steinen die Eselskinnbackenschlacht, die Simson den tapfern Philistern lieferte. Den zweiten Stoff sah' ich am Liebsten von Ihnen behandelt, weil ich mir einbilde, daß ein solches Steingemälde der allerschönste Pendant zu der Alexanderschlacht wäre, aus der alle Kenner veralteter und alterthümlicher Kunstwerke so großes Aussehen machen. Sie müssen aber die Malerei so einrichten, daß sie in ovaler Form – Verstehen S' – oval – rund um eine Tafel läuft, an der vierundzwanzig bis dreißig Personen bequem zu Mittag speisen können. Denn es ist mein Wunsch und Wille, daß Jeder meiner Gäste von seinem Platze aus ein Stück von der Eselskinnbackenschlacht übersieht.«

Giacomo Maffei nickte beistimmend, Cesare aber meinte, er seines Theils halte die Herstellung des erstgenannten Gegenstandes in der Ausführung für weniger

schwierig – Versmissen war mit Grant auf den Balcon getreten, da er unmöglich länger ernsthaft bleiben konnte.

»Ist ganz schön,« fuhr Guttman fort, einen Blick nach der Tafel werfend, die jetzt mit dampfenden Schüsseln besetzt ward. ... »Sie kennen meine Ansichten und meine Wünsche, und wenn Sie die Ideen sublim und praktisch finden, so haben S' die Gefälligkeit und machen S' einen Aufriß oder Carton, wie Sie's nennen. Ich werd' mich dafür verwenden, daß selbiger dann auf allen großen Kunstausstellungen gebührend beschaut und bewundert wird. ... Jetzt aber lassen S' uns die Kunst selber und alle Kunstgedanken in den Winkel stellen, als wären's Spazierstöcke oder Regenschirme. ... Ich wittere da so 'was von Wieder Strudelluft, und die kitzelt mich als einfach simpeln Menschen angenehmer in der Nase als all' die Balsamdüfte des schönen Hesperiens, die für meine ungebildeten Geruchsnerven immer gar zu stark mit andern scharfen romanischen Düften versetzt sind. ... Sein S' so gefällig und placiren S' sich! Es macht mir aufrichtig Freude, daß ich das Glück genieße, eine Anzahl wahrhaftiger Freunde und Gesinnungsgenossen auf einem classischen Orte barbarisch unclassisch, aber halt exquisit gut bewirthen zu dürfen.«

Die Einladung des gastfreien Banquier ward von Keinem der Anwesenden ausgeschlagen. Alle erwiesen den Schüsseln unclassischer Barbaren die gebührende. Ehre, und verbrachten ungestört noch einige heitere, von lebhaften Gesprächen durchflochtene Stunden.

FÜNFTES KAPITEL. MÄDCHENGEPLAUDER.

»So allein und so nachdenklich?« sprach Semele Guttman, bei Felicia eintretend, die am offenen Fenster saß und die Blicke träumerisch auf den Golf richtete. »Ich glaubte Dich in Gesellschaft zu treffen. Dein Vetter lehnte ja vor kaum fünf Minuten noch an der Gallerie.«

Felicia seufzte, indem sie der Freundin zutraulich die Hand reichte.

»Der Vater ist eben von mir gegangen,« versetzte sie, »und zwar – denke Dir – im Zorn!«

»Dein Vater?« rief Semele erstaunt auf. »Kann Dein Vater denn zornig werden?«

Felicia stand auf und legte ihren Arm um den Nacken der Freundin.

»Da weißt doch, daß wir Briefe aus Deutschland erhalten haben?« sprach sie. »In den an den Vater gerichteten mag mancherlei Unangenehmes gestanden haben, denn ich merkte sehr bald, daß er verstimmt war. Die meinigen lauten durchgängig recht erquicklich. Einer nur, den ich durch den Vater erhielt, hat mich beunruhigt.«

Semele sah ihrer Freundin in's schwimmende Auge, um ihre Gedanken zu erforschen. Dann sagte sie schalkhaft:

»Darf ich rathen?«

»Weshalb und was?«

»Weil Du nicht offen gegen mich bist. ... Ich kenne Deinen Correspondenten.«

»Vielleicht.«

»Nein, ganz gewiß! Es ist Dein Graf.«

Felicia ließ ihren Arm von Semele's Schulter gleiten und zog sich schmollend zurück.

»Du kannst wirklich recht unliebenswürdig sein,« sprach sie. »Ich will gar nicht läugnen, daß Graf Benninghausen an mich geschrieben hat, mit meiner Verstimmung aber hängt der Inhalt seines Briefes nicht zusammen.«

»Felicia! Felicia!« sagte mit erhobenem Finger die muntere Tochter Guttmann's. »Wenn ich auch jedes Deiner Worte für lautere Wahrheit halte, in diesem *einen* Punkte . . . «

»Bin ich so wahr wie immer!« fiel Felicia ein und öffnete eine kleine Schatulle, die auf der Marmorplatte eines schön geformten Tisches stand. »Ueberzeuge Dich selbst! Ich habe vor Dir eben so wenig Geheimnisse wie vor meinem Vater.«

Semele empfing den Brief Benninghausens und las ihn mit großer Aufmerksamkeit. Felicia weidete sich an der verlegenen Miene der Freundin, die in dem Schreiben des Grafen nichts Auffallendes entdecken konnte.

»Liebes Herz, ich begreife Dich wirklich nicht recht,« sagte die enttäuschte Semele. »Der Graf schreibt, finde ich, sehr artig. Er freut sich, Dich nach jahrelanger Trennung wieder zu sehen; er hofft in Deiner und Deiner Aeltern Gesellschaft längere Zeit Natur und Kunst dieses herrlichen Landes bewundern zu können, und er spricht schließlich den Wunsch aus, Du mögest ihm zugleich mit

Deinem Vater melden, wann er für früher in Euerm Hause verlebte angenehme Stunden Euch noch einmal Dank sagen dürfe.«

»Ich will aber nicht, daß Graf Benninghausen uns immer nur danken will.«

»Dann schreibe es ihm!«

»Das würde ich ungenirt thun, könnte ich mich über einen andern Punkt mit dem Vater verständigen. Du scheinst übersehen zu haben, daß der Graf von meinen Aeltern spricht. . . .«

»Hm!« sagte Semele. »Freilich, das führt zu unangenehmen Erörterungen! . . . Aber es gibt ein Mittel. . . .«

»Weißt Du eins, das sich mit Fug und Recht anwenden ließe?«

»Deine Mutter muß auf kurze Zeit hieher zu Besuch kommen und Du mußt ihr die Nothwendigkeit dieses Schrittes vorstellen.«

Ein zweites Mal wendete sich Felicia von Semele ab, indem sie noch verstimmter sagte:

»Es ist nur gut, daß Dich der Vater nicht bei mir traf! In Dir hätte er ja eine sehr eifrige Fürsprecherin gefunden.«

»O wie freut mich das!« rief Semele heiter. »Lieb Herz, es hilft nichts, Du mußt nachgeben! Der Graf kennt Eure häuslichen Verhältnisse nicht, und er darf sie auch zur Zeit noch nicht kennen lernen. Später vielleicht . . .«

»Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich ungehorsam erscheinen muß,« fiel Felicia der Freundin in's Wort. »Befolgte ich des Vaters Willen, so setzte ich mich

der Gefahr aus, von der Mutter entweder in heftig tadelndem Tone mit Vorwürfen überschüttet zu werden oder gar keine Antwort zu erhalten. Vielleicht auch hätte ein solches Einladungsschreiben noch weit schlimmere Folgen. . . . Uebrigens bin ich überzeugt, daß der Vater mir jetzt schon Recht gibt, es aber nur noch nicht zugeben will. Vetter Versmissen . . . «

»Weiß Dein Vetter um den Brief?«

»Ich vermuthe, daß mein Vater auch ihn um Rath gefragt hat.«

»Und ich kann mir denken, daß der galante Cousin ganz auf Deiner Seite steht.«

»Möglich wäre es, obwohl mir Versmissen bis jetzt keine Beweise allzu großer Galanterie gegeben hat,« versetzte Felicia. »Ihn beschäftigen andere Dinge, die auch den Vater fast ganz in Anspruch nehmen. Die Gräfin Angela . . . «

»Bitte,« fiel Semele ein, »sprich nicht von dieser gewiß sehr würdigen, mir aber entsetzlich unheimlichen Dame! So oft ich ihr Auge erblicke, muß ich immer an unsern Cursusdrachen denken. Wo der jetzt Wohl Feuer und Flammen speien und mit seinen Blutigeln experimentiren mag! . . . Weißt Du, Herz, ich wüßte Ementia von Seidenblatt ein Feld für ihre blutsaugerische Thätigkeit anzuweisen! . . . Nach Rom müßte sie gehen, und dort den Charlatan spielen. Ihr Universalmittel wären Blutigel. Da fände sie wahrhaftig Oben und Unten,

in Palästen und Hütten, bei weltlichen und bei Kirchenfürsten die Hülle und Fülle zu thun. . . . Die Leute haben alle zu viel Blut. Den Einen steigt es zu Kopfe und macht sie toll, bei Andern verdickt es sich in Herz und Adern, macht sie schwarzgallig und zeitigt Narrheiten anderer Art in ihnen. Kurz und gut, gibt es irgendwo einen Arzt, welcher dem Priesterregiment die abhanden gekommene Gesundheit wiedergeben könnte, so wär' es Emerentia von Seidenblatt mit ihren Büchsen voll Blutigel! Ich wollte, es zappelten ein paar dieser eiskalten muntern Beißer an der Nase jedes Prälaten! Wie schön würde dann die ganze Clerisei zu Kreuze kriechen, und mit Herz und Mund sich für Religionsfreiheit oder doch für Toleranz erklären!«

»Böse, kleine Revolutionärin!« sprach Felicia. »Wie magst Du so lange nachtragen können! . . . Uebrigens beurtheilst Du Gräfin Angela falsch. Die Aermste hat schwere Leiden, unsägliches Ungemach, endlose Verfolgungen erdulden müssen, und zwar nur deshalb, weil einer ihrer Brüder dem Klerus abtrünnig ward. Es ist das die Geschichte, von der vor vielen Jahren schon die Rede war, und zu deren Mitwisser der Vater ohne sein Zuthun gemacht wurde. Gerade dies veranlaßt ihn, sich der Unglücklichen anzunehmen. Mit Angela's Bruder, dem Grafen Montalto, der täglich mit dem Vater verkehrt, ist bereits Alles geordnet. Ein gemeinsamer Schritt wird diese dunkle Begebenheit, wie der Vater, Cousin Versmissen und auch die Brüder Maffei bestimmt erwarten, vollends

aufklären, und die Schuldigen in diesem bösen Handel der Strafe überliefern.«

»Das ist überaus brav von Deinem Vater sowohl wie von den übrigen Herren,« versetzte Semele, »ich aber, liebe Seele, verstehe nichts davon, und will mir diesen son- nig klaren Himmel von keiner Wolke, die aus unheimli- chen Klostermauern aufsteigt, verdunkeln lassen. Ich will leben und genießen Allen denen zum Trotze, welche die- se schöne Welt in ein Jammerthal verwandeln möchten. Darum sähe ich es auch gern, wenn sich hier noch eini- ge unternehmende junge Herren niederließen. Es gäbe das Abwechselung in der Unterhaltung. Man könnte ein klein wenig intriguiren, heute lachen und scherzen, mor- gen, um interessant zu bleiben, seufzen oder schmollen, und auf so anmuthige Weise erproben, welches Herz am weichsten, welches am aufopferungsfähigsten und treue- sten wäre. . . . Thu' mir die Liebe an, Herzens-Felicia, und unterstütze mich in diesem Vorhaben! . . . Es ist wahrhaf- tig besser und viel, viel amusanter, als das leidige Politi- siren und Grübeln der Männer, die mit Gewalt die Welt vollkommen und alle Menschen glücklich machen wol- len, was ganz unmöglich und dumm dazu ist. Denn wie sollten wir denn wissen, daß man glücklich ist, wenn es keine Unglücklichen mehr gäbe? Das wäre ja eben so när- risch, als wenn Jeder schön sein wollte. . . . Danken wir Gott, daß er mehr Häßliche erschaffen hat als Schöne! Wir kommen bei dieser buntscheckigen Weltlotterie im- mer mit einem ganz allerliebsten Gewinn heraus!«

Semele stellte sich während dieser muntern Expectationen vor den großen, vom Fußboden bis zum Plafond hinaufreichenden Wandspiegel, und drehte an ihren glänzend schwarzen Locken, die unter dem kleinen runden Hute, den sie trug und der ihr vortrefflich stand, in reicher Fülle hervorquollen.

Felicia wollte eben antworten, als die Thür geöffnet ward, und der ideale Kopf Ludwig Versmissen's sich in dieser wie auch Semele im Spiegel zeigte. Die Tochter Guttmann's machte dem Spiegelbilde lächelnd ein Compliment, das Versmissen in der Eile übersah. »Bitte um Entschuldigung, Cousine,« sprach der Maler, »ich glaubte den Vetter bei Ihnen zu finden.«

»Nur immer herein, Signor Rafaele!« sagte Semele, sich umwendend. »Ihre Gesellschaft wird uns sehr angenehm sein, vorausgesetzt, daß Sie nicht stumm sind, wie ein Fisch oder wie eine gewisse tiefsinnige Person, über die ich so eben meiner vertrauten Freundin unumwunden meine Meinung gesagt habe.«

Versmissen verbeugte sich vor der schlanken Gestalt Semele's, die Niemand ganz gleichgiltig sein konnte, während die weit zartere und mehr ätherische Felicia dem Vetter antwortete, daß Ludwig ihren Vater wahrscheinlich bei dem Grafen treffen werde.

»Ist etwas Besonderes vorgefallen?« setzte sie hinzu. »Sie sind nicht ruhig, wie sonst.«

»Die Gebrüder Maffei haben Briefe erhalten, die sie dem Vetter gern zeigen möchten. Wenn Sie also erlauben ...«

»Sie sind gnädigst entlassen, *Signor pittore*,« unterbrach ihn die übermüthige Semele. »Geschäfte und Herrendienst gehen natürlich vor Frauendienst.«

Ludwig empfahl sich.

»Bär!« rief ihm Semele nach. »Es hält doch entsetzlich schwer, die ächten Deutschen aus der Umgegend des berühmten Teutoburger Waldes, dessen knorrige Eichen sie noch immer rauschen hören, gründlich zu civilisiren. Statt uns Gesellschaft zu leisten, was doch unbedingt seine Pflicht war, läßt er uns ruhig stehen, als wären wir unbeseelte Automaten. Aber warte, Pittore! Ich werde Dich bestrafen! . . . Er müßte keine Augen haben für das Gefällige, wenn ich ihm schlechtweg mißfiele. Also . . .«

»Ich glaube gar, Du willst die Kokette spielen, um den guten Vetter eine Zeit lang an Deinen Triumphwagen zu fesseln,« fiel Felicia ein. »Bitte, thu' ihm solch Herzeleid nicht an! . . . Ludwig ist wahrhaftig eine ehrliche, treue Seele, die kein Arg kennt und die Menschen leider für besser hält, als sie sind. Für meinen Vater könnte er sich aufopfern, und was er für den Vater thut, würde er mir und Dir gewiß auch nicht abschlagen, wenn wir ihn ernstlich darum bäten.«

»Bitten?« erwiderte Semele. »Glaubst Du, ich als Dame könnte einen jungen Mann um etwas bitten? Nimmermehr! . . . Wenn er so plump ist, die Sprache meiner Augen nicht zu verstehen, so beleidigt er mich, und jede Beleidigung verdient Strafe. Aengstige Dich aber nicht, weichmüthige Seele! Den Hals will ich Deinem Vetter,

dessen Pinseleien Dich immer so tief rühren, nicht brechen. Nur zappeln soll er, bis ich ihn fassen kann. Dann zause ich den hübschen Bär an seiner zottigen Mähne, gebe ihm gelassen einen Klaps und – schlage ihm lächelnd ein Schnippchen. Das wird ihn später vorsichtiger und galanter machen. Und nun schlage Deinen Shawl um und begleite mich! Wir wollen Dachpromenade halten und die verliebten Sorrentiner studiren, die eine sonderbare Manier haben, jungen Mädchen die Cour zu machen. Ist es Dir nicht längst schon aufgefallen, daß es für Mädchen eine Auszeichnung ist, wenn die unten vorübergehenden Männer nach der Spindel greifen, welche die spinnenden Schönen von des Daches Zinne bis fast auf die Straße hinabtanzen lassen? Die Beliebtesten sind immer auch die am Meisten Geneckten.«

»Wirklich?« sagte Felicia. »So gar genau habe ich nicht darauf geachtet.«

»Eben darum muß man Dich Unachtsame auf solche bedeutsame Spiele aufmerksam machen,« erwiderte Semele. »Wer die nationalen Spiele und Scherze eines fremden Volkes nicht kennen lernt, ihren Sinn nicht zu ent-räthseln sucht, dem bleibt das ganze sittliche und nationale Leben derselben ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Also geschwind den Shawl her! Wenn das starke Geschlecht studirt, muß das zarte sich zu amusiren suchen.«

Sie trat abermals vor den Spiegel, um zu sehen, ob der Hut auch so sitze, wie sie es wünschte. Dabei warf sie seitwärts einen Blick durch's Fenster auf den Golf.

»Himmel,« rief sie aus, »wie qualmt heute *il monte Vesuvio*! Ich glaube, der alte lahme Gott Vulkan hat mit den Engländern ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen und sich einige hunderttausend Last Steinkohlen für seine Schmiedewerkstatt schicken lassen, um Waffen zu schmieden für die nächste Revolution, die eines schönen Tages irgendwo in der Nähe seines famosen Ateliers ausbrechen wird. Meinst Du nicht, daß der schönste Berg der Welt seit Kurzem gewaltig raucht?«

»Liebe Semele, schwatze doch nur nicht so entsetzlich viel dummes Zeug!« sprach bittend Felicia. »Du kannst ja gar nicht verantworten, was Du Alles über Deine süßen Lippen gehen läßt.«

»Süße Lippen!« wiederholte die übermüthige Semele. »Das ist eine zuckersüße, aber eine sehr abgebrauchte Redensart, kleine liebenswürdige Hofmeisterin! Um die Wirkungen meiner Einfälle kümmere ich mich nie. Uebrigens bitte ich Dich, des guten alten Sprichwortes immer wohl eingedenk zu bleiben, nach welchem Kinder und Narren stets die Wahrheit sprechen sollen. Papa nennt mich Kind, Du sagst, ich rede dummes Zeug. Somit verbinde ich meisterhaft in mir die Eigenschaften eines Kindes mit den nicht gar zu gering anzuschlagenden Eigenschaften eines Narren, muß also meiner Ansicht nach von Weisheit und Wahrheit förmlich übersprudeln.«

Felicia verzichtete darauf, den Redestrom der heiteren Freundin hemmen zu wollen. Sie fügte sich Semele's Verlangen und trat mit ihr, wie diese sagte, die unterhalten-de Dachpromenade an.

SECHSTES KAPITEL. EIN ABKOMMEN UNTER FREUNDEN.

»Nach diesen Kundgebungen haben wir keine Zeit mehr zu verlieren,« sprach Mathias Grant zu den bei ihm weilenden Lucchesen und seinem Vetter Versmissen. »Aber wie in aller Welt kamt Ihr auf den sonderbaren und mehr als gewagten Gedanken, Euch gerade an diesen Mann zu wenden?«

»Wenn Sie das Vergangene scharf in's Auge fassen, Herr Grant,« erwiderte der Aeltere der beiden Brüder, »so können Sie nichts Auffallendes in unserm Schritte finden.«

»Ich billige ihn, ich billige ihn vollkommen!« rief Mathias Grant. Mich ärgert nur, daß ich nicht selbst dazu gerathen habe.«

»Künstler sind stets übel daran, wenn sie gar keine Gönner finden, die sich ihrer annehmen und sie warm empfehlen,« fuhr Giacomo Maffei fort. »Wie armselig ging es uns, ehe wir Ihre Bekanntschaft machten, und wie noch viel Schlimmeres würden wir haben erdulden müssen nach dem verheerenden Brande, hätten Sie nicht für uns gesprochen und gehandelt! Der Aufenthalt in Ihrem Hause war für uns Brüder in mehrfacher Hinsicht eine Bildungsstätte. Wir konnten ungestört arbeiten und zwar mit Muße. Früher hatten wir unsere Kunst aus Noth mehr handwerksmäßig betrieben. Wir lernten mit Menschen von Bildung umgehen und hatten dabei die beste Gelegenheit, Ihre Muttersprache uns ziemlich anzueignen. Endlich versahen Sie uns großmüthig mit Mitteln

und Empfehlungen, damit wir in unserm eigenen Vaterlande uns weiter ausbilden könnten. . . .«

»Es ist so, ich geb' es zu,« unterbrach Grant den Lucchesen, »und daß Ihr jetzt schon einen Namen haben würdet, der über Italiens Grenzen hinausgehen dürfte, weiß ich ebenfalls. Die Revolution riß Euch, wie hundert und aber hundert Andere aus Eurer Carrière.«

»Und die Reaction, scheint es, will uns wieder neue Bahnen eröffnen,« sagte Cesare Maffei. »Eigentlich sind wir undankbar, daß wir uns denen, die doch für uns sorgen, nicht anschließen. Man wird uns auch gewiß so nennen, falls das Antwortschreiben des Monsignore, das wir Ihnen aus wirklicher Dankbarkeit doch nicht vorenthalten durften, um wenigstens einen kleinen Theil unserer Schuld gegen Sie abzutragen, für ihn und seine Freunde zum Ankläger wird.«

»Wie *ich* die Welt verstehe,« fiel Grant ein, »thut Ihr kein Unrecht. Hat Vestucci's Bruder sich nicht auf Eure Kosten bereichert? Hat er Euch nicht vernachlässigt, als er Euch fürchten zu müssen glaubte? Sein jetziges Entgegenkommen halte ich nur für eine Falle, die Euch der kluge Mann geschickt zu legen versucht, um Euch – verzeiht mir, daß ich ohne Umschweife spreche – von Ketzern zu trennen!«

»Sie kennen gewiß die Bekanntmachung im Giornale di Roma,« fuhr Cesare Maffei fort, »die vor etwa Monatsfrist alle Künstler Italiens aufforderte, sich bei der päpstlichen Kammer zu melden, sofern sie sich für geeignet hielten, die während des Bombardements durch

die Franzosen in einigen Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden zerstörten Ornamente &c. wieder herzustellen. In jenen stürmischen Tagen hatten auch einzelne antike Mosaiken stark gelitten. Die Wiederherstellung gerade dieser mag große Schwierigkeiten haben, wenigstens wollte sich keiner der bekannteren Künstler in diesem Fache für den Preis, den man zu bewilligen geneigt war, dazu verstehen. Nicht ahnend, wer diese Arbeiten zu vergeben haben möge, wandte ich mich an die päpstliche Regierung, indem ich bemerkte, daß ich zufrieden sein würde mit dem, was man zu bezahlen für recht und billig erachte. Ich würde, fügte ich hinzu, gar keine Bezahlung annehmen, wenn nach begonnener Arbeit diese nicht zu vollkommenster Zufriedenheit Sachverständiger ausfalle. Die Antwort auf mein Anerbieten war dieser ausführliche Brief Monsignore Vestucci's.«

»Mich dünkt, es kann nichts erwünschter sein, als diese Aufforderung an Euch, nach Rom zurückzukehren,« meinte Grant. »Sie ist ehrenvoll für Euch, sie sichert Euch ein anständiges Auskommen und sie wird, das kann gar nicht fehlen, zu Aufträgen führen, die Euch in der Kunstwelt schnell einen Namen machen müssen.«

»Ein Bedenken habe ich doch, Vetter, das mir im ersten Augenblicke nicht einfiel,« bemerkte Versmissen.

»Du vermuthest eine Verlockung,« sagte Grant.

»Monsignore Vestucci muß sich unserer Freunde doch erinnern,« sprach Versmissen, »da ihre frühere Anwesenheit in der ewigen Stadt ihm weder unbekannt noch angenehm war. Wie oft habe ich so zweideutige Bemerkungen über Giacomo und Cesare von Freunden Vestucci's hören müssen, die doch unmöglich mir zwecklos mitgetheilt wurden! Entweder versteckte sich hinter dieser rücksichtslosen Offenheit die Absicht, mich zum Sprechen zu verleiten, oder man wollte, ich sollte die Freunde von dem Vernommenen unterrichten.«

»Jesuiten und was ihnen anhängt, haben immer mehr als ein Ziel im Auge,« erwiderte Grant. »Ihr ganzes System verlangt, daß sie jeden Fußbreit Erde, auf dem sie stehen, unterhöhlen müssen. Sie selbst sind dabei immer gesichert, während alle Andern auf unsichtbaren Abgründen wandeln. Deshalb läßt sich immerhin annehmen, daß hinter dieser Einladung sich etwas verbirgt, das wir augenblicklich gar nicht errathen können. Glücklicherweise wird es aber den weisen Herren schwer fallen, uns zu überlisten, da wir nicht mehr zu den Leichtgläubigen und Sorglosen zählen. Darum stimme ich für rasche, unbedingte Zusage und für baldige Abreise der Gerufenen nach Rom.«

»Sie haben die Nachschrift des Briefes doch nicht übersehen?« fragte jetzt Versmissen seinen Vetter. »Diese enthält, wenn ich sie recht verstehe, eine indirecte Einladung für Alle, denen in früheren Tagen der Aufenthalt in Rom lieb geworden war, jetzt, wo man die alte Ordnung dort wieder aufgerichtet hat, dahin zurückzukehren.«

»Gerade diese wohlwollende Einladung ist es, die ich alsbald zu benutzen gedenke,« versetzte Mathias Grant. »Mir sollen die Herren im schwarzen Rock und mit dem Kreuz am Gürtel nicht mehr gefährlich werden. Das Einzige, was mich bedenklich macht und mich noch länger hier festhalten könnte, ist die dunkele Redensart, mit der ohne Zweifel etwas für den Monsignore sehr Wichtiges bezweckt werden soll.«

»Meinen Sie die Bemerkung von den verkappten Söldlingen der Revolution, die sich in Unteritalien herumtreiben sollen?« fragte Giacomo Maffei.

»Allerdings,« sprach Grant. »Es fragt sich nur, wer damit gemeint sein soll.«

»Ist die Andeutung Monsignore Vestucci's nicht aus der Luft gegriffen,« erwiderte Giacomo, »so kann sie meiner Ansicht nach von uns Allen doch Keinen in seinen Entschlüssen und Handlungen behindern. Wir Alle haben ja weder mit revolutionären Agitatoren noch mit Reactionären persönlich zu thun. Wir wollen, unangefochten von der Zeitstimmung, leben, genießen, uns künstlerisch bilden und den Kreis unserer Kenntnisse wie unserer Ideen möglichst erweitern.«

»Im Allgemeinen ist das wohl unser Aller Streben,« versetzte Mathias Grant, »ganz jedoch finde ich den Zweck des Lebens darin nicht erschöpft. Wie Tasso, auf dessen Geburtsstätte wir stehen, von sich sagt, daß ihm das Leben kein Leben mehr sei, wenn er nicht denken

und dichten solle, so muß die moderne Welt jedem Manne von Bildung in unsern Tagen völlig schaal vorkommen, sobald sie aufhört zu gähren, um neue Bildungen hervorzubringen. Die Kunst erquickt, erheitert, stärkt mich, das Leben aber erhält für mich erst Werth, wenn ich mit ihm ringen muß und ich die Freude habe, es mir unterthänig zu machen. Daher kommt es wohl, daß ich Vielen unbequem, Manchem gefährlich erscheine. Auch ich zähle mich keineswegs zu den Umstürzlern, und doch gelte ich sehr Vielen für einen solchen. Darum wäre es immerhin möglich, daß die scheinbar nur so nebenbei hingeworfene Aeüßerung Vestucci's von den Individuen, die hier oder doch in Unteritalien herumschleichen sollen, um Propaganda für die Revolution der Zukunft zu machen, einen tieferen Sinn und einen ganz bestimmten Zielpunkt hätte.«

»Sie glauben doch nicht verfolgt zu werden, Vetter,« sagte mit etwas bedenklicher Miene Versmissen.

»Das nicht,« erwiderte Grant, »im Stillen beaufsichtigen aber läßt mich der Klerus gewiß. Vergiß nicht, daß meine eigene Gattin sich ihm willenlos in die Arme geworfen hat, und daß im Grunde die Verschiedenheit meiner und Leontine's Ansichten über Religion, Glauben und Kirche von jeher die Prellsteine waren, an die wir uns auf dem Wege durch's Leben gar heftig stießen.

»Der Klerus hat ja, was er will,« meinte Versmissen. Könnte er ein noch größeres Opfer von Ihnen verlangen als das, welches Sie ihm bereits gebracht haben?«

»O ja, liebster Ludwig,« sagte Grant. »Noch ist ihm erst die *Mutter* gewiß, er will aber auch die *Tochter* an sich reißen, um sie der nämlichen Seligkeit theilhaftig zu machen, welche der Mutter gar nicht entgehen kann.«

Ludwig Versmissen's Antlitz überflog die Röthe des Zornes.

»Und wenn der Kirche Alles gelänge, dies Eine, Felicia Ihnen zu entfremden, soll ihr doch nicht gelingen!«

»Mir bangt auch nicht, daß mein Kind dem Beispiele der Mutter folgen wird,« sprach der ruhige Grant, »vorsichtig aber muß man doch sein, und darum handhabe ich als Stab, der meine Stütze ist und den ich nie aus der Hand lege, den Argwohn.«

»Sie gedenken demnach noch länger hier zu bleiben?« fragte Giacomo.

»Ich will mich in keiner Weise übereilen. Habt Ihr Brüder Lust, dem Rufe Vestucci's zu folgen, wozu ich rathen möchte, ohne bestimmend auf Euch einwirken zu wollen, so antwortet rasch und reis't bald ab. Ich gehe mit dem Grafen nach Montalto. . . .«

»Wohin ich Sie begleite,« fiel Versmissen ein.

Mathias Grant machte eine abwehrende Handbewegung.

»Ich nehme Deine Begleitung nicht an, Vetter, so gern ich Dich um mich hätte,« versetzte er. »Felicia bleibt hier, auch die melancholische stille Gräfin. Peregrin Guttmann und Semele leben freilich auch hier, von Beiden aber möchte ich nicht verlangen, daß sie mehr Augen für Andere, als für sich selbst haben sollten. Guttmann lebt in

seinen eigenthümlich gestalteten Idealen und findet Alles vortrefflich, so lange die Tafel nach seinem Geschmack angerichtet wird, und Wirth und Kellner seine launigen Grobheiten sich einfach mit Gold aufwiegen lassen. Semele ist ein allerliebstes Mädchen, an dessen Einfällen sich Jeder ergötzt, nur zu gefallsüchtig, um selbst beobachten, prüfen und urtheilen zu können. Dir aber – hier reichte Grant dem Maler die Hand – Dir vertraue ich, und darum stelle ich meine Tochter unter Deinen Schutz. Du wirst sie während meiner Abwesenheit nie aus den Augen lassen! . . . Felicia selbst wird es keine große Ueberwindung kosten, in Deiner Gesellschaft zu bleiben. Sie hat es ja gern, daß Du ihr erzählst, ihr Unterricht im Pastellmalen ertheilst. Vielleicht treffen auch die Freunde, deren Ankunft wir sehnlichst erwarten, früher ein, so daß sich hier eine kleine geschlossene deutsche Colonie bildet. Ich hoffe, daß mich die Reise in's Gebirge nicht über vierzehn Tage aufhält. Habe ich mich genau orientirt, so geb' ich Nachricht. Dann zeige ich Dir sogleich an, ob ich noch einmal hieher zurückkomme oder ob ich Euch anderswo erwarte. Jedenfalls treten wir die Reise nach Rom gemeinschaftlich an, um nicht vereinzelt bei gewissen Voraussetzungen zu sehr gefährdet zu sein. Willst Du mich jetzt noch begleiten?«

»Ich bleibe hier und werde meine Schuldigkeit thun,« sagte Versmissen.

»Und Ihr?« fragte Grant die Lucchesen.

»Morgen schon geht Antwort ab an Monsignore Vestucci,« sprach Cesare Maffei. »Ist es irgend möglich, so

wollen wir Brüder uns für die durch einen Vestucci gehabten Verluste auch durch einen Vestucci wieder entschädigen lassen.«

»Thue Jeder, was er muß, nur lasse er sich durch nichts zu Voreiligkeiten verleiten!« sagte Mathias. »Ich will jetzt Felicia von unsern Beschlüssen in Kenntniß setzen, dann noch einige geschäftliche Angelegenheiten besorgen und schließlich den unvermeidlichen Reisecontract aufsetzen.«

SIEBENTES KAPITEL. DER AUSBRUCH DES VESUVS.

Nach erfolgter Abreise Grant's mit dem Grafen Montalto machte sich doch bei den Zurückbleibenden eine gewisse Leere fühlbar. Es fehlte zwar weder an Zerstreung noch an Anregungen, die Meisten aber waren nicht unbefangen genug, um stets natürlich zu bleiben. Namentlich zeigte Versmissen Felicia und Semele gegenüber eine Zurückhaltung, welche beiden Mädchen sehr wenig behagte. Felicia glaubte, diese bis dahin an ihrem Vetter nicht bemerkte Gemessenheit habe Semele durch ihr herausforderndes Auftreten verschuldet, und die Tochter Guttman's behauptete wieder, die Freundin setze den interessanten Bär in so arge Verlegenheit, weil es ihr gelungen sei, das Herz des pinselführenden Barbaren gerührt zu haben.

Diese gegenseitigen Beschuldigungen führten natürlich zu keinem Resultate, weshalb denn die Freundinnen wieder unter vielen Zärtlichkeitsbetheuerungen Frieden

schlossen und großmüthig gelobten, die Launen des Genies mit Geduld zu tragen.

Die Gebrüder Maffei waren zu sehr beschäftigt, um der Gesellschaft täglich Tribut zu entrichten. Ihr Antwortschreiben an Monsignore Vestucci war bereits abgegangen, und sie trafen in Eile Anstalten, um unmittelbar nach einlaufender Rückantwort ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen zu können.

Am wenigsten gestört zeigte sich Peregrin Guttman. Mathias Grant hatte den Banquier gebeten, die melancholische Angela durch Unterhaltung nach Kräften zu erheitern. Diesen Auftrag nahm er sich sehr zu Herzen, so daß die still ernste Dame kaum je mit größerer Aufmerksamkeit behandelt worden war. Guttman befand sich dabei ganz vortrefflich, denn die Gräfin unterbrach weder seine Erzählungen, noch schien sie sich dabei zu langweilen. Diese Aufmerksamkeit entzückte den lebhaften Banquier dergestalt, daß er alsbald die Lucchesen mit dem Geständniß überraschte, Contessa Augela sei eine der angenehmsten und liebenswürdigsten Frauen, die er auf seinem Lebenswege kennen gelernt habe.

»Sie schaut aus wie Judith und besitzt einen Haarwuchs wie Berenice,« sagte er schon am zweiten Tage nach Grant's Abreise. »Schade, daß sie nicht zwanzig Jahre jünger ist! Auf Credit, ich glaube, ich könnte mich wegsetzen über das Versprechen, das ich hab' gegeben meiner Seligen auf ihrem Sterbebette, und antragen in meiner einfach simplen Dummheit meine Hand der Donna Gräfin! ... Na, was wär' es weiter? ... Graf zwar

bin ich nicht, weder geboren noch geworden, aber zum Ritter hat mich doch der heilige Vater gedreht mit seinem großen Schlüssel aus freiem Antriebe, und ich kann nicht begreifen, warum nicht ein Ritter vom Papst soll sein eben so gut ein Edelmann und so vornehm, wie eine Gräfin mit confiscirten Vermögensverhältnissen! . . . Aber ich will doch an mich halten als kluger Mann! . . . Die Tochter könnte mir grollen und die schön geschnittene nationale Unterlippe, in der ich erkenne mich selbst mit innerlichem Vergnügen, hängen lassen zu tief, daß sie herausträte über die Schönheitslinie. . . . Bei Gott, das will ich verhindern, denn's konnte mich gereuen noch im ehrwürdigen, Alter! . . . 's läßt sich nun einmal nicht ändern; junge Mädchen müssen bleiben eingewickelt in Schönheitslinien von allen Seiten, wie neugeborene Kinder, die man schützen will gegen die Kälte, sonst geben sie ab einen theuern Lagerartikel, woran einem zärtlich-liebevollen Vater nie kann etwas gelegen sein! Also bitt' ich Sie, meine Herren Künstler, verrathen Sie nicht in leichtsinniger Weise die jugendlichen Hochgefühle meines Herzens. Ich werde bleiben vernünftig und – auf Credit – ein einfach simpler Mensch!«

Die Lucchesen wußten das Vertrauen des päpstlichen Ritters vollkommen zu würdigen und beobachteten ein wahrhaft trappistisches Schweigen. Nicht einmal Vermissen erfuhr, zu welch seltsam klingenden Auslassungen der galante Banquier sich aus Hochachtung für die Gräfin Montalto hatte fortreißen lassen.

So verging eine ganze Woche. Nachricht von den in die Abruzzen Abgereis'ten konnte noch nicht eintreffen und aus dem Norden liefen ebenfalls keine Briefe ein. Inzwischen schmolz die Eisrinde, die sich um Ludwig Versmissen's Herz gelegt hatte, und sein Vorschlag, an einem der nächsten Tage Amalfi zu besuchen, das die Freunde nur aus der Ferne vom Gipfel des Sant' Angelo gesehen, fand allgemeinen Beifall. Peregrin Guttmann allein war nicht mit dem Vorschlage des Malers einverstanden.

»Die Luft ist zu schwül,« sagte er. »Wenn ich sie einathme mit voller Brust, prickelt's mir in den Lungen, als tränke ich verfälschte Milch, in die man hat gerührt sicilianisches Schwefelpulver! Ich sag' Ihna, 's ist 'ne Schwinderei mit dem gesunden Klima hier! Sie haben sich Alle zusammen verabredet die schwarzäugigen Eingeborenen mit dem gelblichen Teint, den die schwärmerischen Menschen in schwarzsamntenen Malerröcken nennen gesättigt, weil einem der bloße Anblick schon satt kann machen für einen vollen halben Tag; ich sag' Ihna, sie haben sich verabredet, um durchzuführen eine große Speculation, bie sie nichts kostet, und für die wir enthusiastisch gebildeten Kunstschwärmer aus der Ferne müssen zahlen viel, viel Geld! ... Nein, werthgeschätzter Pittore, ich bin nicht für das macaroni-berühmte Amalfi, mich zieht's mehr nach Bajä hinüber, das sich jeden Abend ansieht, wie eine aufbrechende Rosenknospe, die man am liebsten abpflücken möchte, um sie sich zu stecken in's Knopfloch. ... Es ist so himmlisch hier herum nach der Behauptung aller Sach- und Naturverständigen, daß ich

Verlangen trage, zu schmecken mit dem Saum meiner Lippen die Hölle, die dort drüben, wenn mein Reisehandbuch keine Lügen enthält, zu Tage ausgehen soll! . . . Na, was kann man viel riskiren bei einem vorsichtigen Besuch am Thor der Hölle. . . . Bin ich doch Ritter vom Papst und habe aufzuweisen ein großes Siegel mit den gekreuzten Schlüsseln! 's wäre höchst ehrerbietig vom Herrn Beelzebub, wenn er uns aus Respect vor einem solchen *passé-par-tout*, der sogar die Himmel öffnet, nicht unangefochten thun ließe einen neugierigen Blick in seine wohl conservirten Gesellschaftszimmer!«

Ludwig Versmissen war nicht unerbittlich. Er ging bereitwillig auf die Ideen des Banquier ein, machte aber die Entscheidung von der Einwilligung Aller abhängig, die bei der Unterredung mit Guttman nicht zugegen waren. Dies genügte diesem, und man setzte, falls die Witterung so günstig bleiben sollte, wie bisher, den übernächsten Tag für den in Vorschlag gebrachten Ausflug fest. Die Unterhandlungen mit dem Marino Pandolfo und dessen Leuten versprach Ludwig zu übernehmen. Noch am Abend dieses Tages erklärten sich Alle für Guttman's Vorschlag, und Niemand zweifelte, daß man den größten Genuß von einem Besuch jener im Alterthum so berühmten Oertlichkeiten haben werde. In der nächsten Nacht ward Versmissen viel von Träumen geängstigt. Er stand Arm in Arm mit Peregrin Guttman am Eingange zum Tartarus, in dessen unergründliche Tiefe Felicia und Semele gestürzt waren. Guttman jammerte entsetzlich,

zerrte an seinem Ordensbändchen und wollte daraus eine Leiter machen, um sie den verunglückten Mädchen in der Tiefe zuzuwerfen. Leider wollte dies aber nicht gelingen. Die lieblichen Gesichter der beiden Versunkenen wurden immer undeutlicher und verschwanden endlich unter vernehmbarem dumpfen Donnern, das aus dem schrecklichen Schlunde zur Oberwelt herausdrang, gänzlich. Da umfaßte Guttmann den Maler mit eiserner Faust und riß ihn unter wahnsinnigem Gelächter kopfüber mit sich hinab in den entsetzlichen Abgrund.

Der Sturz erweckte den Träumenden. Er athmete tief und schwer, und konnte die Bangigkeit, von der er befohlen war, nicht sofort los werden. Seine Seele war so erfüllt von dem Traumbilde, daß das Rollen und Donnern auch nach dem Erwachen noch fortklang in seinem Ohr.

Eine kurze Zeit blieb Vermissen horchend auf seinem Lager liegen, rieb sich die Augen und klopfte an beide Ohren, um den unangenehmen Schall zu dämpfen. Da vernahm er im Freien lebhaftes Gespräch, schnell hinter einander folgten ein paargeroaltig dröhnende Donnerschläge, unter ihm bebte die Erde, und wie er sich erschrocken aufrichtete und den Blick dem Fenster zukehrte, lag der ganze weite Golf, die Inseln Ischia und Procida, die schön geschwungenen Berge, welche die kleinere Bucht von Bajä umgeben, der Posilipp, Pozzuoli, kurz das ganze Land in der glühenden Beleuchtung eines ungeheuern Flammenmeeres vor ihm. – Der Vesuv hatte seine Feuerschlünde geöffnet, und entsendete eine mehrere hundert Fuß hohe Flammensäule, auf deren Spitze eine

schwarze, seltsam gestaltete Wolke ruhte, in den hellen, sternenfunkelnden Nachthimmel.

Der erste Eindruck dieses Naturschauspiels war ein so mächtiger, daß Versmissen in schweigender Bewunderung das Unbeschreibliche anstaunte. Anfangs hing sein Auge an dem donnernden Feuerberge, dessen ganze obere Hälfte zu glühen schien. Später glitt es herab auf den meilenlangen Kranz stark bevölkerter Städte, die sich von dem tosenden Neapel um den Fuß des Vulkans schlingen, und die jetzt alle roth glühendem Gestein glichen.

Auf dem ruhigen, tiefen Golf, welcher das wunderbare Schauspiel widerspiegelte, schwankten eine große Menge kleiner Segelschiffe und Ruderbarken. Am Strande von Sorrent ward es ebenfalls lebhaft. Die Marinari machten große und kleine Barken segelfertig um Einheimische und Fremde, wenn es gewünscht werde, auf's Meer hinauszurudern, von dem aus der Ausblick am Schönsten zu übersehen war und der Ausbruch am Schönsten zu übersehen war und der Eindruck, welchen die grandios grausenhafte Beleuchtung hervorbrachte, sich unvergänglich dem Gedächtniß einprägen mußte.

Wenige Minuten später stand Versmissen auf der Straße. Er wollte erfahren, was die Freunde machten, ob Felicia und Semele vor dem Ungewohnten sich entsetzten oder es gleich ihm mit Bewunderung betrachteten.

Die Gebrüder Maffei begegneten ihm zuerst. Sie hatten sich aufgemacht, um den Freund abzuholen und ihn aufzufordern, an den Strand zu eilen und dort sogleich

auf eine der noch zur Verfügung stehenden Barken Beschlag zu legen.

»Wir sind so ziemlich die Ersten,« sagte Giacomo Maffei. »Greifen wir also rasch zu! Später Kommende werden schämliche Preise bezahlen müssen.«

»Geht unbedingt mit Pandolfo!« versetzte Ludwig Versmissen. »Ich komme, wenn ich keinen Korb erhalte, mit den Damen in möglichst kurzer Zeit nach.«

Die Lucchesen eilten mit Andern, welche Alle den nämlichen Weg einschlugen, nach dem Strande. Versmissen vernahm schon von Weitem die befehlende Stimme des Banquier, dessen Gestalt ihm gleich darauf sichtbar ward. Peregrin Guttmann hatte sich einen Plaid um die Schultern geschlagen, denn er wollte gern für einen Engländer gehalten werden, weil er bemerkt zu haben glaubte, daß englische Reisende von den geldgierigen Italienern immer mit größerer Zuvorkommenheit behandelt würden, als die Angehörigen anderer Nationen. Als er den Maler erblickte, ging er auf ihn zu, um ihn zu begrüßen.

»Ist das ein Glück, Herr Pittore!« rief er aus. »Dreimal hab' ich meinen Hut schon abgenommen vor is dem galanten Berge, weil er so artig ist, uns seine allerschönsten Kunststücke als Erzfeuerwerker so prächtig vorzumachen. Und ich sag' Ihnen, höchste Zeit war's, sonst hätt ich ihn auf gut Wienerisch einmal etwas grob angelassen! Denn die Tändelei des Abends, wenn sich die

Sonne im Meere zur Ruhe legte, die hatt' ich schon lange satt. Es sah nicht viel anders aus, als spiele ein Jongleur mit einem großen Feuerballe. Das schaut man sich ein- und zweimal an, dann aber heißt's, wie beim Berliner Guckkastenmann: Geschwind, ein ander' Bild! – Die jetzige Vorstellung laß' ich mir gefallen. Da ist doch was dran! Das packt, die Decoration ist neu und ansprechend, und wenn man's später nicht mehr sieht, kann man den Leuten, die nichts davon verstehen, eine ganz grausam schöne Erzählung davon machen. . . . Aber wo steckt S' denn?« rief er die Treppe des Hotels hinauf, auf dessen Vorplatze Guttman mit dem Maler in großer Unruhe auf und nieder ging. »Den Spiegel können S' ungeschoren lassen, der thut's alle weile nimmermehr! Ein Kappen auf's Haar, ein Tuch um den Hals, einen Mantel drüber und ein Paar Schuh' an die Füß, das, mein' ich, ist für die nächsten paar Stunden Toilette genug auch für's jüngste und schönste Mädcl!«

Der Ruf des ungeduldig werdenden Banquier schien doch zu fruchten. Semele hüpfte mit Felicia, welche während Grant's Abwesenheit ein gemeinschaftliches Zimmer mit ihrer Jugendfreundin bewohnte, die Marmorstufen herab und zeigte Versmissen ein von freudiger Erwartung anmuthig geröthetes Gesicht, das durch die ungeordneten Locken an Lieblichkeit eher noch gewann, als verlor. Felicia sah verklärt, dabei aber etwas schüchtern aus, als traue sie der Festigkeit des Bodens, der unter den häufigen Detonationen des flammenwerfenden Vulkans zu zittern schien, nicht mehr rechte Dauer zu. Hinter den

beiden Mädchen stieg die Gräfin Angela Montalto in ihrem originellen Kopfputz, still und ernst wie immer, die Treppe herab.

»Wenn wir unsere Schritte beschleunigen,« redete Versmissen die Damen an, »so dürften wir vor Vielen einen Vorsprung gewinnen. Die Lucchesen erwarten uns am Strande. Ich zweifle nicht, daß Pandolfo die beste und bequemste seiner Barken uns reservirt hat.«

Felicia nahm den ihr angebotenen Arm des Veters gern. Auf Semele machte der purpurne Himmel und die riesige Rauchwolke, die ihr schwarzes Gefieder fächerartig ausspannte, einen so bewältigenden Eindruck, daß sie kein scherzendes Wort über ihre Lippen brachte. Angela schlug nur von Zeit zu Zeit die großen, dunkeln Augen zum Himmel auf, als wolle sie ernste Fragen an diesen richten.

»Es thut mir leid, daß Freund Grant diesem Extrafeuerwerke der Natur nicht beiwohnen kann,« sprach Guttman, den Uebrigen vorausschreitend. »Er faßt Dergleichen immer ganz anders auf, wie einfach simple Menschen, und ich möchte wetten, wäre er mit von der Gesellschaft, so brächte er gewiß eine Meinung zu Gehör, über die man sich fabelhaft erstaunte.«

Versmissen gab dem Banquier keine Antwort, da Jeder für sich Acht auf den Weg geben mußte, der steil zum Meeresufer hinabführte. Erst als die Barke unter den Ruderschlägen vier kräftiger Sorrentiner hinaus auf's Meer glitt, kam eine allgemeine Unterhaltung wieder in Fluß.

Der Anblick des feuerspeienden Berges war von imposanter Majestät. Die nur selten von tiefschwarzen Rauchguirlanden umwundene Flammensäule stieg senkrecht aus dem Krater empor und schien an den Seiten mit beweglichen blitzenden Diamanten von gewaltigen Dimensionen garnirt zu sein. Es waren dies weißglühende Steine, welche die Gewalt des Elementes aus angemessenen Tiefen emporschlenderte. Drei Ströme flüssigen Feuers, etwa aus der Mitte des steilen, finstern Felsenkegels hervorquellend, stürzten sich, sichtbar breiter werdend, in die Tiefe hinab und gewährten in der Entfernung einen zauberisch schönen Anblick.

»Sollt' es nicht möglich sein, den Berg während der Dauer der Eruption zu besuchen?« sagte Semele zu Vermissen, das staunende Auge unverwandt dem seltsam beleuchteten Lande zuwendend. »Wenn man vorsichtig ist, kann doch unmöglich Gefahr dabei sein.«

Guttmann machte eine so starke Bewegung, daß die Barke merklich zu schaukeln begann.

»Kind, wo denkst Du hin!« rief er aus. »Es kann mir Niemand nachsagen, daß ich kein heldenmüthiges Herz besitze, mit einem Berge aber, dessen Eingeweide Feuer und Flammen sind, und der so voll steckt von Pech und Schwefel, daß die Rippen nicht einmal mehr zusammenhalten wollen, ist, auf Credit, nicht zu spaßen! Wer ihm zu nahe kommt, dem kostet's nicht bloß ein paar rindslederne Sohlen, er kann, vom Feuerdunst benebelt, 's Gleichgewicht verlieren und eine Himmelfahrt halten,

die Haare, Haut und Knochen versengt. Bitt' schön, mein Kind, mit dem G'spaß' laß mich aus!«

»Ich kann Ihnen nicht beistimmen und bin geneigt, mich ganz der Meinung Ihrer Fräulein Tochter anzuschließen,« erwiderte Versmissen. »Sollte der Vesuv seine feurige Laune längere Zeit behalten, so wird es an Schaa-ren Wißbegieriger nicht fehlen, welche den Berg bis in die Nähe der Lavaströme erklimmen, um das Schauspiel, dem kaum ein zweites auf Erden gleich zu stellen sein mag, in seiner ganzen furchtbaren Majestät betrachten zu können. Fremde werden in Menge anlangen, und das Gewühl auf den Punkten, wo der Ausbruch und namentlich der Lauf der Lava sich gefahrlos beobachten läßt, wird alle Erwartungen übertreffen.«

»O, es wäre köstlich, könnten wir diesen bewundernden Gruppen uns anschließen!« rief Semele, ihr freudestrahlendes Gesicht theilnehmend dem Maler zukehrend.

»Fürchten Sie sich, Cousine?« fragte dieser jetzt die neben ihm sitzende Felicia. »Es ist nicht mehr Gefahr bei einer Besteigung des Vesuvs in seiner gegenwärtigen Thätigkeit, wie bei einem Besuch der blauen Grotte.«

»Der Vater vertraut Ihnen, Vetter,« entgegnete Felicia, »warum sollte ich es nicht auch?«

»Und was sagt Ihr dazu?« wandte sich Versmissen an die Lucchesen.

»Bei uns war es schon beschlossene Sache, den Berg zu besteigen, noch ehe wir Sorrent verließen,« sprach Cefare Maffei. »Man sieht ein solches Schauspiel so leicht nicht zum zweiten Male.«

Gräfin Angela streckte den Arm aus über das geröthete Meer und deutete auf den Berg, dessen zwei Gipfel jetzt vorzugsweise deutlich sichtbar wurden. Gerade aus der Einsenkung, welche den Somma von dem Kegel des eigentlichen Vesuvs trennt, brach der breiteste Lavastrom hervor.

»Ersteigt den Berg!« sprach sie. »Ihr findet dort, was Keiner ahnt! Und ich will Euch begleiten!«

»Sie machen mich unglücklich, Gräfin, bei Gott, unglücklich!« fiel Guttman ein. »Wenn Sie sich nun den Fuß verstauchen auf den alten spitzigen Schlacken? Oder wenn gar der unzuverlässige Berg kriecht ganz und gar den Raptus und bespeit Ihnen das gestickte Brusttuch mit glühenden Steinen? . . . Was würde sagen der Herr Bruder Graf, der mich gebeten hat, ich solle mit helfen zusehen, daß Ihnen nicht zu nahe käme ein neues Unglück?«

»Bleiben Sie in Sorrent,« versetzte Angela ruhig, wie immer. »An schützenden Begleitern wird es uns nicht fehlen!«

»Gut!« sprach Guttman, seinen Reisehut mit starkem Ruck sich fester auf den Kopf drückend, daß er ganz schief zu sitzen kam und dem Banquier in seinem verzweifelten Aerger ein fast geniales Ansehen gab. »Sie sollen sehen, daß ich habe Courage! . . . Ich werde mit gehen, ich ziehe mir drei Paar Schuhe über die Füße, erst gestickte von Semele, dann Papuschen, ächt türkische, die ich gekauft habe auf dem Rialto in Venedig, und endlich meine englischen Bergsteiger mit den knopfgroßen Nägeln! . . . Ich kaufe mir noch dazu einen Stock, lang

zehn Fuß oder elf, damit ich mich kann dran stemmen und in schwingende Bewegung setzen meine schlanke Gestalt! Denn ich sag' Ihna, Gräfin, Sie sollen bewundern, was ein beherzter Mann, der hoher geleisteter Dienste halber ist geworden ein Ritter vom Papst, leisten kann im Voltigiren von einer Seite zur andern! Ich will nicht bleiben gesund, wenn ich nicht springe mit meinem Stocke vor allen Leuten über einen Lavastrom, der nicht ist zu breit, zu tief und zu schwefelqualmig! Mehr zu leisten, kann auch der Tapferste nicht verlangen von einem gewordenen einfach simplen Menschen.«

Versmissen glaubte den günstigen Augenblick festhalten zu müssen, um den ängstlichen Banquier seinem eigenen Entschlusse nicht wieder untreu werden zu sehen. Er machte deshalb den Vorschlag, die bereits verabredete Partie nach Bajä vorläufig aufzugeben, um die wichtigere Besteigung des Vulkans während der Eruption nicht länger hinausschieben zu müssen, als gerade hoch nöthig sei.

»Sobald wir zurückkehren nach Sorrent,« setzte er hinzu, »werde ich mich sogleich eines Wagens versichern. Auch in dieser Beziehung thut Eile Noth, denn es beginnt noch heute ganz gewiß eine Art Auswanderung, und Fuhrwerke werden eben so selten sein, wie Pferde, Maulthiere oder Esel.«

»Könnten wir nicht diese Barke behalten?« warf Semele ein. »Ich finde sie bequem, und schwerlich dürfte sie uns höher zu stehen kommen, als ein Fuhrwerk mit

ausgehungerten Gäulen, die der unbarmherzige Fuhrmann auf dem ganzen Wege zu seinem eigenen Vergnügen quält.«

»Wenn Pandolfo es zufrieden ist, stimme ich Ihnen bei, Fräulein,« erwiderte Versmissen. »Freund Giacomo könnte gleich mit ihm sprechen.«

Während der ältere Maffei neben dem Steuermann Platz nahm, um mit diesem der Barke wegen ein Abkommen zu treffen, bemühte sich Versmissen um Guttman, den seine gegebene Zusage längst schon reute.

»Ich bin überzeugt,« sagte er, »daß Sie später sich keines Ausfluges, keines Erlebnisses mit größerem Vergnügen erinnern werden, als des uns jetzt bevorstehenden. Hätte ich diesen Ausbruch des Vesuvs ahnen können, nicht von der Stelle hätte ich Cousin Grant gelassen!«

»Schweigen S' still, Herr Pittore!« entgegnete der Banquier. »Ich hab' gesprochen, denk' ich, wie ein Mann, und wenn ich, über das Gesprochene nachdenkend, ein vierundzwanzig Stunden brauche, um mich auszuschweigen, so kann das nur meiner Lunge gut thun, die beim Erklimmen des brummenden Feuerberges vollauf genug Arbeit bekommen wird. Schade nur, daß es keine Lungenassecuranz-Compagnie giebt, die eine Beschädigung oder gänzliche Ruinirung dieses, wie mir scheint, sehr nothwendigen Brustblasebalges mit gutem Golde aufwiegt, ich kaufte mir, auf Credit, vor der gefährlichen Tour für meine Person eine Police, um schlimmsten Falles bei dem ganzen feuerspeienden Schwindel doch zu machen ein kleines Geschäft!«

»*Sicuramente, Signore!*« rief jetzt Pandolfo, in seine Tasche greifend und Giacomo Maffei ein Silberstück auf die Hand legend. »Ich bringe Euch wohl behalten nach Portici, aber erst nach drei Tagen. Eher ist es mir, wie ich Euch auseinandergesetzt habe, nicht möglich. Des Berges wegen braucht Ihr Euch keine Sorge zu machen. Seine Flammensäule wird innerhalb zwanzig Tagen nicht erlöschen, die Lavaströme aber vergrößern sich und bieten, wenn sie erst recht in Fluß kommen, den großartigsten Anblick.«

Der Tag graute bereits. Die Gluthbeleuchtung der Nacht ging in die minder grellen farbigen Töne über, welche bei Ausgang der Sonne Land und Meer mit duftigem Schimmer überziehen. Pandolfo wendete die Barke, hißte, da ein leichter Luftzug die Wogen kräuselte, das dreieckige Segel auf und steuerte dem in Morgensonnenglanz strahlenden Sorrent zu, das trotz des furchtbar schönen Naturspieles und des dröhnenden Donnerns, das meilenweit vernommen ward, in ungestörtem Frieden von seinem hohen Ufer hinabsah auf das purpurviolette Meer.

ACHTES KAPITEL. AUF DEM VESUV.

Peregrin Guttman hielt sich selbst Wort. Er blieb volle vierundzwanzig Stunden so schweigsam, als habe er das Sprechen verlernt. Es mochte ihm diese Enthaltbarkeit schwer genug fallen, aber er wollte nun ein Mal zeigen, daß er nicht nur ein beherzter Mensch, sondern auch ein Mann von Wort sei, und deshalb kasteite er sich.

Inzwischen rüsteten sich die Damen für die viel versprechende Reise, die ihnen bevorstand und deren Dauer sich nicht genau vorausbestimmen ließ. Versmissen und die Brüder Maffei zogen Erkundigungen nach denjenigen Persönlichkeiten ein, die als Führer sich einen gewissen Ruf erworben hatten. Ohne zuverlässigen Cicerone den Vesuv zu besteigen, würde Fremde in große Verlegenheit, oft sonst in Lebensgefahr bringen, da das Terrain rund um den gewaltigen Berg in Folge der häufigen Eruptionen furchtbar zerklüftet ist, und der Vesuvwanderer oft ganz plötzlich an der steilen Wand eines tiefen Abgrundes steht. Zur Zeit eines Ausbruches bedarf es natürlich noch weit größerer Vorsicht, wenn der Besuchende die Absicht hat, einem vom Gipfel des Berges sich herabwäلتenden Lavastrome möglichst weit sich zu nähern, um die Verwüstung der geschmolzenen, glühenden Erz- und Steinmasse schaudernd zu betrachten.

Die Freunde notirten sich die Namen der ihnen als gewissenhafte Führer bezeichneten Männer, und bestiegen am bestimmten Tage guten Muthes die Barke Pandolfo's.

Der Vesuv hatte in der Zwischenzeit keine Sekunde ge-
feiert. Tag und Nacht stieg eine ungeheure Flammensäule aus seinem Innern empor, die schwarze Rauchwolke verfinsterte wiederholt die Luft und ließ die Sonne nur wie eine glanzlose kupferrothe Scheibe durchschimmern. In

stärkerer Luftbewegung empfand man schon beim Athmen die Aschenatome, mit welchen die Luft geschwängert war. Am Tage erschien der feuerspeiende Berg meistentheils in schleppende Nebel gehüllt, des Nachts aber glühte er in unbeschreiblicher Pracht.

Einzelne Personen, die unmittelbar nach Beginn der Eruption sich nach Portici begeben hatten, kehrten zurück und schilderten die Oertlichkeit, von wo aus sich die Feuercascaden der Lavaströme am Besten überschauen ließen, als ganz besonders günstig gelegen. Wen von diesen Heimkehrenden Versmissen sprach, Alle nannten den Namen des Cicerone Salvatore als den berühmtesten, indem sie nicht zu bemerken vergaßen, daß dieser jetzt sehr begehrte und ununterbrochen beschäftigte Mann nur selten in Portici, wo er wohne, zu treffen sei, da er seiner eigenen Bequemlichkeit wegen es vorgezogen habe, im Hause des Eremiten auf dem Vesuv sein Standquartier aufzuschlagen.

Das Wetter war sehr günstig. Ein lauer West trieb die Flammenwolke mit ihrem Aschengehalt nach dem Innern des Landes, wodurch der ganze Kegel des Berges von den lästigen Nebeln befreit wurde, die am Meisten bei völliger Windstille einen schweren drückenden Rauchmantel, welcher das Athmen der Besucher sehr belästigte, bis hinab in die bewohnte Ebene bildeten. Unsere Reisenden landeten nach kurzer Fahrt glücklich in Portici. Sie fanden Alles, wie Bewohner Sorrents ihnen die Dinge geschildert hatten. Die Straßen der nicht großen, aber stark bevölkerten Stadt wimmelten von Fuhrwerken aller Art,

von Eseltreibern, Maulthiervermiethern, Verkäufern von Tauen und großen Bergstöcken, und das Geschrei all' dieser Menschen, die unaufhörlich ihre Sachen mit einem Schwall hochtrabender Redensarten den Zuströmenden anpriesen, war ohrbetäubend.

Während nun die Gebrüder Maffei es übernahmen, einen Führer zu dingen, ließ sich Versmissen mit einem der weniger lauten Männer, welche ihre gesattelten Thiere den Fremden auf eine von diesen selbst zu bestimmende Zeit zur Verfügung stellten, in Unterhandlung ein. Versmissen entschied sich für Maulthiere, da er die Leiter neapolitanischer Fuhrwerke bereits zur Genüge kannte, und bei dem muthmaßlich großen Gedränge auf dem zur Eremitage hinaufführenden Wege besorgte, es könne durch Zufall leicht ein Unglück sich ereignen. Der Besitzer der Thiere stellte keine übertriebenen Forderungen. Man einigte sich gegenseitig und das getroffene Abkommen erhielt durch die landesübliche Mancìa für beide Theile verbindliche Kraft.

Inzwischen fanden sich die Lucchesen wieder zu den ihrer harrenden Freunden.

»Der Cicerone folgt uns auf dem Fuße,« sprach Giacomo. »Es ist ein junger, kräftiger und sehr gewandter Mann, einer von Salvatore's Stellvertretern. Er bringt uns bis zur Wohnung des Eremiten. Finden wir Salvatore dort nicht, so müssen wir entweder auf ihn warten oder uns

der Leitung eines andern Führers anvertrauen. Gewöhnlich nehmen verschiedene Gesellschaften ein und denselben Cicerone, da es sonst gar nicht möglich wäre, bis zum großen Lavastrome vorzudringen.«

»Cola sagt, es sähe beim Eremiten aus wie auf dem Mercato in Neapel,« fiel Cesare Maffei ein. »Es hat sich ein ganzes Volk Industrieller dort niedergelassen, die mit allen denkbaren Gegenständen Handel treiben.«

»Die besten Geschäfte macht jedoch der Eremit selbst,« bemerkte Giacomo. »Dieser schlaue Mann Gottes hat sich den Handel mit erquickenden Flüssigkeiten allein vorbehalten und versteht, wie alle Wirthe, das Mischen ausgezeichnet. Außerdem muß Jeder der Händler auf einem Territorium eine bestimmte Abgabe an ihn entrichten für die Erlaubniß, dort im Verein mit einer Schaar Gleichgesinnter die dummen Forestieri plündern zu helfen.«

»Eine würdige Beschäftigung für einen Frommen, der in der Einsamkeit Gott zu dienen vorgibt,« sagte Versmissen. »O Heuchelei und verkappte Sündhaftigkeit, Dein Name ist Pfaffenthum! . . . Wenn das mein Vetter mit ansehen könnte! Die Herren in Rom, die jetzt wieder das Heft allein in der Hand zu halten vermeinen und nur darüber nachgrübeln, wie sie die eine Zeit lang in Schwärmerie versunkenen Völker wieder in gedankenloses Träumen einlullen mögen, unternehmen mehr, als sie verantworten können, wenn über Nacht der Krater sich öffnet, an dessen glühendem Rande sie ihren Wein keltern und ihre einschläfernden Giftränke mischen!«

Peregrin Guttman, das Durcheinanderwogen der Wagen, Pferde, Menschen betrachtend, das vielerlei Charakteristisches darbot, schüttelte mißbilligend den Kopf und sprach:

»Ich kann's nicht finden, Herr Pittore, daß der Mann Unrecht thut, den Sie sich in Ihrer Menschenfreundlichkeit erlauben, schlecht zu machen. Er hat sich hingesezt da Oben in die Einsamkeit, um herabzuschauen in's Paradies, das rund herum liegt zu seinen Füßen, so daß er nur braucht hinein zu springen mit beiden Beinen, um drin zu schwelgen nach Herzenslust. Er läßt sich aber nicht verlocken aus reiner Gottesfurcht, und läßt sich's werden sauer, um sicher zu kommen in den Himmel. Auf Credit, werthgeschätzter Freund, der Mann flößt mir ein Respekt! Ich bin erfreut, daß ich ihn soll kennen lernen! Ich werde mir erlauben, ihm zu drücken die vereinsamte Hand, und ihm sagen, wer ich bin gewesen und was ich bin geworden. Kann er dafür, der gute Mann, daß der Berg, auf dem er betet zu Gott und allen Heiligen, bekommt Krämpfe und speit Feuer und Flammen? Oder soll er sein grausam und es nachmachen den Tyrannen, auf die alle Welt schimpft, und verschmachten lassen die tausend Neugierigen, die sich die ausgerissenen Eingeweide des wunderlichen Berges wollen besehen in der Nähe? ... Glauben Sie mir, Herr Pittore, wenn der gottesfürchtige Mann nichts hätte zu trinken und zu essen in seiner Klause, die vornehmen Herren und Damen wären die Ersten, die sich bückten und aufhoben Steine, um den Mann mit Werfen und Poltern zu stören in seiner

einsiedlerischen Andacht. ... Thun Sie mir den Gefallen, und loben Sie mir den heiligen Mann, den wir sollen kennen lernen! ... Wenn wir kommen zurück aus der heißen Lust, ohne geschluckt zu haben mehr Schwefeldunst, als vertragen kann ein einfach simpler Mensch, werden wir dem Einsiedler dankbar sein, daß er uns für gutes Geld gibt 'was Kühles und Erquickendes zu trinken! ... Gott, gerechter! Man muß die Welt nehmen, wie sie ist, und die Zeiten, wie der Himmel sie uns schenkt! Unsere Sorge ist's, daß wir uns so verstehen hinein zu schicken, daß wir nicht drin gehen unter, sondern immer bleiben Oben und uns erhalten die Aussicht frei! ... Ich sag' Ihna, Freund, der Einsiedler gefällt mir. Er beweist, daß er die Einsamkeit gut hat angewandt zu Anderer und zu seinem eigenen Besten!«

Cola war inzwischen angekommen und forderte die Gesellschaft zur Eile auf. Alle bestiegen die bereit stehenden Maulthiere und der Zug setzte sich, von dem Gewühl in den Straßen oft zum Stillhalten gezwungen, in Bewegung. Erst zwischen den Landhäusern und Weingärten, an denen die Straße nach dem Vesuv fortzieht, ward es ruhiger, obwohl es auch hier weder an Fußgängern in den sonderbarsten Trachten, noch an Wagen, Equipagen, landesüblichen Einspännern, und unendlich viel zerlumptem Volke fehlte. Wo irgend ein passendes Plätzchen sich fand, da hatte entweder ein Limonadenverkäufer sein transportables Häuschen mit der bekränzten Madonna aufgeschlagen, und bot unaufhörlich mit

gellender Stimme sein erfrischendes Getränk den Vorüberziehenden an, oder zerlumpfte Bettler, grundhäßliche alte Weiber, halbnackte Krüppel lagerten auf harter Erde, und streckten kreischend, bisweilen sogar heulend die magern Hände aus, um Almosen zu erbetteln.

Felicia und Semele, die neben einander ritten, erfreuten sich an diesem bunten Wechsel malerischer Menschengruppen wie eigenthümlich belebter Scenen. Selbst für Peregrin Guttman und Angela Montalto war der Reiz dieses sonderbarsten Volksgewühles so groß, daß sie eine Zeit lang den eigentlichen Zweck ihres Kommens aus dem Auge verloren.

Der Fuß des Vesuvs ist bekanntlich bis zu einer beträchtlichen Höhe hinaus bebaut. Weingärten in reicher Abwechslung umgürten den Feuerberg in weiter Ausdehnung. Zwischen diesen liegen die weißen Häuser der Weinbauer neben den Wohnungen thätiger Seidenweber. Die Fruchtbarkeit des Bodens ersetzt den Fleiß, der bei dem Neapolitaner häufig vermißt wird.

In dieses Paradies drohte der Feuerstrom, welcher den Schultern des Berges entquoll, sich Bahn zu brechen und die Arbeiten und Anlagen eines ganzen Menschenalters in wenigen Stunden für unberechenbare Zeiten hinaus in eine abschreckende Schlackenwüste zu verwandeln. Dicke, gelbliche Rauchwolken bezeichneten den Lauf der Lavaströme, auflodernde Flammen gaben Zeugniß von der entsetzlichen Gluth der geschmolzenen Erze, die selbst die Erde in Brand setzte.

Nach zweistündigem Ritt lag die Wohnung des Eremiten vor den Blicken unserer Freunde. Was sich hier in Wirklichkeit zeigte, überbot noch die gespanntesten Erwartungen. Es war ein Gewühl, ein Toben, Lärmen, Schreien, Lachen und Zanken, das selbst das Getöse der Toledostraße in Neapel noch beschämte. Aus der Ferne schien es, als könne sich ohne die augenscheinlichste Lebensgefahr kein Mensch in dies entsetzliche Durcheinander wagen.

Den jungen Mädchen ward plötzlich so bange, daß sie ihre Thiere anhielten und bedenkliche Blicke auf ihre männlichen Begleiter warfen. Nur Gräfin Angela ließ sich nicht aus ihrer ernststen Ruhe bringen.

»In diesen Knäuel Rasender sollen wir uns begeben?« fragte Felicia, den Zügel des neben ihr reitenden Versmissen erfassend. »Ich fürchte, man zerbricht uns einige Rippen, ehe wir vor der Thür der Eremitenwohnung ankommen.«

»Es sieht von Weitem nur so gefährlich aus,« sagte der Cicerone Cola. »Meine Landsleute sind nun einmal sehr lebendig, und wenn sie sprechen, bewegt sich der ganze Körper mit. Hier will nun gar Jeder noch verdienen, daher dies drängende Gewimmel, dies pfeifende Geschrei.«

Cola sprach die Wahrheit. Vorangehend und den Leuten ab und an einige gebieterische Worte zurufend, bahnte er sich leicht einen Weg durch die Menge, so daß unsere Freunde ohne irgend welche Belästigung an die Eremitage gelangten. Hier stieg man ab und überließ die Sorge

für die Maulthiere dem Führer, der sich wieder an einige Müßige in Lumpen wandte, die bereitwilligst seinen rasch gegebenen Befehlen Folge leisteten.

Ein feister Mönch mit dunkelrothem Gesicht und kleinen verschwommenen Augen stand vor der Thür, in der einen Hand ein Glas, in der andern einen großen Henkelkrug mit Wein. Er rief fortwährend, während er ein Glas nach dem andern füllte, mit monotoner Stimme:

»Lacrimä Christi! *Prima sorte!* Glas für Glas einen Carlino!«

Es war der Eremit selbst, der Mann der Entsagung, der sich auf dem profanen Treiben der Welt auf diese Höhe geflüchtet hatte, um hier seine Tage unter Buße, Kasteiung und fortwährender Anbetung zuzubringen.

Ludwig Versmissen wendete sich mit Widerwillen ab, Peregrin Guttmann aber trat, den Arm der Gräfin Angela erfassend, zu dem ihn höchlichst interessirenden Manne und streckte ihm wirklich die Hand entgegen, die indeß der Eremit seiner Geschäftigkeit wegen nicht annehmen konnte.

»Also ächten Lacrimä-Christi-Wein führen Sie?« redete er ihn an. »Ich bitt' um eine Probe! Auf Geld kommt es mir nicht an. Das spielt heute und morgen und die nächsten Tage bei mir keine Rolle. . . . Auf Credit, Sie wohnen hier charmant, etwas hoch zwar, aber angenehm luftig, wenn der Wind nicht conträr weht. . . . Wie lange treiben Sie schon das Geschäft?«

Der Eremit lachte den Sprechenden mit schlaunen Augen an, ohne Antwort zu geben. Er hatte den Banquier,

der in seinem Eifer deutsch sprach, nicht verstanden, ein volles Glas aber reichte er ihm.

Guttman ergriff es und wollte trinken. Als er es aber näher betrachtete, verging ihm doch die Lust, den berühmten Wein an dieser Stelle zu probiren. Das Glas zeigte auf seiner Außenseite das bunteste Mosaik großer und kleiner Finger, und die Flüssigkeit, welche der industriöse Eremit aus seinem Henkelkrüge eingoß, erinnerte durch ihren Duft mehr an Essig, als an Wein. Sich schüttelnd stellte der Banquier das Glas auf die Erde, reichte dem frommen Mann, der in so liebevoller Weise für die Stärkung seiner profanen Mitmenschen sorgte, einen Carlino, und sagte, die Unterlippe aufwerfend:

»Thut mir leid, der Mensch! Aus seiner Kutte wird er nie kriechen, da er ein solcher Schmutzfinke ist. Gott, gerechter, was würde hier machen für Geld ein Hotelwirth vom Rhein, wenn er sich geben ließ eine Concession vom Papste, um anzulegen neben dem ferkligem Hause ein-siedlerischer Frömmigkeit ein feines Hotel für Gentlemen und noble Leute von guter Erziehung!«

Er riß das Taschentuch heraus, entfaltete es ganz und wehte sich Luft zu, indem er den Kopf in den Nacken warf und mit verächtlich stolzer Miene auf die lärmende Menge herabsah, die Jedem ihre Dienste anbot.

Salvatore war vor kaum einer Stunde mit einer sehr starken Gesellschaft nach dem eigentlichen Schauplatz des großartigen Naturschauspieles aufgebrochen. Seine Rückkunft konnte sich noch Stunden verzögern. Darauf

zu warten wäre thöricht gewesen, denn es langten immer neue Zuzüge Schaulustiger an, so daß das Gedränge in unmittelbarer Nähe der Einsiedelei eine Abkürzung des Aufenthaltes daselbst Jedem wünschenswerth machen mußte.

Die Lucchesen nahmen sogleich mit Cola Rücksprache, der, ruhig, fest und entschlossen, sich zu einem Führer auch nach gefahrvolleren Orten wohl zu eignen schien. Allein der junge Mann ließ sich nicht bewegen, die Gesellschaft weiter zu begleiten. Als Grund seiner Weigerung gab er an, daß er ein Auge auf die gemietheten Thiere haben müsse, die bei seiner Abwesenheit leicht einen andern Herrn finden könnten.

Während man noch berieth, was unter diesen Umständen zu thun sei, rief Cola einem andern Cicerone zu, der eben aus der Eremitage trat, wo er sich eine Zeit lang ausgeruht hatte. Dieser war sogleich erbötig, die Führung der Gesellschaft zu übernehmen und zwar unter den zwischen Cola und den Herrschaften ausgemachten Bedingungen. Andere Damen und Herren, größtentheils französische Offiziere, die aus Rom eingetroffen waren, schlossen sich an, so daß die dem donnernden Berge zuschreitende Gesellschaft aus mehr als dreißig Personen bestand.

Schon aus bedeutender Entfernung gewahrten die Freunde auf einem steilen Vorsprunge eine große Anhäufung von Menschen, die von Zeit zu Zeit ein fliegender Nebel verhüllte. Von Versmissen befragt, gab der neue Cicerone die Erklärung, daß von jenem Punkte aus der

nach Torre del Greco sich fortwälzende große Lavastrom vollkommen zu überschauen und der Anblick desselben gerade jetzt höchst interessant sei, weil die glühende, an zwanzig Fuß hohe Masse sich um das feste Gemäuer eines reichen Besitzthums sammelte, und man nun begierig sei, ob diese Mauer der Feuerwoge eine andere Richtung geben oder vor der ungeheuren Wucht derselben zusammenbrechen werde, was dann sofort die Vernichtung des luxuriösen Gartens nebst dem höchst prachtvoll eingerichteten Palaste zur Folge haben müsse.

Ohne weiteren Aufenthalt erreichte die Gesellschaft den Vorsprung, der sich ziemlich geleert hatte. So weit auch die Aussicht von diesem herab war, so sehr mußte doch Jeder wünschen, einen Aufenthalt daselbst möglichst abzukürzen. In der Tiefe krümmte sich die ungeheure Feuerschlange, die eine erstickende metallische Gluthitze aushauchte, welche das Athmen entsetzlich erschwerte. Einzelne Besucher lagerten in ziemlicher Entfernung auf der dürren Erde, um sich zu erholen. Sie sahen fahl und hinfällig aus, und hatten sich wahrscheinlich zu weit vorgewagt.

Die Lucchesen und Ludwig Versmissen waren die Ersten am Platze. Als sie den dampfenden Lavastrom erblickten, lohten die mit Weinranken umsponnenen Ulmen und Olivenbäume im Garten der Villa gerade auf und brachen nach kurzem Flackern in sich zusammen. Einige Minuten später brannte die Villa selbst, obwohl der Feuerstrom die Mauer des Gartens noch nicht erreicht

hatte. Der bloße glühende Hauch, der ihr voranging, hatte die prächtige Besetzung angezündet.

Unsere Freunde mußten sich wieder zurückziehen, um von dem entsetzlichen Dunst, der aus der Tiefe aufquälte und den die leiseste Luftbewegung für Viele in einen Pesthauch verwandeln konnte, nicht erstickt zu werden. Die Augen halb schließend und Mund und Nase mit ihren Tüchern schützend, kehrten sie sich um. Da hörte Versmissen seinen Namen rufen.

Ludwig blickte auf, um zu erfahren, wer ihn unter dieser bunt zusammengewürfelten Menge wohl kennen, möge.

»Hier, hier, junger Freund!« rief jetzt noch einmal dieselbe Stimme, und aus einer natürlichen Höhle, die eine frühere Eruption gebildet haben mochte, trat ein hochgewachsener Herr, eine junge, schlanke Dame führend, die Beide auf den Maler zuschritten.

»Grevenhusen! . . . Fräulein Hertha!« sprach Versmissen, in der ersten Freude des Wiedersehens selbst die ihm anvertraute Felicia vergessend. »Am Rande eines Kraters sehen wir uns wieder!«

Grevenhusen umarmte den Maler mit Innigkeit und Hertha reichte ihm glücklich lächelnd die Hand, welche Versmissen festhielt, während er sprachlos in das tiefe Auge des Mädchens blickte.

Auch Grevenhusen vermochte nicht zu sprechen. Sein Auge glitt von Ludwig bald auf Hertha, bald auf Felicia und Semele, die Beide wie bezaubert von dem Anblick

grandioser Verwüstung in die glühende Lava, die verdorrte und zum Theil brennende Landschaft hinein starrten. Da durchzuckte ein Schrei, der aus keiner menschlichen Brust zu kommen schien, die schwefelige Atmosphäre, und Alle, die ihn hörten, fuhren entsetzt zusammen. Jeder glaubte, es sei ein Unglück geschehen. Irgend ein waghalsiger Fremdling möge sich zu weit vorgewagt haben und von Schwindel und Hitze gelähmt, in den glühenden Erzstrom hinabgestürzt sein.

Nach dem Verunglückten suchend, traf Grevenhusen's Auge zuerst Angela Montalto. Sie stand seitwärts, hoch aufgerichtet. Das weiße Tuch, mit welchem sie ihre Flechten zu umwinden liebte, verlieh ihr das Ansehen einer Insel-Griechin. Ihre Rechte umklammerte die Hand eines Mannes, der, ohne einen Laut von sich zu geben, mit abgewandtem Gesicht der Gräfin sich zu entwinden suchte.

»Aber Donna Gräfin,« sagte jetzt Peregrin Guttmann stotternd, die ihn belästigende Luft mit seinem Taschentuche von sich abfächelnd, »ich kann Sie halt nicht fassen! . . . Der gute Herr hat Ihnen, auf Credit, nichts zu Leide gethan! Nicht einmal anstoßen hat er Sie gewollt!«

Angela Montalto achtete nicht der Worte des bestürzten Banquiers. Ihre dunkeln, großen Augen funkelten wie Flammen im Zorne, und jetzt mit beiden Händen den Arm des Fremden umklammernd, der noch keine Sylbe gesprochen hatte und sein Gesicht Jedem verbergen zu wollen schien, rief sie:

»Elender, die Stunde der Vergeltung naht! . . . Du entgehst mir nicht zum zweiten Male! . . . Geschworen hab'

ich mit tausend Eiden, daß Du so elend werden sollst, wie ich es geworden bin durch Dich! . . . Willst Du mich verläugnen? Hast Du vergessen, daß Du mir Liebe heucheltest, um mein Vertrauen zu gewinnen und mich in teuflischer Lust ungestraft vernichten zu können? . . . Angela Montalto ist es, die vor Dir steht, Baron von Radom, genannt Maria Emanuele Frontelli! . . . Lägne, wenn Du kannst, doch wehe Dir, wenn mein Bruder Dir Auge in Auge sieht! . . .«

Grevenhusen, die beiden Lucchesen und Versmissen hatten das seltsame Paar bereits umringt. Maria Emanuele Frontelli, den sowohl Ludwig als die Gebrüder Maffei in der Kleidung eines Barfüßermönches, die er trug, erkannten, konnte nicht entrinnen. Die übrigen Reisenden achteten nicht auf die Gruppe. Sie Alle hatten nur Auge für das großartige Naturschauspiel, und da einige ungewöhnlich starke Donner des Vulkans die Erde leicht erbeben machten, beeilten sie sich ohne Ausnahme, den immerhin etwas gefahrvollen Punkt zu verlassen.

Grevenhusen wechselte schnell Blicke und Worte mit Versmissen und den Lucchesen.

»Er ist es, von dem ich Ihnen erzählte,« flüsterte ihm der Maler zu. »Es ist der älteste Sohn der Marchesa von Castelcaccio, der Stiefbruder des Pater Eustachius, einer der unversöhnlichsten Feinde der Familie Montalto.«

Grevenhusen war schnell gefaßt. Mit stummem Wink den Künstlern Schweigen gebietend, trat er an die Seite des Barfüßermönches, dessen grobe Kutte er mit seinem Arm in Berührung brachte.

»Herr Baron,« sagte er mit verbindlicher Höflichkeit, »als ich vor längeren Jahren in diesem schönen Lande glückliche Monate verlebte, war mir der seltene Genuß beschieden, Zutritt zu erhalten in das gastfreie Haus der gefeierten Marchesa von Castelvaccio. Ich lernte in den Cirkeln dieser geistvollen Dame, einer Landsmännin von mir und diesem Herrn da, der, wie ich in Erfahrung gebracht habe, Ihnen später mehrmals ebendasselbst begegnete, den berühmten Pater Radom, Professor am deutschen Collegium, und den Hausprälaten Seiner Heiligkeit, des in Gott ruhenden Papstes, Gregors XVI., Monsignore Vestucci, kennen. . . .«

Grevenhusen fühlte die Hand des Barfüßers in der seinen zittern.

»Ohne Zweifel,« fuhr er fort, »hat Sie wie mich die Eruption des Vesuvs mit Courirpferden von Rom nach Neapel geführt. Oder sollte Sie vielleicht ein vertrauter Auftrag des Pater Morazzi in diese Gegend geleiten, um . . . um . . . einen der Kirche feindlich gesinnten Mann, der sich hier versteckt halten soll, aufzuheben, und zur Ehre Gottes, zum Segen der Menschheit verschwinden zu machen? In diesem Falle, hochwürdiger Herr, könnte ich Ihnen vielleicht meine schwachen Dienste anbieten, wenn Sie mir ein Gegenversprechen geben wollten. . . .«

Maria Emanuele Frontelli versuchte jetzt im Auge Grevenhusens dessen geheimste Gedanken zu lesen. Die unerwartete Begegnung hatte ihn überrascht, das leidenschaftliche Entgegenreten Angela's ihn momentan beunruhigt, verloren aber gab er sich nicht.

»Sie erzeigen mir Ehren, mein Herr, die mir nicht zukommen,« sprach er entschlossen, indem er die zu Guttmann zurückgetretene Schwester Montalto's suchte. »Es waltet hier eine Verwechselung vor, die ich seltsam nennen muß. Mein Name ist allerdings Frontelli; auch habe ich das Vergnügen, Herrn Versmissen zu kennen, allein diese Signora, deren Sinne die schwefelhaltige Luft krankhaft aufgereggt haben muß, sah ich noch nie im Leben.«

Angela Montalto wollte in neuer heftiger Zorneswallung ihren Verderber mit anklagenden Worten überschütten, Peregrin Guttmann aber hielt sie zurück.

»Hören Sie lieber zu, Donna Gräfin,« sprach er. »Trägt der Mann ein Kleid, das ihm nicht auf den Leib zugeschnitten ist, so wird er sich bald so ungeschickt darin bewegen, daß man sich veranlaßt findet, es ihm ganz auszuziehen. Und dann steht der Mensch vor uns, wie ihn die Natur leibhaftig gebildet hat.«

»Sie haben ohne Zweifel die Gefälligkeit, uns Gesellschaft zu leisten,« ergriff Grevenhusen abermals das Wort. »Der Aufenthalt in dieser Gluthatmosphäre wird peinigend. Unsere Neugierde, glaub' ich, haben wir Alle befriedigt. Länger hier rasten zu wollen, scheint mir zwecklos zu sein. Ich denke also, wir treten zusammen den Rückweg an. Ehe dann unsere Wege sich scheiden, haben wir uns hoffentlich gegenseitig genügend ausgesprochen. Darf ich um Ihren Arm bitten, Herr Baron? Ihr langes Gewand erschwert Ihnen auf diesem unebenen,

zerrissenen und gänzlich unbetretenen Terrain das Gehen.«

Frontelli that Grevenhusen lächelnd den Willen. Versmissen, der in ein lebhaftes Gespräch mit Hertha geraten war, hatte inzwischen die jungen Mädchen einander vorgestellt, und war abwechselnd mit den Gebrüdern Maffei bemüht, ihnen hilfreiche Hand bei Uebersteigung im Wege liegender Lavablöcke zu leisten.

»Es ist derselbe Frontelli, der uns vor Deinem Cousin Grant warnte, als dieser nach dem Brande uns Wohnung in seinem Hause anbot,« raunte Giacomo dem Maler in's Ohr. »Was führt ihn hieher? Und zu welchem Zwecke trägt er die Kutte?«

»Er bleibt sich immer treu,« erwiderte Versmissen. »Wo dieser Mann mit dem klugen, aber unbarmherzig kalten Auge weilt, geschieht es im Auftrage Höherer. Indeß hoff' ich, diesmal wird seine Mission kein erfreuliches Ende für ihn und seine Auftraggeber nehmen.«

»Er darf nicht erfahren, daß wir uns mit Monsignore Vestucci geeinigt haben,« sprach Cesare Maffei.

»Meinst Du? und wenn gerade Vestucci ihn sendet?«

»Nie und nimmer!« rief Angela, die hinter den jungen Männern ging, heftig aus. »Ich will sie sehen, sprechen! . . . Wissen soll es die böse Frau, daß ihr eine unversöhnliche Feindin lebt, und daß ich mit Freuden mein Leben lassen will, wenn ich zugleich vor meinen Augen das Geschlecht der Radom elend verkommen sehe!«

Peregrin Guttman gab sich alle erdenkliche Mühe, die fieberhaft aufgeregte Gräfin einigermaßen zu besänftigen. Frontelli und Grevenhusen unterhielten sich leise ungemein lebhaft, wobei Ersterer von Zeit zu Zeit einen raschen Blick hinter sich warf. Dabei trug er die unbefangene Miene eines vollkommen rechtlichen Mannes zur Schau, den ein unglückliches Ungefahr in falschen Verdacht gebracht hat.

Versmissen führte jetzt Hertha, von den beiden Luchesen geleitete Giacomo die Tochter Guttman's, während Cesare sich angelegentlich um Felicia bemühte.

»Und was hielt Sie ab, mir zu antworten?« fragte Ludwig die Tochter Grevenhusens. »Es ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht an Sie dachte. Wie viel Seltsames, Großes und Entsetzliches mich auch fesselte, immer schweiften meine Gedanken zurück in den alten, stillen Marschhof, wo ich mit Ihnen und Ihrem Vater von vergangenen schönen Tagen plauderte, und wo wir noch schönere Pläne für die Zukunft entwarfen, die uns leider die grausame Zeit schon im Entstehen zerschlug! Haben Sie mich denn ganz vergessen?«

»Diese Frage ist Ihrer nicht würdig,« versetzte Hertha. »Besäß ich nicht Ihr Bild vom Untergange des Hakon Jarl? Wem auf diesem Gemälde ähnelt der entschlossene Lootse, der mit gewaltiger Kraftanstrengung das rettende Kabel den Schiffbrüchigen zuschleudert?«

Versmissen erröthete.

»Wenn Sie eine Aehnlichkeit mit einem Abwesenden auf jenem Bilde entdeckten, so hat sich diese ohne Willen des Malers eingeschlichen.«

»Mir gewährte sie häufig Beruhigung und der Vater meinte, in den Gesichtszügen des Lootsen sei ein wunderbar frisches Leben, das ihn erquicke, so oft er sie betrachte.«

»Ihr Vater ist ein edler, freisinniger Charakter,« sprach Versmissen. »Ich danke dem Himmel, daß wir uns wiedergefunden haben!«

Das lärmende Getümmel vor dem Hause des Eremiten, dem sich die Gesellschaft jetzt wieder näherte, lenkte die Aufmerksamkeit der Sprechenden diesem zu.

»Sie sind mein Gast!« erklärte Grevenhusen sehr bestimmt dem Barfüßer. »Ich fahre in meinem eigenen Wagen, der noch bequem für zwei Personen Raum darbietet. Diesen werden Sie und mein junger Freund dort zu benutzen sich nicht sträuben. Nicht wahr, lieber Versmissen, Sie leisten Ihrer Schülerin Hertha auf der Rückfahrt Gesellschaft?«

Ludwig sah Hertha in's Auge und nickte dann beistimmend Grevenhusen zu. Gleich darauf erreichte man den Platz vor der Eremitage, wo es augenblicklich nicht mehr so tumultuarisch zuging. Die drohenden Wolken hinter dem Somma, die immer stärkeren Donner des Berges um die entsetzliche Schwüle der Luft, die bei gänzlicher Windstille höchst empfindlich war, spornte die Mehrzahl zu schleunigem Aufbruche an.

Nach dem Schauplatze der Lavaströme zu pilgern, schienen nur Wenige noch entschlossen zu sein. Einzig und allein drei Amerikaner, ihrem Aeußern nach ächte Yankees, wollten den Berg nicht umsonst erstiegen haben. Ihr Streben ging vielmehr dahin, die Nacht dem eigentlichen Krater so nahe wie möglich zuzubringen. Zu dieser Expedition aber fand sich kein Führer. Das verdroß den Unternehmendsten der Amerikaner, und mit Stentorstimme rief er eben, als unsere Freunde vor dem Hause anlangten, in das Innere desselben hinein:

»Don Salvatore! Eine Hand voll Dollars, wenn Ihr uns den Weg zum Krater zeigt!«

Der Gerufene erschien. Obwohl in der Tracht eines Neapolitaners aus niederm Stande, die rothe Mütze auf dem dunkelbraunen, etwas lockigen Haare, erkannten doch Versmissen und die Lucchesen in dem kühnen Cicerone beim ersten Erblicken sogleich den vor Jahren allmächtigen Volksredner und Freiheitsprediger, den gefürchteten und verhaßten Gegner des römischen Clerus.

»Salvatore Morazzi!« riefen alle drei junge Männer wie aus einem Munde, während Angela Montalto sich von Guttman losriß, die Hand des vermeintlichen Führers mit leidenschaftlicher Heftigkeit erfaßte und, auf Frontelli deutend, die Worte sprach: »Euch hab' ich gesucht, Salvatore, seit ich in der Kleidung einer Sabinerin die ewige Stadt betrat, um den zu finden, der mich und meine Brüder verderben wollte! ... Salvatore Morazzi, einst Apostel der Freiheit, rettet mich, rächt mich und die Meinen! ... Hier, seht ihn an, den Verkappten! Es

ist Frontelli-Radom, der Henker der Freiheit, der Räuber seines Schwesterkindes, der Fluch des italienischen Volkes!«

Vor der Leidenschaftlichkeit der imposanten Dame, in welcher die Amerikaner eine Geisteskranke erblicken mochten, zogen sie sich zurück und verzichteten auf das Geleit Salvatore's, der jetzt seinen geistigen Widersacher mit finsternen Blicken maß.

»Sie suchten mich, ich weiß es,« sagte der ehemalige Prediger, »und ich halte es für ein gutes Zeichen, daß wir uns gerade hier und so begegnen müssen. Am Rande eines Kraters! ... Die Herrschaft, die Sie und Ihre Freunde in den letzten Jahren, in denen ich das Brod der Verbannung aß, wieder aufgerichtet haben, erhebt sich *über* einem Krater! Blicken Sie um sich und betrachten Sie dort jene Flammensäule, die Erd' und Himmel mit ihrem Gluthschein grell erleuchtet! Eine ähnliche Lohe, nur viel höher, mächtiger, ihren Schimmer über die ganze weite Welt verbreitend, wird einst emporlodern aus dem Felsen, der jetzt noch die Kirche Petri trägt, wie Sie und Ihres Gleichen sie gemacht haben! ... Ich glaube nicht, daß ich diesen Tag erleben werde, sollte mir aber dies Glück beschieden sein, dann weiß ich auch, daß unsere Partei den Sieg für immer erkämpft hat, an den Ihre Partei nie glauben wolltet. Die Kinder des freien Gedankens frohlocken dann an den Gräften der Töchter des Vatican, die sich selber erwürgten!«

Die Sonne war untergegangen. Schnell brach die Nacht herein, die von der Gluth des Berges taghell ge-lichtet ward. Frontelli, wiederholt von Grevenhusen ge-nöthigt, in den bereit stehenden Wagen zu steigen, wei-gerte sich nicht, da er ja erwarten mußte, daß man Ge-walt brauchen werde. Grevenhusen nahm neben dem Barfüßer Platz, diesen gegenüber saßen Angela, Hertha und Versmissen; denn die Gräfin wollte den Mann, der ihr ganzes Lebensglück zerstört hatte, keine Sekunde aus den Augen lassen. Die Uebrigen bestiegen ihre Maulthie-re und folgten, nur wenig sprechend, dem Wagen des Ostfriesen, auf dessen Bedientensitz Salvatore Morazzi in tiefen Gedanken ruhte.

NEUNTES KAPITEL. EIN MORD.

Portici war dergestalt überfüllt, daß neu ankommen-de Fremde nirgends mehr Unterkommen finden konnten. Fast jedes Haus war in Beschlag genommen, da alle neu-en Zuzügler am nächsten Tage möglichst früh den Berg besteigen wollten. Gruppen rüstiger Fußwanderer mach-ten sich wohl auch jetzt schon auf den Weg, um, von guten Führern begleitet, auf weitem Umwege dem Lava-strome entgegen zu gehen und das Rollen der Feuerwo-ge in der Nacht zu bewundern.

An eine Rückkehr nach Sorrent konnten unsere Freun-de nicht denken, ein Aufenthalt in Portici aber war mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. Deshalb schlug Grevenhusen vor, ihn nach Neapel zu begleiten und in dem von ihm selbst bewohnten Hotel Logis zu nehmen.

Dieser Vorschlag fand Beifall. Durch Salvatore Morazzi's Vermittelung ward ein zweiter Wagen gemiethet, und schon nach einer Stunde lag die glänzend erhellte Hauptstadt in der ganzen Eigenthümlichkeit ihres wunderbar belebten Treibens vor ihnen.

Grevenhusen war in einem der ersten Hotels abgestiegen, das bei Fremden in besonders gutem Rufe stand. Kaum hielten hier die Wagen, als Versmissen die Stimme seines Veters vernahm, der mit Graf Benninghausen heiter plauderte.

»Cousin Grant!« sprach der Maler. »Sie hier? Welch' glücklicher Zufall! Wahrlich, der Vesuv meint es gut mit uns! Ohne die gewaltig leuchtende Fackel dieses berühmten Vulkans tappten wohl die Meisten von uns noch in undurchdringlicher Finsterniß.«

»Kannst Recht haben, mein Junge,« erwiderte Grant, wie vormals in seinen traulichen Umgangston fallend. »Ich konnt' es mir denken, daß Euch diese Eruption nicht ruhig in Sorrent würde bleiben lassen. Hat doch uns der nächtliche Flammenschein zurückgeführt aus dem Gebirge, wo uns übrigens das Glück ebenfalls wohl wollte. Ihr seid doch allesammt gesund?«

»Ich hoffe es,« versetzte Versmissen, »unsere Gesellschaft aber ist zahlreicher geworden. Ich bringe Bekannte mit. Darf ich sie Ihnen vorstellen?«

»Ohne lange Präliminarien,« sprach Grant. »Auch der Graf ist begierig, alte Bekanntschaften wieder zu erneuern. Doch wo bleibt Montalto?«

»Der junge Herr, mit dem Sie ankamen, nahm ihn mit sich auf sein Zimmer,« sagte Graf Benninghausen.

»Desto besser!« fiel Grant ein. »Beide haben sich viel zu erzählen. Wir wollen sie ungestört allein lassen, bis sie sich angerufen wieder zu uns finden.«

Er trat in das Sprechzimmer, wo mittlerweile die Vesuvwanderer sich versammelt hatten. Grant's Auge streifte nur flüchtig die Gestalt des Barfüßers, der ihm den Rücken zukehrte und mit Cesare Maffei leise sprach. Gräfin Angela ruhte erschöpft mit halb geschlossenen Augen in einem beweglichen Rohrstuhl. An sie richteten Semle und Giacomo Maffei sanfte Worte. Peregrin Guttman war arg verstimmt, schwenkte sein Taschentuch bald links, bald rechts, und hatte für Niemand Augen. Erst Grant's freundliche Anrede brachte ihn wieder einigermaßen zu sich.

»Sie haben Ihrer Natur wahrscheinlich etwas zu viel zugemuthet,« sagte Grant. »Aber freilich, so seltene Phänomene darf man nicht ungesehen vorübergehen lassen! Dafür wollen wir uns jetzt auch wieder ausruhen und recht gemüthlich mit einander plaudern. Sie werden Augen machen, wenn ich erst Zeit und Stimmung finde, Ihnen die jüngsten Erlebnisse zu erzählen.«

»Ich?« versetzte Guttman. »Ich soll Augen machen, nachdem ich den leibhaftigen Teufel gesehen habe? ... Wissen Sie, werthgeschätzter Freund, was ein brennender Lavastrom ist? ... Haben Sie einen Begriff von der Beschäftigung eines Eremiten, wie er leibt und lebt? ...

Und kennen Sie die fürchterliche Schönheit eines zürnenden Weibes, die schon Eindruck macht auf einen einfach simplen Menschen, wenn sie still dasitzt, wie eine gemalte Göttin, und die Stirn runzelt wie eine Sphinx? . . . Ich bitt' Ihna, lassen S' mich aus mit Ihren Erlebnissen und helfen Sie mir tragen die meinigen, die ich gemacht habe, am offenen Rachen der Hölle!«

Grant verstummte vor der seltsamen Heftigkeit des Banquiers und wandte sich achselzuckend mit fragenden Blicken zu Benninghausen.

»Können Sie das verstehen, Herr Graf?« sagte er dann. »Sollten heiße Schwefeldämpfe wirklich momentan einen unangenehmen Druck auf unsere Verstandeskräfte ausüben?«

»Bitt' um Verzeihung, Herr Graf,« fiel Peregrin Guttman ein, »ich grüße Sie freundschaftlich. Mein Verstand hat sich, Gott sei Dank, noch ganz gut conservirt, obwohl mich die letzten Tage mehr Geld gekostet haben, als mir angenehm ist. Und jetzt geben Sie mir die Hand, werthgeschätzter Freund,« fuhr er fort, Grant beim Rocke fassend. »Ich will's machen kurz aus väterlicher Liebe für meine geschwefelte Lunge, und Sie vorstellen ohne Auftrag einem fremden Herrn. Wenn Sie dann noch bleiben ein weiser Mann, will ich keine Maccaroni mehr essen, auf Credit!«

Er nöthigte Grant, ihm zu Cesare Maffei zu folgen, der noch immer den Barfüßer im Gespräch festhielt. Felicia und Semele waren um Angela Montalto beschäftigt, die

nur für Frontelli Augen hatte und deshalb auf Nichts, was sonst um sie her vorging, achtete.

»Ich habe die Ehre, hochwürdiger Herr, Ihnen hier einen früheren Bekannten vorzustellen,« redete Guttman den Barfüßer an. »Herr Matthias Grant befindet sich seit etlichen Jahren tief in Ihrer Schuld.«

Der Name Grant wirkte auf den verkleideten Baron wie ein elektrischer Schlag. Ehe er sich besinnen konnte, stand Grant ihm gegenüber. Die Wirkung war gegenseitig eine entscheidende. Grant erkannte Maria Emanuele Frontelli auf den ersten Blick, und dieser verrieth sich, indem er absichtslos Grant's Namen wiederholte.

Angela Montalto's regungslose Gestalt erhielt von Neuem Leben. Die beiden um sie beschäftigten Mädchen von sich abwehrend, trat sie an Grant's Seite, streckte ihre Hand gegen den Barfüßer aus und sprach mit einer Stimme, in der sich Zorn und Abscheu vermählten.

»Er ist es! Die Hölle selbst hat ihm ihr Brandmal aufgedrückt!«

Grant hatte die Hand Frontelli's, dessen dunkel blitzende Augen die in ihm tobende Wuth durch ihr sprühendes Funkeln verriethen, ergriffen und zwang ihn zu bleiben.

»Er ist es! Die Hölle selbst hat ihm ihr Brandmal aufgedrückt!«

Grant hatte die Hand Frontelli's, dessen dunkel blitzende Augen die in ihm tobende Wuth durch ihr sprühendes Funkeln verriethen, ergriffen und zwang ihn zu bleiben.

»Signore,« sprach er, »daß wir uns noch einmal persönlich begegnen müssen, ist eine Fügung des Schicksals, in der ich das Walten der Vorsehung erblicke, die Sie und Ihre Anhänger auf Erden zu ersehen sich vornehmen. Ich hätte eine große Abrechnung mit Ihnen zu halten, denn Sie haben mich schmachvoll hintergangen. Aber ich will wenigstens nicht den Anfang machen. Ein Anderer, der viel schwerer von Ihnen beleidigt wurde, und dessen Tritt ich höre, geht mir vor. Graf Montalto, treten Sie näher! Ihnen sei es anheim gegeben, ob Sie dem Baron Maria von Radom, genannt Frontelli, großmüthig das, was er an Ihnen, an Ihrem verstorbenen Bruder, und Ihrer gemißhandelten Schwester gesündigt hat, verzeihen, oder jetzt, wo er in Ihre Hand gegeben ist und Sie in den Besitz der Documente gelangt sind, welche Sie als Herrn von Montalto wieder in alle Rechte Ihrer Vorfahren einsetzen, ihn und die übrigen Urheber der gegen Sie verübten Schändlichkeiten zur Rechenschaft ziehen wollen.«

Zugleich mit dem Grafen trat ein junger kräftiger Mann in der kleidsamen Tracht eines Montegiano in's Zimmer. Auf dem schwarzen, lockigen Haar saß etwas schief der kleine stumpfe schwarze Filzhut der römischen Stutzer aus dem Volke, deren Heimath Trastevere ist. Ein breiter Gürtel von carmoisinrother Seide wand sich um die schlanken Hüften des jungen Mannes, dessen bleiches Gesicht die Spuren schwerer Seelenleiden trug. Beide, der Graf wie sein Begleiter, sprachen einige Sekunden nur mit Blicken zu dem Barfüßer, welche dieser nicht zu

ertragen vermochte. Dann faßte die Hand des Montegiano krampfhaft den Gürtel und umklammerte diesen. Im nächsten Augenblicke stand er dem Verkleideten gegenüber.

Die Stimme des jungen Mannes, den Graf Montalto zurückzuhalten suchte, klang pfeifend, und sprang von hohen Tönen in tiefe, von tiefen wieder in hohe über, als er den Barfüßer unter zuckender Bewegung jeder Gesichtsmuskel, mit in's Bläuliche schimmernder Lippe anredete.

»Maria von Radom!« sprach der Begleiter des Grafen, während sich Schaum an seinem Munde zeigte. »Kennt Ihr mich? Die Geistesgegenwart der Mutter meines Weibes, das ich begraben habe, die Liebe Eurer leiblichen Schwester, die Ihr verstießt, weil die Gefühle ihres edlen, aufopfernden Herzens ihr mehr galten als Eure kalten Satzungen, die sie haßte, hat mich gerettet, damit ihren Leiden und den Manen Margarita's, die Ihr tödtetet, der Rächer nicht fehle! Heilige Madonna!« fuhr er fort, das wahnsinnig rollende Auge zum Himmel aufschlagend, »bitte für mich am Throne der Seligen! Margarita ruft mich, sie winkt mir zu, sie will es. Denk an Antonio!«

Die am Gürtel liegende Hand des Montegiano hob sich in raschem Tempo über das Haupt, ein spitzer Stahl blitzte in der Luft, und mit dem abermaligen, in pfeifendem Tone ausgestoßenen Rufe: »Denk' an Antonio!« fuhr das Stilet in die Brust Maria Emanuele Frontelli's.

Das entsetzte Aufschreien Felicia's und Semele's, das Gelächter Angela's, als sie den blutenden Baron lautlos

zusammenbrechen sah, und Peregrin Guttman's Hilferuf füllten das Zimmer mit einem Theil des Dienstpersonals, von denen Einzelne sich beim Anblick Antonio's, welcher den blutenden Stahl nochmals in die Brust seines Opfers senken wollte und daran durch gemeinsames Einschreiten Grant's und der Lucchesen verhindert ward, sich bestürzt sogleich wieder entfernten. Der Ruf: Ein Mord ist geschehen! flog von Munde zu Munde, drang auf die Straße und lockte eine Menge Neugieriger in das Hotel, so daß schon nach wenigen Minuten ein Auflauf entstand und von mehreren Seiten Polizeisoldaten erschienen.

Baron von Radom lehnte röchelnd in der Ecke des Zimmers. Die Wunde blutete stark, doch schien der Stoß Antonio's das Herz nicht getroffen zu haben. Beim Anblick des zusammenstürzenden Barfüßers, dem Antonio durch Margarita auf's Engste verwandt war, verflog die Wuth, die ihn zu einer verhängnißvollen That fortgerissen hatte. Noch bleicher als vorher, mit verächtlich zuckender Lippe betrachtete er ruhig den Niedergestoßenen. Er schwieg consequent, selbst als Grant und Montalto ihn anredeten. Angela trocknete dem jungen Manne sanft lächelnd den jetzt in großen Tropfen auf seiner Stirn perlenden Schweiß ab und sprach ihm leise Muth zu. Sie schien die rasche That des Erbitterten von Allen allein nicht blos zu entschuldigen, sondern sogar zu billigen.

Mittlerweile traten immer mehr Polizeisoldaten ein, die Neugierigen wurden zurückgedrängt, der Eingang

zum Hotel abgesperrt. Nach einem Arzte zu schicken, welcher dem jedenfalls schwer Verwundeten Hilfe leisten möchte, fiel in der Bestürzung Niemand ein. Man dachte erst daran, als Frontelli bereits das Bewußtsein verloren hatte.

Antonio ward sofort als Mörder verhaftet und drei Polizeisoldaten zur Bewachung übergeben. Er wehrte sich nicht, nur als man ihm Fesseln anlegen wollte, stieß er die Schergen mit kräftiger Hand zurück und erklärte zähneknirschend, daß man ihn zu unbändigen Wuthausbrüchen reizen werde, wenn man ihn gemein behandle wie einen feigen Verbrecher. Seine That läugne er nicht; er werde sie Jedem gestehen, sich ihrer sogar laut und freudig rühmen! In das Gefängniß lasse er sich willig abführen, und wenn man ihn vor Gericht stelle, werde er die Gründe seines Thuns diesem offen darlegen und den Beweis führen, daß er dazu berechtigt gewesen sei.

Die Polizeibeamten waren unschlüssig, was sie thun sollten. Auf einige Worte Grant's, der keinen Anstand nahm, die Diener der Gerechtigkeit durch Verabreichung einer ansehnlichen *buona mano* zu beruhigen, wurden diese ungewöhnlich höflich und begnügten sich mit Bewachung ihres Gefangenen.

Peregrin Guttmannt fühlte sich unter Allen am unglücklichsten. Er ging bald mit gebeugtem Haupte, unverständliche Worte murmelnd, in dem mit Blut bespritzten Zimmer auf und nieder, bald faltete er die Hände wie ein Verzweifelter und schüttelte den Kopf, bald endlich

betrachtete er mit Wohlgefallen sein päpstliches Ordensband, zupfte daran und unterließ nicht, die anwesenden Polizeisoldaten auf diese seine Brust schmückende Decoration aufmerksam zu machen.

Endlich beruhigte er sich doch etwas und nahte sich Grant, der mit dem Grafen Montalto, Versmissen und den Lucchesen ein leises Gespräch führte

»Werthschätzer Freund,« redete er diesen an, »morgen, sobald der Tag graut, reise ich ab. In Sorrent bleibe ich auch nicht länger. . . . Wo ein einfach simpler Mensch seines Lebens nicht sicher ist, da bin ich halt ungerne! . . . Hab' ich's doch immer gesagt und auch jederzeit danach gelebt, daß mein zartes Nervensystem Hauen und Stechen nicht vertragen kann. . . . Ich krieg' das Zittern, wenn ich blos davon höre; muß ich's mit ansehen, so verfall' ich in Schwindel, und den noch vermehren zu helfen, ist Luxus, auf Credit, werthgeschätzter Freund, purer Luxus der Civilisation.«

»So ganz schnell, wie Sie glauben, wird man uns schwerlich reisen lassen,« versetzte Graf Benninghausen, dem es durch sanftes Zureden gelungen war, die anfangs völlig trostlosen jungen Mädchen etwas zu beruhigen. »Ein unfreiwilliger Aufenthalt in Neapel dürfte uns Allen gewiß sein, wenn man sich nicht etwa mit einer Caution genügen läßt, die uns die Freiheit gibt, uns wenigstens innerhalb gewisser Grenzen unbehindert bewegen

zu dürfen. Lange wird man uns schwerlich incommodiren, als Zeugen müssen wir aber doch allesammt vernommen werden, falls es im Königreich beider Sicilien geordnete Rechtszustände gibt.«

»Mir wär' es lieber, die Gerechtigkeit wäre so wie man sie immer malt,« erwiderte der Banquier. »Stellt sie sich blind und sieht nichts, so kräht kein Hahn über den Vorfall, und das wär' alleweile das Beste! Was kann herauskommen, wenn sie anfangen, eine große Untersuchung einzuleiten! Nichts Gescheidtes und nichts Sauberes! ... Also Sand über's Blut gestreut und ein Pflaster auf die Wunde! ... Heilt sie zu und der Mann wird wieder gesund, nun prosit zum neuen Leben, hält er's aber nit aus und er geht halt in die Brüche, schau'n S', dann bin ich der Meinung, daß an dem vielgestaltigen Menschen kein großes Welterleuchtungslicht verloren geht.«

Die Rede Guttmann's ward durch den Eintritt einiger Gerichtspersonen, die ein Arzt begleitete, unterbrochen. Während der Letztere den Verwundeten untersuchte, einen vorläufigen Verband anlegte und Befehl ertheilte, ihn in das nächste Kloster barmherziger Schwestern zu schaffen, ließen die Gerichtsbeamten sich die Namen aller Anwesenden nennen und notirten dieselben. Darauf erklärten sie höflich, aber bestimmt, daß sie bis auf Weiteres unter Bewachung gestellt seien und das Hotel vorerst nicht verlassen dürften. Antonio ward in's Gefängniß abgeführt.

»Da haben wir die Bescheerung!« sprach Peregrin Guttmann ärgerlich, als er sich mit seinen Begleitern wieder

allein sah. »Erst maltraitirt man seine Lunge, muß Essig trinken und Lacrimä Christi bezahlen, wird von Kerls, die keinen ganzen Faden mehr auf dem Leibe tragen, geprellt, als könnt' man nicht bis Drei zählen, verbrennt sich Sohlen und Füße, nur nicht die Hühneraugen, und hat man unter Angst und Schweiß die Strapaze glücklich überstanden, sperren s' einem zum Spaß noch ein und sagen: Hierbleiben und Zulage geben! . . . Ich bitt' Ihna, werthgeschätzter Freund, wenn das Stück Land ein Brotsamen ist vom Paradiese, der unversehens herabbröckelte aus der Heimath Adam's und Eva's, so will ich das ganze Paradies niemals mit Augen sehen!«

Er warf sich in den nächsten Fauteuil, streckte sie Beine weit von sich, klimperte mit beiden Händen in den Taschen seiner Beinkleider und rief den Kellner, bei welchem er, ohne aufzublicken, erst Brauselimonade für Alle, und dann ein Nachtessen bestellte für einen halb verhungerten einfach simplen Menschen.

SECHSTES BUCH. IM VATICAN.

ERSTES KAPITEL. EIN GESPRÄCH ZWEIER PRIESTER.

Durch die weiten, hallenden Gänge des Vatican gingen langsamen Schrittes zwei Geistliche. Sie kamen aus der vaticanischen Bibliothek und wendeten sich den Kunstschätzen der Skulptur zu, welche im Museo Pio-Clementino aufbewahrt sind, und alljährlich von Tausenden betrachtet werden. Auch jetzt waren die verschiedenen Räumlichkeiten dieses Museums von Besuchern fast überfüllt, denn die ewige Stadt, in Folge der politischen Umwälzungen geraume Zeit von den Fremden gemieden, übte seit Jahr und Tag wieder ihre alte Anziehungskraft auf die Gebildeten aller Nationen. Vor dem Eingange in das Museum kehrten die Priester um und schritten die Gallerie wieder hinab. Begegnende, welche den Vatican betraten, störten die leise mit einander Sprechenden hier eben so wenig, wie aus demselben Zurückkehrende. Gestört aber wollten die Geistlichen, in denen wir den Pater Radom und Monsignore Vestucci erkennen, auch nicht sein.

»Ich denke, wir machen weiter kein Aufheben von dem Verfalle,« sprach Monsignore Vestucci, als Pater Radom einen längeren Vortrag endigte. »Es sind Unzählige auf ähnliche Weise umgekommen, ohne daß die Mörder ergriffen wurden. Dann hieß es gewöhnlich, sie seien verunglückt. Der Tod unseres geliebten Bruders muß ebenfalls einem Zufall Schuld gegeben werden, damit unnützes Aufsehen vermieden bleibt. Verfahren wir umsichtig,

so dürfte die Geheimhaltung der wahren Ursache seines Todes nicht schwer sein, denn bis jetzt wissen außer Eustachius nur wir und wenige Vertraute um das Geschehene.«

»Bis jetzt!« fiel Pater Radom bedeutungsvoll ein. »Wird aber die Ermordung und deren Veranlassung immer verschwiegen bleiben?«

»Immer wohl nicht, doch hoffentlich noch eine geraume Zeit.«

»Es ist Ihnen wahrscheinlich entgangen, daß Graf Montalto und dessen Schwester keinen Anstand genommen haben, Rom zu besuchen.«

Vestucci zuckte die Achseln.

»Wenn sie sich sicher fühlen,« sagte er lächelnd, »wer kann es ihnen wehren, in der Nähe des heiligen Vaters Wohnung zu nehmen.«

»Sie kamen nicht allein, Monsignore! Derselbe Anhang, der schon mehrmals in so betrübender Weise unsere Pläne kreuzte, begleitet diesmal das Geschwisterpaar.«

»Ich habe das längst erwartet und meine Vorkehrungen getroffen. Ob einige Ketzler mehr in Rom leben oder nicht, kann uns gleichgiltig sein, nur haben wir darauf zu achten, daß diese jetzt nicht mehr Zutritt in unsere Cirkel erhalten. Die römische Urbanität vor der Proklamirung der neurömischen Republik, die freilich nur ein kurzes Leben gehabt hat, setzte zu sehr alle Vorsicht aus den Augen, und das hat unserer großen Sache mehr geschadet, als wir damals in unserer Sicherheit vermuthen konnten.«

»Es wird schwer sein, das Haus der Marchese so abzuschließen, daß sie Landsleute nie mehr empfangen kann.«

»Dann muß sie verreisen.«

»Bei ihrem leidenden Zustande?«

»So läßt man sie im Sterben liegen!«

»Die fromme Dame fürchtet bekanntlich den Tod und kann es nicht leiden, daß man von ihm spricht.«

Vestucci schwieg einige Augenblicke, um einen Zug Fremder vorüber zu lassen. Dann sagte er zu Radom:

»Es ist uns ja mit den Brüdern Maffei so köstlich geglückt. Seit diese talentvollen jungen Männer genügende Beschäftigung fanden, stößt man bei ihnen auf gar keine schroffen Ansichten mehr. Ich lasse keinen Tag vergehen, ohne mich kurze Zeit mit ihnen zu unterhalten, und ich finde, daß sie bescheiden und sehr umgänglich sind. So pflegt es immer zu sein. Die sprudelnde Jugend verfällt auf allerhand Thorheiten, überläßt man sie sich selbst und gibt ihr nicht vollauf zu thun. Der Aerger, nicht vorwärts zu kommen, sich ohne Lohn und Genuß abmühen zu müssen, macht die Geister immer aufsätzig. Darum ist die beste Beschwichtigung aller Unruhigen, daß man sie frühzeitig allem Denken entfremdet und sie ihren Wünschen und Neigungen nach zu verwenden sucht.«

»Staat und Kirche können aber doch nicht allen Unzufriedenen Beschäftigung und Brod geben,« warf Pater Radom ein. »Beide haben leider schon zu Viele zu versorgen, was ihnen dereinst Verlegenheiten eigener Art bereiten kann.«

»Meiner Ansicht nach,« fuhr Monsignore Vestucci fort, »ist es unsere Aufgabe, die genannten beiden Brüder, die uns augenblicklich wenigstens nicht abgeneigt sind, fern zu halten von diesen sylbenspaltenden Deutschen. Ich verlange nicht gänzliche Abgeschlossenheit der Lucchesen, nur vertraulichen Umgang sähe ich gern vermieden. Herr Grevenhusen ist für jugendliche Gemüther ein gefährlicher Freund, und Herr Grant, den ich indeß noch nicht verloren gebe, muß eingeschläfert werden.«

»Eins wird sich so schwer ausführen lassen, wie das andere. Seine Gattin . . . «

»Gerade auf diese setze ich meine ganze Hoffnung,« unterbrach Vestucci den Pater.

»Leontine Grant ist uns gesichert. Sie wird Rom nicht wieder verlassen, und daß ihre Tochter dem Beispiele der Mutter folgt, dazu muß Felicia's Vater uns behilflich sein!«

»Eustachius berichtet, das Mädchen liebe,« sprach Radom.

»Den Maler Versmissen?«

»So schien es Anfangs.«

»Sie ist also wanlelmüthigen Herzens? Um so besser.«

»Bruder Eustachius behauptet, der reiche Graf Benninghausen, dessen Mutter im vorigen Jahre starb, habe bei Grant um die Hand Felicia's angehalten und dieser habe dem vornehmen Herrn dieselbe zugesagt, wenn sein einziges Kind den Wunsch äußere, dem Grafen als Gattin angehören zu wollen.«

»Es wird nicht dahin kommen,« meinte Vestucci. »Felicia mag weichmüthig sein und nicht die besten Grundsätze haben, dem katholischen Glauben ist sie bis auf diese Stunde doch treu geblieben. Es kommt nur darauf an, daß wir ihr Herz ängstigen, ihren Geist in die Enge treiben. Und dies geschieht, sobald sie ihre Mutter allein spricht.«

»Der Vater verläßt die Tochter nie,« sprach Reden. »Eustachius hat während seines geheimen Aufenthalts in Neapel, um über Frontelli's Ende genaue Erkundigungen einzuziehen, ein so ausführliches Tagebuch geführt über das Leben Grant's und seiner Freunde, daß ich mich für vollkommen gut unterrichtet halten darf.«

Um Vestucci's Lippe spielte wieder das sein innerstes Wesen charakterisirende Lächeln geistigen Hochmuthes.

»Nichts ist leichter, als ein erwachsenes Mädchen, dessen Herz sich zu regen beginnt, auf einige Stunden von dem Vater zu trennen,« sagte er. »Ich kann es begreifen, daß Felicia, seit sie durch Grant's Widerspruchsgeist der gläubigen Mutter entfremdet ward, dem Vater sich enger anschließt. Sie ehrt ihn, vielleicht sogar liebt sie ihn, sie müßte aber kein Weib sein, wenn nicht häufig die Sehnsucht, ihre Mutter zu sehen und zu sprechen, sie schmerzlich überraschte. Diese Augenblicke werden häufiger wiederkehren und sich zu Stunden verlängern jetzt, wo das Mädchen Liebe fühlt. Eine liebende Tochter kann die Mutter, ist diese noch am Leben, nie entbehren. Dem Vater die geheimen Regungen mitzutheilen, die nur im Herzen des liebenden Weibes aufkeimen,

wagt kein schuldloses Mädchen. Nur gegen die Mutter oder gegen die ihre Stelle vertretende mütterliche Freundin spricht die liebende Jungfrau sich aus. Eine solche Freundin besitzt die Tochter Grant's nicht, und deshalb wird ihre Sehnsucht nach der Mutter sich in kurzer Frist bis zur Leidenschaft in ihr steigern.«

»Leontine aber lebt im Kloster,« versetzte Pater Radom, »und ein Kloster zu betreten, wird das gegen Alles, was mit Kirche und Priesterthum zusammenhängt, durch ihre ketzerische Umgebung argwöhnisch gemachte Mädchen sich weigern.«

»Ich denke, Mutter und Tochter begegnen sich da, wo es Niemand auffallen und der Vater, selbst wenn er zugegen wäre, nicht verhindern kann.«

»Im Beichtstuhle?«

»Das würde auffallen, die Kirche aber ist zu einer solchen Begegnung der einzig geeignete Ort.«

»Und welche Kirche, Monsignore, haben Sie dabei im Auge?«

»Die besuchteste der ganze Erde, die Kirche des heiligen Petrus.«

»In der That, das wäre ein Ausweg,« sprach Pater Radom. »Ohne vertraute und zuverlässige Mittelsperson ist aber auch dieser nicht anzurathen.«

Monsignore Vestucci lüftete sein Kleid und überreichte seinem Begleiter einen Brief.

»Der Inhalt dieses Schreibens,« sagte er, »das ich vor Kurzem erhielt, wird Gelegenheit dazu geben.«

Pater Radom las und gab dann den Brief wieder an Vestucci zurück.

»Jetzt stimme ich Ihnen vollkommen bei, Monsignore,« sprach er. »Dieser Tag lockt Einheimische und Fremde, Gläubige und Nichtgläubige in den Dom Sankt Peters. Grant kann es seiner Tochter nicht abschlagen, diesem einzigen Feste beizuwohnen. Er wird sie nun freilich begleiten, allein als Akatholik hat er keine Ansprüche, sich unter die Gläubigen zu mischen, wenn die Prozession, welche der heilige Vater selbst anführt, sich durch die Kirche zur Statue des heiligen Petrus bewegt. Bei dieser Prozession können Mutter und Tochter einander sehen und stillschweigend begrüßen.«

»Sie müssen es!« fiel Vestucci ein. »Einige Tage früher werden die beiden Herren, von denen dieser Brief spricht, Sie oder mich auf mehrere Stunden in Anspruch nehmen, um vor dem Feste an den heiligen Orten ihr Gebet zu sprechen. Von den Gebrüdern Maffei weiß ich, daß Felicia Grant die Kuppelwölbung der Peterskirche zu besuchen wünscht, um die Mosaikgemälde, für die das Mädchen ein besonderes Interesse an den Tag legt, in der Nähe bewundern zu können. Ihr Vater tritt diese Wanderung nicht an, weil er an peinigendem Schwindel leidet. Der Maler Versmissen und Graf Benninghausen werden deshalb Felicia ohne Zweifel begleiten, sobald wir durch den Maler Manfred, der als unparteiische Zwischenperson unbedenklich benutzt werden kann, ihr einen Wink geben lassen. Hier nun trifft sie mit meinem Correspondenten zusammen. ...«

»Da treten Bekannte aus der Rotunde,« unterbrach Pater Radom den Sprechenden. »Mich dünkt, wir schreiten ihnen schweigend voran, bis sie die zum Hofe hinabführende Treppe erreicht haben.«

»Unser Ritter!« sprach Vestucci, als er die Stimme des Banquiers vernahm, welcher, von Gräfin Angela und Manfred begleitet, das Museum verließ und mit dem Maler sehr lebhaft sprach, ohne auf die Priester, denen der Fremde überall auf Schritt und Tritt begegnet, zu achten.

»Nein und nochmals nein!« rief Peregrin Guttmann aus. »Ich lasse mich gern belehren, denn – wissen S' – ich möchte gern sein ein Mann von bestem Geschmack, aber blind kann ich mich halt nit stellen, so lange ich klar und hell aus den Augen schau'! Mithin erklär' ich Ihren gefeierten Laokoon mit dem Gewürm für eine geschmacklose Arbeit, obwohl sie sehr schön und sauber gemacht ist. Schlangen sind mir einmal zuwider, und was mir zuwider ist im wirklichen Leben, das will ich nicht nachgemacht sehen von einer Künstlerhand. Je besser 's dann geräth, desto mehr Tadel verdient sie. Der Antinous aber und wie die andern unbekleideten Statuen heißen, die Sie mir gezeigt haben, der hat meinen ganzen Beifall. Das ist schöne menschliche Natur. Nur sollten die frommen Herren von der Geistlichkeit eine Vorrichtung treffen, daß man sie geschwind könnt' verschwinden machen. Denn wenn meine Tochter mitgegangen wär' in diese wildheidnische Sammlung, und sie hätt' mir die marmornen Kerle so genau beguckt, wie die acht englischen Ladies mit ihren goldnen Lorgnetten, so würd' ich ihr von

dieser unbescheidenen und ganz unschicklichen Neigung zur Vermehrung ihrer Kenntnisse einen väterlich wohlmeinenden Watschen gegeben haben.«

Ohne die beiden Geistlichen zu beachten, schritt Guttman mit seinen Begleitern an diesen vorüber.

»Dieser Convertit,« hob Monsignore Vestucci das abgebrochene Gespräch wieder an, »hat die Auszeichnung, welche ihm der heilige Stuhl zuerkannte, mehr als zu viel verdient. Sein Ehrgeiz ist so groß und seine Eitelkeit so maßlos, daß er sich ganz beliebig verwenden läßt. Ich getraute mir, aus diesem begabten Manne einen der bedeutendsten Emissäre der Kirche zu machen, wenn wir Mangel an solchen hätten. Fast immer finden wir bei getauften Juden oder deren Kindern die Eigenthümlichkeit, daß sie mit einer Art Fanatismus für das neue Bekenntniß thätig sind, entweder um sich ihrer Abstammung nicht mehr zu erinnern oder um sie der Welt gegenüber vergessen zu machen. Bei Vielen nimmt dieser Fanatismus die Form des Schachers an, dem sie weniger leicht zu entsagen vermögen, als einem Cultus, welcher in sich doch keinen rechten Halt mehr hat. Benutzt die Kirche diesen Hang in geschickter Weise, so gibt es unter allen Convertiten keine eifrigeren und fügsameren Propagandisten des Geistes, welcher in diesen Hallen seinen unzerstörbaren Sitz hat, als zur alleinseligmachen den Kirche übergetretene Juden! Ich hoffe, dieser begüterte Mann, den wir unauflöslich an uns gekettet haben, soll der großen

Sache, die wir vertreten und für die wir mit allen Waffen des Geistes, mit allen Finten, welche der Verstand erdacht hat, kämpfen, noch große Dienste leisten.«

Die beiden Geistlichen wendeten sich jetzt ebenfalls der Treppe zu, welche die Fremden bereits hinabgestiegen waren. Auf der obersten Stufe blieben sie nochmals stehen.

»Wie mag es kommen, Monsignore,« sagte Pater Radom, »daß unsere liebreizende Circe, die kleine Miß Wardoe, deren lange Augenwimpern Ludwig Versmissen ernstlich gefährlich werden wollten, gar nichts mehr von sich hören läßt? Es thut mir leid, daß damals, als die Republikaner die Schwerter zu ihrer eigenen Ausrottung mit so großem Geräusch schliffen, die Entfernung dieses gescheidten Mädchens durch die Verhältnisse geboten war. Salvatore Morazzi würde die Miß zugleich mit der Marquise haben verhaften, vielleicht sogar hinrichten lassen, wären sie dem Rasenden, auf nichts mehr Rücksicht Nehmenden in die Hände gefallen. Leider konnte später das einmal abgebrochene Verhältniß mit dem Maler, das diesen bereits schwankend gewordenen Mann uns zugeführt hätte, nicht wieder angeknüpft werden. Die Flucht Montalto's, das Zusammentreffen der Geschwister nach so langer Trennung riethen von einer Wiederannäherung der jungen Leute dringend ab.«

»Mit Bewilligung der Marchesa wird sie in unser Aller Interesse zu einem guten Werke verwendet,« erwiderte Vestucci, die Treppe hinabsteigend. »Zwei Personen sind

es, die uns gänzlich entschlüpft sind, Salvatore Morazzi und Angela, Ihre Cousine, die verstoßene Tochter der Marchesa. Ohne den wohlgezielten Dolchstoß Antonio's würde es Frontelli wohl gelungen sein, wie oft zuvor, so auch nach dem unerwarteten Zusammentreffen mit Angela Montalto, Grant und Grevenhusen den Schlingen zu entwinden, die ein unglücklicher Zufall ihnen um die Füße legte. Antonio ist für uns todt. . . . Er wird das Licht des Tages nicht wieder erblicken. Körperlich getödtet werden soll er nicht. Der Tod wäre für diesen widerspänstigen Geist eine zu gelinde Strafe. Die Kerker Neapels, in die kein Lichtstrahl fällt, sollen, ehe er stirbt, ihn geistig aufreiben. Ueberdauert er diesen geistigen Tod, so kann man ihm nach Jahren die Freiheit wieder schenken. Er wird dann Niemand mehr gefährlich werden, vielleicht aber Manchen durch seine albernen Possen ergötzen, die ihm dann selbst noch Vergnügen bereiten können. Daß er nicht vor Hunger stirbt, dafür wird in ihrer grundlosen Barmherzigkeit die Kirche sorgen.«

»Eustachius bestreitet, daß Salvatore Morazzi gegenwärtig noch in Neapel lebt,« meinte Radom.

»Wo dieser Sendling der Hölle sich aufhält, ist zur Zeit leider Jedem ein Geheimniß,« erwiderte Vestucci. »Ohne Zweifel war er Zeuge der Blutthat Antonio's. Zugegen beim Morde war er nicht. Die Verhöre, denen die Dienerschaft des Hotels sich unterwerfen mußte, erwähnen nur eines Mannes in neapolitanischer Volkstracht, der zugleich mit den Deutschen vom Vesuv zurückkam. Man

hielt ihn für einen Cicerone, und wahrscheinlich zu seiner eigenen Sicherheit blieb er bei dem Reisewagen Grevenhusen's zurück, mit den Dienern des Hauses sich über den Eigenthümer der Equipage in ein Gespräch vertiefend. Während desselben geschah der Mord, und in der allgemeinen Bestürzung, welche dies Ereigniß hervorrief, verschwand der Cicerone. Da auch in Portici der Fremdenführer Salvatore seit jener Nacht nicht wieder gesehen wurde, so ist als gewiß anzunehmen, daß der Geächtete der Kirche es vorzog, auf unbestimmte Zeit wieder gänzlich zu verschwinden. Ich vermuthe, er hat sich in's Gebirge geflüchtet. Dorthin, wo die Tochter der Marchesa so lange einen auch uns verborgen gebliebenen Versteck fand, hat sich Miß Wardoe unter dem Schutze Eustachius vor wenigen Tagen erst begeben.«

Die Geistlichen hatten den Hof erreicht, den sie quer durchkreuzten, um in die Colonnaden zu gelangen. Als der Petersplatz mit dem Obelisk und den riesigen Springbrunnen vor ihnen lag, deren zerstäubende Gewässer wie krystallene Schleier im Sonnenlicht funkelten, blieb Vestucci abermals stehen.

»Wie thöricht sind doch unsere Widersacher!« fuhr er fort, mit leuchtendem Auge den ungeheuren Platz überblickend. »Sie bohren und wühlen unablässig an dem stolzen Bau, dessen erhabene Zinne das Kreuz als Zierde und heiliges Symbol trägt. Es gelingt ihnen, bald da, bald dort einen Stein herauszubrechen, selbst Mauern stürzten sie um, allein die Grundvesten des Baues bleiben

eben so unerschütterter als die Zinne mit dem welterleuchtenden Kreuz! . . . Wieder haben unsere Gegner sich müde gearbeitet und sind jetzt gezwungen, zur Fortsetzung ihres sinnlosen Beginns neue Kräfte zu sammeln oder statt der ermatteten Arbeiter frische zu ihrem elenden Werke zu dinge. Wir dagegen, wir feierten zwar nicht, aber wir ermatten auch nie! . . . Vielleicht in diesem Augenblicke schon wird eine neue große That im Vatican vollbracht, deren Segen die Kirche erst später empfinden wird. . . . Die Kinder der Welt, die sich in ihrem anmaßenden Dünkel für klüger und aufgeklärter halten, als die Kinder der Kirche, nennen uns Finsterlinge und werfen uns Unkenntniß der Zeit, des menschlichen Herzens, der Bedürfnisse dieser Welt vor. Die armen Kurzsichtigen! . . . Die Kirche und ihre treu ergebenen Söhne wissen sehr wohl, daß die Zeiten wandelbar sind, und daß nicht immer mit gleichen Mitteln die nämlichen Zwecke zu erreichen sind, Darum ändert die Kirche, um zu siegen, ganz wie der Feldherr im Kriege, ihren Angriffsplan, wenn es gilt, hartnäckige, unversöhnliche Feinde zurückzuschlagen. . . . Es gab eine Zeit – und ich möchte wohl in ihr gelebt haben – da zitterte die Welt, wenn der heilige Vater seinen Segen in Fluch verwandelte. . . . Mit Recht verglich man den Bann dem zündenden, Alles plötzlich vernichtenden Blitze des Himmels. Wen der Bannstrahl des Vaters der Christenheit traf, der glich einem Verdammten, welcher den Eingang zur Hölle nicht finden kann. . . . Diese Zeiten – ich bedaure es mit Millionen – sind

vorüber, und wann sie wiederkehren, weiß nur der Allmächtige. Verloren aber ging die Macht der Bannbulle nicht, so wenig das Licht verloren geht, wenn man es auslöscht. . . . Der Geist des Vaticans besitzt das Vermögen, sich immer von Neuem zu verwandeln. Die Töchter, welche er aussendet in die Welt, um durch ihres Zaubers Kraft diese immer wieder an sich zu fesseln, sind ohne Zahl! Die neueste Incarnation dieses Geistes, welche in ihren Wirkungen den Bannstrahl vielleicht noch übertrifft, verbürgt der Kirche ihre ewige Macht über die Geister. . . .«

Pater Radom reichte Vestucci die Hand. So fest umschlungen, Auge in Auge sich blickend, schritten die Priester die Colonnaden hinunter.

»Es ist der Friedensschluß nach einer gewonnenen Schlacht,« sprach Radom. »Als das Volk mit gewaffneter Hand den Quirinal erstürmte, da ahnte es nicht, daß nach wiederhergestelltem Frieden der gütige Pius als Zeichen ewiger Versöhnung diesen Frieden mit dem Geschenk von Concordaten besiegeln werde.«

ZWEITES KAPITEL. DÄMMERUNGHELLE.

Grevenhusen bewohnte mit seiner Tochter ein bescheidenes Haus auf dem Palatin. Die Aussicht aus den Fenstern desselben war entzückend, der kleine Garten, welcher daran stieß, sonnig und gut gepflegt. Erlaubte die Witterung keine Ausflüge oder wollten die Bewohner nicht ausgehen, so gewährte die bloße Beschauung des Bildes, das in großem Rahmen stets vor ihnen lag, Stoff

zu reicher Unterhaltung. Hier konnte Hertha stundenlang an der Seite des Vaters sitzen und sich von diesem erzählen lassen. Und welche Anknüpfungen zu belehrenden Gesprächen boten schon die Gegenstände dar, auf welche der Blick fiel! Diese Gelegenheit benutzte denn auch Grevenhusen täglich, so daß die aufmerksame Hertha die Geschichte Rom's in solchen immer von Neuem sich wiederholenden Unterhaltungen mit ihrem Vater studirte.

Eines Tages lange noch vor Mittag unterbrach ein klopfender Finger diesen Geschichtsunterricht.

»Herein!« rief Hertha, und durch die geöffnete Thür trat unser Freund Ludwig Versmissen.

»Sie kommen allein?« sagte Grevenhusen. Wo bleibt Benninghausen, wo Grant und Ihre Cousine?«

Versmissen hatte sich schon Hertha genähert und der ihm rasch Entgegenkommenden die Hand gereicht. Dann führte er sie zurück zu ihrem Sitz am Fenster und nahm ihr gegenüber Platz.

»Alle Drei lassen sich entschuldigen,« erwiderte Versmissen. »Ich habe nur den Vetter gesprochen, der sehr eilig war. Benninghausen unterhielt sich lebhaft mit Cesare Maffei, welcher sich zum ersten Male seit unserer Ankunft bei Grant hat sehen lassen. Ich kann es dem Vetter nicht verdenken, daß diese Vernachlässigung ihn verdrießt. Sie nimmt den Schein der Undankbarkeit an, wenn es den Brüdern auch, wovon ich fest überzeugt bin, niemals in den Sinn gekommen ist, undankbar sein zu

wollen. Meine Cousine war entweder verstimmt oder eigenthümlich aufgereggt, vielleicht Beides zusammen. Sie nickte mir zu, ohne mich recht anzusehen, wahrscheinlich um mir nicht merken zu lassen, daß sie verweinte Augen hatte.«

»Demnach bleiben wir für heute auf uns selbst angewiesen?« fragte Grevenhusen. »Das bedaure ich, denn das Wetter ist paradiesisch.«

»Grant meinte,« versetzte Versmissen, »wir könnten uns gegen Abend auf dem Capitol treffen, um den Rest des Tages zusammen zu verbringen und für morgen uns zu verabreden.«

»Wenn die Zeit es erlaubt, bin ich's zufrieden, übereilen aber wollen wir uns nicht. Wer nicht Wort hält, muß sich's gefallen lassen, daß man es ebenfalls nicht ganz genau nimmt mit einer Zusage.«

Die Freunde brachen auf, um das Thal und die Grotte der Egeria zu besuchen. Versmissen führte Hertha, die sich vertraulich auf den Arm des Malers stützte. Grevenhusen erzählte viel und wußte überall belehrende Notizen einzuschalten.

»Irre ich nicht,« sprach Versmissen während einer Pause zu Grevenhusen, »so habe ich auf dem Wege zu Ihnen eine interessante Entdeckung gemacht.«

»Ist sie nur interessant für Sie oder für Jedermann?«

»Wenigstens für uns, die wir uns kennen und so ziemlich die nämlichen Ziele im Auge haben. Die deutsche Marquise fuhr an mir vorüber!«

Grevenhusen blieb stehen und Hertha lehnte sich fester auf den Arm des Malers.

»Das wäre in der That interessant,« versetzte der Ostfrieze, »ich möchte es sogar ein Ereigniß nennen.«

»Sie war nicht allein,« sprach Versmissen

»Ich kann mir denken, wer sie begleitete.«

»Auf welche Persönlichkeit richtet sich Ihre Vermuthung?«

»Ohne Zweifel war es ein Priester!«

»Sehr richtig, es war aber kein römischer Priester.«

»Und Sie kannten ihn?«

»So gut, daß ich erschrocken bin. Pater Lorchheimer saß neben der Marquise im Fond!«

»In diesem Falle hätten Sie uns nicht abholen sondern sich in den ersten besten Miethwagen werfen sollen, um zu erfahren, wo die Marquise und ihr Begleiter anhalten ließen und abstiegen.«

»So dachte ich im ersten Augenblick, gleich darauf aber besann ich mich eines Bessern,« erwiderte Versmissen. »Beide waren in Gespräche vertieft, weshalb ich vermuthe, sie haben mich nicht erkannt. Wäre ich ihnen gefolgt, so würde ich ihnen beim Aussteigen schwerlich entgangen sein. Was aber könnte es nützen, daß Pater Lorchheimer mich auf der Fährte eines Spions entdeckte? Wollte die Marquise ihren Aufenthalt bekannt werden lassen, so wüßten wir ihn längst. Ihre Verborgenheit hat also irgend einen Zweck, wahrscheinlich sogar verschiedene. Ich neige mich deshalb der Ansicht zu, daß

es besser ist, eine zufällige Begegnung der sie sich nicht entziehen kann, abzuwarten.«

»Darüber können Monate vergehen,« meinte Grevenhusen.

»Vielleicht auch nur wenige Tage,« sagte Versmissen, »Sie vergessen, daß Rom ein großes Fest bevorsteht, bei welchem die Gläubigen vollzählig zugegen sind. Pater Lorchheimer wird bei diesem Feste in der Peterskirche gewiß nicht fehlen. Wo aber dieser Mann als fremder Priester weilt, da ist er von Gleichgesinnten umgeben.«

»Ich muß Ihnen Recht gehen, junger Freund,« versetzte Grevenhusen, dem Maler die Hand drückend. »Wir wollen uns an diesem Tage den Ersten anschließen, welche die grandiose Basilica besuchen. Alles Weitere bleibe der Vorsehung und unserm guten Stern überlassen.«

Das Gespräch wendete sich hierauf wieder andern Gegenständen zu, da an Anknüpfungspunkten kein Mangel war. Schnell vergingen den Glücklichen so die Stunden, und als sie das alte Forum wieder durchschritten, war Ave Maria längst vorüber. Grevenhusen hatte nicht Lust, das Capitol zu ersteigen; er bat Versmissen, die Freunde zu grüßen, und verabschiedete sich von dem Maler.

»Zum Feste in der Peterskirche hole ich Sie ab,« sprach dieser. »Nicht wahr, Hertha. Sie vertrauen sich meiner Führung an?«

Hertha gab ihre Zustimmung durch Blick und Händedruck zu erkennen.

»Das Fest kann uns Glück und auch Unglück bringen,« sagte Grevenhusen, plötzlich in Nachdenken versinkend.

»Ich erlebe es zum dritten Male, und ich werde jedenfalls während der kirchlichen Feier ganz von denselben Gedanken gleichsam überfallen, die mich stets in die größte geistige Aufregung versetzen. Diese Gedanken, an welche sich weitere Betrachtungen knüpfen, verleiden mir dann Rom, und einer solchen Verstimmung, deren ich nicht wieder Meister werden kann, folgt sicher in kurzer Frist die Abreise.«

»Laß uns lieber nicht in die Peterskirche gehen!« bat Hertha. »Jetzt, wo ich erst recht anfangen aufzuleben, Rom schon wieder verlassen zu müssen, würde mich tief betrüben!«

»Nein, mein Kind,« versetzte Grevenhusen. »Man darf niemals nachgiebig gegen sich selbst sein. Darum werde ich dem Feste beiwohnen, werde mich zusammennehmen und Alles, was ich sehe, nur gegenständlich auf mich wirken lassen. Eine solche Objektivität bindet jede subjektive Empfindung, und läßt man das Herz nur nicht mitsprechen, so ist man selten in Gefahr, den Verstand durch übermächtig gewordene Gefühle überflügelt zu sehen. Uebrigens können wir ja auch Glück haben! Sonst war ich immer allein, mir völlig selbst überlassen; diesmal umgeben mich Freunde und die eigene Tochter, die leicht anders fühlen dürfte als ich. Darauf hin also, mein Kind, wollen wir es wagen.«

»Wir werden Glück haben an jenem Tage der Weihe,« sagte Versmissen zuversichtlich. »Mir ist's, als würde uns

dies Kirchenfest Alle beruhigen, uns Allen die Wege zeigen oder im Geist sichtbar werden lassen, die wir in Zukunft zu wandeln und bis an's Ende zu verfolgen berufen sind.«

»Sie sprechen ja ganz wie ein Bekehrter,« versetzte Grevenhusen leicht spottend. »Hat der Umschwung zum Alten eine so ansteckende Kraft?«

»Und wenn ich mich nun für einen Bekehrten, für einen Gläubigen hielte?« fiel Versmissen ein. »Würde Sie das veranlassen können, mir die Freundschaft aufzukündigen?«

»Jedenfalls warten wir beide erst das Fest in der Basilica und die Wirkungen ab, die es hat,« erwiderte Grevenhusen. »Nun aber geh',« fuhr er fort, »oder vielmehr gehen Sie, damit die Freunde nicht gar zu übellaunig werden –«

»Nicht von der Stelle bewege ich mich, bis Sie Ihre unzeitige Correctur wieder in den vermeintlichen Fehler umändern!« sagte Versmissen in einem Tone, der Bitte und Trotz in sich vereinigte.

»Es ist dunkel,« entgegnete Grevenhusen, als habe er die letzten Worte des Malers nicht verstanden, »der Weg über das Forum war nie ganz sicher. . . .«

»Künstler sind bevorzugte Menschen, die von Strauchdieben und Wegelagerern äußerst selten belästigt werden,« unterbrach Versmissen den Ostfriesen, die Hand Hertha's wiederholt drückend. »Ich gehe nicht, es sei denn, Sie kehrten um!«

»Nun Sie romantischer Trotzkopf, so – geh' denn, aber eile Dich!« rief Grevenhusen. »Rechte aber – merke wohl – Rechte erwachsen Ihnen auf diesem ertrotzten Abschiede nicht! –«

»Für heute, wollen Sie sagen,« fiel Versmissen ein, Hertha's Hand sanft abstreifend und dem Forum zueilend. »In der Basilica Sankt Peters schließen wir wohl einen Vergleich.«

»Der gute Mensch, find' ich, wird keck,« sprach Grevenhusen zu seiner Tochter. »Kommt es Dir nicht auch so vor?«

»Du könntest ihm aber auch eine so geringfügige Bitte erfüllen,« versetzte Hertha. »Ludwig wünscht es schon lange, daß Du das steife, förmliche, kalte Sie im vertrauten Gespräche mit ihm ablegen mögest.«

»Bist Du denn so vertraut mit den Wünschen dieses – dieses allerdings recht talentvollen Malers?«

»Es war bisweilen die Rede davon unter uns, daß sich Menschen, die sich in ihren Gesinnungen, in ihren Bestrebungen verwandt wären, als geistige Geschwister betrachten und sich deshalb vernünftigerweise immer Du nennen sollten. Uebrigens könntest Du ja der Vater Ludwig Versmissen's sein.«

»Freilich,« meinte Grevenhusen, »wenn man von solchen Voraussetzungen ausgeht, so kann man dem jungen Manne nicht ganz Unrecht geben. Indeß wollen wir uns nicht übereilen. Ich werde den kecken Herrn von heute an etwas kühler empfangen. Das wird auch ihm das Blut abkühlen, und dann sieht er wohl ein, daß, wenn Alles,

was sich begegnet und gefällt, sich dutzen wollte, die feinere Schule der Höflichkeit im Verkehr mit Andern sehr bald in Verfall gerathen würde.«

Hertha schwieg, an der Stimme ihres Vaters aber, die mild, ja bewegt klang, glaubte sie zu hören, daß seine Worte nicht ganz mit den Empfindungen seines Herzens harmonirten.

DRITTES KAPITEL. IN DER PETERSKIRCHE.

»Bittet mich nicht!« sprach Mathias Grant abwehrend zu Manfred und Versmissen, die noch einmal in ihn drangen, sie doch auf die Gallerie zu begleiten, welche die innere Wölbung der Riesenkuppel in der Peterskirche umgibt. »Ich kenne meine angeborene Schwäche und weiß im Voraus, daß ich stehen bleiben oder mich wie ein Kind gängeln lassen muß. Das Eine will ich so wenig wie das Andere. Lieber verzichte ich auf einen Genuß, der für mich doch nur zur Qual wird. Was soll ich denn überhaupt dort Oben? Die Figuren der vier Evangelisten nehmen sich von hier aus betrachtet, unbedingt weit besser aus, als wenn ich sie dicht vor den Augen habe. Hier sind es für mich wie für jeden Beschauer wirkliche Gemälde, in unmittelbarer Nähe sieht man jeden einzelnen Stein und das stört die Illusion. Sechs Männer reichen doch wohl auch aus, um zwei junge Mädchen beschützen zu können? . . . Ich bitte also nochmals, geht! Erklärt diesen wißbegierigen Ignoranten, so viel Ihr wollt, meinewegen klettert auch in den Knopf hinauf, obwohl ich

nicht einsehe, wozu eine solche Excursion in die Luft nützen soll, da, wie ich höre, Niemand im Knopfe selbst von Rom und Umgegend etwas sehen kann. Ich will unterdessen hier unter diesen Heiligen und Päpsten von Marmor herumspazieren und ein wenig die Vergangenheit dieser Kirche wie der katholischen Kirche überhaupt studiren.«

»Nur mache keine unzeitigen Glossen, Papa!« sagte Felicia, dem Vater zulächelnd. »Du weißt schon, ich bin hier sehr kirchlich und finde Alles wunderbar schön, namentlich, wenn ich mich des Religionsunterrichtes erinnere, den ich als Kind von zehn bis vierzehn Jahren genoß. ...«

»Schon gut, schon gut,« unterbrach Grant seine Tochter. »Du Erinnerst mich seit einiger Zeit zu häufig an meine – kritischen Neigungen. – Aber ich verzeihe Dir gern; weiß ich doch, daß Dein Herz gut ist und daß Du mir liebevoll anhängst.«

»Mit unaussprechlicher Liebe!« rief Felicia gerührt, umarmte den Vater und küßte ihn wiederholt, ehe sie zu dem einige Schritte entfernt stehenden Grafen Benninghausen zurückkehrte und diesem den Arm reichte.

In Begleitung des Letzteren befanden sich die beiden Lucchesen, die Maler Manfred und Versmissen, und endlich Peregrin Guttmann mit seiner Tochter. Der Banquier trug sein päpstliches Ordensband mit viel Ostentation zur Schau, namentlich wenn er Geistliche höheren Ranges in

der Nähe gewahrte. Obwohl es Guttman an Selbstbewußtsein nicht fehlte, wagte er doch nie einen Geistlichen anzureden, da er nur wenig Italienisch verstand, immer aber suchte er die Blicke entweder durch stolzes Einerschreiten, durch lautes Räuspern oder durch verbindliches Grüßen auf sich zu lenken, so daß er seinen Zweck, nämlich bemerkt zu werden, vollkommen erreichte.

Das erwähnte kurze Gespräch fand in einem Seitenschiffe der Peterskirche statt. Es ward nicht eben ganz leise geführt, allein der ungeheure Raum dämpfte die Stimmen der Sprechenden zum bloßen Flüstern ab, das in der Ferne Niemand hören konnte. Die Basilica war wie immer von Fremden stark besucht. Es mochten einige hundert Personen in der unermesslichen Kirche betrachtend, bald leiser bald lauter sprechend, auf und ab wandeln, auf fielen sie Niemand, da sie in dem Riesentempel vollkommen verschwanden.

Unter diese Schauenden mischte sich jetzt auch Mathias Grant, während dies Uebrigen, von Manfred geleitet, die Kuppel erstiegen. Um recht ungestört zu sein und sich ganz in seine eigensten Gedanken versenken zu können, hielt Grant sich fern von allen Uebrigen, die gruppenweise, meistens von erklärenden Führern begleitet, von Statue zu Statue gingen und mit bewundernswürdiger Geduld den eingelernten Explicationen derselben lauschten.

Hie und da knieten Betende an einzelnen Altären, Grant streifte sie kaum mit dem Blicke. Es waren Frauen, der Kleidung nach dem Mittelstande angehörend.

Nur Wenige in eleganter schwarzer Tracht, dabei jung und schlank, schienen Römerinnen vornehmen Standes zu sein.

In Betrachtungen vertieft, näherte sich Grant nach etwa zehn Minuten dem Hochaltare. Er gewahrte am Grabe des Apostels einen bejahrten Mann auf den Knien liegen und inbrünstig beten. Es mußte ein Fremder sein, denn die derben Stiefeln, den grauen langen Ueberrock und einen flachen Hut mit breiter Krempe, der neben dem Betenden lag, trug kein Römer.

Ueber Grant's ernstes Gesicht flog ein leichtes Lächeln. Er konnte in seiner Glaubenslosigkeit oder in dem Zwiespalt, der sich in ihm über Alles, was mit Religion, Glaube und Kirche zusammenhing, ausgebildet hatte, ein betendes Weib anziehend finden, ein Mann aber, den das Leben gereift hatte, und der sich auf die Kniee niederwarf, um an einer Stätte lange Gebete zu sprechen, welche die bloße Willkür der Priester heilig sprach, war Grant ein abschreckender Anblick.

Schon um dem Manne nicht nahe zu kommen, hielt sich unser Freund in einiger Entfernung von der geweihten Stätte, vor der sich jeder Katholik mit Andacht beugt. Aber er konnte doch nicht unterlassen, sich noch einmal umzusehen, als er etwa zwanzig Schritte weiter gegangen war. Jetzt sah er das Profil des Betenden und er glaubte in ein bekanntes Gesicht zu blicken. Irgend einmal im Leben mußte er diesem Betenden schon begegnet sein.

Achten wir stets auf uns selbst, so machen wir nicht eben selten die Erfahrung, daß wir irgend einen unangenehmen Vorfall, ja einen wirklichen Unfall gerade durch das ängstliche Bestreben, allem Unangenehmen vorsichtig aus dem Wege zu gehen, herbeiführen. Grant war weder unentschlossen noch muthlos, aber er suchte Begegnungen von Personen zu vermeiden, die ihm bekannt waren, ohne daß er sich ihrer deutlich erinnern konnte. Mit dem Betenden am Grabe des Apostels war dies der Fall. Was ging den Protestanten, der sich allem kirchlichen Leben deshalb abgewandt hatte, weil es seinen Geist nicht befriedigte und sein Herz kalt ließ, der alte Mann an, der glücklich sein mochte in der Hingabe und in dem völligen Aufgehen in unnennbares Sehnen oder Ahnen?

Grant wandte sich um, das Antlitz dem Haupteingange der Basilica zukehrend, der gerade vor ihm lag und einen eigenthümlichen Eindruck auch auf ihn hervorbrachte durch die sonnige Beleuchtung der Pfeiler, Epitaphien, Denkmäler und Statuen, um deren Häupter leuchtende Kreise wie vibrirende Heiligenscheine zu schweben schienen. Sein Auge auf diese beweglichen Sonnenstaubkreise richtend, wendete sich Grant mehr rechts, und plötzlich traf sein Blick abermals den Betenden.

In diesem Augenblicke erhob sich der Fremde, und beide Männer standen einander Auge in Auge gegenüber. Es war der orthodoxe Senator Unstätten, Mathias Grant's alter Gegner, der ihm in früheren Jahren manchen guten Tag durch seine oft malitiöse und schneidend scharfe Opposition verdorben hatte. Etwas Unangenehmeres hätte

unserm Freunde kaum begegnen können. Stand er auch seit Jahren schon in gar keiner Beziehung mehr zu diesem Manne, so isagte ihm doch eine dunkle Ahnung, daß die Ankunft Unstätten's ihm nachtheilig werden könne.

»Ist er allein? Wer mögen seine Begleiter sein, wenn er in Gesellschaft nach Rom gereis't ist?« Diese beiden Fragen legte Grant sich zuerst vor, während er den sehr alt gewordenen Senator mit Blicken betrachtete, als sei ihm ein Geist erschienen.

Unstätten hatte Mathias Grant ebenfalls erkannt. Er verließ das Grab, wo er so lange andächtig gebetet hatte, und schritt auf seinen ehemaligen Collegen zu. Grant fühlte sich von leichtem Schwindel befallen und mußte an dem nächsten Pfeiler eine Stütze suchen, um sich zu sammeln und die ihn anwandelnde Schwäche zu überwinden. Als könne er verhindern, daß Unstätten ihn bemerke, richtete er den Blick nach Oben, wo Manfred mit Versmissen auf der Gallerie erschien, welche das Innere der Kuppel umgibt. Die Maler sahen ihn nicht, denn Beide vertieften sich in die Betrachtung der Evangelisten, deren Gemälde der schönste Schmuck der Peterskuppel sind. Jetzt vernahm er den harten Tritt Unstätten's, dann fühlte er die Nähe des ihm Verhaßten.

»Mathias Grant!« redete gleich darauf der Senator den Beunruhigten an, der nun doch genöthigt war, von dem Landsmanne Notiz zu nehmen. »Haben mich die Jahre so sehr gebrochen, daß Sie mich nicht wieder erkennen? Die Zeit hat mich, wie Sie sehen, bekehrt,« fuhr er sarkastisch lächelnd fort. »Ich folge Ihren Fußstapfen, pilgere

nach Rom und der erste Besuch in der heiligen Stadt, den das Herz und der Glaube zu machen mir befiehlt, läßt mich Sie finden – am Grabe des heiligen Petrus!«

Grant sann auf eine passende Antwort, als er von Oben herab laute Worte, dann eine Art Wortwechsel vernahm. Er konnte zwar nicht verstehen, was auf der Gallerie in der Kuppel gesprochen ward, aber die große Stille in der Kirche ließ doch den Schall der Stimmen so deutlich zu ihm herabdringen, daß er die einzelnen Sprechenden unterscheiden konnte. Gleichzeitig erkannte sein scharfes Auge die Chorröcke zweier Geistlichen neben den Malern auf der Gallerie.

»Sie sind nicht allein, Herr Senator,« sprach Grant, die dargebotene Hand des Greises nicht annehmend. »Es begleiten Sie Bekannte . . . «

»Freunde,« fiel Unstätten verbessernd ein. »Der fromme Pater Lorchheimer . . . «

»Pater Lorchheimer!« rief Grant so laut, daß er vor dem Klang seiner eigenen Stimme sich entsetzte.

»Er hat für seine der Kirche geleisteten Dienste den Ruf erhalten, die ewige Stadt zu besuchen, damit ihm das hohe Glück zu Theil werde, am Grabe des Apostels demuthsvoll sein Gebet zu sprechen,« fuhr Unstätten fort. »Ihm anvertraut ward noch eine vom Geist der Madonna erleuchtete, in den Schooß der Mutterkirche zurückgekehrte Seele, Fräulein von Seidenblatt.«

Grant wartete nicht auf das Ende der Mittheilungen des Senators Unstätten.

Das Wohl seiner Tochter, die er – er konnte sich über die Veranlassung der Angst, die ihn plötzlich befiel, keine Rechenschaft ablegen – gefährdet glaubte, vertrieb ihn aus den Hallen der prachtvollen Basilica und gab ihm Kraft, die breiten Stufen der Treppe hinaufzusteigen, welche in die Kuppel führt. Er ließ sich keine Ruhe, bis die Abnahme der Kräfte und peinigende Kurzathmigkeit ihn zwangen, Einhalt zu thun. Seine Kniee zitterten, seine Pulse flogen. ... Endlich vernahm er Tritte Herabkommender. ... Nun hörte er sprechen, dann erkannte er die Stimme Guttman's! ... In diesem Moment trat ein Dankgebet auf die Lippe Grant's. ... Er fühlte sein Auge feucht werden, denn die Tochter war ihm wieder gegeben, und abermals sollte er sie zärtlich an's Vaterherz drücken!

Peregrin Guttman war der Erste, der Grant begegnete.

»Da haben wir's,« sprach der Banquier, sich zu Benninghausen wendend, der hinter ihm ging und die bleiche, ganz erschöpfte Felicia führte, »wo der Verstand einen einfach simplen Menschen im Stiche läßt, da fängt der Instinkt an zu arbeiten wie eine Dampfmaschine! ... Nehmen S' sich Zeit, werthgeschätzter Freund,« fuhr er fort, »es geht noch nicht an Kopf und Kragen! Die jungen Herren da – ich muß Allen zusammen mein Compliment machen – haben sich brav benommen, sehr brav, auf Credit! Den Herrn Pfarrer und seine Assistenten in schwarzseidenen Strümpfen und sauber gewichsten Schnallenschuhen haben s' ablaufen lassen, wie sie's verdienten.«

»Meine Tochter! ... Meine einzige Felicia!« sprach Grant bewegt, die Zitternde, in Thränen Schwimmende aus den Händen des Grafen empfangend und in die Arme schließend. »Was haben sie vor, diese Menschen, die über Alle herrschen wollen? Wehe den Elenden, wenn sie es wagen, Dich mir entreißen oder Dein gutes, unschuldiges Mädchenherz dem meinen entfremden zu wollen!«

Felicia antwortete dem aufgeregten Vater nur durch Küsse. Benninghausen ergriff den linken Arm Grant's, während an dem rechten die Tochter hing.

»Es ist fast unbegreiflich, wie der Pater eine solche Forderung an Ihre Tochter stellen konnte!« sprach er zu Grant. »Wir hatten kaum die Gallerie betreten, als wir noch zwei Personen mehr hörten als sahen. Wir achteten nicht auf die uns Folgenden, bis wir einen schweren Seufzer vernahmen. ... Felicia ward von Pater Lorchheimer umfaßt, der ihr geflügelte Worte leise zuraunte. ... Im nächsten Moment lähmte ein Schlag meiner Hand den Arm des frechen Priesters. ... Die Gebrüder Maffei nannten seinen Namen, Versmissen stammelte mit offenbarem Entsetzen den seines Gefährten. ...«

»Wer ist dieser Mensch?« unterbrach Mathias Grant den Grafen. »Ich muß ihn kennen, damit ich ihn zur Rechenschaft ziehen kann!«

»Giovanni Morazzi,« sagte Versmissen

Grant seufzte tief und bang, während er Felicia fester an sich drückte.

»Was verlangte Pater Lorchheimer von Dir?« fragte er ahnungsvoll die Tochter. »Du sollst Dich von mir trennen, nicht wahr?«

»Ich war so bestürzt, daß ich nur halb hörte, was er sprach,« erwiderte Felicia. »So erinnere ich mich nur, daß von der Mutter die Rede war.«

»Es ist ein Complot im Gange,« sagte Grant, seine Worte an Benninghausen und die Maler richtend. »Wir wollen uns aber weder überrumpeln lassen noch zurück weichen. . . . Vielleicht wäre es besser, ich träfe mit beiden Herren, die ich ja persönlich kenne, gerade jetzt zusammen, ich fürchte nur, daß sie mich mit Artigkeiten förmlich erdrücken, und das würde mir später zum Unheile ausschlagen. Persönlich flöße ich ihnen wahrscheinlich wenig oder gar kein Interesse ein, weil sie aber wissen, daß die Montalto theils durch mein ausdauerndes Nachforschen, theils durch directes rasches Handeln jetzt endlich zu ihrem Recht gekommen sind, bin ich ihnen verhaßt. Diese Sippschaft vergißt nichts und vergibt nie! . . . Sie wird mir nachstellen, wohin ich mich auch wende; sie wird mich umlauern, als wäre ich ein reißendes Thier, das man nur aus sicherem Hinterhalt erlegen oder doch unschädlich machen kann. . . . Nun gut! Ich habe Lust, einen Gang mit diesen durch ihre List, ihre Taktik und Schlaueit bekannten Streitern der Kirche zu machen. Wollt Ihr, meine Freunde, mich in diesem Kampfe, der hoffentlich nicht lange dauert, als ehrliche Sekundanten unterstützen?«

Die Maler, Graf Benninghausen und die beiden Lucchese reichten Mathias Grant sogleich die Hände. Peregrin Guttman nur trat einen Schritt zurück und entfaltete sein Taschentuch.

»Werthgeschätzter Freund,« sprach er, »Sie sind im Begriff, Ihren Kopf in den Rachen des Löwen zu stecken. Das aber nenne ich übermüthig, verwegen, tollkühn handeln, und Verwegenheit, die immer zum Falle führt, unterstütze ich nicht! Bedenken Sie doch! Wenn der Löwe nun Unrecht versteht und zuschnappt? Es wäre, auf Credit, schade um Ihren ausgezeichneten Kopf, und Ihr Kind, das der väterlichen Liebe und Pflege noch lange bedarf, würde sich über ein so schauerliches Ende die schönen Augen blind oder doch ganz gewiß roth weinen.«

»Würden Sie an meiner Stelle nachgeben oder sich von diesen schwarzen Harpyen plündern lassen?« warf Grant ein.

»Salviren würd' ich mich, weil ein kluger Mann immer vorsichtig sein und ein wachsames Auge auf seine Gesundheit haben soll.«

»Sie rathen also zur Abreise?«

»Mit doppelten Courierpferden!«

Grant wandte sich zu seinen übrigen Begleitern.

»Stimmen Sie meinem wohlmeinenden Freunde bei?« fragte er.

Niemand wollte den Vorschlag Guttman's billigen. Dieser fächelte sich mit dem Taschentuche Luft zu. Nach einer Weile sprach er dann:

»Also wieder einmal überstimmt! ... Na, soll halt nichts thun. Jetzt werd' ich mir einen Spaß d'raus machen, die Spionirkunst zu erlernen, heißt das, wenn mein Schädel nicht zu alt und hart dazu geworden ist, und wenn mir das verdammte Schweigen nicht zu schwer fällt. ... Wissen S', ich hab' das Sprechen geerbt von Vater und Großvater! Letzterer zumal konnt' den Mund nit halten sein ganzes Leben lang, weil er nit durft'. ... Er betrieb ein Geschäft, dessen duftende Blüthe die Blume der Rede ist. ... Gott, gerechter, was würde geworden sein aus meinem Vater, wenn mein Großvater hätte sturdirt gehabt die Kunst des Schweigens, auf die man jetzt legt so großen Werth, daß die Welt nennt den schweigsamsten Menschen gerade den klügsten! ... Aber anschauen will ich, wo ich 'was wittere, und in dieser Stund' noch fang' ich an!«

Unsere Freunde traten wieder in die Kirche. Unstätten war nicht mehr zugegen, die Zahl der Besuchenden aber, die unaufhörlich ab- und zuginen, hatte sich vermehrt. Grant warf noch einen Blick nach dem Grabe des Apostels. Es kniete Niemand mehr unter den vergoldeten Blumenkelchen mit ihren Licht- und Staubfäden. Auch auf der Gallerie in der Kuppel war es still geworden; wo die Priester geblieben waren, ließ sich nicht bestimmen.

»Holen Sie uns ab, werthgeschätzter Freund, oder komm' ich zu Ihnen?« fragte Peregrin Guttmann, als er die schwere, mit Leder bezogene Portièrè vor der Eingangsthür zur Kirche hob und sich in eigener Person mit gekrümmtem Rücken darunter stellte, um den Uebrigen

den Durchgang zu erleichtern. »Ich will einen guten Platz haben bei dem erbaulichen Feste, und deshalb will ich mich bequemen zu warten, obschon das von Natur nicht meine Liebhaberei ist.«

Grant versprach den Banquier in Begleitung der Freunde abzuholen, worauf die Lucchesen und Manfred sich Guttman anschlossen, um das Kloster San Onofrio, wo Tasso starb, zu besuchen, Graf Benninghausen und Versmissen aber mit seinem Vetter und dessen Tochter über den Borgo in die Stadt zurückgingen.

VIERTES KAPITEL. DAS FEST IN DER PETERSKIRCHE.

»Ein wundervolles, wahrhaft bezauberndes Bild!« sprach Hertha Grevenhusen zu ihrem Vater, als dieser in modernster schwarzer Kleidung aus seinem Zimmer trat, um in dem kleineren Wohngemach der Tochter die Ankunft Versmissen's zu erwarten, der Beide zu dem großen Feste abholen wollte, das heute in der Peterskirche gefeiert ward. »Welche Aussicht bei diesem Himmel, unter dieser Sonne! ... Daheim wird es jetzt schneien, nebeln und stürmen, und hier bietet man köstliche Rosenbouquets feil, aus dem dunkeln Laub der Orangen leuchten die großen goldenen Früchte, und das Tiberthal entlang wehen mildere Lüfte, als bei uns im Mai! ... Und dazu dieses wunderbar festliche Geläut zahlloser Glocken! ... Mir ist's, als begehe heute die ganze Welt einen Feiertag, und ich läugne nicht, daß ich es kaum erwarten kann, die Peterskirche zu betreten. Bist Du nicht ebenfalls in festlicher Stimmung?«

Grevenhusen nahm den Sitz gegenüber der elegant in schwarze Seide gekleideten Tochter ein, die ihr glänzendes Haar heute nach römischer Sitte geordnet und mit silbernen Nadeln geschmückt hatte.

»Festlich und traurig zugleich muß ich meine Stimmung nennen,« sprach er, »verstimmt aber bin ich deshalb nicht. Auch mich drängt es, dem hohen Kirchenfeste beizuwohnen, das dem Tage gilt, an welchem, ich weiß nicht genau, vor wie vielen hundert Jahren zum ersten Male die Orgel im Dome des Apostels erklang und ein Hochamt vor dem Hochaltare vom Papste selbst celebrirt wurde. Allein mich führt weder ein religiöses Bedürfniß in jene Basilica, noch begleitet mich die Andacht, die weiche Zwillingschwester des Glaubens, dahin. Es ist reine Neugierde, die von mir Besitz genommen hat und mich gänzlich beherrscht. Wollte ich einen Priester edlen Strebens fragen, ob es erlaubt sei, in solcher Stimmung einem Gottesdienste beizuwohnen, so würde ich gewiß eine verneinende Antwort erhalten. Ich thue, wenn nicht etwas Unrechtes, doch sicherlich auch nichts Lobenswerthes. Weil ich aber einen sonderbaren Drang in mir fühle, den ich nicht unterdrücken kann, so will ich mich von ihm leiten lassen in der Voraussetzung daß ich für mein geistiges Leben von diesem profanen Kirchgange doch vielleicht mehr gewinne, als ich selbst vermuthete.«

»Ich kann die Ankunft Versmissen's kaum erwarten,« sprach Hertha. »Ich soll den Papst sehen! Diesen viel gepriesenen, nun schon seit Jahren so entsetzlich getadelten, geschmähten, ja verlästerten neunten Pius! Kannst Du es mir verargen, daß bei diesem Gedanken mir das Herz vor Freude und Bangigkeit zittert?«

»Ich hoffe, Du wirst verständig sein und Dich keiner vagen Gefühlsschwärmerei hingeben.«

Es klopfte.

»Herein!« rief Hertha und flog dem eintretenden Maler entgegen. Die Begrüßung war kurz.

»Der Wagen wartet,« sprach Versmissen. »Wir fahren bei Guttmann vor, wo mein Vetter mit Felicia schon jetzt verweilen wird. Halten wir uns nicht auf, so können wir das Vergnügen haben, die meisten Cardinäle in den Dom treten zu sehen. Der heilige Vater dagegen dürfte sich erst später den Blicken des Publikums zeigen.«

»Wie ist es?« fragte Grevenhusen, Hut und Handschuhe nehmend. »Hat Grant Besuch erhalten?«

»Bis jetzt noch nicht,« erwiderte Versmissen.

»Theilen Sie die Befürchtungen Ihres Veters?«

»Ich billige seine Vorsicht.«

»Kennen Sie Unstätten?«

»Zweimal habe ich mit ihm gesprochen, als ich die Brandruinen um die katholische Kirche zeichnete.«

»Und Ihr Urtheil?«

»Gegen mich war er überaus leutselig, das beweist aber nichts!«

»Ohne Zweifel wohnt dieser fromme Senator dem heutigen Feste ebenfalls bei.«

»Von den Fremden fehlen gewiß nur die Kranken,« meinte Versmissen. »Die Gläubigen mischen sich aber ja, wie Sie wissen, nicht unter uns Ketzer. Wir haben nur den Vorzug, daß der Klerus uns das Schauen möglichst erleichtert, da er am liebsten durch Auge und Ohr auf das Herz wirkt.«

Das Rasseln des Wagens auf dem Pflaster der engen Straßen, die man zuerst passirte, verhinderte die Fortsetzung eines ruhigen Gespräches. Später, als die Unterhaltung wieder hätte aufgenommen werden können, waren alle Drei so in Gedanken versunken, daß Keiner das Schweigen brach. Erst vor Peregrin Guttman's Wohnung nahm Grevenhusen wieder das Wort.

»Sieh da,« sprach er, nach dem Fenster des geräumigen Hauses blickend, in welchem der Banquier mehrere hohe Zimmer der Bel-Etage bewohnte, »Graf Montalto mit seiner Schwester hat sich auch hier eingefunden! Und dort hält die Equipage mit seinem Wappen! . . . Sieht das nicht aus wie eine Demonstration, um den Klerus ein wenig zu ärgern? Vor wenigen Monaten noch glaubten diese ewig weisen Herren, die sich gewiß mindestens für eben so unfehlbar halten als der Papst, der so lange und mit so großer Consequenz Verfolgte sei ihnen gegenüber völlig macht- und schutzlos, und nun muß eine einzige ungenaue Adresse die Mühen vieler Jahre zu Nichte machen und die Verbrechen gefügiger Werkzeuge der Kirche zum Aerger von tausend frommen Heuchlern an's Licht des

Tages bringen! Wie ich neulich im *Café delle belle arte* hörte, beabsichtigt ja Graf Montalto sowohl Pater Radom wie die Marchesa von Castelcaccio vor dem weltlichen Gericht zu verklagen. Man wollte sogar schon den Namen seines Anwaltes wissen.«

»Wen bezeichnet man als diesen?« fragte Versmissen.

»Wen anders als den berühmtesten und freisinnigsten Advokaten im ganzen Kirchenstaate, den klerusfeindlichen ...«

Peregrin Guttman ließ Grevenhusen nicht ausreden. Er begrüßte die ankommenden Freunde mit vieler Redseligkeit, trieb aber zugleich auch zur Eile, da eine Menge Wagen vorüberrollten, welche alle den Weg nach der Engelsbrücke einschlugen, mithin ohne Zweifel der Peterskirche zustrebten.

Ludwig Versmissen machte Grevenhusen den Vorschlag, er sollte in Guttman's Wagen mit seinem Vetter Platz nehmen, da Hertha den Wunsch geäußert habe, Felicia Gesellschaft zu leisten. Bereitwillig sagte der Ostfrieser zu, und so gelang es dem Maler, mit Felicia, Hertha und Graf Benninghausen ein und denselben Wagen zu theilen.

Auf dem Petersplatze sah man ein ungewohntes Leben. Vor dem Haupteingange der Riesenbasilica hielten in langen Reihen hunderte von eleganten Equipagen und einfachen Miethswagen. In kurzen Zwischenräumen folgten sich die mit Purpur ausgeschlagenen Wagen der Cardinäle, die, ebenfalls in Purpur gekleidet, um die

Schultern die Pallien geworfen, Einige mit ernsten, bewegungslosen Zügen, Andere hochmüthig und spöttisch auf die in Schaaren herbeiströmenden Fremden herabsahen, welche durch ihre Hast, Viele auch durch Gang und Tracht unter den eingeborenen Römern sich leicht erkennen ließen.

Semele Guttman, die im Wagen ihres Vaters geblieben war und die gern Alles bespöttelte, machte sich lustig über die drei Bedienten in glänzenden Livréen, die bei jedem Cardinalswagen hintenauf stehen.

»Ist das vielleicht auch symbolisch?« sagte sie übermüthig lachend zu Grevenhusen. »Vermuthlich wollen die hohen Kirchenfürsten durch diese Dreizahl an eine andere Dreiheit erinnern, ohne die sie weder sein können noch dürfen, wenn sie wirklich recht hell leuchtende Kirchenlichter vorstellen wollen.«

Mathias Grant warf der unzeitig Scherzenden einen mißbilligenden Blick zu, während Guttman bemerkte, die Lieferanten der Pallien müßten, verständen sie ihre Sache recht aus dem Grunde, ein ganz brillantes Geschäft machen.

Zum Glück hatte man keine Zeit zu längerer Unterhaltung. Alles drängte in die Kirche, und unsere Freunde blieben nicht zurück.

Hertha erstaunte doch, als sie das ungeheure Schiff der Kathedrale, auf deren Altaren tausende von Kerzen flammten, dergestalt mit Menschen angefüllt fand, daß hin und wieder selbst ein leichtes Drängen bemerkbar wurde. Versmissen, der sie führte, forderte die Uebrigen

auf, sich immer hinter dem Militär zu halten, weil man in dessen Nähe stets am wenigsten belästigt werde und auch den kirchlichen Ceremonien ruhig folgen könne.

Der Gottesdienst hatte bereits angefangen. Die Orgel rauschte, unsichtbare Chöre sangen, Weihrauchdüfte durchzogen die mächtigen Wölbungen, so daß über den Altären und an den Pfeilern leichte bläuliche Wölkchen sich bildeten.

Am Grabe des Apostels lagen dicht geschaart eine große Anzahl Gläubiger betend auf den Knien, aller Rangunterschied hatte aufgehört. Neben der vornehmen Gestalt einer bildschönen jungen römischen Fürstin kniete ein Ziegenhirte aus der Campagna; neben dem fast kokett gekleideten Abbate ein Bettelweib; neben einem spanischen Granden ein Pilger aus Siebenbürgen. Die Jugend, das mittlere Mannesalter, der Greis, sie Alle fanden sich hier über der Gruft, in welcher die Asche des Apostels ruht, in dem einen gemeinsamen Gedanken zusammen, ihr Gebet zu sprechen, ihre Verehrung, ihren Glauben vor aller Welt ungescheut zu bekennen.

Es gelang Versmissen, einen der colossalen Pfeiler zu erreichen, auf denen die grandiose Wölbung der Kuppel der Peterskirche ruht. Dieser Platz war ein sehr günstiger. Graf Benninghausen, der Felicia führte, stand nur wenige Schritte entfernt, war aber doch durch eine Gesellschaft Russen von ihnen geschieden. Grant, Guttmann, Semele und dem Grafen Montalto mit seiner Schwester wies ein Offizier zuvorkommend einen höchst vortheilhaften Platz an, den sie nicht ausschlagen konnten, ohne gegen den

gefälligen Mann unfreundlich zu erscheinen. Sämmtliche Freunde sahen sich so, konnten sich aber weder sprechen noch eine Mittheilung machen.

»Uns will das Glück wohl in diesem der Gottheit geweihten Tempel,« sprach Versmissen zu Hertha, den Arm des jungen Mädchens tiefer in den seinigen legend. »Hier stört uns Niemand, und unbemerkt können wir unsere Gedanken, unsere Empfindungen über das, was die Kirche uns bieten wird, austauschen. Ein nur entfernt ähnliches Schauspiel haben Sie noch nie gesehen!«

»Ein Schauspiel nur?« erwiderte Hertha.

»Es ist ein Schauspiel,« fuhr Versmissen fort, »aber ein Schauspiel, das uns mit sich in eine Welt voll unerklärbarer Geheimnisse entrückt, die uns, auch wenn wir sie nicht begreifen können, doch entzücken. Der Blick in diese Wunderwelt berauscht, rührt, begeistert, wie der Blick auf das stürmende Meer!«

»Wie ist das möglich?« sagte Hertha zweifelnd. »Hier webt ein ewiger Friede um eine Versammlung Tausender, von denen jeder Einzelne anders denkt und führt, dort ist es der Aufruhr der Natur, der seine Fittiche über uns regt und der uns zwingt, ihm zu gehorchen und seine Macht in unserer Ohnmacht anzuerkennen.«

»Hat Ihnen ein stürmendes Meer je Furcht eingeflößt?« fragte Versmissen.

»Bewunderung mit Furcht gemischt,« lautete Hertha's Antwort.

»Und wenn der Sturm Ihnen gestattete, auf dem Deiche zu weilen und das Rasen, Brechen und Donnern der

Wogen zu betrachten, blieben Sie dann nicht länger bewundernd stehen, als Sie beabsichtigten?«

»Sie waren Zeuge meiner Ausdauer,« sagte Hertha.

»Und ich verstand in Ihren Blicken zu lesen, ich fühlte die heiligen Regungen Ihres Herzens!« versetzte mit größerer Wärme der Maler. »Warum muß das Schicksal uns freundlich zusammenführen, um uns ein zweites Mal wieder, und dann vielleicht für immer, zu trennen!«

»Soll Rom Ihre Heimath werden?« warf Hertha ein. »Der Vater trug sich oft mit dem erfreulichen Gedanken, Sie könnten, wenn Sie Ihre Studien hier vollendet hätten, sich doch eines Tages veranlaßt fühlen, den Aufenthalt in unserm Marschhofe mit dem hiesigen zu vertauschen.«

»Würde es Ihnen angenehm sein, wenn ich diesen Gedanken zur That werden ließe?«

Hertha gab keine Antwort, aber ihr Auge berührte den Blick Versmissen's. Er fühlte, daß der Arm der Tochter Grevenhusen's in dem seinigen leicht zitterte. ... Lauter tönte die Orgel, ergreifender, wie von Himmelshöhen herab rauschten die Chöre der unsichtbaren Sänger durch die weihraucherfüllten Hallen.

»Der heilige Vater!« flüsterte ein Nachbar Versmissen's, welcher das Gespräch der beiden Deutschen gewiß nicht verstanden hatte, und unter den Tausenden, die ruhig harrend dem Kommenden entgegen sahen, entstand eine größere Bewegung.

»Er ist's! Es ist Pius selbst!« sprach unser Freund.

»Aber wie anders ist heute sein Anblick, sein Auftreten, als damals, wie ich ihn zum ersten Male segnend die Hand über das ihm zujauchzende Volk erheben sah!«

»*Sic tansit gloria mundi!*« sagte Manfred, hinter dem Pfeiler hervortretend. »Wir erblicken in diesem schnell gealterten Manne dies Papstthum, wie es geworden ist durch die Kinder, die es geboren hat! Sie sind ihm alle untreu geworden. Einige fielen aus eigenem Antriebe von ihm ab, andere verscheuchte es durch seine Unversöhnlichkeit. Nun schleicht es kraftlos durch die Welt, wie Lear, als all' seine Töchter sich von ihm gewendet, und wie jener kurzsichtige König in der Dichtung, verflucht auch das Papstthum gerade die Tochter, die allein es retten und ihm noch ein langes, langes Leben geben könnte, in unbegreiflicher Selbstverblendung!«

Der Papst schritt langsam, von einer Unzahl Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und Ordensgenerälen begleitet, zum Grabe des Apostels. Die Betenden hatten sich bis auf drei Frauen, welche zu tief in Andacht versunken gewesen sein mochten, entfernt. Jetzt konnten diese, ohne Störung zu verursachen, die Umhegung nicht verlassen. Wider Willen mußten sie Angesichts des Oberhirten der Kirche und des ihn umgebenden glanzvollen Geleites auf den Knien liegen bleiben.

Orgelklang und Chorgesang verstummten. Wie von einer unsichtbaren Macht zu Boden gedrückt, sanken alle Gläubigen auf die Kniee. Auch Versmissen beugte sein Haupt und zog Hertha mit sich nieder. Die Hand Ludwig's zitterte, als sein Blick auf die drei knieenden Frauen fiel.

»Was ist Ihnen?« lispelte Hertha, den Arm ihres Begleiters fester umfassend.

»Die deutsche Marquise!« lallte Versmissen kann hörbar. »Und neben ihr knieen Leontine und Emerentia von Seidenblatt! . . . Wenn Vetter Grant sie erkennt! . . .«

Eine leichte Kopfbewegung zeigte dem Maler seinen Cousin Grant war dem Beispiele der Tausende nicht gefolgt. Mit Grevenhusen allein, der nur einige Schritte von ihm entfernt war, stand er aufrecht und blickte unverwandt auf die drei schwarz gekleideten Frauengestalten am Grabe des heiligen Petrus. Er war bleich geworden und Versmissen gewahrte, daß seine Lippen sich wie im Krampfe bewegten. Da berührte der mahnende Finger des Offiziers die Schulter des gleichsam Gebannten, und auch Grant beugte sein Knie. Ihm folgte unaufgefordert Grevenhusen.

Der heilige Vater hatte sein Gebet gesprochen, erhob sich, von zwei Cardinälen unterstützt, und schritt unter abermals feierlich erklingendem Orgelton dem strahlenden Hochaltar zu, um dessen Stufen sich sämtliche Kirchenfürsten und Prälaten jetzt scharten.

Eine Stunde beinahe dauerte das vom Papst celebrirte Hochamt. Während desselben hatte sich die Basilica vollständig mit Schauenden gefüllt, die alle von dem zwingenden Zauber des pomphaften Ceremoniells, das wohl nur Wenige in solchem Glanz gesehen hatten, ergriffen, die Meisten bis zu Thränen gerührt wurden.

Ludwig Versmissen hatte während der Dauer des Hochamtes seinen Vetter keine Sekunde aus den Augen

gelassen. Bisweilen flüsterte er Hertha, die ganz aufgelöst sich an ihn schmiegte, einige Worte zu, welche ihm jedesmal einen dankenden Blick oder stillen Händedruck eintrugen.

Felicia schien noch tiefer ergriffen zu sein und lehnte sich wie eine hinwelkende Lilie an ihren Begleiter, den Grafen Benninghausen. Guttman und Semele hatten sich, von Andern gedrängt, in der Menge verloren. Auch den Grafen Montalto mit Angela sowie die Lucchese konnte unser Freund nicht entdecken.

Nach Beendigung des Hochamtes betete der heilige Vater abermals am Grabe des Apostels. Sein ganzes zahlreiches Gefolge lag während der Andacht des Oberhirten in ehrerbietiger Entfernung auf den Knien, und die Spalier bildenden Soldaten drängten langsam und geräuschlos die Menge zurück, um eine Gasse zu öffnen nach jenem Pfeiler, an welchem die eiserne Statue des heiligen Petrus angebracht ist.

Mathias Grant ward durch dies Manöver mit Versmissen und Graf Benninghausen wieder vereinigt und stand in der vordersten Reihe der Haltenden, an denen jetzt die Spitzen des Klerus im höchsten priesterlichen Glanze vorüberziehen sollten, um der Statue des Apostels die übliche Huldigung darzubringen. Auf der anderen Seite der Gasse tauchte die Gestalt Peregrin Guttman's wieder auf, der sich häufig auf die Fußspitzen hob und einen gewaltig langen Hals machte. Weiter nach hinten zu gewährte Versmissen den Grafen Montalto und dessen Schwester.

Grant erfaßte die Hand seines Veters, während sein finster blickendes Auge die Tochter suchte.

»Leontine!« raunte er Versmissen zu. »Hast Du sie gesehen und ihre Gefährtinnen? Was wird geschehen wenn sie Felicia erblickt?«

»Mutter und Tochter sind getrennt,« versetzte der Mäler. »Der Klerus selbst wird dafür sorgen, daß sie sich wenigstens hier nicht finden. Sobald der letzte Priester an uns vorübergegangen sein wird, verlassen wir die Basilica.«

In diesem Augenblicke erhob sich der heilige Vater, der Klerus folgte, und in feierlicher Haltung, geleitet von den wunderbar ergreifenden Gesängen der unsichtbaren Chöre, schritt Pius, mehr einem reuigen Sünder und schwer Büßenden als dem gesalbten Stellvertreter Christi auf Erden ähnlich, durch die Reihen des sich vor dem höchsten Priester der Welt demüthigenden Volkes.

Mathias Grant legte seine Hand an die Stirn und ließ den Zug der Priester an sich vorüber gehen. In seiner Erinnerung tauchte jenes Traumbild wieder auf, das ihn in der Nacht vor dem Tode Frontelli Montalto's so beunruhigt hatte. Es war dieselbe Stelle, auf welcher er damals im Traume sich selbst erblickte. Die ganze Umgebung, die Schaar der Priester, selbst einzelne Physiognomien erschienen jetzt in Wirklichkeit seinen Blicken, nur das junge betende Weib entdeckte er nicht.

Mit ängstlichem Bangen folgte Grant den Vorüberschreitenden, obwohl er an keiner einzigen Persönlichkeit wirkliches Interesse hatte. Ganz zuletzt schlossen

sich dem langen Zuge eine bedeutende Anzahl einfacher Priester und gläubiger Laien beiderlei Geschlechts an. Da fühlte Versmissen den Druck der zitternden Hand des Veters.

»Kennst Du jene?« sagte er flüsternd. »Ich meine die, welche jetzt *hinter* dem Pfeiler hervortreten.«

»Es ist Monsignore Vestucci mit den Gebrüdern Maffei!« erwiderte, in höchstem Grade erstaunt, der Maler.

»Und dort folgen Pater Radom, der heuchlerische Morazzi, Pater Lorchheimer, Senator Unstätten und – Gott! – Leontine am Arme Emerentia's!«

»Und die Marchesa von Castalcaccio schließt den Wallfahrtszug der Gläubigen,« fügte Versmissen hinzu.

Grant glaubte von Neuem in einer Traumwelt zu leben, als diese ihm bekannten Personen näher kamen. Er blickte sie fest an, als wolle er sie bannen mit der Kraft seines Auges. Die scheinbar in Andacht Versunkenen aber gingen gesenkten Auges an dem Akatholiken vorüber bis auf Leontine. War es die Macht des auf sie fallenden Blickes ihres Gatten, der sie zwang, das Antlitz diesem zuzukehren, oder folgte sie einer bloßen dunklen Ahnung, genug, Mathias Grant und Leontine, die einander durch ihre religiösen Ansichten geistig völlig entfremdeten Gatten, sahen sich Auge in Auge, und der Blick des Einen wie des Andern sprach ein Verdammungsurtheil aus. Auch Emerentia und die deutsche Marquise blickten den stillen, bleichen Mann an, der unbeweglich auf sie herabschaute.

»Meine Tochter!« sprach Leontine so weich, so bittend, daß Felicia beide Hände gegen die Mutter erhob, dann

ihren Arm ergriff und unter strömenden Thränen mit in den Zug trat. Die deutsche Marquise kehrte sich um und zeigte den Protestanten, die einzuschreiten und Felicia auf dem Zuge zurückzureißen keine Macht besaßen, ein triumphierend lächelndes Gesicht.

»Verloren!« murmelte Grant, in tiefster Seele erschüttert, vor sich hin. »Die Kirche, deren Bekenner ich nie sein kann, raubt mir das einzige Kind!«

»Ich behalte Felicia im Auge,« sprach Graf Benninghausen bewegt. »Lassen wir sie beten an der Seite ihrer Mutter, ihr besseres Selbst wird nach gesprochenem Gebet ihr die Augen öffnen.«

Der Zug war vorüber, die Soldaten schulterten ihre Gehehre, und die Menge drängte dem Pfeiler mit der Erzstatue zu, unter deren Fuß jetzt eben Pater Lorchheimer sein Haupt legte, dann den Fußboden küßte, welchen die Kniee des heiligen Vaters berührt hatten, und zuletzt hinter dem Pfeiler verschwand. Senator Unstätten nebst einer Anzahl Laien ahmten das Beispiel der Priester nach. Ebenso die Frauen . . .

Es war indeß Grant mit Hilfe seiner Freunde gelungen, der Statue des Apostels sich ebenfalls zu nähern. Nur wenige Schritte noch war er von dieser entfernt, als Leontine und Felicia ihr Haupt unter den kalten ehernen Fuß beugten. Leontine kniete auf die Marmorfliesen, Felicia aber trat, vielleicht weil sie es vergaß oder den Nachfolgenden, die sie noch nicht gesehen hatte, rasch Platz machen wollte, zur Seite. Graf Benninghausen erfaßte die

Hand des erschütterten Mädchens und führte die Tochter dem Vater wieder zu, der sie, das Auge dankend zum Himmel aufschlagend, gerührt in seine Arme schloß.

»Gerettet! Wiedergewonnen!« lispelte die zitternde Lippe des bewegten Mannes. »Für diesen Schritt, Graf, bin ich Ihnen in Zeit und Ewigkeit verbunden!«

Die Freunde waren im Gedränge schon wieder von denen getrennt worden, deren unvermuthete Begegnung Grant in so große Aufregung versetzte. Die Mehrzahl der Anwesenden schickte sich zum Fortgehen an. Auch Grant hätte sich am liebsten recht schnell entfernt, wäre der Kopf des Grafen Montalto ihm jetzt nicht gerade sichtbar geworden. Des Grafen Blicke lagen durchbohrend auf der knieenden Marquise, zu der sich in diesem Augenblicke eine Frau in der Tracht der Bewohner von Albano herabbeugte. Die Unbekannte trug die dunkelrothe Kopfbedeckung, deren sich die Frauen von Albano häufig bedienen. Mit einem Ende derselben streifte sie das Gesicht der Marquise. Diese blickte auf, begann zu zittern, fiel in krampfhaftes Weinen und sank dann, beide Hände vor sich hinstreckend, lautlos unter der Statue des Apostels zusammen.

Das Weib mit dem rothen Kopftuche hatte sich schon wieder erhoben. Sie sah mit haßerfülltem Blick auf die hagere Gestalt der Greisin herab, und dem Grafen Montalto ihr gleichsam versteinertes Antlitz zukehrend, sprach sie:

»Sie war – meine Mutter!«

»Die Bettlerin von der Treppe des Capitol!« lallte Versmissen. »Es sind dieselben Augen, die mich mehrmals erschreckt haben!«

»O laßt uns gehen! Laßt uns fliehen!« bat Hertha, sich an Versmissen und ihren Vater anklammernd. »Mir ist's, als bersteten die Wölbungen über uns und wollten uns unter ihren zusammenstürzenden Trümmern begraben! ... Fort, fort aus dieser Welt des Wahnes! ... Im kalten Nebel unserer nordischen Heimath werd' ich erst wieder gesunden.«

Priester und Ordensgeistliche hoben die Kraftlose auf und geleiteten sie mit mehreren andern Damen in die nächste Kapelle. Der Strom der Menge riß inzwischen unsere Freunde dem Ausgange zu, den wenige Minuten später auch Peregrin Guttmann mit seiner Tochter erreichte.

Graf Montalto und Angela ließen sich nicht blicken, auch die Lucchesen blieben aus.

Mathias Grant richtete sein Auge zuerst nach dem Obelisk, an dessen Fuße er in seinem Traume vor Jahren Leontine und Felicia als Nonnen gekleidet erblickt hatte. Jetzt saßen Bettler und Krüppel dort und klapperten mit ihren Büchsen.

»Darf ich Sie begleiten, Hertha,« flüsterte Versmissen der Tochter Grevenhusen's zu, »wenn Sie die ewige Stadt und ihre Zauber mit dem Marschhofe hinter dem Seedeiche, über den der Sturm seine grotesken Nebelgebilde jagt, vertauschen?«

Hertha erfaßte die Hand des Malers und legte sie auf ihre Brust. Als sie einander gegenüber wieder im Wagen saßen, gewahrten Beide den Grafen Montalto, von Angela und den Lucchesen gefolgt, aus der Kirche treten. Hinter ihnen auf der obersten Stufe stand die Frau mit dem rothen Kopftuche. Sie winkte dem Geschwisterpaar zu und ging dann wieder zurück in die Kirche.

FÜNFTES KAPITEL. LEONTINE.

Einige Tage nach dem Feste in der Peterskirche ließ sich der Senator Unstätten bei Mathias Grant anmelden und bat um eine kurze Unterredung. Dieser empfing den ehemaligen Collegen höflich, aber gemessen.

»Als Landsleute hätten wir uns wohl eigentlich schon eher gegenseitig aufsuchen sollen,« begann Unstätten das Gespräch, »in einem Orte wie Rom jedoch muß Jeder Nachsicht haben mit dem Andern. Ich bin beauftragt, Ihnen versöhnende Grüße von einer Frau zu überbringen, die Ihnen sehr nahe steht.«

Grant machte Miene, das Gespräch abzubrechen, Senator Unstätten aber hielt ihn fest.

»Ich bitte dringend, hören Sie mich an,« fuhr er, fort. »Es sind nicht leere Worte, die ich spreche, es ist ein ernster Auftrag, dessen ich mich zu entledigen habe.

»Wer sendet Sie?« unterbrach ihn Grant.

»Eine Seele, welche den Frieden gefunden hat.«

»Ich vermuthe, daß Sie damit die Frau bezeichnen wollen, die mir einst vor dem Altare die Hand reichte und

feierlichst gelobte, mit mir alle Freuden und alle Leiden dieser Welt zu tragen.«

»Ich komme aus dem Convent der Ursulinerinnen.«

»Meine Gattin hat mich aus freiem Antriebe verlassen,« fuhr Grant fort. »Ihr Gewissen verklagt sie vor Gott, weil ich ihre Glaubensansichten nicht theilen kann.«

»Es *hat* Ihre Gattin verklagt,« sprach Unstätten, »die Büßungen aber, denen sie sich freiwillig unterwarf, haben sie geläutert und dem Himmel versöhnt. Nach Monatsfrist ist sie entschlossen, den Schleier zu nehmen.«

»Also doch!« rief Grant aus. »So muß doch zum Theil in Erfüllung gehen, was im Traume mein prophetischer Geist gesehen hat. Wollen Sie nicht auch eine Kutte anziehen und einen Strick um Ihre Hüften gürten?«

»Ich fühle mich nicht würdig zu solchem Schritte,« versetzte Unstätten, »aber ich werde so lange hier bleiben, bis ich sagen darf, ich könnte ein Klosterbruder werden. Ihre Gattin bietet ihr einen Wunsch, den letzten, den sie hat, ehe sie die Welt des Scheins mit der Welt des wahren Seine vertauscht zu erfüllen. Sie begehrt ihr Kind noch einmal zu sprechen.«

»Kein Vater hat das Recht, der Tochter zu wehren, daß sie die Mutter spricht,« sagte Grant. »Der Wunsch Leon-tine's soll also erfüllt werden. Nur muß ich zuvor wissen, in wessen Begleitung Felicia den Convent betreten soll.«

»Die Kirche nimmt stets Rücksicht auf die Verhältnisse,« erwiderte Senator Unstätten. »Da sie nun bereits in Erfahrung gebracht hat, daß Fräulein Felicia im Begriff sieht, sich zu verloben, so wird sie gern gestatten, daß

der Erwählte ihres Herzens bis in den Vorhof des Conventes sie geleitet.«

»Das Wissen der Kirche flößt mir in der That Bewunderung ein,« sprach Grant. »Ich hatte nicht geglaubt, daß drei so unbedeutende Personen, wie ich, meine Tochter und der Mann sind, der mein Kind mit Auszeichnung behandelt, die Aufmerksamkeit *Ihrer* Kirche in so hohem Grade fesseln könnten. Da es indeß so ist, will ich weder halsstarrig noch unartig erscheinen. Felicia wird deshalb ihre Mutter zu der Stunde sprechen, die man mir als die passendste bezeichnet.«

Senator Unstätten dankte verbindlich für dies freundliche Entgegenkommen. Er stand auf und verließ seinen ehemaligen Collegen mit der Versicherung dankbarster Hochachtung.

»Die Anzeige der Sprechstunde erfolgt schriftlich,« sagte er, als er unter vielen Complimenten sich entfernte. Grant zog sogleich die Schelle, deren Klang Felicia zu ihm rief.

»Kürzlich erst,« redete es die Eintretende an, »äußerst Du gegen mich, Du möchtest, ehe wir abreisen, Deine Mutter noch einmal sprechen. Ich gab Dir damals weder eine zusagende noch eine abschlägige Antwort. Heute darf ich Deinem Verlangen entgegenkommen. Du sollst Deine Mutter sehen und sprechen, und ich werde Dich mit Benninghausen in den Convent der Ursulinerinnen begleiten.«

Felicia umarmte dankend den Vater, der, mit Lesen und Schreiben beschäftigt, seit dem großen Kirchenfeste nur

auf sehr kurze Zeit seine Wohnung verlassen hatte. Rom schien ihm mit jedem Tage gleichgiltiger zu werden. Getäuscht in seinen Erwartungen, betrogen in allen Hoffnungen, die er mit so großer Zuversicht gehegt, denen er selbst persönliche Opfer gebracht hatte, gab er es auf, seine Ideale je verwirklicht zu sehen. Der neunte Pius war für Grant aus einem geistigen Heros zum Mönch zusammengeschrumpft, der in fanatischer Selbstkasteiung die Sünde menschlichen Empfindens, das in einer aufgeregten Stunde sein Herz gefangen nahm, abzutöden suchte.

»So lange das Papstthum im Vatican residirt,« hatte er schon am Tage des Kirchenfestes zu Benninghausen gesagt, »endet der Kampf zwischen Freiheit und Knechtschaft nie. Eine Verständigung mit dem Klerus ist undenkbar. Der Geist der Humanität und der Dämon priesterlicher Satzungen können sich niemals verbrüdern. Sie müssen unablässig mit einander ringen auf Tod und Leben, und erst dann, wenn einer von beiden erwürgt am Boden liegt, wird dieser Kampf enden.«

Aus Grant's sonstigen Aeußerungen ging hervor, daß er die traurige Ueberzeugung in sich trage, die Welt werde vorerst diesen Kampf mit dem Klerus oder, wie er zu wiederholten Malen sich ausdrückte, mit den Töchtern des Vatican nicht von Neuem beginnen, aus Furcht, durch die List und die schlaunen Verführungskünste derselben schließlich doch besiegt zu werden.

Senator Unstätten hielt sein Versprechen. Die Einladung, in den Convent der Ursulinerinnen zu kommen, erfolgte. Grant war nicht minder pünktlich. Er gab Felicia

mit Graf Benninghausen das Geleit, und trennte sich erst an der Thür des Sprechzimmers von der Tochter. Während der Unterredung derselben mit Leontine schritten die Harrenden vor der Thür des Conventes auf und nieder.

»Sie kennen meine Gesinnungen, Herr Graf,« sprach Grant, die dargebotene Hand Benninghausen's lebhaft schüttelnd. »Meine Bedenken habe ich Ihnen nicht verschwiegen; ich habe Sie darauf aufmerksam gemacht, noch ehe ich Ihre Absichten und die Wünsche meiner Tochter kannte. Ein Religionswechsel wirft immer ein zweideutiges Licht auf die Person, die sich dazu entschließt. Ich selbst, so frei von Vorurtheilen ich zu sein glaube, würde doch nie versucht werden, einen derartigen Schritt zu thun. Mir gefällt in unserer Kirche gar Vieles nicht. Ich möchte beinahe Alles darin reformiren, wenn die Kirche für mich das sein sollte, was ich als denkender Mensch in ihr suche. Weil ich aber einsehe, daß nicht jeder Einzelne eine besondere Kirche für sich haben kann, sehe ich ganz davon ab, bequeme mich der Form, die keine drückende ist, und lebe übrigens, wie ich es nach meiner vollsten Uebekzeugung für recht halte. Felicia ist – ich bedaure es noch bis auf diesen Augenblick – in der Religion ihrer Mutter erzogen worden, für eine gute katholische Christin aber, wie die Kirche diesen Begriff faßt, halte ich sie nicht. Ist sie nun deshalb befähigt, eine gute Protestantin zu werden? Gerade das ist's, was ich bezweifle, und darum wünsche ich, daß sie nicht übertritt. Es fragt sich also nur, ob Sie, Herr Graf,

den schönen rein menschlichen Glauben in sich tragen, daß Sie die Form, welche Sie als Protestant äußerlich von Felicia trennt, nicht als wirklich trennende empfinden, und ob Sie sich die Kraft zutrauen, daß Ihre Liebe stark genug sein werde, die Scheidungswand niederzureißen und verklärend Herz und Geist meiner Tochter über die trennende Form zu erheben. Vermeinen Sie dies ausführen zu können, so will ich unter den drei Worten: Glaube, Liebe und Hoffnung die Liebe mit dem Apostel ebenfalls für das am Mächtigsten wirkende anerkennen.

»Felicia's Herz ist mein,« erwiderte Benninghausen. »Ich habe es nicht im Sturm erobert, weil ich es nicht wollte. Wie leicht ist ein Mädchenherz zu berücken, und welche Verantwortung kann sich an eine zu rasch gegebene Zusage knüpfen! Der Mann, welcher ein Weib glücklich machen will, muß mit gleicher Liebe alle Vorzüge und Mängel, alle Eigenheiten des Individuums umfassen, und jederzeit zu jedem Opfer, das die Gemeinschaft der wahren Liebe verlangt, bereit sein. . . . Ich hatte Zeit mich zu prüfen und Felicia zu beobachten. Sie gehört mir, ich weiß es, und das Bekenntniß scheidet uns nicht, weil es das Gold der Liebe, die unsere Geister vereinigt, mit seinem ätzenden Scheidewasser nicht zu zersetzen vermag. In diesem Bewußtsein werbe ich um Ihre Tochter.«

»Und ich lege sie Ihnen vertrauensvoll an's Herz,« sagte Grant. »Aber horch, da klingt die Glocke! Sie zeigt an, daß die Unterredung zu Ende ist. Möchte sie meinem Kinde Segen, nicht Unheil bringen!«

Als Felicia aus dem Sprechzimmer trat, war sie sehr bleich. An ihren Wimpern hingen noch Thränen, doch weinte sie nicht mehr. Ein Zug mehr des Schmerzes als der Trauer fiel Benninghausen an der Geliebten zuerst auf. Sie trug ein Schreiben, das sie sogleich ihrem Vater gab.

»Die Mutter schickt es Dir,« sprach sie kaum hörbar, reichte Benninghausen die Hand und lehnte sich, indem ihren Augen noch einige Thränen entfielen, vertrauensvoll an den edelherzigen Freund, den sie gefunden hatte.

Mathias Grant war glücklich, die Tochter wieder zu sehen. Schnell riß er das an ihn gerichtete Schreiben auf und durchlas es, neben dem Grafen, der Felicia führte, über den Hof des Conventes schreitend.

»Abermals eine Täuschung?« fragte Benninghausen, den Schlag des Wagens öffnend, der vor der Pforte hielt.

»Ich habe nichts Anderes erwartet,« erwiderte Grant. »Leontine zeigt mir an, daß unserer Scheidung nichts im Wege stehe. Unser Kind – fügt sie hinzu – wird unter dem Schutze der Kirche bleiben.«

»Sollte das eine Drohung sein?«

»Ich erblicke eine Warnung darin, die mich vorsichtig machen wird. Nur ausnahmsweise wendet der Klerus Gewaltmaßregeln an, das Fischen im Trüben ist ihm mehr zur andern Natur geworden und in der Regel auch ersprißlicher. Es macht kein Aufsehen und führt doch fast immer zum Ziele.«

Benninghausen richtete mehrere Fragen an Felicia, welche diese bestimmt und sanft beantwortete. Ueber die

Unterredung jedoch, die sie mit ihrer Mutter gehabt hatte, sprach sie sich nicht aus. Indeß beruhigte es sowohl den Vater wie den Grafen, daß Felicia bald wieder heiter blickte. Beide schlossen daraus, daß es Leontine nicht gelungen sein könne, das Herz der Tochter dem Vater zu entfremden und Argwohn gegen den Grafen in dasselbe zu säen, falls ein solcher Versuch überhaupt gemacht worden sein sollte. Nur daß Felicia, einige Male schon aus dem Rückwege nach ihrer Wohnung die Frage an den Vater richtete: »Nicht wahr, wir reisen bald, und zwar nach Hause?« fiel Grant auf. Die Tochter schien sich doch selbst nicht mehr ganz sicher zu fühlen unter Menschen, die ihre Absichten nur deshalb vor Andern geheim halten, um sie leichter ausführen zu können.

Grant gab Felicia beruhigende Zusicherungen und forderte sie auf, ihre Freundinnen Hertha und Semele mit diesem Vorhaben bekannt zu machen, und dahin zu wirken, daß auch diese mit ihren Vätern sich zur Abreise bewegen ließen.

SECHSTES KAPITEL. ES BEGINNT ZU TAGEN.

Graf Montalto war seit dem Feste in der Peterskirche von Keinem der Freunde wieder gesehen worden. Seine Wohnung war verschlossen und man mußte annehmen, daß er mit seiner Schwester verreis't sei.

Bald nach dem Besuche Felicia's im Convent der Ursulinerinnen überraschte eines Tages Ludwig Versmissen seinen Vetter mit der Nachricht, daß er jetzt endlich bestimmt den Aufenthalt der deutschen Marquise wisse.

»Wie hast Du es möglich gemacht, den Versteck dieser Frau zu erforschen?« sagte Mathias Grant. »Ich hatte es längst aufgegeben, und nun es den Anschein hat, als verzichte der Klerus wenigstens vorläufig auf den Besitz meiner Tochter, interessirt mich dieselbe nur in sofern noch, als die Geschicke Montalto's und seiner Schwester mit dem Wirken der Marchesa und ihrer Getreuen zusammenhängen.«

»Sie zürnen schon geraume Zeit den Gebrüdern Maffei,« entgegnete Versmissen, »und auffallen konnte, allerdings ihr Benehmen, seit sie offen ein an Freundschaft streifendes Verhalten gegen Vestucci zur Schau trugen. Zu meiner großen Freude kann ich Ihnen jetzt mittheilen, daß die Lucchesen nur unser Aller Bestes wollten. Guttmann drang ohne Aufhören in die Künstler, sie sollten doch endlich einmal Hand an den versprochenen Carton legen, den der sonderbare Kunstliebhaber als Mosaik ausgeführt haben will. Dabei vergaß er nie, von der Marchesa zu sprechen, an die er Briefe abzugeben habe. In der Peterskirche bewunderte der Banquier nur die Entschlossenheit Felicia's, welche dem Wink der Mutter folgte. Emerentia von Seidenblatt bemerkte er erst, als sie neben der Marquise an der Statue des Apostels erschien. Wer die Dame sei, erfuhr er durch Manfred, welcher zufällig auf dem Petersplatze mit ihm zusammentraf. Nun erinnerte er sich mit Lebhaftigkeit seiner Aufträge und bestürmte bald Manfred, bald die Lucchesen, sie sollten ihm doch behilflich sein, die Wohnung der Marquise, von der er so viel Widersprechendes gehört

habe, zu ermitteln. Er besaß von Anfang an die richtige Witterung. Wenn Niemand es weiß, so muß doch Vestucci es wissen, behauptete er, und die Brüder hatten nicht geringe Mühe, den eifrigen Herren von einem Besuche bei dem Monsignore zurückzuhalten, der seinen Zweck durch Guttmann's Geschwätzigkeit gänzlich verfehlt haben würde.«

»Nun kann ich mir auch sein eiliges, bisweilen heimliches Wesen erklären,« sagte Grant. »Ich traf nie mit ihm zusammen, ohne daß er mit wichtiger Miene behauptete, er habe etwas Großes vor, und seine Tochter Semele klagte sogar gegen Felicia, ihr Pater mache sie besorgt. Sie glaube, entweder könne er die römische Luft nicht vertragen, oder das, was er täglich sehe und höre, verwirre seine Gedanken dergestalt, daß er bisweilen nicht genau zu wissen scheine, was er spreche.«

»Unsere Freunde waren viel schuld an dieser geistigen Spannung,« versetzte Ludwig. »Wollen Sie nach dem eben Vernommenen ihr zurückhaltendes, in kühle Förmlichkeit übergegangenes Wesen den Brüdern des Zweckes wegen verzeihen, den sie im Auge hatten, so können sie das Weitere Ihnen besser selbst erzählen. Sie sind Ihres Rufes gewärtig.«

»Etwas eigenthümlich Ansteckendes hat die römische Luft,« gab Grant seinem Vetter zur Antwort. »Sie verleitet, wie ich bemerke, auch die Guten und Ehrlichen zu jesuitischen Schritten. Darum gebe ich meiner Tochter und – Deiner Hertha Recht, die beide ihr in der Peterskirche gesprochenes Wort: Fort! Fort! schon mehrmals im Geiste

wiederholt haben mögen. Die Brüder, zu deren Schutzredner Du Dich aufwirfst, bin ich bereit anzuhören.«

Versmissen öffnete die Thür und führte die Lucchesen zu seinem Vetter. Beide begrüßten ihn herzlich und so offen, wie vor Jahren.

»Jetzt erst, verehrter Gönner,« sagte Giacomo Massei, »sind wir im Stande, Ihnen einigermaßen die Schuld unserer Dankbarkeit abzutragen. Wir haben schwer mit unserm schwachen Herzen, schwerer noch mit dem Zorne zu kämpfen gehabt, der sich als der gefährlichste Feind in unserer eigenen Brust erhob, wenn wir Zeugen der ruchlosen Auslassungen waren, die Monsignore Vestucci sich erlaubte, als er uns durch seine Freigebigkeit geködert zu haben glaubte.«

»Es wundert mich,« fiel Grant den Lucchesen in's Wort, »daß ein Mann von Vestucci's Geist so unbesonnen sein konnte, in Eurer Gegenwart seinen Charakter so bloß zu stellen.«

»Eigentliche Bloßstellung war es nicht zu nennen,« fuhr Giacomo fort. »Vestucci hatte eine ganz bestimmte Absicht dabei. Er wollte offenbar alles dem Klerus Feindliche herabsetzen, die Mängel, welche an allem Menschenwerk haften, grell hervorheben und dadurch in uns die Ueberzeugung wecken, daß wenigstens der innigste und geschlossenste Zusammenhang, also auch die Macht, trotz aller Stürme und furchtbaren Umwälzungen noch immer bei dem Klerus geblieben sei. Als Beweis für die siegende Kraft desselben erwähnte er die Concordate, welche die Kirche nach langen Unterhandlungen doch

ganz in *ihrem* Sinne mit verschiedenen Regierungen zum Abschlusse vorbereite.«

»Leider hat der Mann Ursache, die Klugheit seiner Meinungsgenossen zu preisen,« sagte Grant, »indeß würde er sich doch hüten, zu früh darüber zu frohlocken. Es ist ein Sieg des Klerus, wer mag es läugnen, erfochten über den verneinenden, Alles prüfenden und zersetzenden Geist der Aufklärung. Was aber gewinnt damit der Vatican? Läßt die Aufklärung sich todtschlagen, weil eine Anzahl in sich einiger Priester in die Welt hinausschreit: es darf nicht sein? Wir wollen es nicht? Diese jüngste Tochter des Vatican wird, hoffe ich, wie die meisten, die er gezeugt hat, entarten und später als Anklägerin gegen den eigenen Vater auftreten!«

»Bei dieser Gelegenheit war es, wo Vestucci sich rühmte, gerade ehemalige, ja sogar noch lebende Gegner des Klerus hätten am Meisten die Pläne des Vatican fördern helfen.«

»Es würde ihm schwer fallen, eine solche Behauptung beweisen zu können.«

»Das meinten wir auch und Cesare sprach es sogar lachend aus.«

»Vestucci konnte natürlich diesen Beweis nicht führen,« sagte Grant.

»Im Gegentheil, er war so schnell damit bei der Hand, daß wir die Arbeit darüber vergaßen.«

»Er hat ihn geführt?« rief Mathias Grant aus.

»Es war der einzige Moment, wo den überstolzen Priester im Hochmuth seiner Siegesgewißheit die Klugheit

verließ. Die Namen aller Derer, welche, Einige bewußt, Andere unbewußt, zu diesem neuesten Triumph beigetragen haben, glitten über seine Lippen, und es machte ihm offenbar Vergnügen, unter ihnen auch Protestanten nennen zu können!«

»Protestanten?« sprach Grant bestürzt. »Wie ist es möglich! Wie können Protestanten so abscheulich sein, die Fesseln mit schmieden zu helfen, die sie tragen, die sie erdrücken sollen!«

»Sie wußten es nicht,« fiel Cesare Maffei ein. »Auch wir erbleichten, als wir die Namen unserer Freunde, als wir Versmissen, Grevenhusen, Sie selbst nennen hörten!«

Grant faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. Er ward zusehends bleicher, und das Licht seiner Augen schien langsam zu erlöschen.

»Wir alle tragen keine Schuld,« fiel Versmissen beruhigend ein. »Wir waren nur Werkzeuge . . . «

»Blinde Werkzeuge jesuitischer Heuchler!« stammelte Mathias Grant. »O ich kurzsichtiger Thor begreife jetzt Alles! . . . Mich verlockte die Ehre, der Glanz, die Tragweite einer Wirksamkeit, die man mir großmüthig eröffnete! Mich nahm die geschichtliche und künstlerische Herrlichkeit Rom's gefangen! . . . Erzählt weiter, ich bitt' Euch!«

»Sie dürfen und sollen sich keine Vorwürfe machen,« fuhr Giacomo Maffei fort. »Ihr Wille war rein, Ihr eigenes Streben edel. Wer mag Sie tadeln, daß die Schlechtigkeit über Ihre fleckenlose Ehrlichkeit siegte?«

»Ein neuer Judas verrathe ich den Messias der Zukunft!« murmelte der erschütterte Grant schauernd.

»Noch ist es dahin nicht gekommen, Vetter,« fiel Vermessen ein. »Der Sieg wird unser sein. Was der Vatican will, das ist uns jetzt offenbar geworden. Er will seinen Zweck erreichen durch seine Töchter. Rauben, verführen wir ihm diese Kinder seines Geistes, impfen wir ihnen die Ideen ein, von deren Verbreitung der Fortbestand der Welt, die Civilisation aller Völker der Erde, die Erlösung der Zukunft abhängt! Gelingt uns dies – und es muß gelingen – so verderben ihn die eigenen Kinder!«

»Die Marchesa von Castalcaccio hat gebeichtet,« sagte Cesare Massei, um Grant's Gedanken von dem ihn peinigenden Gegenstande abzulenken. Dieser horchte auch wirklich auf und erwiderte gespannt:

»Gebeichtet? Ist sie krank? Glaubt sie, der Tod stehe vor ihrer Thür?«

»Die Begegnung in der Peterskirche, von der wir alle Zeugen waren, hat, scheint es, die Kräfte der alten Matrone völlig aufgerieben,« versetzte Giacomo Maffei, »Hinfällig bis fast zur Bewußtlosigkeit trug man sie aus der Kapelle fort, in die sie anfangs geschafft worden war. Eine Menge Priester, unter denen wir Brüder den Pater Radom, Lorchheimer und Giovanni Morazzi erkannten, begleiteten sie. In der Bestürzung hatte man die nachdrängenden Neugierigen nicht beachtet. Auch uns, die wir beobachtend zurückgeblieben waren, entfernte man

weder durch Wink, noch Befehl. So folgten wir den Priestern, welche den Tragsessel geleiteten, in dem die Ermattete ruhte. Der Zug bewegte sich durch lange Gänge, über Treppen und Corridore, verließ aber nicht den Vatican. Ganz am Ende dieses Riesengebäudes liegen zu ebener Erde einige stille Zimmer mit beschränkter Aussicht. Dort wohnt die Marchesa mit ihrer Schwester. Die Albanerin, nach der sich die Priester zu spät erkundigten, hat man nirgends wieder auffinden können.«

Mathias Grant ward von diesen verschiedenen Mittheilungen sehr aufgeregt. Er konnte sich nicht verheimlichen, daß der römische Klerus ihn seit langen Jahren, jedenfalls aber seit seinem ersten Aufenthalte in der ewigen Stadt durch ihm völlig unbekannt gebliebene Individuen habe überwachen lassen. Selbst unbedeutende Kleinigkeiten deuteten darauf hin, denen er früher gar keine Beachtung geschenkt hatte. Jetzt erschien ihm Kleines und Großes in festem Zusammenhange. Es bildete sich aus hunderterlei Vorkommnissen eine Kette, die sich, wie die tödtenden Schlangen um die Kinder des Laokoon, um seinen eigenen Körper wand. Er war ein Gefangener, ein geistiger Sklave des Vatican geworden, ohne es zu ahnen und zu fürchten! Nun erst fielen ihm die Schuppen von den Augen, und um seine männliche Selbstständigkeit wieder zu erlangen, um das Netz, das ihn umspann, zu zerreißen, war er entschlossen, das Aeüßerste zu wagen.

»Sind die Gänge und Corridore zugänglich, welche zur Wohnung der Marchesa von Castelcaccio geleiten?« fragte er, mit einem noch unklaren Entschlusse ringend.

»An allen Tagen, wo die Kunstsammlungen im Vatican dem Besuch der Fremden geöffnet sind,« antwortete Giacomo Maffei.

»Könnt Ihr Euch anheischig machen, mir als Führer zu dienen?«

»Vetter,« fiel Versmissen bittend ein, »Sie wollten . . . «

»Ich will, was ich muß,« unterbrach Grant den Maler. »Also Eure Antwort?«

»Ich kenne den Weg und ich will Ihr Cicerone sein,« sprach Cesare Maffei.

Mathias Grant trat an's Fenster und blickte nach der Kuppel der Peterskirche die in seinen Mannen sich in klaren Umrissen gegen den blauen Himmelsgrund abzeichnete. Dann wandte er sich zu Versmissen und sagte rasch:

»Sprichst Du im Laufe des heutigen Tages noch Grevenhusen?«

»Ich gehe von hier auf den Palatin,« lautete die Antwort des Malers.

»Dann laß ihn wissen, daß ich morgen für ein paar Stunden ihn zu sprechen wünsche. Nähere Anmerkungen überlasse ich Dir. Du selbst, hoffe ich, schließt Dich nicht aus. Der Graf bleibt bei Felicia und – und Deiner Hertha.«

»Was haben Sie vor, Vetter?« fragte Versmissen.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Grant, »aber ich bin gewiß, daß der Geist über mich kommen wird, sobald ich

meinen Fuß über die erste Thürschwelle des Vatican setze. Auf Euch, nicht wahr, denen ich gern Eure bisherige Zurückgezogenheit vergebe, darf ich ebenfalls rechnen?«

Die Lucchesen gelobten durch stillen Handschlag, daß sie bereit seien, das Schicksal ihres großmüthigen Gönners zu theilen.

»Haben Sie auch alle Möglichkeiten bedacht, Vetter?« sagte der zaghaft gewordene Versmissen. »Wenn Sie nun in dem labyrinthischen Bau des Vatican verschwinden, wie Tannhäuser im Venusberge?«

»Dann leistest Du mir, obwohl Du augenblicklich noch den getreuen Eckardt spielst, Gesellschaft,« erwiderte Grant. »Aber ich habe keine Furcht, daß man uns umbringt oder auf Lebenszeit in unterirdische Kerker wirft. Die Zeiten der Inquisition sind vorüber. Wir werden also die Luft der Freiheit in vollen Zügen wieder einathmen, sobald ich meine Pflicht gethan habe.«

Versmissen wollte nochmals Einwendungen machen, Grant aber schnitt ihm das Wort ab, drückte ihm den Hut in die Hand und drängte ihn lächelnd aus der Thür.

»Vergiß nicht, Hertha zu grüßen,« rief er ihr nach. »Wir werden ihr nach dieser uns bevorstehenden Entdeckungsreise viel zu erzählen haben.«

SIEBENTES KAPITEL. JESUITISCH.

Monsignore Vestucci las aufmerksam in Papieren, die er von Pater Radom erhalten hatte. Er war noch nicht ganz damit zu Ende gekommen, als ein Bedienter dem

Prälaten die Meldung machte, daß zwei Pilger, die aus Jerusalem zurückkämen, das Grabgewölbe des Apostels zu besuchen wünschten und deshalb anfragen ließen, wann sie des Custode warten sollten. Vestucci bestimmte sofort Zeit und Stunde und beendigte seine Lectüre. Bald darauf besuchte ihn Pater Radom.

»Haben Sie die Beichte der Marchese gelesen?« redete dieser den Prälaten an. »Daß solche Individuen auch sterblich sind, könnte mich manchmal veranlassen an der Gerechtigkeit Gottes zu zweifeln.«

Auf Vestucci's Zügen spielte ein ironisches Lächeln.

»Lassen Sie uns lieber das Fehlende ergänzen,« versetzte er. »Ich bin mit dem, was die Marchesa geleistet hat, vollkommen zufrieden. Diese Beichte ist ein werthvolles Vermächtniß einer starken, entschlossenen Seele, dessen Bedeutung wir nicht hoch genug anschlagen können. Daß ihr nicht Alles gelang, was sie erstrebte, liegt in den unklaren Zeitverhältnissen, die uns selten durchgreifend handeln lassen. Haben Sie Nachricht aus dem Süden?«

»Die Mission ist erfolglos gewesen,« sagte Radom.

»Ich habe es erwartet; zum Glück ist uns augenblicklich wenig an diesem Menschen gelegen.«

»Man wird nur nicht hindern können, daß er für die Zukunft arbeitet.«

»Um zu wirken, fehlen ihm die Mittel,« erwiderte Vestucci. »Glauben Sie mir, Demokraten, Republikaner und welche andere Namen unsere Feinde etwa sonst noch

führen mögen, sind so hungrig nach Gold, wie ein gedankenloser Gläubiger auf seinem Sterbelager nach dem Viaticum. Von dem inzwischen hier Vorgefallenen ist Eustachius doch vollkommen unterrichtet?«

»Er muß heute noch eintreffen.«

»Weiß die Marchesa darum?«

»Pater Morazzi hat sie unterrichtet.«

»Ist sie ruhiger geworden?«

»Pater Lorchheimer sagt, sie weigere sich zu sterben.«

Abermals lächelte Vestucci.

»Sonderbarer Eigensinn!« sprach er. »Weil wir es ihr nicht beweisen können, daß es im Jenseits besser sei als hier, weigert sich die Frau zu sterben. Solchen Einfall kann auch nur ein deutscher Trotzkopf haben, der selbst dann noch denkt, grübelt und kritisirt, wenn die Zunge schon gelähmt ist und nichts mehr dem Willen gehorcht, als der sprechende Blick, in dem sich des Gehirnes trübe Dünste sammeln.«

»Die Marchesa verlangt bis vor Ave Maria mit ihrer Schwester allein zu bleiben,« fuhr Pater Radom fort. »Dann hofft sie sich selbst besiegt zu haben, um die letzte Wohlthat der Kirche empfangen zu können.«

Monsignore Vestucci schien diese Berichterstattung sehr zu gefallen. Er trat zum Tische und hob ein Papier auf, das neben den Blättern lag, die er so eben durchgelesen hatte.

»Ich habe mich mit lauter Vermächtnissen zu beschäftigen,« sagte er, das Blatt hin und wieder kehrend. »Dies hier macht mir besondere Freude. Sie kennen es ja.«

»Die Entsagung Leontine Grant's.«

»Es ist wenig und gibt keinen Ersatz für den Verlust der Montalto'schen Güter,« fuhr Vestucci fort, »allein es liegen Anknüpfungen darin, die leicht bedeutungsvoll werden können. Die Tochter dieser Gläubigen wird sich wahrscheinlich bald vermählen. Ihr Verlobter ist ein Mann von großem Vermögen, protestantisch zwar, aber lenksam. Eustachius kennt ihn, und was sonst über ihn verlautet, klingt befriedigend. Darum habe ich mich auch denen widersetzt, welche die Vermählung mit Felicia Grant hintertreiben wollten. Fügsamkeit ist in diesem Falle wie in so vielen andern besser, als Strenge oder unduldsames Auftreten. Unsere Aufgabe muß sein, den Grafen immer weiter vorwärts auf der Rennbahn zur Freiheit zu stoßen. Gelingt dies, so bleibt zwischen dem Protestanten und seiner katholischen Gattin der Zwiespalt nicht aus, und das Ende gleicht alsdann dem der Mutter der zukünftigen Gräfin.«

»Mathias Grant wird, fürcht' ich, sehr vorsichtig zu Werke gehen,« wendete Pater Radom ein. »Wir haben ihn nicht ganz richtig erkannt und seinen Ehrgeiz höher angeschlagen als seine Willensstärke. Was auch jetzt noch von uns geschehen mag, er wird immer mißtrauisch bleiben und Alles zurückweisen.«

»Ich denke besser von diesem Manne,« erwiderte Vestucci. »Es liegt in seiner Natur ein unverwüstlicher Zug von Gradheit, der ihn zwingt, auch gegen Feinde gerecht

zu sein. Diesen muß man benutzen, um Grant's Stimmung zu beherrschen. Gradheit läßt sich nur durch Gradheit schlagen. Behandeln wir also den argwöhnisch gewordenen Mann von jetzt an ehrlich. Geben wir zu, daß ihm Mancherlei zugemuthet worden ist, was sich nach den Grundsätzen strenger Rechtlichkeit nicht gut heißen läßt, und geben wir ihm dies bedauernd und zwar unverweilt zu erkennen. Die Gelegenheit dazu ist günstig. Der Klerus steigt in der Achtung Grant's, wenn er ihm einen Beweis der Anerkennung gibt für die Bereitwilligkeit, mit welcher er den Wünschen seiner Gattin entgegen kam. Ein Schreiben, das sich in diesem Sinne ausspricht, ist ihm bereits zugefertigt worden. Zugleich wird ihm ein schützendes Geleit für den Fall angeboten, daß er Rom verlassen und nach Deutschland zurückkehren will. Endlich ist die Frage an ihn gerichtet worden, ob und welchen Wunsch er etwa noch habe, und auf welche Weise sich die ihm tief verpflichtete Kirche dankbar beweisen könne.«

Radom's Antlitz strahlte vor Freude.

»Ich beuge mich in Demuth vor Ihrer höheren Einsicht,« sprach er, das Vermächtniß Leontinens, das Vestucci ihm zur Ansicht gegeben hatte, wieder auf den Tisch legend. »Wie ich Mathias Grant kenne, wird er diesen Wink schwerlich unbenutzt lassen, und so werde ich noch einmal mit ihm verkehren.«

»Ich denke, wir kommen ihm auf halbem Wege entgegen. Giovanni Morazzi, dessen Talent, verschiedene Charaktere und Persönlichkeiten darzustellen, uns schon

so oft von Nutzen gewesen ist, hat in neuester Zeit bei Grant's Freunden den Führer gespielt, weniger, um ihr Thun zu beaufsichtigen, als um ihre Gespräche zu belauschen. Er glaubte durch häufigen Verkehr mit ihnen Aufschluß über das Verbleiben seines Stiefbruders zu erhalten, der sich aus dem Süden wieder mehr nordwärts gewendet zu haben scheint. Wir alle sind darüber einig, daß Salvatore unschädlich gemacht werden muß. Den Bestrebungen dieses Verruchten gegenüber ist jedes Mittel erlaubt. Leider haben die Fremdlinge selbst gar keine Nachricht von dem Verschwundenen. Der Umgang Giovanni's mit ihnen ist aber nicht fruchtlos gewesen. Grant äußerte wiederholt den Wunsch, die Marchesa von Castelcaccio vor seiner Abreise noch kennen zu lernen, und ich denke, wir können gerade durch Gewährung dieses Wunsches ihn uns verbinden.«

»Wird die schwer leidende Marchesa ihn auch empfangen können?« warf Pater Radom ein. »Ihre Kräfte sind fast erschöpft.«

»Ungewohnte Aufregung wird ihr das Sterben erleichtern,« erwiderte Vestucci. »Für uns und unsere Zwecke hat sie genug gelebt und gewirkt. Jetzt kann sie entbehrt werden. Ihr Vermögen ist uns durch Eustachius gesichert.«

Auf dem Corridor läutete eine Glocke ganz so, wie die Chorknaben während der Messe die Glocke zu läuten pflegen, um den Andächtigen anzuzeigen, daß sie sich vor dem Herrn zu demüthigen haben. Beide Geistlichen bekreuzten sich. Das Klingen der Glocke ließ sich noch

ein paar Mal hören, nur jedesmal aus größerer Entfernung.

Die Marchesa empfängt das Viaticum,« sagte Vestucci. »Vor ihrem Scheiben sprechen wir uns noch. Ich gehe jetzt zum Grabe des Apostels, um zwei ehrlichen Pilgern die heilige Stätte zu zeigen, wo die Asche des Mannes ruht, auf dessen Wort und That die Grundpfeiler der Kirche gebaut sind.«

ACHTES KAPITEL. MATHIAS GRANT UND DIE DEUTSCHE MARQUISE.

Mathias Grant wollte seinen Augen kaum trauen, als er eine mit dem Namen Vestucci unterzeichnete schmeichelhafte Zuschrift empfing, die eine Milde und Gerechtigkeitsliebe athmete, welche überraschen mußte. Ohne Namen zu nennen, ließ sich doch zwischen den Zeilen herauslesen, daß der Klerus, den Vestucci ungerecht verläumdete nannte, von unzuverlässigen Berichten getäuscht worden sei, deren Urheber ein Mann sei, der nicht mehr unter den Lebenden weile. Es konnte Niemand anders, als der ermordete Frontelli, der erstgeborene Sohn Monica's von Radom mit diesem Manne, gemeint sein. Geschickt war Grant auch gleichsam der Wunsch, den man ihm gern erfüllte, in den Mund gelegt, der Marchesa von Castelcaccio vorgestellt zu werden. Daß die hochbejahrte Dame sehr hinfällig, ja lebensgefährlich erkrankt sei, war nicht verschwiegen. Der jähe Tod des Sohnes wurde als Mitursache angegeben und darauf hingewiesen, daß gerade eine Unterhaltung der

Leidenden mit Grant diese geistig beruhigen und über Manches, was noch in Dunkel gehüllt sei, durch vertrauliche Aussprache Licht verbreitet werden könne. Kurz das ganze Schreiben war voll fesselnder Kraft, und Grant mußte sich ernstlich Gewalt anthun, um in seinem Beschlusse, der ewigen Stadt für immer den Rücken zu lehren, nicht nochmals wankend gemacht zu werden.

Grant theilte dies merkwürdige Schreiben seinen Freunden mit, um deren Ansicht zu hören. Auch den Lucchesen vorenthielt er es nicht. War doch zwischen den mündlichen Mittheilungen der Künstler und den Auslassungen oder Andeutungen in dem Danksagungsbriefe ein gewisser Zusammenklang zu entdecken, der, je nach dem Ohr des Hörenden, verlockend und abschreckend wirken konnte.

Grevenhusen fand nichts Bedenkliches in der Einladung, die direct aus dem Vatican kam und Grant dahin führen sollte.

»Es ist ein Schicksal,« sprach er, »folgen Sie ihm. Es kann Ihre Freunde Niemand hindern, Sie zu begleiten. Will man denn Sie ganz allein der Marquise vorstellen, so müssen wir natürlich zurückbleiben. Langeweile wird uns in der Zwischenzeit nicht plagen.«

»Mich erheitert diese unerwartete Einladung,« meinte Versmissen. »Statt wie Diebe uns heimlich und auf Umwegen zur Marquise zu schleichen, wird uns jetzt ein Abate, wo nicht Monsignore Vestucci in eigener Person zu ihr führen. Und dann – welche Aufschlüsse stehen uns möglicherweise bevor!«

»Wir gehen also,« sprach Grant, nachdem auch die Gebrüder Maffei nichts Bedenkliches in der Einladung erblickt hatten.

»Und wo bleib' ich?« sagte Guttman, den man nicht zurücksetzen wollte, obwohl Grant am wenigsten die Gesellschaft des Banquiers bei diesem Besuche im Vatican wünschte. »An mich denkt kein Mensch, obwohl sie mich haben mit Auszeichnung belohnt für meine guten Dienste, die ich der Kirche habe geleistet, als sie gerathen war in die Klemme! . . . Aber zudringlich bin ich nicht, denn ich will nicht, daß sie sollen sagen im Vatican, ich sei geblieben bewachsen mit der alttestamentlichen Sippschaft, die eine angeborene Leidenschaft hat für's Anschmiegen an Alles, was gut ist und lieblich, und was kann sein von nachhaltigem Nutzen. Ich werde stehen bleiben als einfach simpler Mensch vor der Thür, wenn Sie sich unterhalten mit der gelehrten Dame, die auf mich blickte mit zärtlichem Auge, als ich noch war ein junger Mann mit langen gekräuselten Locken voll Duft aus dem Morgenlande. Nur verpassen Sie nicht, wenn Sie Zeit dazu finden, mich der Frau Marquise, die, auf Credit, gehabt hat ein fabelhaftes Glück, aus alter anhänglicher Bekanntschaft respectvoll zu empfehlen!«

Um die Mittagszeit hielt der Wagen Grant's vor den Colonnaden. Grevenhusen, Versmissen und die beiden Lucchesen begleiteten unsern Freund. Man hatte die Fremden erwartet, denn der Amanuensis Vestucci's kam ihnen

entgegen. Peregrin Guttman hatte es vorgezogen, Benninghausen Gesellschaft zu leisten, der mit Felicia während der Abwesenheit des Vaters nach Ponte Molle fahren wollte, zu welcher Partie Hertha und Semele von dem Grafen selbstverständlich eingeladen wurden.

Bald nach dem Eintritt in den Riesenbau der päpstlichen Residenz trat Pater Radom aus einem der Gemächer, an denen die Freunde vorüber kamen. Freundlicher, als dieser feine Geistliche sämtliche Herren empfing, konnte Niemand bewillkommt werden.

»Es gereicht uns Allen zur Freude, daß wir Ihnen gefällig sein können,« redete er Grant an, nachdem er jedem Einzelnen mit gleicher Freundlichkeit die Hand gereicht hatte. »Wer hätte vor nunmehr zwölf Jahren, wo wir uns zuerst kennen lernten, geahnt, daß so ungeheure Ereignisse uns Alle um Decennien an Erfahrungen würden älter werden lassen! Die gnädige Frau Marquise ist vorbereitet und erwartet Sie.«

Grant gab nur zurückhaltende Antworten, während die Uebrigen ganz schwiegen.

»Monsignore Vestucci,« wandte sich jetzt Pater Radom zu dem Ostfriesen, »erinnert sich mit Vergnügen der Tage, an denen er ungefähr um dieselbe Zeit mit Ihnen zu verkehren das Glück hatte. Sie hielten sich noch in Rom auf, als Seine Heiligkeit durch die Gnade Gottes den heiligen Stuhl bestieg. Glückliche Tage voll erhebender Erinnerungen! ... Daß sie so traurig enden mußten! ... Nun, der heiligsten Madonna sei Dank, der Friede ist wieder zurückgekehrt, und wir wollen Sorge tragen, daß wir

ihn recht, recht lange festhalten zum Wohle der ganzen Menschheit!«

Die Gänge kreuzten sich. Radom schlug den linksführenden ein.

»Dort, hinter jener Thür leidet die fromme Seele und ruft mit betender Lippe nach Ihm, der unser Aller ewiges Vorbild bleibt,« fuhr er fort, auf eine Thür am Ende des Ganges deutend. »Ich erlaube mir, Sie auf Einiges aufmerksam zu machen. Die Frau Marquise spricht manchmal etwas heftig, und da sie nicht fieberfrei ist, so mangelt bisweilen ihren Gesprächen der klare Zusammenhang. Nicht wahr, verehrter Herr, Sie werden mit diesen kleinen Schwächen gütige Nachsicht haben?«

Grant verbeugte sich leicht gegen den Pater, der gleichzeitig ein geräumiges Zimmer öffnete, indem er sämtliche Begleiter unseres Freundes bat, so lange daselbst zu verweilen, bis er wiederkommen werde.

»Ich gebe mir die Ehre,« sprach er, »Sie durch die heiligen Wölbungen der Kirche zu führen und Ihnen einige Gräber berühmter, um die Kirche hochverdienter Personen zu zeigen. Wahrscheinlich treffen wir dabei mit Monsignore Vestucci zusammen.«

Er empfahl sich mit vornehmer Verbeugung, zog eine gedämpft anschlagende Glocke und öffnete darauf die Thür zum Vorzimmer der Marchesa von Castalcaccio. Darauf zog er sich still zurück.

Ein Priester empfing Mathias Grant und stellte sich ihm selbst als Pater Eustachius vor. Unser Freund richtete einen forschenden Blick auf die still ergebenden Züge des schlanken Jesuiten.

»Sie werden erwartet, Herr Grant, sprach dieser mit mädchenhaft sanfter Stimme. »Die Frau Marquise leidet sehr, weshalb sie nur leise sprechen kann. Sobald Sie eine Glocke langsam Drei schlagen hören, werden Sie in Berücksichtigung der Umstände gewiß so gütig sein, sich bei der Kranken zu verabschieden.«

Eustachius öffnete die nächste Thür, hob die Portière, und Grant sah sich der Frau gegenüber, von der er so viel und so Wunderbares gehört hatte.

Die Marchesa von Castelcaccio saß in halb liegender Stellung in einem Rollstuhle. Sie trug ein langes weißes Gewand von eigenthümlichem Schnitt. Auch den Kopf bedeckte ein weißes Tuch, ebenso die Brust, und zwar dergestalt, daß das Kinn noch zur Hälfte verhüllt war. So glich das Kleid einem Ordensgewande wie einem Sterbehemd. Um die Hüften schlang sich ein Gürtel. An diesem hing ein kleines Crucifix von Silber. Das abschreckend häßliche Gesicht der Marquise hatte das Ansehen, als sei es von weißgelbem Wachs. Die großen, tief liegenden Augen waren glanzlos, bewegten sich aber fortwährend wie die eines Automaten von einer Seite zur andern. Als sie Grant erblickte, regte sie sich unmerklich und redete ihn mit noch immer hell klingender Stimme an.

»Ich habe viel von Ihnen gehört, Herr Grant,« begann sie, »vor langen Jahren schon, und neuerdings wieder,

und seit ich Ihnen durch die Bekanntschaft einer dem Himmel gewonnenen Seele verwandt geworden bin, steigerte sich meine Sehnsucht, Sie zu sprechen, ehe Sie Rom verlassen. . . .«

Die Marquise schwieg und holte schwer Athem. Grant stützte sich, ohne zu antworten, auf die hohe Lehne eines nahen Polsterstuhles und ließ den Blick nach der halb-offenen Thür eines Nebenzimmers gleiten, in dem sich etwas regte.

»Sie kennen meine Schwester Emerentia von Seidenblatt?« fuhr die Marquise fort.

Grant gab eine einfach bejahende Antwort.

Die Marquise küßte das Crucifix und sprach dann weiter. »Vor mehreren Jahren lernten Sie auch den Pater Maria Emanuele Frontelli kennen? Er war der Ueberbringer von Briefen, deren Verfasser in Rom lebten?«

Mathias Grant glitt in den Sessel, indem er bejahte und den Blick auf die ruhelosen Augen der Marquise richtete.

»Der Mann, dessen Namen Sie nennen, Frau Marquise,« fügte er der Bejahung hinzu, »hat mich in unerlaubter Weise schmachvoll hintergangen. Später erst erfuhr ich seinen wahren Namen und noch später in . . .«

»Waren Sie Zeuge seines gewaltsamen Todes,« fiel die Marquise ihm in's Wort, während ihr häßliches, wachsartiges Gesicht unter krampfhaftem Lachen zu zittern begann, als werde es galvanisirt.

»Aus Allem, was ich seitdem erlebt und erfahren habe,« fuhr Mathias Grant fort, »muß ich mich für einen Verfolgten halten und meine Feinde unter fanatischen

Priestern der Kirche suchen, zu deren Bekennern auch Sie gehören.«

Die Marquise hatte sich wieder gefaßt. Sie wollte aufstehen, war aber zu schwach, um ihren Vorsatz auszuführen. Ihre großen Augen wieder auf Grant richtend, sprach sie:

»Sie, die Alles wissen, behaupten, ich müsse sterben. . . . O, mir graus't vor dem Tode! . . . Sie können meine Fragen nach dem, was jenseits des Grabes meiner wartet, nicht beantworten, und ich, ich habe viel gesündigt auf Erden! . . . «

Die Marquise schüttelte sich wie im Fieber und Grant glaubte, eine ihrer Gedanken nicht mehr ganz mächtige Person vor sich zu haben. Ihn erbarmte aber die alte, offenbar dem Tode nahe Dame, deren Gewissen nach Allem, was er von ihr hatte erzählen hören, sich wohl nicht frei fühlen mochte von mancherlei Schuld und Fehle, und obwohl christlichen Trost einer von Zweifeln geängstigten Seele zu spenden nicht seines Amtes war, vermochte er der geistig Leidenden gegenüber doch nicht ganz zu schweigen.

»Sie haben, sagt man mir, gebeichtet, Frau Marquise,« sprach er. »Gewiß haben Sie auch bereut, und dem Reuigen soll ja vergeben werden.«

»Kennen Sie meine Beichte?« fragte die Leidende.

»Ich bin nicht Priester Ihrer Kirche, man beschuldigt mich der Ketzerei. . . . «

Die Marquise nickte mit dem nonnenhaft verhüllten Kopfe und erwiderte, abermals in ihren abschreckenden Lachkrampf fallend:

»Und Ketzer müssen verfolgt, bekehrt oder vernichtet werden!«

»Bekehren lasse ich mich nicht, und vor Verfolgung werd' ich mich kräftig zu schützen wissen. . . .«

»Zu schützen? . . . Ihren Feinden gegenüber? . . . Sie kennen uns nicht!«

»Die letzten Jahre lehrten mich den Vatican und seine Geheimnisse kennen.«

Die Marquise schüttelte heftig den Kopf. Dann blickte sie Grant mit furienhafter Wildheit an und hauchte, ihre Stimme zum leisesten Geflüster abdämpfend:

»Denken Sie an Pater Morazzi!«

»Ich verachte den Heuchler,« sagte Grant entschlossen.

»Und doch vertrauen Sie und Ihre Freunde sich dem Verachteten an!« sprach lächelnd die Leidende.

Grant erhob sich.

»Sie phantasiren,« versetzte er. »Ihre Gedanken verwirren sich. . . . Ich will nicht länger stören. Eine Bitte nur möchte ich Ihnen vor meinem Scheiden noch an's Herz legen. . . .«

»Bitten Sie nicht!« unterbrach ihn die Marquise. »Ich kann und darf und will Sie nicht hören, aber einen Rath will ich Ihnen geben. . . .«

»Arme, bethörte Frau! Wie könnten Sie mir rathen?«

»Auch warnen, warnen vor . . . dem Vatican und seinen Kindern will ich Sie. . . .«

Mathias Grant stützte sich wieder auf die Lehne des Sessels, den er inne gehabt hatte, und betrachtete mitleidigen Blickes die einer einbalsamirten Leiche ähnelnde alte Dame.

»Die Familie Montalto,« fuhr die Marquise hastig, aber leise und in kurzen Sätzen sprechend fort, »ist zu Grunde gegangen. ...«

»Sie sollte untergehen nach dem Wunsche des Klerus,« fiel Grant ein.

»Der ältere Bruder starb,« stammelte keuchend die Leidende. »Er starb den Tod eines ...«

»Eines armen Seiltänzers, Madame,« ergänzte Grant.

Die Augen der Marquise ruhten wie erlöschende Sterne auf dem Antlitze unseres Freundes. Sie küßte flüchtig das Crucifix und fuhr fort:

»Gewiß ... gewiß! ... Er stürzte vom Seile ... Schwindel erfaßte ihn ... seine Glieder zitterten ... seine Augen wurden glanzlos, wie die meinigen ... Pater Morazzi ...«

Grant stützte sich auf die Tischecke und beugte sein Haupt herab zum Munde der kaum noch verständlich Sprechenden, um mit angehaltenem Athem ihre Worte aufzufangen.

»Pater ... Giovanni Morazzi,« lallte die Marquise, »hatte Abends zuvor ... mit Frontelli-Montalto ... zu Nacht gespeis't ...«

Grant fühlte kalten Schweiß aus allen Poren dringen. Sein Auge ruhte auf den gelben häßlichen, durch Zuckungen noch mehr entstellten Zügen der Marquise,

die er gern für eine Wahnsinnige gehalten hätte. Aber eine fürchterliche Angst sagte ihm, daß nicht Wahnsinn den Mund der rettungslos dem Tode Verfallenen zu diesen Bekenntnissen öffne, sondern daß die Angst des Gewissens, die Furcht vor der Nacht, die das Grab ihrer sündenbelasteten Seele werden sollte, sie halb willenlos zu diesen entsetzlichen Mittheilungen fortriß.

»Gerechter Himmel, ermordet!« murmelte er, scheue Blicke durch das Gemach werfend, in dem er allein mit der Marquise verweilte.

»Ermordet!« wiederholte diese. »Aber sein Vermächtniß ging ... dem Klerus ... verloren ...«

»Weiter! Weiter!« rief Grant der immer schwächer werdenden in's Ohr. »Ich ward sein Erbe, ich bin es *noch!*«

Die Marquise nickte und lächelte wieder.

»Wir wissen es, wir wissen Alles,« fuhr sie fort. »Mein Sohn Emanuele ... sollte es an sich nehmen ...«

»Gott selbst hat es mir zugewiesen, um schändliche Thaten an's Licht zu bringen!« rief Grant aus, sein Auge dankend zum Himmel aufschlagend.

Die Marquise lachte wieder und schüttelte heftig den Kopf.

»Nein! Nein!« sprach sie mit Aufwendung ihrer letzten physischen Kräfte. »Der Klerus bleibt Sieger! ... Wo ist Graf Montalto mit seiner ... Schwester geblieben? ...«

Mathias Grant starrte die Marquise sprachlos an.

»Morazzi,« fuhr sie fort, »Giovanni Morazzi, Ihr Führer ... in den letzten Wochen ... ist mit ihnen ... ausgefahren ... ausgefahren ... Nacht! ... Finstere Nacht! ...«

Die Lippen der Sprechenden bewegten sich noch, aber sie vermochte ihren Gedanken nicht mehr Worte zu leihen.

»Wohin? Wohin?« schrie Grant der Sterbenden in's Ohr.

»Meine Schwester,« lallte die Marquise noch einmal und deutete mit zuckender Hand auf das Nebengemach. Dann fiel die untere Kinnlade schlaff herab, alle Gesichtsmuskeln vibrierten und ein lautes, heiseres Röcheln verkündete den Eintritt des Todes.

Mathias Grant, seiner Sinne kaum mächtig, stürzte in's Nebenzimmer. Da fand er Emerentia auf einer Ottomane in ihrem Blute schwimmend. Ein paar ihrer Lieblingsthiere lagen auf ihrer Brust. Das alte Fräulein lebte noch, aber sie war bewußtlos.

»Emerentia von Seidenblatt!« rief Grant wie wahnsinnig. »Ihre Schwester stirbt! ... Wo blieb Graf Montalto und seine Schwester?«

Emerentia gab keine Antwort. Da ertönten drei helle Glockenschläge. Gleich darauf bewegte sich die Portière und Eustachius trat unhörbar in das Gemach.

»Hochwürden,« sprach Grant, seine Aufregung nicht verheimlichend, »die Frau Marquise stirbt. ... Fräulein von Seidenblatt verblutet sich. ... Ich habe furchtbare Dinge vernommen! ... Meine Freunde, wo sind sie? ...«

Pater Eustachius beugte sich über das Antlitz seiner Mutter, küßte ihre Stirn und drückte ihr sanft die Augen zu. Dann sprach er, die Hände faltend und den Blick nach Oben gerichtet:

»Sie hat vollendet, die Gute, Gerechte, und steigt auf zu den Wohnungen der Seligen!«

»Meine Freunde!« wiederholte mit bittender Stimme, Mathias Grant.

»Sie sollen sie wiedersehen,« versetzte der Jesuit. »Der hochwürdige Pater Radom harrt Ihrer schon und wird Sie geleiten.«

Im nächsten Augenblicke fühlte Grant die Hand des Paters seinen Arm erfassen und ließ sich willenlos, wie ein Träumender, die langen hallenden Gänge hinab führen.

NEUNTES KAPITEL. VOR DER PORTA DI SAN LORENZO.

Auf dem Cartile di San Damaso begegnete der ganz betäubte Grant seinen Freunden. Monsignore Vestucci hatte sie eben verlassen. Alle erschraaken über das verstörte Aussehen des starken Mannes, doch wagte Keiner in Gegenwart des wie immer verbindlich lächelnden Pater's ein fragendes Wort an ihn zu richten. Grevenhusen sagte nur, daß Monsignore Vestucci abgehalten sei, den Freund heute noch einmal zu sprechen, er hoffe jedoch, recht oft noch mit ihm zusammenzutreffen, wenn die seinerseits gemachten Anerbietungen von den Freunden angenommen würden.

Grant, der sich schwach, ja nahezu krank fühlte, ließ es geschehen, daß Ludwig Versmissen ihn zum Wagen führte. Von Pater Radom empfahl er sich ohne Worte. Im Wagen erst richteten die Freunde verschiedene Fragen an den Freund.

»Daheim, daheim!« lauteten die einzigen Worte, die man ihm entlocken konnte.

In seiner Wohnung angekommen, theilte sich Grant sowohl Grevenhusen wie Versmissen mit.

»Ich fürchte, die Unglücklichen sind ermordet, wie man den Bruder durch eins ihrer entsetzlichen Gifte aus der Welt geschafft hat,« rief er aus. »Denkt nur für mich und faßt einen Entschluß, denn ich bin eines klaren Gedankens in meiner gegenwärtigen Aufregung durchaus nicht fähig!«

Die Freunde beriethen sich lange Zeit, ohne sich einigen zu können. Die Gebrüder Maffei meinten, es sei am sichersten, die Hilfe der päpstlichen Polizei in Anspruch zu nehmen, da heimliche Verbrechen doch unmöglich von einer Behörde, die über Gesetz, Sitte und Ordnung zu wachen verpflichtet sei, geradezu begünstigt werden könnten. Grevenhusen und Versmissen dagegen wollten nichts von Anrufung irgend einer Behörde wissen.

»Rom ist der merkwürdigste, großartigste und furchtbarste Aufenthalt auf der weiten Welt,« sagte der Erste. »Ich bin mit dieser Ueberzeugung im Herzen vor den reformatorischen Bestrebungen geflüchtet, mit welchen derselbe Mann den heiligen Stuhl zu verherrlichen suchte, der jetzt keinen andern Willen mehr hat, als den, dem Klerus zu gefallen, und werde es, noch mehr darin bestärkt, auch jetzt wieder verlassen. Der Vatican gibt nichts verloren, als das Verwes'te. Die letzten Stunden der Marchesa von Castelcaccio und die Mittheilungen,

welche die Todesangst ihr entlockte, haben es bewiesen. Aber mich dünkt, wir befinden uns augenblicklich in ziemlich vortheilhaften Lage. Es ist sehr wahrscheinlich, daß uns mit diesem willigen Entgegenkommen nur neue Schlingen gelegt werden sollen. Der Klerus ist immer mild und menschenfreundlich, wenn er auf neue Tücken sinnt, allein gerade jetzt gefährdet uns seine Humanität gewiß nicht. Ich bin deshalb der Meinung, Pater Radom oder Monsignore Vestucci müssen über die letzten Aeüßerungen der sterbenden Marquise befragt werden. Wahrscheinlich haben Beide keine Ahnung von diesem Verrath einer Sterbenden, die ihre Seele am Eingang zur Hölle noch retten möchte. Ueberrascht man sie, so dürften sie ernsthaftem Drängen, ja nöthigenfalls harter Drohung sich laut widersetzen. Es wehen keine reinen, am wenigsten heilige Lüfte über der ewigen Stadt. Das Innere des Vesuvs ist nicht mehr angefüllt mit verheerendem Zündstoff, als dieser Boden, auf dem sich so viele Kirchen und Klöster erheben, und wo das Glockengeläut der Welt den Glauben beibringen soll, wenn nirgend anderswo, so sei doch im Patrimonium des heiligen Petrus der ewige Friede, der Himmel auf Erden eingekehrt. Um also die dumpfe Unzufriedenheit, die in den Gemächern von Hunderttausenden grollt, nicht zu vermehren oder gar zum Ausbruche kommen zu lassen, werden sie sprechen, wenn wir drohen, und das kann uns wenigstens auf die Spuren neu vorbereiteter Intriguen leiten.«

Mathias Grant hatte zwar Mancherlei auch gegen diesen Vorschlag einzuwenden, da er jedoch selbst etwas

Besseres nicht zu ersinnen wußte, gab er seine Einwilligung.

»Ich selbst lasse mich bei Monsignore Vestucci anmelden, und zwar schon morgen,« sprach Grevenhusen. »Hat er mich doch aufgefordert, ihm die Ehre eines Besuches zu gönnen.«

»Führte er Sie zum Sarge des Apostels?« fragte Grant noch immer zerstreut. »Irre ich nicht, so befindet sich in demselben Grabgewölbe auch die Ruhestätte der Tochter Gustav Adolphs von Schweden, der wunderlichen, nie befriedigten Königin Christine.«

»Betreten haben wir das Gewölbe selbst nicht, nur einen Blick durften wir hinein werfen,« versetzte Glacomo Maffei.

»Weshalb durftet Ihr es nicht betreten?«

»Es beteten Pilger darin,« sagte Versmissen. »Drei Tage und Nächte wollten die frommen Seelen auf ihren Knien liegen, um sicherer durch solche Kasteiung den Himmel zu gewinnen.«

Grant zuckte die Achseln und schlug seine Augen fragend zum Himmel auf.

»Ich bin der Herrlichkeiten und des Glaubenseifers völlig satt, der wie die Luft der Malaria über den Ruinen dieser dreitausendjährigen Stadt schwebt,« sprach er. Laßt uns die Spuren der Verschwundenen ermitteln und dann unverweilt aufbrechen. So stiftet das Wort der sterbenden Marquise vielleicht mehr Gutes, als alle Werke, die sie in ihrem langen Leben hat fördern und vollbringen helfen.«

Tags darauf, während Grevenhusen ganz allein nach dem Vatican fuhr, machte Grant mit Benninghausen, Versmissen, Felicia und Hertha einen Ausflug vor die Porta di San Lorenzo. Peregrin Guttman mit seiner Tochter besuchte das Ghetto, um sich mit eigenen Augen von dem Wohlsein derer zu überzeugen, zu denen ihn bisweilen eine unwiderstehliche Neigung altnationaler Anhänglichkeit, die kein Wasser, wie er behauptete, zu beseitigen vermöge, hinzog.

Der Himmel war klar, das Wetter sommerlich mild. Grant ließ die Wagendecke zurückschlagen, um die Aussicht besser genießen zu können. Die weiche sonnige Luft wirkte neu belebend auf seine tief niedergeschlagene Seele, und wenn er auch nur wenig sprach, so heiterte sich sein Auge doch auf, und mit Wohlgefallen schwelgte der für landschaftliche Schönheiten empfängliche Blick des Mannes, dem wahre Herzensbildung mehr galt als unklare Verzückung, in dem herrlichen Bergpanorama, das wie ein köstlich geschnittener Rahmen das düstere Gemälde der Campagna mit ihren Grabmälern, Trümmern und Wasserleitungen einfaßte.

Ungefähr zehn Minuten vor dem Thore gewahrten die Freunde links von der Straße einen bedeutenden Zusammenlauf von Menschen. Grant ließ den Wagen halten und fragte, was geschehen sei.

»Ein Theil der Katakomben ist eingestürzt,« lautete die Antwort.

»Sind Menschen dabei verunglückt?« fragte Graf Benninghausen.

»Einige fürchten es,« gab der Gefragte zur Antwort. »Es muß sich bald zeigen, da man die Treppe zum Eingange bereits aufgefunden hat.«

Grant ließ den Wagen weiter fahren. Erst in der Einsamkeit der Campagna gab er Befehl wieder umzukehren. Es waren inzwischen ein paar Stunden vergangen, und als die Zurückkehrenden sich dem Orte wieder näherten, wo der Menschenzusammenlauf sie kurze Zeit aufgehalten hatte, war die Menge der Neugierigen noch bedeutend mehr angeschwollen.

»Ich habe mich nie entschließen können, in diese dumpfen und stets gefährlichen uralten Grabgewölbe hinabzusteigen,« sagte Versmissen. »Welchen Genuß kann das Auge an aufgehäuften Menschenschädeln und überzwerch zusammengelegten Gebeinen haben? Aber die Menschen sind seltsam geartet. Das Schöne und Erhabene läßt sie kalt, während das Grausenerregende sie entzückt.«

»Wir müssen doch noch einmal Erkundigungen einziehen, ob der plötzliche Einsturz Menschenleben gekostet hat,« meinte Benninghausen.

Grant war damit einverstanden, und abermals hielt der Wagen. Die Freunde stiegen sämtlich auf. Noch ehe sie das Thor der Vigna erreichten, wo das stärkste Gedränge war, hörten sie wiederholt die Worte ausrufen:

»Poveri uomini!«

Den fremden Herrschaften machte das Volk sogleich Platz. Die Freunde traten ein und erblickten auf frischem Grabhügel drei Leichen neben einander liegend.

Die Hand des Einen umklammerte noch krampfhaft den Stumpf einer Fackel. Die beiden Andern hielten sich umarmt. Es war ein Mann und eine Frau, in denen die Freunde entsetzt den Grafen Montalto und Angela erkannten. Der Mann mit der Fackel, als Montegiano gekleidet, zeigte die von innerm Entsetzen zwar entstellten, aber doch leicht zu erkennenden Gesichtszüge des Paters Giovanni Morazzi. Sein falscher Bart war ihm entfallen.

...

Mathias Grant legte beide Hände über sein Gesicht und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Felicia und Hertha waren vor Schreck einer Ohnmacht nahe. Graf Benninghausen und Versmissen geleiteten die Zitternden sogleich zum Wagen, den auch Grant wieder bestieg.

Das traurige Ende der Unglücklichen war unschwer zu errathen. Ohne Zweifel hatte Giovanni Morazzi, den Führer spielend, das Geschwisterpaar in den Katakomben verlassen wollen, um sie hier sicher dem Tode zu überliefern. Er selbst wollte sich retten, mochte aber entweder zu früh die Fackel verlöscht haben, oder ein Zufall hatte ihn den Ausgang nicht finden lassen. Der Gesichtsausdruck aller drei Verunglückten ließ erkennen, daß sie, wahrscheinlich nach kurzen Leiden, erstickt waren. –

Schweigend fuhren die Freunde zurück nach der Stadt. Sie waren länger ausgeblieben, als es ihre Absicht gewesen. In seiner Wohnung fand Mathias Grant einen mit Bleistift geschriebenen Zettel Manfred's vor. Dieser enthielt die Anzeige, daß Grevenhusen unwohl aus dem

Vatican zurückgekehrt sei und daß er sämtliche Freunde recht bald bei sich auf dem Palatin zu sehen hoffe. Er selbst habe sich mit den Gebrüdern Maffei vor einer Stunde eben dahin begeben.

Ohne Säumen brachen die Freunde nach der Wohnung des Ostfriesen aus. Sie fanden den so ruhigen Mann in einer Aufregung, die nur die Folge ungewohnter Gemüthserschütterungen sein konnte.

Hertha erschrak am Meisten und umklammerte den Vater, von dem eben Erlebten selbst erschüttert, unter Schluchzen.

»Beruhige Dich, mein Kind,« sprach Grevenhusen, »und auch Ihr, macht Euch meiner wegen keine Sorgen. Der Mensch übersteht Vieles, wenn er durch Studium und Lebenserfahrung die feste Ueberzeugung gewonnen, hat, daß auch das Entsetzlichste, das Unfaßbare und im Augenblick des Geschehens völlig Unerklärbare zum Besten des großen Ganzen geschieht, und daß über dem ewig gährenden Chaos auch der ewig ordnende und bildende Geist Gottes schwebt. Dringt nicht weiter in mich mit Fragen! Wir sprechen uns aus, wenn die Siebenhügelstadt hinter uns liegt, und der Tag, welcher uns Abschied nehmen läßt von Allem, was uns hier theuer und werth geworden ist, bricht hoffentlich bald an. Für jetzt genüge Euch die Mittheilung der Thatsache, daß ich Monsignore Vestucci nicht gesprochen habe.«

»Sie wurden nicht vorgelassen?« fragte Grant.

»Ich habe ihn gesehen – als Leiche!«

»Vestucci auch todt?« rief Versmissen. »Mein Gott, will denn Alles sterben?«

»Mich dünkt, sie *müssen* sterben,« fuhr Grevenhusen fort, »weil Gott Gericht zu halten kommt über Alle, die gefrevelt an ihm und den Werken seines Geistes auf das Geheiß der Töchter des Vatican! . . . Monsignore Vestucci starb eines unnatürlichen Todes.«

ZEHNTES KAPITEL. DIE LIEBE SIEGT.

Nach Jahresfrist finden wir die Personen, deren Schicksale uns so lange beschäftigt haben, auf dem alten Ritter-sitze des Grafen Benninghausen versammelt, der vor einigen Tagen die Tochter Grant's als Gattin auf das Schloß seiner Ahnen heimgeführt hat. Felicia hat ihren Glauben nicht gewechselt, den Ehebund aber, den sie einging, segnete ein freisinniger protestantischer Geistlicher ein, und weder der glückliche Graf noch der sehr alt gewordene Grant fürchten, daß sie dem Beispiele Leontinens je folgen wird. Am Vermählungstage Felicia's feierte Ludwig Versmissen seine Verlobung mit Hertha, die er nach dem Wunsche Grevenhusen's erst nach einem Jahre heimführen sollte.

Manfred und die Lucchesen waren in Rom geblieben. Alle Drei hatten zu dem festlichen Tage Briefe an Grant, Grevenhusen und Versmissen geschrieben. In diesen brieflichen Ergüssen wird auch der Tod Vestucci's erwähnt und die Ursache desselben, welche der Klerus sehr geheim hielt, angedeutet.

Wir erinnern uns, daß an demselben Tage, wo die deutsche Marquise die letzte Oelung empfing, zwei Pilger sich bei dem Prälaten anmelden ließen, um von diesem, welcher die Schlüssel zu dem Grabgewölbe des heiligen Petrus besaß, in dasselbe hinabgeleitet zu werden. Vestucci unterzog sich persönlich dieser Pflicht. Die Pilger waren Fremde, ihr Aeußeres ließ die Strapazen erkennen, die sie auf ihrer langen, an Entbehrungen aller Art reichen Pilgerfahrt mochten ertragen haben. Beide beteten noch in der Gruft des Apostels, als Grevenhusen mit seiner Begleitung diese zu betreten wünschte. Bald darauf beendigten die Fremden ihre Andacht, und zum Dank und Lohn für des gefälligen Prälaten Bemühungen beschenkte einer der Pilger diesen mit einer Phiole, in der sich Wasser aus dem Jordan befand, der andere reichte ihm ein Päckchen Erde, auf Golgatha gesammelt, zum Andenken.

Monsignore Vestucci trug beide Geschenke auf sein Zimmer, öffnete das Packet und stellte das Crucifix auf seinem Arbeitstische in die geweihte Erde. Mit dem Wasser aus der Phiole benetzte er seine Finger, wenn er betend sich bekreuzte. Nach wenigen Stunden schon fühlte er sich unwohl. Eine seltsame Mattigkeit befiel ihn, sein Athem ward kurz und heiß, Hände und Füße erkalteten, das Licht der Augen schien erlöschen zu wollen. Vestucci erblindete jedoch nicht. Als Pater Radom den alt erprobten Freund zu besuchen kam, fand er ihn als Leiche vor dem Tische sitzend. Erde wie Phiole hat Keiner mehr gesehen. Die Pilger waren ebenfalls verschwunden. Einige

Monate später, als in Folge heftiger Regengüsse die Tiber anschwell, trieb bei Ponte Molle eine Leiche an's Land, welche Pilgerkleidung trug. Es war ein Weib, und der Beschreibung nach, die im Giornale di Roma über die Unbekannte veröffentlicht ward, mußte es Angela von Radom, die Tochter der deutschen Marquise, gewesen sein. Jedenfalls war die Beklagenswerthe verunglückt. Der zweite Pilger ward nicht wieder gesehen. Manfred äußerte aber die Vermuthung es werde sich in ihm wohl Salvatore Morazzi verborgen haben.

Die Briefe der Gebrüder Maffei berichteten unter Anderem, daß Pater Eustachius das wichtige Amt Vestucci's erhalten habe und Pater Radom demnächst mit einem Bisthum belohnt werden solle.

Senator Unstätten lebte in klösterlicher Zurückgezogenheit, und beide Brüder glaubten, der noch weit bigotter gewordene Mann werde vor seinem Ende sicherlich noch in einen Mönchsorden treten.

Pater Lorchheimer lehrte am Collegium Romanum.

Peregrin Guttmann, welcher durch die schnell auf einander folgenden Todesfälle ihm bekannt gewordener Personen seinen Humor verloren hatte und seit jener Zeit sehr schweigsam ward, legte den päpstlichen Orden ab, indem er sagte:

»Ich werf' ihn zum alten Eisen. Sollten s' einmal den curiosen Einfall haben, alle Schlüssel des Vatican einzuschmelzen, um für das gewonnene Erz was Nützliches anzuschaffen, will ich das feine Kreuzlein mit beisteuern als Peterspfennig bei einer neuen Anleihe aber zur

Aufrechthaltung des heiligen Stuhles betheilige ich mich nimmermehr. Ich bin nie gewesen ein Freund von faulen Geschäften, und ich kann's betheuern auf Credit, daß die Sachen in Rom bald werden sein oberfaul. Das kann begreifen jeder einfach simple Mensch.«

Semele Guttman schmolte bald mit Felicia bald mit ihrem Vater. Weshalb, wußte sie selbst nicht recht. Sie hätte es gewiß gern gesehen, wenn sie sich ebenfalls nach Neigung hätte verheirathen können, es wollte sich aber durchaus kein Mann finden, der in jeder Beziehung vor den kritischen Augen des wählerischen Mädchens Gnade fand.

Von Leontine hörte man nichts mehr. Briefe aus Rom kamen zwar häufig an, keiner aber gedachte der frommen Frau im Convent der Ursulinerinnen.

Mathias Grant lebte nur noch wenige Jahre. Er sah die drohenden Wetterwolken, die sich immer furchtbarer über dem Vatican zusammenzogen, den Ausbruch des Sturmes erlebte er nicht mehr. Er starb bei einem Besuche, den er auf Grevenhusen's Hofe abstaten, um hier Zeuge des Glückes und des schönen Friedens zu sein, die sein Vetter Ludwig Versmissen durch seine Vermählung mit der sinnigen Hertha gefunden hatte.